DAS KARLSRUHER UNTERHALTUNGSBLATT. EIN FÜR ALLE STÄNDE, JUNG UND ALT, INTERESSANTES UND...

Digitized by Google

comp

476/2

106

1/2

Kirchner 6424
Estermann 4 149
Diesch 2122

26/35
902.175

DAS KARLSRUHER

Unterhaltungsblatt.

Ein für alle Stände, Jung und Alt, interessantes und belehrendes

BILDERWERK.

Vierzehnter Jahrgang.

Tab. I. – LII.

CARLSRUHE
in der
C. F. Müller'schen Hofbuchhandlung.
1841.

224.485-C.1C1-
14
1841

Digitized by Google

Digitized by Google

Karlsruher Unterhaltungs-Blatt.

Vierzehnter Jahrgang 1841, enthält 52 Nummern mit 52 Abbildungen.

Inhalt.

I. Abtheilung.

Naturhistorische und andere Gegenstände und Abbildungen.

In alphabetischer Ordnung.

	Seite.
Alcazar der, in Segovia	135
Anhinga, Amerikanische und levaillantische	147
Ansicht eines Urwaldes in Brasilien	193
Antilope, die bunte	91
Ara, der rothe und der blaue	103
Araber, aus der Ebene des Jordans	207
Banianenbaum, der	37
Bär, der langrüsseliche	127
Bosphorus, der	63
Calcutta	21
Campo Santo in Pisa, das	5
Coimbra	107
Cuvier, Georg	189
Das Innere der Kirche der Verklärung Mariä in Moskau	79
Das Innere des großen Tempels zu Balbeck	159
Der Dom zu Cöln	201
Der Rigi in der Schweiz	213
Der sterbende Gladiator	217
Dôlespitze, die, im Juragebirge	55
Drachenbaum, der, von Orotava	67
Eisenbahn von London nach Birmingham	75
Fregatte und Tropikvogel	59
Grünringige Pelamide	155
Hudson-Strom, Ansicht des	119
Hurdwar	99
Innsbruck	143
Karlsbad	51
Kirgisen-Gruppe, eine	83
Kühlzimmer, ein türkisches	139
London, der Hafen von, das Zollgebäude und die neue Londonbrücke	2
Mahadeo oder Mahadöh-Tempel in Hindostan	115
Palais royal	123
Peking, die Hauptstadt des Chinesischen Reiches	185
Persisches Pferd	45
Pilote, der	71
Pyramiden von Gizeh	179
Radak-Inseln, und ihre Bewohner	175
Simla, Ansicht von	151
Skeletten-Gruppe in der Höhle von Ellora	131
Spanische Majos	29
St. Jean d'Acre	33
Stromschnellen des Niagara	9
Sultan Abdul Medschid	95
Trüffeln, die	171
Tscherkessen, die	167
Uebergang über einen Strom in Boolan	17
Upsala	87
Vergleichende Darstellung der vorzüglichsten Wasserfälle der Erde	41
Washingtons Grabmal	13
Winnipiseogee-See, der	25
Zibethkatze, die	163
Zuckerahorn, der	111

Digitized by Google

II. Abtheilung.

Erzählungen ꝛc. in chronologischer Folge.

Seite.

Morgengruß des Unterhaltungsblattes, beim Antritte seines vierzehnten Jahres 1
Der Besuch beim Philosophen. Mit einer Compositien Tab. I. 3
Verschiedenes 3
Schwulitäten eines Bücherwurms. Mit einer Composition Tab. II. 11
Verschiedenes 16
Die Vertriebenen. Mit einer Composition Tab. III. 19
Die nächtliche Sängerin. Mit einer Compositien Tab. IV. 27
Verschiedenes 28
Verschiedenes 32
Die zwei Zähne. Mit einer Composition Tab. V. 34
Der Großfürst Oleg 39
Die Götzenbilder 40
Verschiedenes 40
Der Juwel des Gebirges. Mit zwei Compositionen Tab. VI. u. VII. 43
Verschiedenes 58
Der Falke. Mit einer Compositien Tab. VIII. 60
Verschiedenes 62
Oleg's letzte Thaten 65
Die Petschenegen 66
Des Schneiders Traum. Mit einer Compositien. Tab. IX. 68
Das Negerschiff 69
Der brave Seemann 73
Verschiedenes 74
Der eherne Kranz. Mit einer Composition Tab. X. 77
Schlauheit eines Negers 82
Verschiedenes 82
Der Lebkuchenhändler. Mit zwei Compositionen Tab. XI. u. XII. 86
Die Erscheinung 97

Seite.

Hogan, oder die Macht des Gewissens. Mit einer Compositien Tab. XIII. 100
Die zwei blinden Musikanten. Mit einer Compositien Tab. XIV. 109
Der Landmann von Bretagne. Mit einer Compositien Tab. XV. 116
Verschiedenes 122
Die gutgemeinte Lüge. Mit zwei Compositionen Tab. XVI. u. XVII. 125
Fabeln 130
Die Sclavenameisen 138
Der Ochsenmenuet. Mit einer Compositien Tab. XVIII. 141
Verschiedenes 142
Favori. Mit zwei Compositionen Tab. XIX. u. XX. 148
Fabeln 158
Verschiedenes 158
Schiffsbruch der Blendenhall 161
Verschiedenes 162
Ada, eine Erzählung aus dem alten Griechenland. Mit einer Compositien Tab. XXI. 165
Heilsame Gehirnerschütterung. Mit einer Compositien Tab. XXII. 174
Das Mädchen. Mit einer Composition Tab. XXIII. 183
Verschiedenes 184
Die Indianer und die Büffel in Nordamerika . . 188
Verzweifle nie! Mit zwei Compositionen Tab. XXIV. und XXV. 192
Der Flötenspieler 192
Verschiedenes 200
Verschiedenes 212
Das Billard. Mit einer Composition Tab. XXVI. 215
Verschiedenes 216
Verschiedenes 222

Digitized by Google

Alphabethisches Verzeichniss

der zu dem vierzehnten Jahrgang 1841 gehörigen Tafeln.

	Tab.
Alcazar, der, in Segovia	XXXIV
Anhinga, Amerikanische und Levaillantische	XXXVII
Ansicht eines Urwaldes in Brasilien	XLVIII
Antilope, die bunte	XXIII
Ara, der rothe und der blaue	XXVI
Araber, aus der Ebene des Jordans	L
Banianenbaum, der	X
Bär, der langrüsselsche	XXXII
Bosphorus, der	XVI
Calcutta	VI
Campo Santo in Pisa, das	II
Coimbra	XXVII
Cüvier, Georg	XLVII
Das Innere der Kirche der Verklärung Mariä in Moskau	XX
Das Innere des großen Tempels zu Balbeck	XL
Der Dom zu Cöln	XLIX
Der Rigi in der Schweiz	LI
Der sterbende Gladiator	LII
Dölespitze, die, im Juragebirge	XIV
Drachenbaum, der, von Orotava	XVII
Eisenbahn von London nach Birmingham	XIX
Fregatte und Tropikvogel	XV
Grünringige Pelamide	XXXIX
Hudson-Strom, Ansicht des	XXX
Hurdwar	XXV
Innsbruck	XXXVI
Karlsbad	XIII
Kirkisen-Gruppe, eine	XXI
Kühlzimmer, ein türkisches	XXXV
London, der Hafen von, das Zollgebäude und der neuen Londonbrücke	I
Mahadeo oder Mahadöh-Tempel in Hindostan	XXIX
Palais royal	XXXI
Peking, die Hauptstadt des Chinesischen Reiches	XLVI
Persisches Pferd	XII
Pilote, der	XVIII
Pyramiden von Gizeh	XLV
Radak-Inseln, die, und ihre Bewohner	XLIV
Simla, Ansicht von	XXXVIII
Skeletten-Gruppe in der Höhle von Ellora	XXXIII
Spanische Majos	VIII
St. Jean d'Acre	IX
Stromschnellen des Niagara	III
Sultan Abdul Medschid	XXIV
Trüffeln, die	XLIII
Tscherkessen, die	XLII
Uebergang über einen Strom in Boolan	V
Upsala	XXII
Vergleichende Darstellung der vorzüglichsten Wasserfälle der Erde	XI
Washingtons Grabmal	IV
Winnipiseogee-See, der	VII
Zibethkatze, die	XLI
Zuckerahorn, der	XXVIII

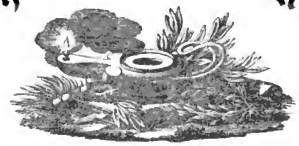
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Karlsruher Unterhaltungsblatt.



Nro. 1. Vierzehnter Jahrgang. **1841.**

Morgengruß

des Unterhaltungsblattes beim Antritte ſeines vierzehnten Jahres.

Noch immer iſt es meine Luſt
Mein Bündelchen zu tragen,
Mit frohem Sinn und heitrer Bruſt
Mich in die Welt zu wagen.

Mich kümmert nicht die Politik,
Weiß nichts von Fried' und Kriegen;
Mag ſich darüber an den Strick
Ein Kannegießer fügen.

Ich trage keinen Doctorhut,
Kann nicht Syſteme dreſchseln
Und, wie der Bücherwürmer Brut,
Die Farbe täglich wechſeln.

Doch in dem Buche der Natur
Mit hellem Blick zu leſen,
Zu forſchen nach der Gottheit Spur
In allen ihren Weſen;

Mit einem Herſchel kühn und keck
Die Himmel zu durchſchweifen,
Mit einem Humboldt jeden Fleck
Der Erde zu durchſtreifen.

Zu ſchauen, was die Hand der Kunſt
Im Süden ſchuf und Norden,
Und was durch hehrer Muſen Gunſt
Die Sterblichen geworden.

Im Sturme bald und bald im Glück
Zu ſchaun das bunte Leben,
Zu weiden meines Geiſtes Blick
An edler Menſchen Streben:

Dieß Alles feſſelt meinen Sinn
Und macht das Herz mir weiter;
Dann ſtell ich Euch im Spiegel hin
Der Weſen Stufenleiter. — —

Der Herr Magiſter Baldrian,
Der Euch Vokabeln lehret,
Und durch den Meiſter Urian
Zum Hängekopf bekehret,

Hält all' mein Werk für eiteln Tand
Für Trödel und für Plunder
Und ſchreit: »ich handelte durchs Land
Mit Schwefelholz und Zunder.«

Trotz ſeines Eifers ſeht Ihr doch
Mich immer auf den Füßen;
Ich kann mich, vor dem Ofenloch
Zu ſitzen, nicht entſchließen.

Sei Schwefelholz auch nur mein Kram,
Will mich darob nicht härmen
Taugt doch der Zunder und der Schwamm
Zum Leuchten und zum Wärmen!

Herbei, herbei denn, Jung und Alt,
Setzt traulich Euch zuſammen;
Doch ſchüret erſt, 's iſt draußen kalt,
In dem Kamin die Flammen! —

C. S.

Digitized by Google

Der Hafen von London,

das Zollgebäude und die neue Londonbrücke.

(Mit einer Abbildung.)
Tab. I.

Wenn man am Neujahrstag 1841 einen Punkt auf der Erde bestimmen wollte, wo das rührigste Leben und das großartigste Treiben des Jahrhunderts sich darstellen, so müßte man ohne Zweifel auf die unermeßliche Hauptstadt des Großbritanischen Reiches, und in ihr wieder insbesondere auf den Fleck derselben deuten, den unser schönes und treues Bild dem Auge und der Einbildungskraft näher bringt. Hier ist gleichsam das Herz des Welthandels, von welchem die ersten starken Pulsadern desselben ausgehen und sich tausendfach verzweigend nach allen Richtungen hin ergießen; hier ist der große Weltmarkt, wo Alles, was die Erde Nützliches, Schönes und Köstliches erzeugt in überreicher Fülle zusammenströmt; das große Arsenal, von welchem die erste Seemacht des Erdkreises ihre weltgebietenden Flaggen aussendet, um sich fremde Meere und Küsten, ferne Länder und Völker mit allen ihren Erzeugnissen und Schätzen zinsbar zu machen.

Wenn ein alter Römer oder Grieche von den Todten auferstände und in dem Hafen von London, etwa vor dem Custom house (Zollhause) zum Bewußtseyn erwachte, wie würde er erstaunen wenn er diesen unübersehbaren Wald von Segeln, diese stolzen Prachtgebäude, Quays und Brücken, diese himmelansteigenden Thürme und diese pfeilschnell fliegenden Dampfboote erblickte, die hier in buntem überraschendem Wechsel durch eigender kreuzen? Er würde sich in eine Zauberwelt versetzt glauben und es nicht fassen können, daß er sich an der Küste desselben Britaniens befinde, welches vor 2000 Jahren noch ein rohes, barbarisches Volk beherbergte, das, wie jetzt noch die Wilden Amerikas, sich den halbnackten Leib bemalte und aus den Schädeln erschlagener Feinde zu trinken pflegte.

Man braucht indeß nicht ein alter Römer und Grieche zu seyn, um in London sich in Erstaunen und Bewunderung zu verlieren, man darf nur aus irgend einem andern Lande Europas, etwa aus unserm lieben, geruhigen, traumhaft gemächlichen Deutschland nach der Riesenstadt reisen, und man wird sich eines beinahe überwältigenden Eindrucks nicht erwähren können. Kaum hat man die Mündung der Themse erreicht, so ahnet und erkennt man auch schon die Nähe der mächtigen Gebieterin aller Meere, obgleich man noch neun Meilen von ihr entfernt ist. Man sieht sich unvermerkt von einer Menge weißer Segel umringt, welche in immer wechselnden Gestalten den Strom hinauf und hinab gleiten. Freundliche Landhäuser schwimmen an beiden Ufern, zur Rechten und zur Linken, schattenreiche Parks und Gärten mit frischgrünen, üppigen Rasenplätzen scheinen den Ankömmling gastfreundlich zur Ruhe und Erquickung einzuladen. Aber rastlos fliegt er an ihnen vorüber; immer neue Segel, immer schönere Villen tauchen aus der nebligen Ferne auf. Hier eilt ein beladener Kauffahrer mit flügenden Wimpeln und geschwellten Segeln, dort eine stattliche Fregatte oder ein hochmastiger Dreidecker mit seinen gähnenden Feuerschlünden an ihm vorüber; hier arbeitet sich ein unbehülfliches Steinkohlenschiff mühsam den Strom hinauf, dort fliegt ein prächtiges Dampfboot, wie von unsichtbaren Flügeln getragen mit Blitzesschnelle dem Ziel entgegen. Jetzt nimmt das Gewimmel zu und immer dichter und dichter drängen sich die Gegenstände; tausende von kleinen Böten winden sich zwischen den mächtigen Last- und Kriegsschiffen hindurch; die Dampfboote schießen in beängstigender Nähe an einander vorüber; Alles scheint auf der unabsehbaren Fläche zu tanzen und der Geist kann es kaum fassen, daß so viele Segel sich ausweichen, so viele Schiffe und Kähne mit und durch und neben und gegen einander steuern und rudern und segeln können, ohne sich zu berühren, zu zertrümmern und in den Grund zu bohren, und während das Auge sich übersättigt, der Geist überwältigt fühlt, schnürt eine beengende Bangigkeit die an diesen Anblick nicht gewöhnte Brust zusammen. Endlich scheint der majestätische Strom in einen schmalen Canal umgeändert, der unter dem Schatten von 10,000 Masten, die seinen Borden wie ein dichter Wald entwachsen, fast verschwindet. Ewige Nebel- und Rauchwolken schweben über der wunderbaren Metamorphose, wie ein magischer Schleier, und mitten in London steht der staunende, verwirrte Ankömmling London nicht. Nur die Prachtgebäude an den Ufern der Themse, und das verwirrende Durcheinander von Thürmen, Kuppeln, Denksäulen, Häusern die nach und nach aus den Nebelschleiern hervortreten, lassen ihn das Labyrinth von Gebäuden ahnen, in das er versetzt ist.

Jetzt steigt zur Rechten ein stattlicher Palast aus dem Gewimmel auf; er scheint nicht für Menschen, sondern für Götter gebaut, eine reizende Façade mit griechischen Säulen und prachtvollen Hautreliefs geschmückt, dehnt sich in unabsehbare Perspective aus. Zahlreiche Menschen rennen auf dem schnurgeraden, massiven Quay in rastloser, beinahe stürmischer Geschäftigkeit durch einander. Hunderte von Kauffahrteischiffen haben in seiner Nähe geankert; alle Farben und Insignien der Völker Europas sind hier wie in

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Besuch beim Philosophen.

Digitized by Google

einer ungeheuern Mustercharte zu schauen. Die Französischen, Spanischen, Portugiesischen, Genuesischen, Holländischen, Schwedischen, Russischen, Dänischen, Hanseatischen und Amerikanischen Flaggen flatterte hier in seltsamer Nähe; Waaren und Producte aus allen Theilen der Welt, aus Ost, West und, Süd werden hier ausgeladen, aufgestapelt, fortgeschafft. Weiße, schwarze, rothe, braune Menschengesichter, Kaufleute, Matrosen, Lastträger, Kärrner, Alles wimmelt, schreit, dringt, tobt durch einander, wie die Wellen des empörten Meeres. Dampfboote, kommen und gehen, Reisende steigen aus und ein; unvermerkt wird man vom Menschenstrome in das Getümmel mit fortgerissen und schwimmt nun mitten in der gährenden Masse.

Das Gebäude aber, in dessen Nähe so viel Kräfte, Arme und Beine, in Bewegung gesetzt werden, ist eben das Zollhaus (Custom house) das unsere Abbildung darstellt.

(Der Beschluß folgt.)

Der Besuch beim Philosophen.

(Mit einer Composition von G. W. Fasel. Tab. I.)

Es war an einem schönen Herbstabend, und die sinkende Sonne begrüßte mit ihren letzten Strahlen die Thürme von Florenz, als an die Thüre des Cornelius Agrippa ein heftiger Schlag geschah und bald darauf ein Fremder ins Zimmer trat, in welchem der Philosoph zu studiren pflegte. Der Fremde, obgleich von schöner Gestalt und feinem Benehmen, hatte doch etwas Geheimnißvolles an sich, welches ein ehrfurchtsvolles Grauen einflößte. Es war schwer, seine Jahre zu bestimmen, denn die Kennzeichen des Alters und der Jugend waren in seinen Zügen auf eine wunderbare Weise verschmolzen. Man sah keine Furche auf seinen Wangen und keine Runzeln auf seiner Stirne, und sein großes schwarzes Auge leuchtete in allem Glanze und aller Lebhaftigkeit der Jugend; aber seine stattliche Gestalt war sichtbar unter der Last der Jahre gebeugt; sein Haar, obwohl dicht und buschig, war grau, seine Stimme schwach und zitternd, und ihre Töne, von einem hinreißenden, herzergreifendem Klange. Gekleidet war er, wie ein gebildeter Florentiner; aber er hielt einen Staab, wie der eines Pilgers, in seiner Hand und ein silberner Gürtel mit orientalischen Charakteren beschrieben war um seine Hüfte gebunden. Sein Antlitz war todtenbleich, aber jeder Zug desselben war außerordentlich schön und sein Ausdruck zeugte von tiefer Weisheit und Erfahrung, gemischt mit unendlichem Seelenleiden.

Vergieb mir, weiser Mann, sprach er, sich an den Philosophen wendend; aber dein Name ist in alle Länder gedrungen und hat alle Ohren erreicht, und ich konnte die schöne Stadt Florenz nicht verlassen, ohne den Mann gesehen zu haben, der ihr Stolz und ihre Zierde ist.

Du bist herzlich willkommen, Herr, erwiederte Agrippa, aber ich befürchte, du wirst dich für deine Mühe und Neugierde schlecht belohnt finden. Ich bin nur ein einfacher Mann, der anstatt meine Tage, wie die Klugen zu thun pflegen, dem Erwerb des Reichthums und der Ehre zu widmen, lange Jahre in mühseligen und gewinnlosen Studien, zugebracht habe, in dem Bestreben, die Geheimnisse der Natur zu erforschen und mich in die Tiefe geheimer Wissenschaften einzuweihen.

„Sprichst du von langen Jahren!" erwiederte der Fremde, und ein düsteres Lächeln schwebte um seinen Mund: — du, der kaum achtzig gesehen, seit dem du deine Wiege verlassen hast, und auf den das stille Grab nun wartet, um dich in seine schützenden Armen aufzunehmen! Ich wandelte heute unter den Gräbern — den friedlichen hehren Gräbern; ich habe sie lächeln sehen in den letzten Strahlen der sinkenden Sonne. Als ich noch ein Knabe war, wünschte ich mir oft zu sein, wie diese Sonne; ihre Laufbahn ist so lang, so hell, so prachtvoll. Aber heute Abend dachte ich, es sey doch schöner, zwischen diesen Gräbern zu schlafen, als zu seyn, wie sie. Zwar sinkt sie Abends hinter den Hügeln hinab und scheint zu ruhen; aber Morgens muß sie ihren Lauf wieder erneuern, und das ewige, langweilige Einerlei ihres mühseligen Weges vollenden. Für sie giebt es kein Grab, und der Abend- und Morgenthau sind die Thränen, die sie über ihr grausames Loos ergießt."

Agrippa war ein tiefer Kenner und Bewunderer der Natur und aller ihrer Erscheinungen und hatte oft in die Sonne geblickt, welche der Fremde beschrieb; aber die Gefühle und Gedanken, die sie in dem Geiste des Letztern erweckte, waren so verschieden von Allem, was er selbst dabei empfunden, daß er eine Zeitlang nicht umhin konnte, den Fremden mit einem sprachlosen Erstaunen anzusehen. Sein Gast aber nahm alsbald das Wort wieder auf.

„Aber ich störe dich, ich störe dich; — darum zum Zwecke meines Besuches. Ich habe seltsame Dinge von einem wunderbaren Spiegel gehört, welchen deine mächtige Kunst dich verfertigen lehrte, einen Spiegel, in welchem jeder Hineinblickende die Entfernten oder die Todten schauen kann, die er noch einmal gern wiedersehen möchte. Meine Augen erblicken nichts in dieser sichtbaren Welt, was ihnen Freude und Vergnügen gewährt. Das Grab hat sich

Digitized by Google

über alle zugeschlossen, die ich liebte. Der Zeitenstrom hat seine Fluthen über alles hingewälzt was mich einst entzückte. Die Welt ist ein Thränenthal, aber von allen Thränen, die dieses Thal bewässern, wird nicht eine für mich vergossen — ja selbst die Thränenquelle meines eigenen Herzens ist versiegt. Ich möchte noch einmal das Antlitz schauen, das ich liebte; ich möchte das Auge wiedersehen heller und den Schritt leichter, als den der Gazelle. Diese Stirne, dieses offene reine Blatt, auf das Gott seine schönsten Buchstaben geschrieben hat. Ich möchte schauen Alles, was ich liebte und was ich verlor. Ein solcher Anblick würde meinem Herzen theurer sein, als Alles, was die Welt mir bieten kann, nur das Grab nicht, nur das Grab nicht!"

Die leidenschaftliche Rede des Fremden machte einen tiefen Eindruck auf Agrippa. Es war sonst seine Gewohnheit nicht, das Wunder seiner Kunst vor Aller Augen zu enthüllen, die es zu schauen wünschten, obgleich man ihn oft mit den kostbarsten Geschenken und höchsten Ehrenstellen dazu versuchen wollte. Hier aber konnte er nicht widerstehen, und gewährte bereitwillig die Bitte seines Geheimnißvollen Gastes.

Wen wünschest du zu sehen? fragte er.

„Mein Kind, meine gute süße Miriam, antwortete der Fremde."

Cornelius schloß sogleich jeden Strahl des Tageslichtes aus dem Zimmer aus, stellte den Fremden zu seiner Rechten und begann in einem tiefen Tone, in einer fremden Sprache einige lyrische Verse zu singen, auf welche der Fremde eine Antwort zu hören glaubte; aber es waren so schwache und undeutliche Laute, daß er nicht wußte, ob sie Wirklichkeit seyen oder nur Erzeugnisse seiner Einbildungskraft. In dem Grade wie Cornelius in seinem Gesange fortfuhr begann das Zimmer sich immer heller und heller zu erleuchten; aber es war unmöglich, zu entdecken, wo das Licht herkam. Endlich gewahrte der Fremde deutlich einen großen Spiegel, welcher die ganze Wand des Zimmers einnahm und über dessen Oberfläche ein dichter Nebel oder eine Wolke schnell vorüberzuschweben schien.

Starb sie in den heiligen Banden des Ehestandes?

„Sie war eine Jungfrau rein wie Schnee."

Wie viele Jahre sind dahin geschwunden, seit das Grab sie aufgenommen?

Eine Wolke zog sich über der Stirne des Fremden zusammen, und er antwortete etwas ungeduldig. „Viele, viele; mehr als ich jetzt zu zählen Zeit habe."

Nein sagte Agrippa, ich muß es wissen. Denn für jede zehn Jahre, die seit ihrem Tode entronnen sind, muß ich diesen Zauberstab schwingen; und wenn ich ihn das letztemal geschwungen habe, wirst du ihre Gestalt in jenem Spiegel erblicken.

„So schwinge denn! rief der Fremde und seufzte bitterlich; schwinge und nimm dich in Acht, daß du nicht müde wirst."

(Der Beschluß folgt.)

Verschiedenes.

Gute Mittel.

Gegen einen Anfall heftiger Leidenschaft: — Mache einen Gang in freier Luft: du magst dann deinen Zorn am Winde auslassen, ohne Jemand wehe zu thun, oder dir vor Andern eine Blöße zu geben.

Gegen Trägheit: — Zähle das Ticken einer Uhr. Thue das eine Stunde lang, und du wirst die nächste Stunde gerne arbeiten wie ein Neger.

Gegen Ehrgeiz: — Gehe auf den Kirchhof, und lies die Inschriften der Grabsteine; sie werden dir Aufschluß geben über das Ende alles Ehrgeizes. Einst wird das Grab auch dein Schlafzimmer, die Erde dein Kissen, Verwesung dein Vater sein, — Würmer deine Mutter und Schwester.

Gegen Gram: — Betrachte die Blinden und Lahmen, tritt an das Lager der Leidenden und Kranken, gedenke der Irren; und du wirst dich schämen, ferner noch über deinen leichteren Kummer zu klagen.

Der wilde Weinstock in Amerika.

Einer der merkwürdigsten Gewächse in Amerika ist unstreitig der wilde Weinstock. Ich sah einige, deren Stamm 9 Zoll im Durchmesser hatte, manche sogar sind 11 Zoll stark. Die Gipfel vieler Bäume sind so dicht damit durchflochten, daß sie einen schattigen für das Auge undurchdringlichen Baldachin bilden. In den Wäldern überragt der wilde Weinstock oft die höchsten Bäume und von dieser Höhe erreichen die gewichtigen Zweige beinahe wieder den Boden oder erstrecken sich von einem Baume zum andern, einen großen Raum beschattend. Sehr häufig sind die Wurzeln mehrere Fuß von Bäumen entfernt und erst in der Höhe von 60—80 Fuß ist die Pflanze mit den Aesten verwachsen, ohne je mit dem Stamm in Berührung zu kommen oder eine sonstige Stütze zu haben. Häufig schon wurde die Frage gestellt, wie dieß möglich sei. Macht man im Frühjahr einen Einschnitt in das Holz des Weinstockes, so fließt klares, geschmackloses Wasser aus, und zwar nicht in Tropfen sondern in einem ununterbrochenen Strome. Manchmal löschte ich meinen Durst an Quellen dieser Art.

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'schen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Campo Santo in Pisa.

Digitized by Google

Karlsruher Unterhaltungsblatt.

№. 2. Vierzehnter Jahrgang. 1841.

Das Campo Santa in Pisa.

(Mit einer Abbildung.)
Tab. II.

Die alten Egyptier betrachteten bekanntlich das irdische Leben als einen Aufenthalt in der Fremde, den Tod dagegen als die Ankunft in der Heimath. Sie verwendeten darum keinen besondern Fleiß auf die Wohnungen der Lebenden; dagegen wurden die Behausungen ihrer Todten mit einer solchen Großartigkeit angelegt und mit solcher Sorgfalt ausgeschmückt, daß sie uns jetzt nach drei bis vier Jahrtausenden noch in Erstaunen setzen. Wir erinnern hier nur an die Pyramiden und die unterirdischen Grabgewölbe oder vielmehr Todtenpaläste der Thebaide, wo der Kunstfleiß dieses Volkes einen Granitberg ausgehöhlt hat, um seinen Abgeschiedenen eine würdige Ruhestätte zu bereiten.

Die Idee des Lebens und Todes, die dem egyptischen Volksglauben zum Grunde lag, hat sehr viel Aehnlichkeit mit der des Christenthums. Auch wir betrachten ja das Leben als eine Pilgerschaft und den Tod als ein Anlangen im Vaterlande; unsere Religion weis't auf ein besseres Jenseits in höhern Regionen hin und erweckt gerade am Grabe die herrlichsten Gefühle und die schönsten Hoffnungen.

Man sollten darum glauben, die Kirchhöfe der Christen müßten auch nach dem Geiste ihrer erhabenen Religion eingerichtet seyn; aber die Begräbnißplätze, wie sie gewöhnlich sind, sind wahrlich diesem Geiste nicht gemäß und keineswegs geeignet, unsere Hoffnungen zu beleben, mit dem Tode uns zu befreunden und die Anhänglichkeit an unsere Entschlafenen zu nähren.

Man muß oft weit reisen, ehe man einen Friedhof findet, dessen freundliches sinniges Ansehen uns anzöge. Die wenigsten gleichen einem Garten oder stillen Saatfelde, unter dessen blühender Decke die große Saat ruht, dem Tage der Garben entgegenzureifen, die meisten aber ähneln — einem Sturzacker.

Ordnungslos sind die Gräber oft unter einander aufgeworfen und bieten nicht einmal sich kreuzende Wege dar; Sprung und Satz zerrütteln und zerschütteln gleichsam die Ideenreihe derer, die ihre Lieben aufsuchen wollen. Lange Zeit währt es hier und da, ehe die Gräber mit Rasen belegt werden; nackt und traurig steht der Todtenhügel da und fesselt ebenso wenig die buntfarbige Psyche der Natur, als die himmlische des Menschen. Nur selten können die Blumen, mit denen die Hinterbliebenen die Gräber schmücken, zur Blüthe gelangen; denn unter der Sichel des Todtengräbers, dem gewöhnlich das Gras gehört, muß sich auch die prangende Rose und das stille Vergißmeinnicht, das die Liebe pflanzte, beugen; man müßte denn Schutz und Pflege für sie erkaufen. Da gewähren umgestürzte Leichensteine und zerbrochene Kreuze einen traurigen Anblick; da erregen schöne Monumente, von frevelnder Hand entstellt, vom Leichtsinne befleckt und von der Eitelkeit, die selbst auf Denkmäler der Todten ihren Namen graben muß, Unwillen und Aerger; da erzeugen Inschriften voll Demuth und Stolz, voll Treuschwüre, die nie gehalten werden sollen, voll poetischer Prosa und prosaischer Poesie, voll Wasserdogmatik und Steinmetzenorthographie, nur lächelnde, witzelnde Splitterrichter. Und selbst die augenfällige Bemerkung macht einen widrigen Eindruck, daß auf dem Felde

Digitized by Google

der Gleichheit, wo Staub bei Staube ruht, der Unterschied der Stände und des Ranges so sichtbar ist. Wie oft findet man das Kirchhofsmauern verfallen und durchbrochen sind, so daß alles Ungeziefer freien Durchgang finden und den stillen Ruheplatz zum wilden Tummelplatze machen kann. Wie oft sind Thor und Pforte, Schloß und Riegel vom Alter gelähmt, wie oft die Gottesackerkirchen in dem traurigsten Zustande! Dazu kommt, daß die s. g. Armensünderplätzchen, die gewöhnlich die traurigsten Winkel einnehmen, manches aberglaubige Gerücht veranlassen und manches Gemüth in Furcht setzen; daß ausgegrabene Gebeine, halbe Schädel und faule Sargstücke, welche die Sorglosigkeit liegen ließ, Ekel erregen und daß die Beinhäuser, wo es deren giebt, oft in dem elendesten Zustande sind. So wird wahrlich das Grab nicht der Ort, an dem man die Himmelsleiter anstehen könnte, auf welcher die Gedanken sich emporschwingen in das schönere Vaterland der Liebe.

Eine sehr ehrenvolle Ausnahme von dieser allgemeinen Regel machen die Friedhöfe einiger großen Städte, besonders der berühmte Père la Chaise in Paris, wo die herrlichsten Denkmäler der Kunst bei jedem Schritte in der Seele des Wanderers die heiligen Gefühle der Hoffnung und Sehnsucht erwecken. Aber der ehrwürdigste und geweihteste Begräbnißplatz der ganzen Christenheit ist das hier abgebildete Campo Santo in Pisa.

Als nemlich die Pisaner unter ihrem Erzbischof Lanfranki, der das Brevier mit der Streitart und die Stola mit dem Harnisch vertauscht hatte, zur Zeit der Kreuzzüge nach dem heiligen Lande zogen, da fiel bei der Belagerung Jerusalems der größte Theil des Heeres; Zweihundert Schiffe mußten ohne Mannschaft zurücksegeln. Diese belud man daher an der Küste Palästina mit Erde, und als die Flotte nun ankam, zog die ganze Bevölkerung Pisas in feierlicher Prozession an den Hafen und trug auf ihren Schultern die heilige Erde, in welcher einst der Leichnam des Heilandes geruht hatte, auf ihren Kirchhof. Mehrere Schub doch ward sie hier aufgehäuft und dadurch dem Begräbnißplatz, wie man damals glaubte, die höchste Weihe gegeben. Viele Reiche vermachten ihr Vermögen dem Staate oder der Kirche, um der Seligkeit willen, hier ruhen zu dürfen, und aus den entferntesten Ländern wurden nicht selten die Leichen der Großen und Begüterten hergeschafft, um für schweres Geld auf dem „heiligen Felde" beigesetzt zu werden.

Das Campo Santo befindet sich an dem südwestlichen Ende des Rasenplatzes, der den berühmten schiefen Dom in Pisa (s. Unterhaltungsblatt 1r Jahrgang) umgiebt. Es ist ein längliches Viereck von 450 Fuß Länge und 150 Fuß Breite, dessen vier Seiten Gruftballen aus caracischem Marmor einfassen. Der Boden ist eben, mit Gras bewachsen und ohne Monumente; die Decken und Wände der unabsehbaren Bogengänge sind mit Sculpturen und Freskogemälden der ältesten Meister der in Italien wieder neu erweckten Kunst angefüllt. Obgleich diese Fresken zum Theil von der Luft schon verdorben und abgeblättert sind, so liefern sie doch einen sehr interessanten Beitrag zur Geschichte der ältern toskanischen Malerkunst. Der älteste Meister, der auf die Wände dieser heiligen Hallen das Feuer seiner künstlerischen Begeisterung aushauchte, war Cimabue (geboren im Jahr 1240.) Ihm folgten in der Ausschmückung dieses Heiligthums seine Schüler zu Zeitgenossen: Giotto, die Brüder Gaddi, Orgogna, Buffamalko, Ghirlandajo und Andere, welche die Kunst mit Riesenschritten weiter führten, und wovon mehrere den Meister übertrafen. Eine besondere Aufzählung und Beschreibung dieser Bilder würden ein Buch füllen, und wir können darum nur die ausgezeichnetsten nennen, nämlich die Hölle von Buffamalko, die verschämte Tochter Noahs von Giotto, die Wunder des heiligen Ranieri von Cimabue und das jüngste Gericht von Orgagna. Von dem Eindruck, den diese Bilder machen, hat man bei Betrachtung neuerer Kunstwerke keine Ahnung. Man fühlt sich angeweht vom Geiste des christlichen Ernstes, der Frömmigkeit und Weihe. Irdische und himmlische Gestalten, Krieger, Fürsten, Helden, Kirchenväter, Engel, Patriarchen, Martyrer, Apostel und und Heilige sind hier auf die wunderbarste Weise vermischt, und man sieht deutlich, daß den Meistern bereits das Ideal der höchsten Schönheit vorschwebte, obgleich sich die Kunst noch in ihrer Wiege befand. Ueberall ist das Ringen der genialsten und kühnsten poetischen Anschauung bemerklich; man wandelt in diesen Gängen voll Todtenfeier und Unsterblichkeitspoesie, wie im Zwielichte der Schöpfung, und die Bilder ziehen an einem vorüber wie wunderliche, tiefsinnige Träume über die Geheimnisse des Todes, des Grabes, der Ewigkeit und des Gerichtes.

Unter den Loggien liegen eine Menge alter und neuer Sarkophage, Urnen und Denkmäler. Fast alle haben Inschriften, die von Personen hohen Ranges und großer Berühmtheit reden. Mehrere der alten Künstler liegen hier zu den Füßen ihrer eigenen Werke. Dichter und Schriftsteller ruhen neben Helden der Kreuzzüge. Unter den übrigen Denkmälern zeichnet sich dasjenige von grünem und und weißem Marmor aus, welches König Friedrich II. von Preußen nach dem Willen seines Vorgängers dem Grafen

Digitized by Google

Algarotti errichten ließ. Es führt die Inschrift: Algarotti, Ovidii æmulo, Newtonii discipulo, Friedericus magnus. Am nördlichen Ende des Campo Santo steht eine hübsche Kapelle, in welcher Messen für die Verstorbenen gelesen werden, und zur Seite desselben das Monument des berühmten Curtius von Michel Angelo.

Es ist sehr zu beklagen, daß so herrliche und ganz unschätzbare Kunstwerke der Witterung ausgesetzt sind und für ihre künftige Erhaltung so gut wie nichts gethan wird.

Können wir die Ruhestätten unsrer Lieben auch nicht auf eine so prachtvolle und großartige Weise ausstatten, als die Pisaner ihr Campo Santo, so vermächten wir doch in unsern Städten und Dörfern die Friedhöfe mehr in Ehren zu halten, als es gewöhnlich geschieht. Wo sich irgend eine Schadhaftigkeit zeigte, sollte die Fürsorge der Behörden sogleich dessernde Hand anlegen lassen, damit der Schade nicht größer, der Kostenaufwand nicht erhöhter und die Lust zum Bauen dadurch bei der Gemeinde nicht vermindert würde. Immer mehr und mehr sollte man anfangen, das letzte Bett des Menschen zum Blumenbeete zu machen und nicht dulden, daß die Blüthen der Gräber von roher Hand abgemäht oder vom Leichtsinne gepflückt würden. Freundlich lachen uns die Blumen überall an, am freundlichsten aber auf dem Grabe der Lieben; da sind die schönsten Sinnbilder der Unsterblichkeit, die, indem sie mit jedem Frühlinge ihrem winterlichen Grabe entsteigen, auch uns über die Gräber hinüber ins künftige Leben schauen lehren; sie sind die schönste Decke, die man über den Schooß der Verwesung breiten kann, denn mit ihrem Blühen und Prangen erinnern sie uns an das schönste Bild des Todes, an das Verwelken, um schöner wieder aufzublühen. Mit leichter Mühe ließe sich so mancher Gottesacker verschönern, ohne Kostenaufwand könnte wenigstens Ordnung und Sauberkeit erhalten werden, und vielleicht würde schon das einen schönern Anblick gewähren, wenn man die Gräber, wo es die Beschaffenheit des Bodens erlaubt, etwas tiefer anlegte und nicht so hügelmäßig aufschüttete, sondern einem Beete gleich machte. Geistliche, Schullehrer und Ortsbehörden können viel beitragen, daß so manche Unordnung wegfällt und der Anblick der Kirchhöfe freundlicher und einladender wird.

Der Hafen von London,
das Zollgebäude und die neue Londonbrücke.

(Beschluß von Seite 3.)

Das außerordentlich schnelle Wachsthum des Handels in London, so wie in ganz England, erfordert ein Gebäude, in welchem alle in das Zollwesen einschlagenden Geschäftszweige vereinigt und der ungeheure Verkehr der unter einander handelnden Nationen erleichtert werden konnte. Nun stand zwar früher an dieser Stelle ein diesem Zwecke gewidmetes Gebäude; und schon hatte der Architekt Laing den Plan zu einem ganz neuen Zollgebäude an einer andern Stelle der Hauptstadt entworfen und die Regierung ihn genehmigt, als den 21. Februar 1813 ein fürchterlicher Brand ausbrach und das alte Custom House verzehrte.

Nun ward alsbald der Grundstein zum neuen Werk gelegt. Man wählte dazu den 25. Oktober 1813, den 53. Jahrestag von Georgs III. Thronbesteigung. In das Innere des Steins ward eine gläserne Urne mit allen in England gangbaren Münzen und verschiedene Metallplatten gelegt, auf welchen die merkwürdigsten Ereignisse und die Namen der größten Männer der Zeit gegraben standen. Diesem allem wurde ein Plan des Ganzen beigefügt. Der allgemeine Charakter des Gebäudes ist Einfachheit, Würde, und Erhabenheit, sein Eindruck im höchsten Grade imposant. Es ist 480 englische Fuß lang und 100 breit. Die südliche Façade gegen die Themse hin, so wie die östliche und westliche besteht aus Portlandstein; nur die nördliche Fronte aus Backstein; aber dieses stört die Harmonie des Ganzen nicht im Geringsten, da überall der gleiche Baustyl herrscht. Das Centrum der Stromseite, welche den großen Saal enthält, umfaßt eine Reihe von hohen Fenstern über welchen sich gerade unter dem Dachstuhl zwei ununterbrochene Füllungen befinden, welche mit wunderschönen Hautreliefs von Bubbs Künstlerhand geschmückt sind. Die abgebildeten Gegenstände beziehen sich alle auf den Zweck des Gebäudes, denn es sind Darstellungen aller Bewohner der civilisirten Welt. In der Mitte steht eine colossale Gruppe von zwei allegorischen Figuren des Fleißes und des Reichthums, die ein Stundenglas von 9 Fuß im Durchmesser tragen.

Der Eingang nach dem königlichen Waarenmagazin (the Kings warehouse) der in dem Centrum zu ebener Erde ist, führt durch einen massiven Bogen, über welchem die colossalen Bilder der Erde und des Oceans in liegender Stellung angebracht sind. Diese Façade sowohl wie die eines jeden Flügels ist mit einer Colonade von sechs Säulen geziert, die auf einer vorspringenden Grundlage ruhen und eine prachtvolle Ballüstrade bilden.

Im innern sind die architektonischen Verzierungen noch viel reichlicher angebracht, als im Aeußern. Der große Saal (Longroom) ist der überraschendste Theil des ganzen Gebäudes wegen seiner ungeheuern Ausdehnung und der Großartigkeit seines Eindrucks. Seine Decke aus drei Kuppeln bestehend, die sich auf Halbbogen stützen, wird bloß von den vier Wänden emporgehalten. Er ist 190 Fuß lang, 66 breit und 55 hoch, und also der größte Saal in Europa. Er ist mit herrlichen Füllungen, mit Rosetten und Arabesken ausgeschmückt in dem gefälligsten Styl. Ihm entsprechen an Pracht und Würde das Vorzimmer und der Corridor.

Der unterste Stock und das oberste Geschoß, deren Gemächer zur Aufnahme der Güter bestimmt sind, sind

Digitized by Google

durchaus mit schöner Arbeit von Gyps geziert. Ueberdieß ist das Gebäude durch die sinnreichsten Vorsichtsmaßregeln fast durchaus feuerfrei; man hat zwischen den einzelnen Theilen der Hauptgebäude und den Flügeln eiserne Thore angebracht; die sogleich hermetisch verschlossen werden, wenn es in dem einen oder dem andern zu brennen anfangen sollte. Dadurch wird das Feuer abgesperrt und isolirt und muß in sich selbst erlöschen.

Um den Verkehr im Innern zu erleichtern und aller Verwirrung bei den dabei angestellten Staatsbeamten vorzubeugen, führen zahlreiche Eingänge nach allen Seiten hin. Die zwei vorzüglichsten für das Publikum geben von der Themsestraße hinein, und jeder derselben führt durch eine Halle nach dem Treppenhause, und von da durch einen Vorplatz in den großen Saal. So wird das Zuströmen der vielen Menschen getheilt und das Gedränge vermieden, das sonst unvermeidlich wäre.

Da überall über den Thüren Adressen angebracht sind, so kann man sich in dem unermeßlichen Gebäude leicht zurechtfinden. Es bietet Wohnungen für 650 Beamte und für 100 Diener dar.

Wie ungeheuer die Geschäfte sind, die in diesem Gebäude so viel Menschen in Anspruch nehmen, geht daraus hervor, daß der Handel in London gegenwärtig ein Kapital von 26,000 Millionen Gulden, 15,000 Frachtwagen, 5000 eigene mit 60,000 Matrosen bemannte und an 3000 fremde Schiffe beschäftigt. Der Gesammtwerth der Ein- und Ausfuhr Londons übersteigt jährlich an 2000 Millionen Gulden, über 11,000 Schiffe kommen alljährlich in seinen Häfen an und segeln nach allen Küsten des Erdrunds. 11 bis 1300 Seeschiffe sind stets im Ein- und Ausladen begriffen und 12,000 Boote mit 20,000 Ruderern und 8000 Zollbeamten sind in den Häfen und auf dem Flusse in steter Bewegung. 150 Dampfschiffe fahren täglich theils in die Häfen des Landes, theils nach denen des Continents. Das Zollhaus wird täglich von einigen tausend Menschen besucht, die große Börse von 8 bis 10,000 Kaufleuten.

Aber wenn wir alles Bemerkenswerthe auch nur andeuten wollten, so würden wir in unserm Blatte nicht Raum genug haben. Sey es darum an dieser Skizze genug.

Der Besuch beim Philosophen.

(Beschluß von Seite 4.)

Cornelius Agrippa starrte seinen Gast mit einem ärgerlichen Gefühl an; aber er entschuldigte den Mangel an Artigkeit mit der wahrscheinlichen Größe seines Unglücks. Er schwang seinen Zauberstaab vielmal, aber zu seiner Bestürzung schien er seine Kraft verloren zu haben. Sich wieder an den Fremden wendend, rief er; deine Gegenwart verwirrt mich. Nach den Regeln meiner Kunst hat dieser Zauberstab bereits zweimal zweihundert Jahre beschrieben — und noch hat die Oberfläche des Spiegels keine Veränderung erlitten. Sage willst du meiner spotten, und hat vielleicht eine solche Person wie du sie mir beschrieben, niemals gelebt?

„Schwinge fort, schwinge fort! war die ernste einzige Antwort, welche diese Frage dem Fremden entlockte."

Obgleich Agrippa selbst mit dem Wunderbaren vertraut war, so begann doch seine Neugierde sich zu spannen, und ein geheimnißvolles Gefühl von scheuer Ehrfurcht verbat ihm, von dem Schwingen seiner Hand abzulassen, so sehr er auch an der Aufrichtigkeit seines Gastes zweifelte. Als sein Arm müde ward, hörte er die tiefen, feierlichen Töne des Fremden, der da rief:

„Schwinge fort, schwinge fort;" und endlich, als seine Wünschelruthe, nach den Berechnungen seiner Kunst, eine Periode von ohngefähr 1200 Jahren beschrieben hatte, verschwand die Welke von der Oberfläche des Spiegels, der Fremde sprang mit einem Ausrufe des Entzückens auf und blickte mit freudigem Erstaunen auf das Bild, das sich darstellte.

Eine herrliche, romantische Landschaft stand vor ihm. In der Ferne erhoben sich hohe, mit Cedern gekrönte Berggipfel, ein reißender Strom rollte in der Mitte dahin und im Vordergrunde sah man grasende Kameele, eine silberhelle sprudelnde Quelle aus welcher einige Lämmer ihren Durst stillten, einen schlanken Palmbaum und unter dem Schatten desselben saß ein junges weibliches Wesen von überirdischer Schönheit, in reichem morgenländischen Gewande, Schutz suchend vor den Strahlen der heißen Mittagssonne.

„Sie ists, sie ists! jauchzte der Fremde, gegen den Spiegel stürzend;" aber Cornelius verhinderte ihn und sprach. „Hüte dich, ungestümer Mann, diesen Platz zu verlassen! Mit jedem Schritte, den du gegen den Spiegel thust, wird dieses Bild schwächer, und trittst du ihm zu nahe, so wird es gänzlich verschwinden!"

Auf diese Warnung nahm der Fremde seinen Platz wieder ein! aber seine Empfindungen waren so heftig aufgeregt daß er genöthigt war, sich auf den Arm des Philosophen zu stützen, während er von Zeit zu Zeit unzusammenhängende Töne der Verwunderung, des Entzückens und der Klage ausstieß. „Sie ists, sie ists, meine Miriam, mein Kind; kannst du nicht mit mir reden? Beim Himmel, sie bewegt sich, sie lächelt. O sprich zu mir nur ein einziges Wort! nur ein Athemzug, nur ein Seufzer! Ach! sie schweigt — sie ist düster, ihr, wie dieses Herz! — Wieder dieses Lächeln — dieses Lächeln dessen Erinnerung tausend Winter in meinem Herzen nicht haben erkälten können! Greis, vergebens hältst du mich länger zurück! ich muß, ich muß sie umfassen!"

(Siehe die Abbildung).

(Der Beschluß folgt.)

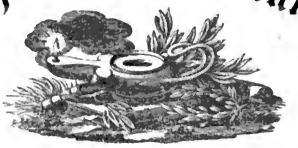
Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'schen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Die Stromschnellen des Niagara

Digitized by Google

Karlsruher Unterhaltungsblatt.



№. 3. Vierzehnter Jahrgang. 1841.

Die Stromſchnellen des Niagara.

(Mit einer Abbildung.)
Tab. III.

Der weltberühmte Niagara in Nordamerika bietet ſchon oberhalb ſeines ungeheuern Waſſerfalles Erſcheinungen dar, welche, gleich dieſem, Auge und Geiſt zur Bewunderung hinreißen. Schon eine Viertelſtunde vom Sturze neigt ſich das Flußbett ſo ſehr, daß man den Strom hinaufſehend einen Waſſerberg zu erblicken glaubt, der ſeine hunderttauſend Wogen mit unbeſchreiblicher Schnelligkeit und Gewalt der gähnenden Oeffnung eines tiefen Schlundes zudrängt. Noch ehe er die Wand erreicht hat, ſind ſeine Waſſer in weißen Giſcht aufgelöſ't, der aber dicht und glänzend wie Kryſtall ſcheint. Der Waſſerfall wird in zwei Arme von ungleicher Breite durch einen ſchwarzen Felſen getrennt, der mit breitem, bewaldetem Haupte, Einſturz drohend, weit über das Wogenchaos ſich herüberbeugt.

Lange hielt man dieſe Felſeninſel für unzugänglich. Während des letzten Canadiſchen Krieges aber machte General Putnam, der berühmte Partheigänger, den erſten Verſuch, dieſe Inſel zu erreichen. Man hatte gewettet, daß kein Mann in der Armee es wagen würde, von der amerikaniſchen Seite her die Schnellen des Stromes zu durchſchiffen. Er aber unternahm mit der nur ihm eigenen Kühnheit das gefahrvolle Werk. Unter ſeinem Corps wählte er vier der ſtärkſten und entſchloſſenſten Soldaten aus und begab ſich unmittelbar oder der Inſel in einen Kahn, welcher vermittelſt eines Seiles an einen Ring befeſtigt war, den eine Menge muskulöſer Engländer am Ufer feſthielten. Mit verzweifelter Anſtrengung rudernd gelangten die tollkühnen Abenteurer an das Ziel, befeſtigten das Seil und gelangten vermittelſt deſſelben mit leichter Mühe zurück ans Ufer.

Die Beſatzung des Niagara Forts machte hierauf die Entdeckung, daß der Strom auf einer Seite ein ſeichtes Bett habe, und nach unſäglicher Mühe gelang es einzelnen Wagehälſen eiſerne Pfähle in das Felſenbett von Ufer zu Ufer feſtzurammen und darüber einen Steg zu befeſtigen. Später würde dieſer Steg in eine ſtattliche Brücke umgeſchaffen, die nun ohne Gefahr von denen überſchritten wird, welche das prachtvolle, grauſenerregende Schauſpiel des Wogenſturzes in unmittelbarer Nähe betrachten wollen. Steht man auf dieſer Brücke, welche Goat Island (ſo heißt die Inſel) mit dem Ufer verbindet, und blickt gegen den Erie See hinauf, ſo bilden die vorſpringenden Felſen des Stromes den Rand des Horizontes und die brauſenden Wogen ſcheinen wuthſchäumend auf einen zuzuſtürzen, wie eine ſtürmende Schlachtſchaar. Wer dieſes ſchwindelerregende, überwältigende Schauſpiel nicht geſehen hat, kann ſich keinen Begriff davon machen, und alle Zeichner und Maler der Welt müſſen neben dieſer entſetzlichen Herrlichkeit des Rieſenſtromes zu ohnmächtigen Stümpern werden. Die Felſen, deren anſteigende Gipfel über die Oberfläche des Stromes ragen, ſcheinen mit übernatürlichen Mächten zu kämpfen und dem wilden Andrang des Wogenſturmes mit Rieſenarmen zu trotzen. Je näher man dem eigentlichen Sturze iſt, deſto wilder, grauſenerregender wird das Schauſpiel. Gleich einer ungeheuern Walze rundet und wölbt ſich hier die Waſſermaſſe in dem Augenblick, wo ſie über den Rand brauſ't und donnert mit einem entſetzlichen ſinnbetäubenden Getöſe in die gähnende Tiefe. Der Betrachtende kann ſich bei dieſem Anblick kaum des Gedankens erwehren, daß die ſtürzenden Wellen Bewußtſein

Digitized by Google

von dem Abgrunde haben, in den ſie ſtürzen und in dem letzten entſcheidenden Augenblick ſchreckenvoll davor zurückkaumeln.

Dieſe Geneigtheit, dem Niagara eine menſchliche Seele und menſchliche Gefühle beizulegen, iſt eine allgemeine Wirkung, die der Geiſt der Beſchauenden an allen Punkten dieſes wundervollen Naturſchauſpiels empfindet. Der Kampf der Wogen, die krampfhaften Windungen, mit denen ſie die kleinen Inſeln mitten im Strombette umarmen, die plötzliche Stille an dem Rande des Waſſerfalles und die zuckenden Bewegungen des weißen Schaumes, der ohnmächtig vor der Tiefe des Abgrundes zurückprallt, alles dieſes ſcheint die Wirkung eines ſchrecklichen Ringens, und eines verzweiflungsvollen Entſchluſſes zu ſein, mit dem ſie ſich in ihr unvermeidliches Schickſal ergeben.

Alle Berichte der Reiſenden enthalten ſchauerliche Erzählungen von Unglücksfällen, die ſich in den Stromſchnellen des Niagara zutrugen. Alles, was die Wellen erfaſſen, wird von ihnen mit unwiderſtehlicher Macht in den Abgrund geſchleudert. Canadier und Europäer, die mit ihren Kähnen unverſehens hineingeriethen, haben im Wogengetümmel ihr Grab gefunden, unter andern ein Tonemanta-Häuptling. Er hatte einen heftigen Streit mit ſeinem Weibe gehabt und nach demſelben ſich halb betrunken in ſein am Ufer angebundenes Canoe gelegt, um zu ſchlafen. Das rachſüchtige Weib, das einen vergeblichen Verſuch gemacht hatte, die Rumflaſche zu ſtehlen, die in dem Gewande ihres Mannes ſtack, kappte das Seil, an welchem das Canoe angebunden war, und drückte ſchwimmend das letztere vor ſich her, bis es in den ſtärker treibenden Strom gerieth. Jetzt gab ſie ihm noch einen Stoß und ſchwamm zurück ans Ufer: Ruhig glitt anfangs das Kahn auf den ihn ſchaukelnden Wellen; ſorglos ſchlief der Indianer fort. Da weckte ihn plötzlich ein Stoß; der Kahn war an einen aus den Wellen hervorragenden Felſen getrieben worden und ſchwankte heftig hin und her. Der erſte Blick überzeugte den Unglücklichen, daß alle Mühe, das Ufer zu erreichen, vergeblich ſeyn würde. Er zog daher nur die Flaſche aus dem Gewande und ſetzte ſie an ſeine Lippen. Mit vollen Zügen trinkend erreichte er den Katarakt, und ſelbſt, als das Canoe ſchon über den Rand deſſelben hinabglitt, ſah man ihn immer noch aufrecht mit rückwärts gewandtem Haupte ſitzend und beide Hände an die Flaſche drückend.

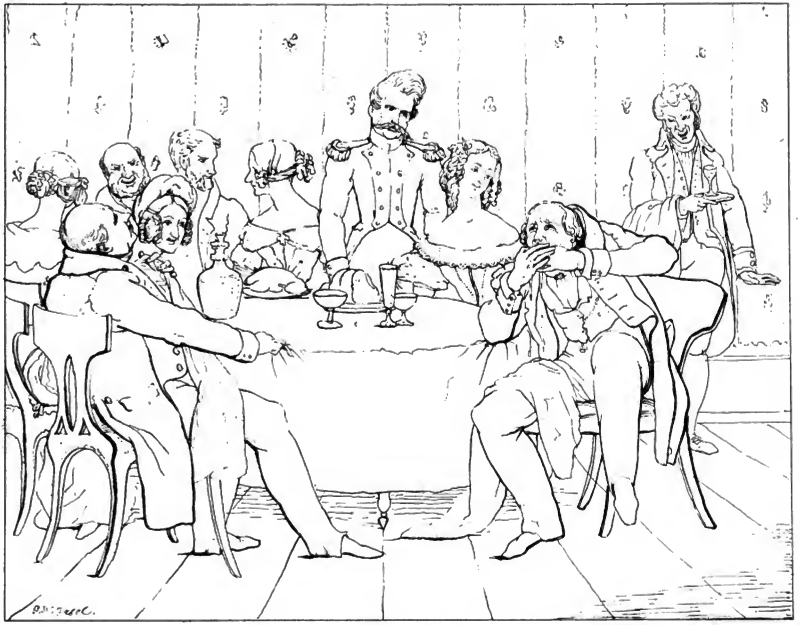
Vor einigen Jahren las man in öffentlichen Blättern, daß ein großes mit zwei oder drei Menagerien von wilden und einigen zahmen Thieren befrachtetes Schiff in die Stromſchnellen des Niagara hinabgelaſſen würde. Die Ankündigung dieſes Schauſpiels hatte einen ungeheuern Zulauf von Menſchen aus allen Gegenden des Landes her veranlaßt und zur beſtimmten Stunde wurden die Thiere auf dem Verdeck losgelaſſen und das Schiff in den Strom geſtoßen. Anfangs ſchwamm es ganz luſtig dahin; dann gerieth es zwiſchen zwei Felſen, wo es ſtecken blieb. Die Bären und Affen, die ſich in dem Schiffe befanden, erſtiegen alsbald die Felſengipfel; aber die andern Thiere, die nicht klettern konnten, vermochte man von dem Ufer aus nicht zu ſehen. Zu dem größten Mißvergnügen von Tauſenden von Zuſchauern riß ſich das Schiff erſt in der Nacht vom Felſen los und ſtürzte in den Waſſerfall hinab. Von der ganzen Menagerie kam nur eine Gans mit dem Leben davon, die man am folgenden Tage auffing und als eine Merkwürdigkeit unterhält. Der Katarakt hatte ihr nur einen Flügel gebrochen.

Zu allen Zeiten des Jahres ſind die Stromufer unterm Falle mit todten Bären, Hirſchen u. ſ. w. bedeckt, welche oberhalb deſſelben den Fluß zu durchſchwimmen verſuchten, aber zu ſchwach, dem Wogendrang zu widerſtehen, hinabgeſchleudert wurden. Im Herbſte iſt die Menge des ſo herabgeführten Geflügels und Wildes ſo groß, daß es hinreicht, die Garniſon des Niagara-Forts, die es jeden Morgen ſammeln läßt, mit friſchem Fleiſche zu verſorgen. Selbſt Adler finden, wenn ſie im Fluge von den Schaumwirbeln ergriffen werden, oft im Schlunde ihren Tod.

Die Begierde, dieſes größte Naturwunder der neuen Welt zu ſehen, führt jährlich über 30000 Reiſende hierher, und ſeit einigen Jahren haben ſich Speculanten aus New-York und Boston unweit des Falles angebaut, die Gaſthöfe anlegten und die ſchon ſo romantiſchen Umgebungen verſchönerten. Chauſſeen führen jetzt dahin, wo noch vor wenig Jahren das Geleite eines Indianers durch eine unwegſame Wüſte nöthig war. Das glänzende Gelingen jener Unternehmungen iſt die Veranlaſſung für die großartige jetzt in Ausführung begriffene Idee geworden, auf amerikaniſcher Seite unmittelbar am Falle eine prachtvolle Stadt und in der Nähe 400 Landſitze mit Parks auf Aktien anzulegen. Aehnliches ſoll von den reichen Britten auf canadiſcher Seite geſchehen, und ſo wird das prachtvollſte Schauſpiel der Natur bald der Mittelpunkt einer Stadt von Palaſten und deren Umgebung ein Park ſein, deſſen Herrlichkeit alle Vorſtellung überbietet.

Digitized by Google

Digitized by Google



Schwulitäten eines Bücherwurms.

Schwulitäten eines Bücherwurms.

(Mit einer Compoſition von G. W. Faſel. Tab. II.)

Es giebt bekanntlich einen Wurm, der ſich in alten modernden Büchern aufhält, ſie der Länge und Breite nach durchſtöbert und durchfrißt, aber doch darum nicht um ein Haar klüger wird. Dieſem Geſchöpfe vergleicht man eine Klaſſe von Gelehrten, mit denen beſonders unſer liebes Deutſchland von je her geſegnet war, Leute die oft eine erſtaunliche Maſſe von Wiſſen in ihr Gehirn gepfropft haben, aber darum doch keinen Hund hinter dem Ofen hervorlocken können. Sie haben Alles gelernt, nur das nicht, wie ſie ſich in der Welt benehmen ſollen; ſie können den Stuhl in ſieben Sprachen nennen, vermögen aber nicht mit Anſtand darauf zu ſitzen, kennen in dem alten Rom und Griechenland jeden Winkel, können ſich aber in den Straßen ihrer Vaterſtadt nicht zurecht finden, werden in allen Recenſionen und auf allen Katheedern in den Himmel erhoben, in ihrem Hauſe aber durch ihre Einfalt und ihr linkiſches Benehmen zum Geſpötte ihrer eigenen Dienſtboten.

Nichts iſt poſſierlicher, als wenn ſolche Zwittergeſchöpfe von Gelehrſamkeit und Stumpfſinn einmal aus ihrer Studierſtube hinaus in die Welt kommen oder in eine Geſellſchaft fein gebildeter Menſchen gerathen, zu denen ſie doch ſo gerne gezählt ſeyn möchten. Da iſt es ihnen, als wenn ſie auf einmal in ein ganz anderes Element verſetzt worden wären; ſie ſchnappen, wie die aus dem Waſſer gezogenen Fiſche nach Luft und gerathen, da ſie von Allem, was ſie gelernt haben, hier nichts brauchen können, in eine Verlegenheit, daß ſie nicht mehr wiſſen, wo ſie Hände und Füße laſſen ſollen.

Ein ſolcher Weiſer war der gute Junge, der uns in Folgendem einen Abriß ſeiner Lebensgeſchichte zum Beſten giebt.

„Mein Vater, ſo beginnt er ſeine Erzählung, war ein armer Pächter, der nicht mehr gelernt hatte, als was man auf einer Dorfſchule profitiren kann; als aber meine Mutter mich bei ihrem Tode als einziges Kind hinterließ, beſchloß er, mir diejenigen Vortheile zu verſchaffen, die nach ſeiner Meinung ihn glücklich gemacht haben würden, nemlich eine gelehrte Erziehung. Ich wurde auf die Schule eines Landſtädtchens geſchickt, und bezog dann die Univerſität, in der Abſicht, mich zu einem geiſtlichen Amte hinaufzuſtudiren. Da mein Vater mir nur ſehr ſpärlich mit Geld nachhelfen konnte und ich von furchtſamer und bloder Natur war, fand ich keine Gelegenheit, meine angeborne Schüchternheit abzulegen, welche die Urſache alles meines Unheils wurde und die ich, wie ich fürchte in meinem Leben nicht mehr los werde. Ich darf ſagen, daß ich nicht übel gewachſen bin und beſonders ein recht hübſches blondes Flachshaar habe; aber ich bin dabei von ſo außerordentlicher Menſchenſcheu, daß bei der geringſten Urſache mir alles Blut in die Wangen ſteigt, ſo daß ich beinahe einer Eſſigroſe gleiche. Da ich dieſe unglückliche Eigenſchaft ſehr wohl an mir kannte, vermied ich gefliſſentlich alle Geſellſchaft und ward ein Freund vom Stillſitzen und Studiren. „Was brauchſt du auch, ſo ſagte ich oft zu mir ſelbſt, was brauchſt du dich in die Welt ſchicken zu lernen; in deines Vaters Hauſe und unter den Bauern, denen du zu predigen haſt, wird man dich doch für einen ganz feinen und manierlichen Mann halten.“ So blieb ich während meiner Univerſitätsjahre ganz in den Büchern vergraben und wollte mich immer tiefer und tiefer hineinwühlen, als zwei unerwartete Ereigniſſe meinem Lebensgang eine ganz andere Wendung gaben, der Tod meines Vaters und die Ankunft eines Oheims aus Oſtindien.

Von dieſem Oheim hatte ich meinen Vater nur ſelten ſprechen hören, und man glaubte allgemein, daß er ſchon lange todt ſey, als er plötzlich in England ankam, nur eine Woche zu ſpät, um noch ſeinem Bruder die Augen zuzudrücken. Ich muß zu meiner Schande geſtehen, was, wie ich glaube, öfter bei denen gefunden wird, deren Erziehung beſſer iſt, als ihre Herkunft, daß die Unwiſſenheit meines armen Vaters und ſeine ungeſchliffene Sprache mich oft erröthen machte, wenn ich dachte, daß ich ſein Sohn ſey, und bei ſeinem Tode war ich nicht untröſtlich, denjenigen verloren zu haben, über den ich ſo häufig in Verlegenheit gekommen war. Mein Oheim war auch nicht ſehr betrübt darüber, denn er war mehr, als dreißig Jahre von ſeinem Bruder getrennt geweſen und hatte in dieſer Zeit ein Vermögen erworben, das, wie er zu ſagen beliebte, einen Rabob glücklich gemacht haben würde. Daß ich es kurz ſage, er hatte die ungeheure Summen von 30000 Pfund Sterling mit herausgebracht und auf dieſes Fundament baute er alle Hoffnungen von nie endender Glückſeligkeit. Als er aber noch mit allerlei großen und glänzenden Planen umging, da machte ihm, wahrſcheinlich weil er das veränderte Klima nicht ertragen konnte, der Tod plötzlich einen Strich durch alle ſeine Rechnungen; er ſtarb nach einer kurzen Krankheit und ſein ganzes Vermögen fiel mit zu.

Und jetzt liebe Leute, ſetzt mich in einem Alter von 25 Jahren, wohl ausſtaffirt mit Latein, Griechiſch und

Digitized by Google

Mathematik, im Beſitze eines hübſchen Vermögens, aber ſo ungeſchliffen und plump in allem, was zu einem gebildeten Weltmanne gehört, daß ich bei allen, die mich kannten nur der reiche gelehrte Tölpel hieß. — —

Ich habe neulich ein ſchönes Landgut gekauft, welches vor vielen ſeines Gleichen den Vorzug einer gebildeten und feinen Nachbarſchaft hat. Wenn man nur an meine Herkunft und meine ungeſchlachten Manieren denkt, ſo wird man kaum vermuthen, daß meine Geſellſchaft von den umwohnenden Familien beſonders geſucht ſein könnte. Aber dem iſt nicht ſo. Ich erhielt mehrere, ſogar dringende Einladungen, beſonders zu ſolchen, welche heirathsfähige Töchter hatten. Obgleich ich nun dieſe freundſchaftlichen Anerbietungen gerne angenommen hätte, ſo habe ich mich doch wiederholt mit dem Vorwande entſchuldigt, daß ich noch nicht recht eingerichtet ſey; aber die Wahrheit iſt, daß wenn ich in der Abſicht geritten oder gegangen kam, ihre Beſuche zu erwiedern, mir auf einmal, ſobald ich mich den Thüren näherte, das Herz dazu fehlte, und da bin ich denn gewöhnlich wieder umgekehrt und heimgegangen, mit dem Entſchluſſe, es morgen wieder zu verſuchen.

Endlich jedoch beſchloß ich, es koſte auch was es wolle, meine Blödigkeit zu überwinden, und nahm daher eine Einladung zum Mittageſſen bei einem Nachbar an, deſſen freimüthiges offenes Weſen mir keinen Zweifel übrig ließ, daß ich herzlich empfangen würde. Sir Thomas Friendly, welcher etwa drei Meilen von mir entfernt wohnt, iſt ein Baronet mit etwa zweitauſend Pfund jährlichem Einkommen und einem Landgute, das an das meinige gränzte. Er hatte zwei Söhne und fünf Töchter, welche alle erwachſen ſind und mit ihrer Mutter und einer unverheiratheten Schweſter von Sir Thomas zu Friendly Hall, dem Landgute ihres Vaters, wohnen. Im Bewußtſeyn meines ungehobelten Weſens, habe ich ſeit einiger Zeit Privatlektionen bei einem Profeſſor genommen, welcher erwachſene Herrn tanzen lehrt, und obgleich ich anfangs mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, ſo waren mir doch meine Kenntniſſe in der Mathematik von außerordentlichem Nutzen, als er mich das Gleichgewicht des Körpers und die richtige Anwendung des Schwerpunktes bei den fünf Poſitionen lehrte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Besuch beim Philosophen.

(Beſchluß von Seite 8.)

Bei dieſen letzten Worten ſtürzte er unaufhaltſam auf den Spiegel los — das in demſelben dargeſtellte Bild verſchwand, die Wolke wogte wieder über der Fläche und der Fremde ſank bewußtlos zur Erde.

Als er wieder zur Beſinnung kam, lag er in den Armen Agrippas, der ihm die Schläfe rieb und mit Blicken von Verwunderung und Furcht ihn anſtaunte. Er ſprang alsbald mit erneueter Kraft auf ſeine Füße, drückte die Hand ſeines Wirthes und ſagte: „Dank, Dank für deine Gefälligkeit und Güte, und für den ſüßen aber ſchmerzlichen Anblick, den du meinen Augen gewährt haſt.“ Mit dieſen Worten legte er eine ſchwere Goldbörſe in Cornelius Hand; aber der letztere gab ſie zurück und ſprach: „Nein, nein, behalte dein Gold, mein Freund. Ich weiß in der That nicht, ob ein guter Chriſt es nehmen darf; — aber, ſey es wie es wolle, ich werde hinlänglich belohnt ſeyn, wenn du mir ſagen willſt, wer du biſt.“

„Siehe!“ ſagte der Fremde, auf ein großes Gemälde zeigend, das zur Linken des Zimmers hing.

„Ich ſehe, ſagte der Philoſoph, ein herrliches Kunſtwerk, das Meiſterſtück eines unſerer größten Maler. Es ſtellt den Erlöſer vor, wie er ſein Kreuz trägt,“

„Aber ſiehe wieder hin!“ ſagte der Fremde und heftete ſeine blitzenden, durchdringenden Augen ſcharf auf ihn und deutete auf eine Figur auf der linken Seite des Gemäldes.

Cornelius blickte hin und ſah mit Erſtaunen, was er vorher nicht bemerkt hatte — eine außerordentliche Aehnlichkeit, welche dieſe Figur mit dem Fremden hatte, von dem ſie ein Portrait zu ſeyn ſchien.

„Das ſoll, ſagte Cornelius mit einer Empfindung des Schreckens, den elenden Ungläubigen darſtellen, der den göttlichen Mittler ſchmähte, weil er nicht ſchneller ging, ihn trotzig von ſeiner Thüre ſtieß, und deßwegen verdammt wurde, ſelbſt auf der Erde zu wandern ohne Raſt und Ruh, bis daß der Göttliche kommt, zu richten die Lebendigen und die Todten.“

„Das bin ich! das bin ich! ſchrie der Fremde, ſtürzte wie raſend aus dem Hauſe und verſchwand.

Da ſah Cornelius Agrippa daß er mit dem ewigen Juden geſprochen hatte.

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Washingtons Grabmal.

Digitized by Google

Karlsruher Unterhaltungsblatt.

Nro. 4. Vierzehnter Jahrgang. 1841.

Washingtons Grabmal.

(Mit einer Abbildung.)
Tab. IV.

Washington iſt ein Name, der in der Geſchichte der Menſchheit noch von den ſpäteſten Geſchlechtern mit Bewunderung und Ehrfurcht genannt werden wird. Er gehört zu den ſeltenen Männern, die ſich aus der Dunkelheit des niedern Standes einzig und allein durch die Kraft des Genies und die Macht der erhabenſten Bürgertugenden auf die höchſte Stufe des Ruhmes und der welthiſtoriſchen Bedeutſamkeit erhoben haben. Ihm verdanken die nordamerikaniſchen Staaten ihre Freiheit und Unabhängigkeit, und Tauſende ſeiner Bewohner, die im Schooße derſelben im Sonnenglanze des Bürgerglückes und eines blühenden Wohlſtandes athmen, ſegnen ſein Andenken. Es wird daher unſern Freunden bei der Beſchreibung der Stätte, wo die heilige Aſche dieſes großen Mannes ruht, eine kurze Skizze ſeines Lebens nicht unwillkommen ſeyn.

Georg Washington, am 22. Februar 1732 zu Bridge Creek in Virginien geboren, ſtammte aus einer angeſehenen Familie, die zur Zeit Cromwells von England nach Nordamerika ausgewandert war. Sein Vater war ein wohlhabender Pflanzer. Auf dem Landgute deſſelben, wuchs er heran. Bewegung im Freien, Jagd und Landbau ſtärkten ſeinen Körper, und obwohl ſich der ihm gewidmete Unterricht nur auf Leſen des Engliſchen und einige Zweige der angewandten Mathematik erſtreckte, ſo entwickelten ſich doch ſeine Geiſteskräfte ſehr frühzeitig. Seine Neigung zog ihn anfangs zum Seeleben hin, und er wurde in zarter Jugend ſchon Midſhipman in der Britiſchen Marine. Da aber ſeine zärtlich beſorgte Mutter ihn bewog, den Seedienſt wieder aufzugeben, trat er ſpäterhin unter das Landheer und ward, da ſeine Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten, vorzüglich aber eine gewiſſe Würde und Hoheit ſeines Charakters bald hervorleuchteten, in ſeinem 19. Jahre zum Major bei der virginiſchen Landmiliz ernannt.

Seine kriegeriſche Laufbahn eröffnete er im Dienſte Englands gegen die Franzoſen. Als nemlich zwiſchen Frankreich und England Streitigkeiten am Ohio ausgebrochen waren, wurde er von dem engliſchen Gouverneur von Virginien als Kriegsoberſter mit etwa 300 Mann an den Ohio abgeſendet, um die Befeſtigungen der Franzoſen daſelbſt zu hintertreiben. Dieſen Auftrag vollzog er mit Klugheit und Entſchloſſenheit, aber nicht mit Glück. Seine Truppenſchaar wurde von den Franzoſen überfallen und genöthigt, ſich in eine Schanze zurückzuziehen. Auch dieſe konnte er nicht behaupten; doch wurde ihm ein ehrenvoller Abzug bewilligt.

Nicht lange nach dieſen erſten Waffenthaten wurde der Unwille gegen die Britiſche Oberherrſchaft, die ihn ſpäter zum Kampfe gegen dieſelbe führte, in ſeiner Seele lebendig. Von Seiten Englands wurde verordnet, daß alle engliſchen oder königlichen Offiziere vor den amerikaniſchen den Vorrang haben ſollten. Dieſe Verordnung erſchien ihm als eine Herabwürdigung ſeines Volkes und Standes und verletzte ſein Ehrgefühl ſo tief, daß er ſich entſchloß, das Kriegsleben mit dem Landleben zu vertauſchen. Er bezog daher ein Landgut auf Mount Vernon, unfern der Ufer des Potomak, das er von ſeinem Bruder ererbt hatte. Doch das Zureden des engliſchen Generals Braddock und ſeine eigene Neigung zum Soldatenleben

Digitized by Google

führte ihn bald wieder auf die vorige Bahn zurück. Er trat im Jahre 1756 als Freiwilliger in Braddocks Heer und erwarb sich um die Engländer und seine Landsleute unsterbliches Verdienst.

Denn als der genannte General in einem blutigen Treffen gefallen war, rettete Washington die Ueberbleibsel des englisch-nordamerikanischen Heeres. Hierauf zum Oberbefehlshaber der virginischen Truppen ernannt, vertheidigte er die westlichen Gränzen Virginiens, so gut er konnte, gegen die verheerenden Einfälle der Franzosen. Aber die ihm zugeordneten Truppen waren unzureichend, ohne Kriegszucht und ohne Kriegsbedürfnisse, und vergeblich war die Mühe, die er sich gab, sie zu verstärken, zu rüsten und zu leiten. Ueberall waren ihm die englischen Behörden entgegen; seine Rathschläge wurden als anmaßliches Einmischen, seine Beschwerden als achtungswidriger Tadel aufgenommen und statt Lob zu ernten, empfing er kränkende Verweise. Hierdurch auf's Neue erbittert, zog er sich am Schlusse des Feldzugs 1758 abermals auf sein Landgut zurück.

Hier würde sich wohl die militärische Laufbahn Washingtons für immer geschlossen, und er würde seine Tage in der stillen Ruhe des Landlebens zugebracht haben, wenn ihn nicht der zwischen Großbritanien und seinen nordamerikanischen Colonien ausbrechende Streit wieder auf den öffentlichen Schauplatz gerufen hatte.

Nun aber wählten ihn, nachdem er sechszehn Jahre den landwirthschaftlichen Geschäften gelebt hatte, seine Mitbürger im Juni 1775 zum Oberfeldherrn der vereinigten Colonien.

Es kann unsere Absicht nicht seyn, die Kriegsthaten, die er erst in Massachuset, wo der Krieg entbrannt war, dann am Hudson und Delaware und zuletzt in Virginien vollbrachte, hier zu erörtern. Aber so viel ist gewiß, daß nicht leicht ein anderer Held genannt werden kann, der mit so vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte und mit geringen Mitteln so Großes und Außerordentliches vollbrachte, als Washington. Oft gerieth er durch Mangel an Geld, Lebensmitteln und Kriegsgeräthe, oft durch die Widerspenstigkeit seiner Truppen und Offiziere, oft durch die Schwäche und Unschlüssigkeit des Congresses in die äußerste Noth und Verlegenheit. Aber sein unerschöpfliches Genie, sein Heldenmuth, seine Geduld, Nachgiebigkeit und Beharrlichkeit fanden auch in den schwierigsten Lagen und unter dem Drucke der schwersten Sorgen Rath und wirksame Hülfe. Immer schwebte ihm klar sein hohes Ziel, das allgemeine Beste seines Vaterlandes vor, und das Resultat seiner Anstrengungen und Kämpfe waren zahlreiche Siege über die den Amerikanern weit überlegene Britische Heeresmacht und endlich die Befreiung Nordamerikas von Englands drückender Oberherrschaft.

Zu dieser Verherrlichung seines Namens verhalf ihm zuerst seine Persönlichkeit, in der sich die Gaben des Feldherrn mit den Tugenden des Christen und Staatsbürgers vereinigten.

Zu Statten kam ihm dabei die Begeisterung für Freiheit und Vaterland, die sich in jenen Tagen über die Mehrzahl der Nordamerikaner ergossen hatte, und die selbst einzelne Ausländer, Männer von Geist und Kraft wie Kosciusko und Lafayette ergriff, so daß sie unter seinen Fahnen Kriegsdienst nahmen.

Mit dem Siege bei Yorktown der am 19. Oktober 1781 den Krieg zum Vortheil der Amerikaner entschied, endete zwar Washingtons kriegerische Laufbahn, aber keineswegs sein ruhmvolles Wirken; vielmehr gab sein Benehmen nach dem Kriege auf das deutlichste zu erkennen, wie herrlich Weisheit mit Heldenkraft und Vaterlandsliebe mit Uneigennützigkeit in ihm vereinigt war. Als die Armee völlig aufgelöst wurde, zögerte er nicht, die Würde, die er für die Dauer des Krieges erhalten hatte, niederzulegen, in das Privatleben zurückzutreten und so ein Beispiel von Uneigennützigkeit und treuer Gesetzlichkeit zu geben. Mit einem Herzen voll Liebe und Dankbarkeit trat er in den Kreis der Offiziere und nahm von ihnen tiefrührenden Abschied. Kein Wort wurde gesprochen; aber in jedem Auge glänzten Thränen. Hierauf schiffte er sich ein, um sich zum Congreß zu begeben und seine Oberbefehlshaberstelle niederzulegen. Es geschah dieß am 23. Dezember 1783 in einer öffentlichen Versammlung zu Annapolis in Maryland. Durch eine Rede, in welcher er das Heer dem Schutze des Congresses und sein Vaterland der Obhut Gottes empfahl, sagte er sich von allen Geschäften des öffentlichen Lebens los und ging darauf, ein zweiter Cincinnatus, auf sein Landgut in Virginien, Mount Vernon.

Welche süße Belohnung er hier im Umgange mit der Natur und den nützlichen Geschäften des Landbaues für seine unsterblichen Verdienste fand, sagt uns ein in dieser Periode seines Lebens an Lafayette geschriebener Brief.

„Endlich, so schreibt der große Mann, endlich bin ich wieder ein schlichter Bürger an den Ufern des Potomak, unter dem Schatten meines eigenen Weinstocks und meines eignen Feigenbaums. Frei von den Mühen des Lagers und den Wirren der Staatsgeschäfte, genieße ich nun jene süße Ruhe, von welcher der Krieger in seinem Paschen nach Ruhm, der Staatsmann bei seinen mannigfaltigen Planen und Entwürfen und der Höfling, der ängstlich auf

Digitized by Google

ein gnädiges Lächeln ſeines Fürſten harrt, keinen Begriff hat. Ich habe mich nicht bloß von allen öffentlichen Beſchäftigungen zurückgezogen, ſondern ich kehre auch ſtill in mich ſelbſt zurück und finde den befriedigendſten Genuß auf meinem einſamen Pfade im Schooße der Natur. Keinen beneidend habe ich es dahingebracht, in meiner Lage glücklich und zufrieden zu ſeyn und ſanft den Strom des Lebens abwärts zu gleiten, bis ich bei meinen Vätern ſchlafe.“

Waſhingtons ländliche Muße war indeß noch immer dem Ruhme und Wohl ſeines Vaterlandes geweiht. Er entwarf den Plan, den innern Verkehr in den Vereinigten Staaten durch die Beſchiffung der großen von Weſten herſtrömenden Flüſſe zu befördern, und dadurch die Provinzen im Weſten der Alleghanygebirge in nähere Verbindung mit denen am Atlantiſchen Ocean zu ſetzen. Dieſe wohlthätigen Entwürfe des großen Geiſtes ſind jetzt zum Staunen der europäiſchen Welt ausgeführt.

Bald aber wurde er wieder durch die Lage ſeines Vaterlandes zu anſtrengenderen und ſchwierigern Geſchäften gerufen. Die unter den Staaten ausgebrochene Eiferſucht drohte die ganze herrliche Schöpfung ſeines edlen Geiſtes, die Frucht ſo vieler Anſtrengungen und Opfer zu vernichten. Man entſchloß ſich daher im Jahre 1787 zu einem neuern und feſtern Bundesvertrage, und Waſhington, bisher Abgeordneter Virginiens, ward im Jahre 1789 einſtimmig zum erſten Präſidenten der Vereinigten Staaten ernannt. Ungern folgte er dem an ihn ergangenen Rufe und begab ſich nach New-York. Auf dem Wege dahin begleitete ihn von Ort zu Ort der Jubel des Volkes. Aufs Neue empfand jetzt ſein Vaterland den Segen ſeines Wirkens. Nach Verlauf von 4 Jahren wurde er aufs Neue zum Präſidenten gewählt.

(Der Beſchluß folgt.)

Schwulitäten eines Bücherwurms.

(Beſchluß von Seite 12.)

Nachdem ich nun die Kunſt, zu geben, ohne zu ſtolpern, und einen reſpektirlichen Kratzfuß zu machen, gelernt hatte, folgte ich dreiſt der Einladung des Baronets zu einem Familiennahl und zweifelte nicht, daß meine neuerworbene Geſchicklichkeit mich in Stand ſetzen würde, die Damen mit erträglicher Herzhaftigkeit zu ſehen; aber ach, wie vergeblich ſind alle dieſe Hoffnungen auf Theorie, wenn ſie nicht durch die Praxis unterſtützt ſind. Als ich mich dem Hauſe näherte, ſetzte mich ſchon eine Eiglocke in Unruhe, die man bereits läutete, da ich aus Mangel an Pünktlichkeit mich verſpätet hatte. Gepeinigt von dieſem Gedanken wurde ich über und über dunkelcarmoiſinroth, als mein Name von den verſchiedenen Livereybedienten wiederholt angemeldet wurde. Sie führten mich in das Bibliothekzimmer, wo die Tiſchgeſellſchaft verſammelt war — die Augen ſchwanden mir; ich wußte kaum, wen oder was ich ſah. Doch faßte ich ſogleich ein Herz und machte der Lady Friendly meinen neuerlernten Kratzfuß. Aber ach, indem ich mein linkes Bein in die dritte Poſition ſtellen wollte, trat ich unglücklicherweiſe auf den am Podagra leidenden Zehen des armen Sir Thomas, welcher mir, um mich der Familie vorzuſtellen, unmittelbar auf den Ferſen nachgefolgt war. Die Verwirrung, in die ich dadurch gerieth iſt kaum zu beſchreiben, da Niemand als ein ſo armer Bücher wie ich, ſie faſſen kann, und die Zahl ſolcher iſt wahrlich ſehr klein. Die Höflichkeit des Baronets zerſtreute jedoch allmählig meine Verlegenheit; und ich war erſtaunt zu ſehen, wie ſehr ſeine Gewandheit ihn in den Stand ſetzte, ſeine Empfindungen zu unterdrücken und vollkommen heiter nach einem ſo ſchmerzlichen Zufall zu erſcheinen.

Die Gütigkeit ihrer Gnaden, der Lady, und die ungezwungene Freundlichkeit der jungen Damen brachte mich allmählig wieder ins Geleiſe, ſo daß ich endlich an der Unterhaltung Theil nahm. Die Bibliothek war mit ſchönen Bänden reich ausgeſtattet, um meine literariſche Kenntniſſe zu zeigen, wagte ich meine Anſichten über verſchiedene Ausgaben Griechiſcher Klaſſiker auszuſprechen, in denen ich mit der Meinung des Baronets vollkommen übereinſtimmte. Ich kam auf dieſen Gegenſtand durch eine Ausgabe des Xenophon in 16 Bänden, welche, da ich nie von einer ſolchen gehört hatte, meine Neugierde im höchſten Grad erregt hatte, ſo daß ich aufſtand, um ſie näher zu betrachten. Sir Thomas ſah, was ich vorhatte, und ſtand wahrſcheinlich in der Abſicht mir die Verlegenheit zu erſparen, auf, um das Buch herabzunehmen. Dieß aber ſpornte mich um ſo mehr, ihm zuvor zu kommen, ich ſtreckte eilig meine Hand nach dem erſten Bande aus und zog daran aus Leibeskräften; aber wehe! ſtatt Büchern, ſtürzte ein Brett, das durch einen ledernen Ueberzug und Vergoldung wie 16 Bände ausſah, krachend herab, und fiel unglücklicherweiſe auf ein Dintenfaß, das auf dem Tiſche ſtand. Vergebens verſicherte mich Sir Thomas, es thue gar nichts;

Digitized by Google

ich ſah die Dinte von dem ſchönpolirten Tiſch auf den türkiſchen Teppich ſtrömen und begann, kaum wiſſend was ich that, ihr Fortſchreiten mit meinem batiſtenen Schnupftuche zu hemmen. Mitten in dieſer Verwirrung kündete der Bediente an, das Eſſen ſei aufgetragen, und ich bemerkte mit Freuden, daß die Glocke, welche mich anfangs ſo beunruhigt hatte, nur die halbe Stunde vor dem Eſſen bezeichnet hatte. Indem ich nun durch den Hausgang und eine Reihe von Zimmern zu dem Speiſezimmer ging, hatte ich Zeit, meine zerſtreuten Sinne zu ſammeln und wünſchte, meinen Sitz am Tiſche zwiſchen Lady Friendly und ihrer älteſten Tochter zu erhalten. Seit dem Fall des hölzernen Xenophon hatte mir das Geſicht beſtändig wie Feuer gebrannt, und eben kam ich wieder allmählig zu mir ſelbſt und fühlte mich behaglich abgekühlt, als ein unvorhergeſehener ſchlimmer Zufall alles Carmoiſin und alle Hitze wieder auf meine Wangen rief. Ich hatte nemlich meine Suppe zu nahe an den Rand des Tiſches geſtellt, und als ich jetzt gegen Miß Dinah, welche mir über den Stoff meiner Weſte ein Compliment gemacht hatte, mich bückte, ſchüttete ich den ganzen ſiedend heißen Inhalt des Tellers auf meine Kleider. Obgleich man mir alsbald mit einer Tracht Servietten zu Hülfe eilte und meine Kleider abwiſchte, ſo waren doch meine weißen, ſilberdurchwürkten Hoſen nicht ſteif genug, mich von den äuſſerſt ſchmerzlichen Wirkungen der heißen Brühe zu ſchützen, und einige Minuten lang war es mir, als ſtünden meine Füße in einem ſiedenden Keſſel. Da ich mich aber erinnerte, wie ritterlich Sir Thomas, als ich auf ſeinen Zehen trat, ſeine Qual verbarg, trug ich mein Leiden ſchweigend mitten unter dem halbunterdrückten Kichern der Damen und der Bedienten.

Ich will der mannigfaltigen Tölpeleien nicht gedenken die ich während des erſten Ganges machte, auch nicht der Schwulitäten in die ich gerieth, als ich einen Hahn anſchneiden oder verſchiedene Gerichte, die bei mir ſtanden, reichen ſollte, wobei ich bald ein Saucenäpfchen zerbrach, bald ein Salzfaß zerknickte; — laßt mich zu dem zweiten Gange übergehen, wo mich neue Unglücksfälle gänzlich überwältigten.

Ich hatte ein Stück köſtlichen ſüßen Puddings auf meiner Gabel, als Miß Louiſe Friendly mich bat, ihr eine mir nahe ſtehende Taube zu reichen. In der Eile nun verlor ich die Geiſtesgegenwart, und ſteckte den Pudding, der ſo heiß wie eine glühende Kohle war, in meinen Mund, Es war unmöglich, meinen innern Kampf zu verbergen, meine Augen ſtarrten aus ihren Höhlen, Trotz der Schaam und des ritterlichſten Entſchluſſes war ich doch genöthigt, die Urſache meiner Qual wieder auf den Teller zu ſpeien. Sir Thomas und die Damen alle drückten ihr Bedauern aus und jede ſchlug ein anderes Mittel vor; die eine empfahl Oel, eine andere Waſſer, aber alle ſtimmten darin überein, daß Wein das beſte ſey, um die Hitze herauszuziehen. So wurde mir denn ein Glas ſtarken Xeresweins herbei gebracht, das ich mit Begierde austrank. Aber ach, wie ſoll ich die Folgen beſchreiben? Ob der Bediente zufällig fehlgriff oder mir abſichtlicherweiſe einen Poſſen ſpielen wollte weiß ich nicht, aber er gab mir den ſtärkſten Rhum, mit dem ich meinen ohnedieß ſchon verbrühteten und verſengten Mund füllte. Ganz und gar jeder Art von gebrannten Waſſern abgeneigt und noch weniger daran gewöhnt, was konnte ich mit meiner Zunge, meinem Schlund und Gaumen, die ſo wund und gar wie gekochtes Rindfleiſch waren, anfangen? Ich vermochte nicht zu ſchlingen, und da ich meine Hände auf den Mund drückte, ſprudelte mir der Branntwein durch die Naſe und die Finger wie ein Springquell über die Tiſche und dabei brach der Donnerſturm eines lauten Gelächters von allen Seiten los.

(Siehe die Abbildung.)

Umſonſt ſchalt Sir Thomas die Bedienten und Lady Friendly die Töchter; ſie lachten fort, ſie mußten lachen, denn immer noch war das Maaß meines Unglücks nicht voll. Um mich von dem unerträglichen Zuſtande zu befreien, den dieſer Vorfall herbei geführt hatte, wiſchte ich, ohne zu bedenken was ich that, mein naſſes Geſicht mit dem verhängnißvollen Schnupftuch, das noch immer feucht von den Folgen des gefallenen Xenophon war und bedeckte mein Geſicht mit Strichen von Dinte nach allen Richtungen hin. Da konnte der Barouet ſelbſt nicht mehr den Ausbruch des Lachens zurückhalten und die Lady ſecundirte aus allen Kräften. Ich aber ſprang in voller Verzweiflung vom Tiſch auf, ſtürzte aus dem Hauſe und rannte heim in einem Todeskampfe von Verwirrung, Scham und Unmuth, wie ſie ſelbſt das ſtechende Gefühl einer ſchweren Schuld kaum erregt haben würde.

Verſchiedenes.

Häuſerbau in Paris.

Vom Jahre 1832 bis 1837 incl. wurden zu Paris 3008 neue Häuſer gebaut; im Jahre 1839 allein 250.

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Übergang über einen Strom in Boolan.

Digitized by Google

Karlsruher Unterhaltungsblatt.

№. 5. Vierzehnter Jahrgang. 1841.

Uebergang über einen Strom in Boolan.

(Mit einer Abbildung.)
Tab. V.

So gewiß es ist, daß Verweichlichung und Bequemlichkeitsliebe den Menschen nervenschwach, feige und zaghaft machen, eben so gewiß ist es auf der andern Seite, daß der stete Umgang mit der Natur unsere Lebenskraft erhöht, unsere Geistes- und Körperkräfte stärkt und uns geschickt macht, den größten Gefahren zu trotzen und die kühnsten Wagnisse zu bestehen. Die Elemente, denen wir uns draußen unter freiem Himmel aussetzen, machen mit uns wenig Umstände. Die Sonne brennt uns in's Antlitz, der Regen peitscht unsern Nacken, der Sturm rüttelt uns durch, die Schneeflocken umstöbern unsere Augen und Ohren, daß wir nicht hören und sehen können, der Zärtling mag noch so sehr vor jedem Lüftchen und vor nassen Füßen auf seiner Hut seyn, die Zierpuppe noch so ängstlich über ihren neumodischen Anzug wachen; sobald sie sich nur hinauswagen, so erwischt sie das Wetter einmal unversehends und rüttelt und schüttelt und zaus't und näßt sie durch, daß sie gleich gebadeten Mäusen nach Hause kommen und mit allen möglichen Schnupfen, Husten und Rheumatismen behaftet, im warmen Bette bei 25 Grad Reaumür und ganzen Feuereimern von Hollundertheе und Spiritus Mindererе sich wieder ausbähen müssen. Wie ganz anders ist es beim Naturmenschen; die Einflüsse der Witterung und des Klimas können ihm wenig anhaben. Die rauhen Elemente sind nicht seine Peiniger, sondern seine guten Freunde, die ihn erfrischen, stärken, kräftigen und zu jedem tüchtigen Werke geschickt machen. Während das zarte Muttersöhnchen, das hinter dem Ofen aufgebäht und mit nichts, als Honigseim, Zeisigfett, Taubenmilz, französischen Phrasen und italiänischen Tiraden genährt worden ist, vor Angst zittert, wenn es einmal ohne Hofmeister oder Gouvernante über die Straße gehen soll, erkletteт der derbe Bauernjunge mit der Behendigkeit eines Eichhorns die höchsten Buchen- oder Tannenzipfel, um ein Vogelnest auszunehmen. Während der Europäische Waidmann sich mit hohen undurchdringlichen Wasserstiefeln von Juchtenleder wappnet, um in einem Sumpfe, Schnepfen aufzustöbern, setzten die kühnen Rimrede Ostindiens mit der Flüchtigkeit des Klippspringers über einen Abgrund oder klettern an einen schwachen Seil über brausende Bergströme und donnernde Kataraкten.

Jetzt habe ich meine liebe Leser da, wo ich sie haben will. Es war ein großer Umschweif aus den Europäischen Studierstuben, Toiletten-, Schlaf- und Prunkzimmern heraus bis in die Gebirge von Boolan zu kommen. Boolan heißt nämlich ein Theil des vom Himalaya durchzogenen Landes, das an Thibet gränzt. Dort giebt es, wie wir schon öfters aus frühern Bildern ersehen haben, viele wilde Gebirgsschluchten, steile Abgründe, zackige Felsen und reißende Bergströme, welche das Reisen in jenen Gegenden sehr erschweren, ja oft ganz unmöglich machen. Demohngeachtet gehen die kühnen Bewohner dieser Wildnisse hier mit eben der Leidenschaft der Jagd nach, wie die deutschen Hasen- und die englischen Fuchsjäger, und steht ihnen ein solcher Bergstrom im Weg, so bauen sie sich an den Stellen, wo sie ihn am häufigsten überschreiten müssen, luftige Brücken von der Beschaffenheit, wie unsere Abbildung sie darstellt. An jeder Seite des Stromes, den sie überschreiten wollen, legen sie ungefähr eine halbe Elle vom

Digitized by Google

Saume des Ufers zwei Stangen zuſammen, welche mit dem Felſen, auf dem ſie ruhen, ein gleichſchenkliges Dreieck bilden. Das Seil, das über den Strom gezogen wird, wird nun in den Winkel gelegt, welche beide Stangen über dem Dreieck mit einander bilden, und an jeder Seite an eine Wurzel befeſtigt, die aus den Spalten der Felſen hervorragt. Zuletzt wird ein Reif am Seil angebracht, der als Brücke dient.

Ein ſolcher Uebergang iſt häufig eines der furchtbarſten Wageſtücke, die man ſich vorſtellen kann. Man denke ſich den brüllenden Strom, der in einem faſt ſenkrechten Schlund in die Tiefe brauſt, die darüber hängenden ungeheuern Felſenmaſſen, gegen welche die ſchweren Waſſerſtürze mit einem Gewicht und einer Gewalt anbrauſen, daß die Gipfel der feſten Hügel umher dröhnen und zu ſchwanken ſcheinen; man denke ſich ferner dieſem entſetzlichen Toben des Elementes gegenüber den ſchwachen Menſchen, wie er, gleich einer Spinne an ihrem Faden, über einem fürchterlichen Abgrund an einem dünnen Stricke ſchwebt, der jeden Augenblick reißen und von welchem der geringſte Stoß ihn herabſchütteln kann: — ſo wird man ſich überzeugen, daß ſelbſt das kühnſte Herz hierbei beben und ſeine Pulſe ſtocken können. Wenn der Reiſende, in dem Reiſe ſitzend ſich über den Waſſerfall ſchwingt, ſo müſſen ihm vor dem grauſenden Abgrunde alle Sinne ſchwinden. Er bedarf darum große Kraft, Gewandtheit und Nervenſtärke, um nicht ohnmächtig zu werden. Die Gebirgsbewohner von Boolan ſind jedoch mit ſolchen Gefahren ſo vertraut, daß ſie ſich ihnen beinahe täglich ausſetzen.

Washingtons Grabmal.

(Beſchluß von Seite 15.)

Jetzt wollten die Amerikaner nach Ausbruch des franzöſiſchen Revolutionskrieges ſich mit der neuen Republik Frankreich gegen England verbinden. Washington aber war dagegen; er wollte geſetzliche Freiheit, aber keine Zügelloſigkeit, er wollte ſein reines Streben nicht mit den Schwindeleien der Revolutionsmänner verwechſelt ſehen. Da bildete ſich gegen ihn eine Parthei und müde des Widerſpruchs der ſich ihm jetzt häufig entgegenſtellte, erklärt Washington, als ſich das Ende ſeiner zweiten Präſidentſchaft näherte, daß er nicht wieder zum Präſidenten erwählt ſein wolle. Dieſe Erklärung verband er mit den väterlichſten Abſchiedsworten an ſeine Mitbürger: „Sie möchten, rief er ihnen zu, feſt an Religioſität halten, Einigkeit untereinander bewahren und keinen fremden Einfluß zulaſſen, um nicht das Spielwerk der ſelbſtſüchtigen Plane Fremder zu werden.“

Hiermit ſchied er aus dem öffentlichen Leben und zog ſich wieder in die Schatten der Einſamkeit zurück um unter ſeinen Mitbürgern die ſüße ungemiſchte Theilnahme an dem wohlthätigen Einfluſſe guter Geſetze zu genießen. Er genoß ſie indeſſen nur kurze Zeit, denn ſchon am 14. Dezember 1799 entriß ihn der Tod ſeinem Vaterlande.

Sein Tod ward als ein allgemeiner Verluſt betrachtet und ſein Andenken durch die tiefſte und wahrſte Trauer ſeiner Mitbürger geehrt. Als ſpäterhin eine neue Bundesſtadt erbaut wurde, wurde ſie nach ſeinem Namen genannt und ihm daſelbſt ein Denkmal errichtet. Doch das ſchönſte Denkmal hat er ſich ſelbſt errichtet durch die Thaten die er vollbrachte, und durch die Geſinnungen, die ihn leiteten und die er kurz vor ſeinem Tode noch dadurch bethätigte, daß er in ſeinem Teſtament allen ſeinen Sklaven die Freiheit gab und beträchtliche Summen zur Anlegung einer hohen Schule und einer Freiſchule für arme Kinder beſtimmte.

Wir ſchließen dieſe kurzen Umriſſe ſeines reichen Lebens mit einem Urtheil, das Fox, der große Engliſche Staatsmann über ihn fällte.

„Ein Charakter, deſſen Tugenden ſo harmoniſch übereinſtimmten und der ſo ganz unberührt vom Laſter blieb, iſt in den Jahrbüchern der Geſchichte kaum wieder zu finden.“

Mit Recht glänzt ſein Name in den Reihen der größten Männer, und Glanz und Ruhm wird ihn umſtrahlen, ſo lange ein Leben im Dienſte der Menſchheit, ſo lange Weisheit und Redlichkeit, Entſchloſſenheit und Ausdauer, Wohlwollen und Aufopferungsfähigkeit in Ehren gehalten werden.

Das Bild, das uns zu dieſer Skizze Veranlaſſung gab, ſtellt die heilige Stätte auf Mount Vernon dar, wo die Aſche Washingtons ruht. Eine maleriſchere und romantiſchere Lage für ein Grab kann kaum gedacht werden.

Zwiſchen ihm und dem Potomak befindet ſich ein Hain, deſſen dichtbelaubte Bäume dem Auge nur einzelne Blicke auf den Strom geſtatten und dem Orte etwas Heimliches und Trauliches geben. Das Grab iſt von großen ehrwürdigen Eichen umgeben, welche es an jedem Herbſte mit ihren welkenden Blättern beſtreuen und noch bedeutungsvoller an den Tod erinnern. Zwiſchen den Eichen ſteht eine Gruppe rother Cedern, die ihre Gipfel über das Grab hin beugen, und deren immergrüne Zweige einen bedeutungsvollen Contraſt mit den blätterloſen Aeſten und Zweigen der Eichen bilden, ein Sinnbild der Unſterblichkeit des Geiſtes mitten unter den Bildern des leiblichen Todes. — —

Einer der intereſſanteſten Beſuche, den das Grab Was-

Digitized by Google

bingtons in neuern Zeiten erhielt, war der von Lafayette. Der ruhmwürdige Gefährte des großen Mannes fiel bei dem Anblick der Ruhestätte desselben unwillkührlich auf seine Kniee nieder und versank, heiße Thränen vergießend in Erinnerungen an die verhängnißvolle Vergangenheit. Von dem nahgelegenen Fort Washington donnerten die Kanonen zum Signal der Huldigung, die der große Mann Europas dem größten Manne Amerikas darbrachte.

Einfach und bescheiden, wie Washington im Leben gewesen war, ist auch sein Grab; kaum bemerkt man es unter den hohen Cypressen und Cedern, die es umschatten. Ein überwachsener Grabhügel ein hölzernes Thor ohne Inschrift, einige wilde grüne Ranken bezeichnen dem Reisenden, der die Stätte besucht, wo in Frieden die starken Arme ruhen, die die Ketten ihres Vaterlandes zerbrochen haben. Lafayette stieg zuerst allein in das Grabgewölbe; als er einige Minuten darauf herauftrat, stürzte ein Thränenstrom aus den Augen des alten Helden. Er nahm seinen Sohn und seinen Freund Levasseur bei der Hand und führte sie hinein in die dunkle Wölbung, wo er still auf den Sarg deutete — und Alle knieten ehrfurchtsvoll nieder, und als sie aufstanden warfen sich die beiden Gefährten in Lafayette's Arme und ihre Thränen flossen mit den seinigen.

Die Vertriebenen.

(Mit einer Composition von G. W. Fasel. Tab. III.)

Die Wellen des atlantischen Meeres glänzten hell unter der tropischen Sonne und brachen sich an dem Gestade eines wildammuthigen Eilands, das entzückend und hehr und unentweiht von den Verbrechen der Menschen, wie am ersten Schöpfungsmorgen, vor dem staunenden Blicke lag. Unsern vom silberfunkelnden Ufer lag eine etwas erhöhete Ebene, mit dem reichsten und mannichfaltigsten Pflanzenwuchs bedeckt. Schlanke Reben schlängelten sich in reizenden Windungen an den Aesten hoher Bäume empor, aus den dunkeln Laubgewölben schimmerte in lieblicher Purpurfarbe die saftstrotzende Traube, und eine zahllose Heer glänzend gefiederter Vögel wiegte sich zwitschernd auf den Zweigen und erfüllte die Lüfte mit frohem Gesange. Gruppen von Palmen mit ihren säulenartigen Stämmen und bogenförmigen Blättern, wölbten sich gleichsam zu jenen natürlichen Tempeln, welche dem Menschen zuerst das Urbild zu den stolzesten Kunstgebäuden gaben.

So war das Ufer, das sich jetzt den angstvollen Augen einer Anzahl von Menschen darbot, welche auf dem Verdecke eines kleinen Schiffes standen, das sich dem Ufer näherte, ohne den Blick der Neugier oder das fröhliche Zujauchzen der Erwartung zu erregen. Der stattliche Hirsch, der am Ufer weidete, erhob sein stolzes Haupt und schaute den Ankömmlingen mit jener Gleichgültigkeit entgegen, die man an allen Thieren wahrnimmt, die den Menschen noch nicht kennen. Kein Auge gewahrte das kleine Fahrzeug, das an das Ufer steuerte, als das Auge dessen, der auf seiner gefahrvollen Reise über ihm gewacht und es sicher in die Hemisphäre geleitet hatte, die bestimmt war, in spätern Zeiten der Ruheplatz der Gedrückten und schwer Beladenen und die Heimath der religiösen Freiheit zu werden.

Auf dem Vordertheile stand der Befehlshaber und blickte mit tiefem Ernste nach der Küste hin; es war ein Mann von ohngefähr 50 Jahren; in seinen Zügen sprach sich tiefes Nachdenken und vertraute Bekanntschaft mit schweren Leiden aus, und trotz seiner festen Stirne und geschlossenen Lippe verriethen doch die wechselnden Farben seiner Wange die tiefe Bewegung seines Innern. Als er so abgesondert von den andern, versunken in tiefen, doch nicht traurigen Gedanken, dastand, ward er endlich von einer sanften Berührung und einer süßtönenden Stimme unterbrochen; deren erstes Flüstern ein freundliches Lächeln auf sein Antlitz rief.

„Freue dich, meine Tochter; wir werden sogleich dieses Gefängniß verlassen, in welchem du so viele lange Wochen geschmachtet hast; wir sollen wieder den frischen Hauch der Wälder athmen und in der Kühle ihres erquickenden Schattens unserer Pflicht leben, fern von Volkstyrannei und grausamer Verfolgung. Hier werden wir frei seyn wie unsere Gedanken und den Vater anbeten, wie er es gebietet, im Geist und in der Wahrheit.

Er schwieg und suchte in dem Angesicht seiner Tochter die Zeichen der Freude, welche sein Herz erfüllte, aber er begegnete in demselben einer tiefern Niedergeschlagenheit, als die war, die es überschattete, als die Ufer Frankreichs aus ihrem Gesichtskreise schwanden. „Wie, meine Eleonore, fragte befremdet der Vater; freust du dich nicht beim Gedanken an die Landung?“

Ach, mein Vater, seufzte Eleonore, dieses Schiff kommt von Frankreich; so lang ich in ihm bin, kann ich mich immer noch nicht von dem schönen Lande getrennt denken. Ein Thränenstrom entstürzte ihren Augen, aber ihn schnell hinwegtrocknend, rief sie aus: „Theurer Vater, vergieb mir! Dieses Land soll mein Vaterland werden; denn dein Gott ist mein Gott. Du bist mein Trost und meine einzige Stütze auf Erden, und sei es auch an diesen Ufern, ich will mich still in den Willen dessen ergeben, ohne den kein Haar von unserm Haupte fällt.“

Digitized by Google

Das Schiff war nun dem Ufer so nahe gekommen, als es ohne Gefahr geſchehen konnte, und die Mannſchaft landete mit Hülfe des kleinen Bootes, das ſie ſchnell über die Untiefen trug. Réné de la Laudonnière, der Befehlshaber, ſtieg zuletzt aus, und als ſein Fuß das Geſtade berührte, ſtimmte er das Gloria in excelsis an und alle Stimmen und Herzen ſtimmten in den erhabenen Geſang ein, in dem ſich der Geiſt des Chriſtenthums ſo herrlich ausſpricht. Aber mit dem Dankgefühl für verſchwundene Gefahren miſchte ſich doch bei allen auf eine ſonderbare Weiſe eine tiefe Angſt vor ſolchen, die ſie an dieſer unbekannten Küſte erwarteten und warf einen düſtern Schatten auf ihr Antlitz. Aber der Gedanke an den, der ſie aus den ſonnigen Ebenen des rebenbeſchatteten Frankreichs, von den Heerden ihrer Väter und den Gräbern ihrer Freunde, in die Tiefen eines amerikaniſchen Urwaldes geführt hatte, ſtand ihnen bei und ſtillte den Kummer ihrer Herzen, als eine Reihenfolge unbeſtimmter Geſtalten von Gefahren vor ihrer Einbildungskraft vorüberzog. Die zitternden Mütter, welche bei ihrer Ankunft an dem fremden Ufer, heiße Thränen geweint hatten, trockneten ſie jetzt, drückten ihre Kinder an ihre Bruſt und ſammelten ſich um Laudonnière, welcher in ihrer Mitte niederkniend die Dankgefühle ſeines Herzens in einem innigen Gebete ausſprach.

Es war in der That ein Anblick, bei welchem Engel geweint hatten. Dieſe zitternden Greiſe, geſtützt auf ihre Söhne, denen ſie in die neue Welt gefolgt waren, dieſe hinſchwindenden Geſtalten, deren Augen voll Thränen ſtanden, ſo oft der Gedanke an ihre Heimath in ihnen erwachte, dieſe Mütter endlich, die mit liebender Innigkeit ihre Kinder an ihr Herz drückten — was thaten ſie auf der unbewohnten Inſel? Sollten ſie in dieſer Verbannung vielleicht für begangene Verbrechen büßen? — Nein, es war ihr gewählter Wohnort; denn in dieſen Urwäldern, in dieſen menſchenleeren Einöden hofften ſie Ruhe und Glück zu finden.

Eleonore, Laudonnières Tochter, mußte das ſchöne Frankreich am ſchmerzlichſten vermiſſen. Denn als die Tochter eines vornehmen und reichen Mannes war ſie mitten im Geräuſche des Hoflebens aufgewachſen und an alle jene feinen Genüſſe gewöhnt worden, denen die zerſtreuungsſüchtige Welt nachjagte. Geſang, Tanz, Spiel und Geſellſchaften in Theatern, und feſtlich geſchmückten Sälen hatten den Sinn für das Ernſtere und Höhere in ihr ertödtet und ſie mit mächtigen Ketten an das Irdiſche gefeſſelt, aber ſie war nicht von gewöhnlichem Geiſte. Als die entſcheidende Stunde kam, erwachte ihr beſſeres Gefühl und heldenmüthig riß ſie ſich von ihren bisherigen Vergnügungen los und entſchloß ſich, dem Vater über das Weltmeer zu folgen.

Réné und ſeine Gefährten ſchickten ſich alsbald zur Arbeit an. Sie wählten ſich eine günſtige Lage für ihre Niederlaſſung aus und bauten mit geringer Mühe ihre Wohnungen. Hohe Palmbäume ſtürzten von den Hieben ihrer Aexte nieder und wurden zu Balken gezimmert. Ihre breiten Blätter vertraten die Stelle der Ziegel für die Dächer und ſchlanke, biegſame Rohrſtäbe, künſtlich in die Seitenwände der Hütten geflochten, machten ſie undurchdringlich gegen Regen und Wind. Da die Anſiedler Entbehrungen vorausgeſehen hatten, ſo hatten ſie ſich mit Werkzeugen und Sämereien aller Art verſehen, um nicht ganz von wilden Früchten leben zu müſſen, und nach Verfluß von wenigen Monaten ſchon begannen ſie ſich auf dem Eilande wohl und behaglich zu fühlen. Der ſonnige Himmel, das milde Klima, die tiefe Stille, der üppige Pflanzenwuchs, der ihrem Auge überall begegnete, und das friſche Grün der Wieſen, durch die ſich in reizenden Windungen die Bäche der Inſel hinſchlängelten, erfüllten ihre Seelen mit einer Ruhe und einem heitern Frieden, den ſie auf der gebildeten Seite des atlantiſchen Meeres nimmermehr zu finden gehofft hatten. In der Umgebung jeder Hütte befand ſich ein geräumiger Garten. Réné und ſeine Tochter waren unabläßig bemüht, Ordnung und Eintracht in der kleinen Gemeinſchaft zu erhalten. Eleonore lehrte die Frauen, aus Bambusrohren und Palmblättern allerlei nützliches Hausgeräthe verfertigen; ſie half ihnen bei der Erziehung und dem Unterrichte ihre Kinder und fand in dieſen einfachen Beſchäftigungen reinere Vergnügen als bei den glänzendſten Luſtbarkeiten ihres früheren Lebens.

Laudonnière hatte ſeiner Tochter oft ſeine Verwunderung mitgetheilt, dieſes Eiland gänzlich unbewohnt zu finden. Denn eine Zeit lang nach ſeiner Ankunft war er in beſtändiger Furcht vor einem Ueberfall feindlicher Wilden geweſen, welche, wie er wohl wußte, Grund genug hatten, die Europäer zu haſſen. Aber als die Zeit verſtrich und er nichts von ihnen wahrnahm, vermuthete er, daß ſie ſich in das Innere zurückgezogen hatten. Die Sorge für die Colonie und beſtändige Beſchäftigung hatten ihn bisher verhindert, ſich über drei bis vier Meilen von der Niederlaſſung zu entfernen; um aber, da alles, im beſten Wohlſtande ſich befand, erlaubte er ſich oft lange Spaziergänge längs der Gränzen des Waldes. Bei dieſem Ausflügen war Eleonore oft ſeine Begleiterin. Er hatte die Richtigkeit ihres Urtheils und die Klarheit ihres Verſtandes oft genug erprobt, um Gewicht auf ihre Anſichten und Meinungen zu legen und ſie als ſeine klügſte und liebſte Rathgeberin zu betrachten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Calcutta.

Digitized by Google

Karlsruher Unterhaltungsblatt.

Nro. 6. Vierzehnter Jahrgang. 1841.

Calcutta.

(Mit einer Abbildung.)

Tab. VI.

Vor etwas mehr, als zwei Jahrhunderten hielten einige Britische Kaufleute bei dem Mogul-Kaiser, Schah Dschehan, demüthig um die Erlaubniß an, am Gestade des alten Königreichs Bengal eine Faktorei zu gründen und Handel mit den Eingebornen treiben zu dürfen. Der Großmogul gab diese Erlaubniß, und die anspruchslosen Handelsleute gründeten ihre erste Niederlassung zu Piply, einem Seehafen am westlichen Mündungsarme des Gangesdelta.

Kaum eine Spur ist mehr vorhanden von diesem ersten Posten; Strom und Meereswellen haben ihn von der Erde vertilgt. Aber die Handelsleute sind so keck gewesen, in's Innere vorzudringen und sich am Hoogly, dem westlichen Arm des Ganges, 25 deutsche Meilen von der Strommündung entfernt, in einem kleinen Dörfchen anzubauen. Im Jahre 1717 bestand das Dörfchen noch aus 10 bis 12 elenden Hütten — und jetzt ist es zur Metropolis eines Reiches von mehr als hundert Millionen Einwohnern, zum Centrum einer Macht angewachsen, von der gegenwärtig die politische Existenz der nicht christlichen Staaten des ganzen Kontinents von Asien abhängig ist. Calcutta, so heißt diese Stadt, ist die Rivalin von London, von einer Million der betriebsamsten Menschen bevölkert.

Fährt man den Hoogly herauf, so ahnet man nichts weniger, als die Nähe einer solchen Riesenstadt. Denn die Sunderbunds oder das Gangesdelta, sind eine Wüste, von undurchdringlichen Dschungeln *) bewachsen, in welchen zahllose Tiger hausen. Nur hie und da erinnert ein europäisches Fort mit Batterien, oder ein schlanker Telegraphenthurm, mit Pallisaden gegen die Tiger umzäumt, an die Nähe Europäischer Cultur. Allmählig aber ändert sich die Uferlandschaft des Flusses; bebaute Strecken werden häufiger und aus dem sammtenen grünüppigen Reidpflanzungen blicken die niedrigen Wohnungen der Hindus freundlich hervor. Weiter hinan breitet die tropische Cocospalme ihre Fächer aus und hinzutretende Pisanggebüsche und anderes Gebölz mit prächtigem Laubwerk und von fremdartigem Wuchse bilden Kränze um die in Dörfer zusammenrückenden Hütten von Bambus. Weiterhin erscheinen die stolzen Sommerpaläste und Villen der fremden Herren des Ostens, an Pracht und Herrlichkeit mit den einheimischen Palmenhainen wetteifernd, die der naturfreundliche Sinn der Engländer um ihre Wohnungen gepflanzt hat — und endlich blinken aus einer grauen Rauchwolke goldene Thurmspitzen und ein dichtes Gewühl von Schiffen und Booten im Flusse und jenes von großen Bevölkerungsmassen ausgehende charakteristische Summen verkündigen die unmittelbare Nähe Calcutta's.

Die unabsehbare Häusermasse der Stadt, die drei Meilen vom linken Ufer des prächtigen Stromes überdeckt, nimmt sich überaus großartig, aber nicht schön und malerisch aus, wie alle großen Städte, die in einer Ebene liegen. Am meisten fällt die Festung von Calcutta, das Fort

*) Dschungle ist eine rohrartige Pflanze, welche in Ostindien haushoch aufschießt und ganze unübersehbare Distrikte bedeckt.

Digitized by Google

William in die Augen, das vortrefflich angelegt ist und für unüberwindlich gehalten wird.

Das Innere der Stadt prangt einerseits in allem Glanze der europäischen Architektur und zeigt in andern Theilen alle Aermlichkeit einer dichtgedrängten indischen Hüttenbevölkerung. Man unterscheidet die Stadt der Europäer, die schwarze Stadt und die Vorstädte.

Die Stadt der Europäer ist der schönste Theil Calcutta's. Alle Häuser sind hier in griechischem Styl, obwohl nur von Ziegelsteinen erbaut, aber mit einem gipsartigen, aus Muschelkalk bereiteten Ueberzug bedeckt, welcher ihnen das Ansehen giebt, als ob sie ganz massiv wären. Die Dächer sind flach, aber mit schönen Geländern umgeben und an der Vorderseite der Palaste ist ein geschmackvoller Säulengang mit einem Balkon. Hier wohnt der crösusreiche, hoffähige Theil der europäischen Bevölkerung, der hohe Beamte und der Millionär, in einem Style, der die europäische Verfeinerung mit dem Luxus des Ostens vereint. Auf der Esplanade, welche die Festung von der eigentlichen Stadt trennt, steht der Gouvernementspalast, wo der Generalgouverneur des britischen Indiens im Pomp eines orientalischen Fürsten Hof hält. Außer diesem Palast gehören zu den schönsten öffentlichen Gebäuden das Rathhaus, der Justizpalast, zwei Kirchen der Episcopalen, eine der Presbyterianer eine katholische, griechische und armenische Kirche und eine Menge von Moscheen und Pagoden.

Die schwarze Stadt liegt nördlich von der vorigen und besteht aus einem Gewirr von engen und winkeligen Straßen, in denen man fast überall nur schlechte Häuser und Hütten, theils aus Holz oder Lehm, theils aus Schilf oder Bambusrohr und größtentheils mit Palmblättern gedeckt, zu sehen bekommt. Nur einige Straßen, so wie die Pagoden und Moscheen machen eine Ausnahme. Das beste Gebäude ist die Münze. In der heißen Jahrszeit sind Feuersbrünste sehr häufig, und ganze Straßen brennen nieder. Diese schwarze Stadt ist der bewohnteste Theil von Calcutta und enthält wenigstens ⅔ der gesammten Bevölkerung, welche man gegenwärtig zu einer Million annehmen kann. Sie besteht aus einem bunten Gemisch von Europäern, namentlich Briten und Asiaten fast aller Nationen und Religionen.

Die Gesellschaft in Calcutta sondert sich mit der Schärfe orientalischer Etikette in verschiedene Klassen, die wenig mit einander verkehren. Die Briten füllen die erste Reihe ausschließlich. Sie machen große und glänzende Häuser, in denen man keine der Formen und keinen Genuß der feinen Gesellschaft vermißt. Alle verfolgen nur Einen Zweck, nämlich in kürzester Zeit recht viel Geld zu machen, damit sie den Rest ihres Lebens gemächlich in Europa zubringen können. Der Generalgouverneur ist das Haupt der Gesellschaft. Er sondert die weniger Gebildeten und die ärmern Europäer auf die einfachste Weise dadurch aus, daß er sie nicht zu seinen Festen einladet. Diese Ausgeschiedenen leben in kleinen, abgeschlossenen Coterien für sich zu stolz, sich mit der noch eine Stufe niedriger stehenden portugiesischen Bevölkerung zu vermischen, welche eine dritte Klasse bildet. Die zahlreichen Muhamedaner, die ehemaligen Herren des Landes und endlich die Hindus vom mediatisirten Rajah, bis zum verachteten Paria herab bilden die beiden untersten Klassen der Gesellschaft. Außer diesen giebt es noch gelegentliche Residenten, Amerikaner, Franzosen, Deutsche ꝛc. Im Ganzen finden Fremde nicht die zuvorkommendste Aufnahme. Einen bedeutenden Theil der Bevölkerung bildet die sogenannte Halbkaste, von Briten und Hindus entsprungen. Es ist ein sehr schöner Menschenschlag und der Liebreiz der Damen und ihre hohe Bildung führt diese oft als Gattinnen in höhere Kreise.

Merkwürdig ist der Einfluß der britischen Herrschaft auf die höhern Cirkel der indischen Gesellschaft. Noch kämpft zwar das Brahmenthum hartnäckig mit der vordringenden Fluth der europäischen Civilisation; aber es verliert täglich im ungleichen Streite und zieht sich in eine immer engere Sphäre zurück.

Unter den zahlreichen öffentlichen Anstalten ist die durch ihre Schriften auch in Europa höchst ehrenvoll bekannte asiatische Gesellschaft zu bemerken, deren Mitglieder auch gelehrten Briten besteht. Zahlreich sind die Menge der Schulen für Christen, Hindus und Muhammedaner. Der botanische Garten, der etwa eine halbe Meile südlich von Calcutta liegt, hat über eine deutsche Meile im Umfang und gehört in Absicht auf Vollständigkeit zu den ersten der Welt.

Die Beschäftigungen der Einwohner bestehen in Manufaktur- und Fabrikarbeiten der verschiedensten Art; namentlich verfertigt man allerlei Baumwollen- und Seidenzeuge, die schönsten Lederarbeiten und treffliche Tischler-, Gold- und Silberwaaren.

Das Leben in Calcutta ist wohlfeil und überall ist Gelegenheit, Geld zu verdienen und selbst in kurzer Zeit reich zu werden. Die Gesellschaften der Europäer sind sehr zahlreich, und es herrscht in ihnen ein munterer Ton.

Der Luxus ist sehr groß. Jeder Regierungsbeamte hat gleichsam seine Hoftage, wo man sich bei ihm versammelt. Jedes Gastmahl, deren in der kalten Jahrszeit an

Digitized by Google

jedem Tage mehrere vorfallen, zählt 30—40 Gäste. Die Speisen ſind köſtlich und im Ueberfluß, und da man ſie wegen der Hitze des Klima's nicht aufbewahren kann, ſo müſſen ſie zuletzt meiſtentheils den Pariah-Hunden und Raubvögeln vorgeworfen werden. Aus dieſem Umſtande kann man ſich die ungeheuern Schaaren von Krähen, Geiern ꝛc. erklären, welche Häuſer und Gärten faſt bedecken. In ihrem Gaſſenfegeramte erhalten die Geier und Krähen bei Tage noch den gefräßigen Störche und nach Sonnenuntergang die Pariah-Hunde und Schakals zu Gehülfen, die dann aus den nahen Dickichten hervorkommen und durch ihr Geheul die Nacht furchtbar machen. Man trinkt bloß Madera und Bordeauxwein. Beide Weinarten ſind einer großen Gefahr von den Muskusratten ausgeſetzt, welche, unbeſchadet ihrer Kleinheit, einen ſo durchdringenden Geruch haben, daß wenn nur eine von ihnen in einen Weinkaſten geräth, jede Weinflaſche, über welche ſie kriecht, ſo unangenehm riecht und einen ſo widerlichen Geſchmack bekömmt, daß man den Wein nicht trinken kann. Die größte Delicateſſe auf den Tafeln iſt der Mangoefiſch.

Um in Calcutta ordentlich eingerichtet zu ſeyn, muß ein vornehmer Mann wohl 200 Dienſtleute haben, welche freilich ſehr ſchlecht bezahlt werden. Es iſt Sitte, nach Sonnenuntergang noch vor der Hauptmahlzeit auszufahren. Wenn es dunkel wird, laſſen die Reichen Knaben mit Fackeln vor dem Wagen herlaufen. Die zahlreichen Flammen, welche ſich längs der Eſplanade bewegen, machen einen höchſt maleriſchen, überraſchenden Eindruck.

Als Handelsplatz gebührt Calcutta ohnſtreitig der erſte Rang in Aſien. Es iſt das große Emporium nicht nur vom Verkehr des Mutterlandes mit ſeinem indiſchen Reiche, ſondern auch für beider Handel mit andern Ländern des Welttheils. Unermeßlich iſt der innere Handel vermöge des Ganges und ſeiner großen Nebenſtröme. Die Entdeckung der Dampfſchiffahrt hat die Communikationsmittel erweitert und auf dem Ganges allein gehen über 40 Dampfbote. Der Handel Calcutta's beſchäftigt gegenwärtig über 800 Seeſchiffe, und über 20,000 Flußfahrzeuge unterhalten den Verkehr landeinwärts. Alle Produkte Indiens und Aſiens nehmen Theil an der Ausfuhr; die Einfuhr beſteht neben unermeßlichen Summen baaren Geldes beſonders in den feinern Erzeugniſſen der Britiſchen Manufakturen.

Die Vertriebenen.

(Fortſetzung von Seite 20.)

Einſt an einem lieblichen Oktobermorgen verließen Loudonnière und ſeine Tochter die Pflanzung und wandelten dem Ufer eines ſchönen Fluſſes entlang, den ſie zum Andenken an die Zeit ihrer Ankunft den Meiſtrom genannt hatten. Gelockt durch die Milde der Luft und das üppige Grün an den Ufern des Stromes verfolgten ſie ſeinen Lauf, bis ſie ſich plötzlich an den Gränzen einer belaubten Ebene ſahen, aus der in der Stille des Vormittags der blaue Rauch eines entfernten Landhauſes aufſtieg. Eine kleine Erhöhung von Erde ſagte ihnen daß ſie einem Begräbnißplatze nahe gekommen waren.

Eleonore brach zuerſt das Stillſchweigen, in welches dieſer unerwartete Anblick ſie und ihren Vater verſetzt hatte. „Ach, rief ſie, dieſe Inſel iſt bereits bewohnt. Wehe uns wenn wir in die Hände von Räubern gefallen ſind.“

Laudonnière antwortete nicht; er fühlte das ganze Gewicht der Wahrheit, die in den Beſorgniſſen ſeiner Tochter lag. Er erinnerte ſich, ehe er Frankreich verließ, wohl gehört zu haben, daß einige Jahre zuvor eine Colonie von Corſaren auf einer Inſel in der Nähe des Wendekreiſes des Krebſes gegründet worden ſei; aber er hatte geglaubt, daß er ſich mit ſeiner Niederlaſſung viele Grade weiter gegen Norden befinde. Seine ſchöne Hoffnung war jetzt geſchwunden. Dunkle, unbeſtimmte Gefühle von Furcht durchzuckten ſein Herz, und ſchon wollte er eilig den Ort verlaſſen, als ſeine Schritte plötzlich durch die Erſcheinung einer Anzahl von Menſchen gehemmt wurden, die ſein Fort, ſchreiten am Ufer längſt beobachtet hatten. Einer von ihnen, von edlem, gebietenden Anſehen ſchritt voran. Beim Anblick Eleonorens zog er ſeinen Federhut und redete beide höflich in der Engliſchen Sprache an. Rénés unvollkommene Antwort in dieſer Sprache, beweg den Engländer ſeine Höflichkeiten franzöſiſch auszudrücken und zu fragen, wie es komme, daß zwei Perſonen von ihrem Anſehen auf dieſem Eiland wanderten? Wenige Worte reichten zur gegenſeitigen Verſtändigung hin; René ging mit ſeiner Tochter fort, und der Engländer verſprach, am folgenden Tage die Colonie zu beſuchen.

Am folgenden Morgen erſchien er auch wirklich mit ſeinem Gefolge an der Südſeite der Inſel und ſetzte das friedliche Dörfchen durch ſein kriegeriſches Anſehen in großen Schrecken.

Ihre Höflichkeit war für René höchſt peinlich. Er ſah wohl ein, daß ſie nicht lange Freunde bleiben würden, und er wollte lieber unter die Klauen wilder Thiere, als in die Hände boshafter Menſchen gefallen ſeyn. Es lag in dem Auge des Befehlshabers John Morgan ein ſolcher Ausdruck von Hochmuth, daß René ſich ſagen mußte, es werde kein Erbarmen zu hoffen ſeyn, wenn je zwiſchen den Pflanzern eine Mißhelligkeit ſich erheben ſollte, und

Digitized by Google

sein hochfahrender gebieterischer Ton gegen seine Untergeordneten, erweckte in dem Gemüthe der unglücklichen Franzosen die traurigsten Besorgnisse. Eleonore schauderte schreckenvoll vor seinen kühnen Blicken und sah seine täglichen Besuche mit wachsender Unruhe. Ihn zu meiden, war unmöglich; in ihren offenen Wohnungen war kein Platz zu finden, wohin sie sich hätte zurückziehen können. Sie hielt sich darum nur in der Gegenwart ihres Vaters für sicher; aber wenn dieser im Garten oder auf dem Felde in Anspruch genommen war, sah sie sich genöthigt, den Engländer anzuhören, der ihr mit stolzem Selbstvertrauen seine Hand zur Vermählung bot. Obwohl dieß mit einer Unterwürfigkeit und Höflichkeit geschah, zu der sich ein vornehmer Brite nur gegen Töchter der vornehmsten Familien entschließt, so fühlte Eleonore doch gegen ihn einen unüberwindlichen Abscheu. Denn von dem schwächern Theile seiner Untergebenen waren ihr Beispiele seiner Grausamkeit zu Ohren gekommen und jedes Wort, das aus seinem Munde kam, war ihr deswegen verhaßt.

Der Gegenstand ihrer verschiedenen Religionsmeinungen war nie berührt worden. Beide hatten ihre Gründe, ihn zu vermeiden; aber Morgan mochte endlich doch denken, daß die Zeit gekommen sey, sie, um seine Absicht zu erreichen, bei ihren ketzerischen Ansichten zu fassen. Es kam in die Niederlassung eines Morgens, gerade als sie das Begräbniß eines Kindes feierten. Es verhielt sich ruhig, bis alle, mit Ausnahme Laudonniéres den Ort verlassen hatten, und sprach dann zu diesem:

„Ich sehe ja ein Kreuz auf dem Grabe."

„Es ist unsere Gewohnheit, Kreuze auf die Gräber zu setzen," antwortete René ruhig.

(Siehe die Abbildung.)

„Ihr seyd also Franzosen?"

„Zu dienen."

„Habe ich's doch gedacht;" — und Morgan — ging in stürmischer Eile aus Ufer hinab, wo Eleonore in tiefen, peinlichen Gedanken vertieft, in's weite Meer hinausblickte. Plötzlich stand der Gegenstand derselben vor ihr. Triumph blitzte aus seinen Feuerblicken. „Ihr seid Feinde Englands, Schwärmer und Frömmler rief er, und nach den Befehlen meines Königs ist es meine Pflicht, Euch alle von dieser Insel zu vertilgen. Aber, schöne Eleonore, das Schicksal deiner Landsleute ist in deinen Händen. Sei die Meinige, und du und die Deinigen sollen unter meinem besondern Schutze stehen."

Bei diesen Worten faßte er mit leidenschaftlicher Heftigkeit Eleonorens Hand; aber kalt und streng und mit einem würdevollen Blicke zog sie diese zurück und entriß so schnell sie konnte, nach dem Platze, wo die Frauen versammelt waren.

Einige Tagen verstrichen, und sie sah nichts von Morgan. Endlich erschien er und in dem finstern Ausdruck seiner wilden Züge las Eleonore ihr Schicksal.

„Du bist mein," rief er triumphirend. „Nein, nein schrie sie laut und heftig: Tödte mich, aber sprich nie mehr davon, daß ich die deine werden soll."

„So komme denn ihr Blut über dein Haupt!" Mit diesen fürchterlichen Worten verließ er sie. So lange sie noch seine Fußtritte hörte, faßte sie die ganze schreckliche Bedeutung seiner Reden nicht; dann aber erhob sich in ihrer Seele ein schwerer Kampf mit sich selbst. „Ich, ich allein kann sie retten, aber um welchen Preis! O, daß der Ocean uns lieber verschlungen hätte, als daß er uns an dies verhängnißvolle Ufer warf! O möchte doch lieber ein Götzenpriester mich auf den Altären seiner Götter geschlachtet haben!

Eleonore blieb lange zweifelhaft, ob sie ihren Vater von allem in Kenntniß setzen sollte; aber endlich bewog sie die Furcht, von dem Corsaren unversehends überfallen zu werden, ihm die Besorgnisse zu entdecken, die ihren Geist bestürmten.

Die Mitternacht fand René und sein geängstetes Kind noch schlaflos und in der peinlichsten Lage, und noch verflossen mehrere Stunden, ehe der Schlummer ihre aufgeregten Gemüther besänftigte. Plötzlich sprangen beide von ihren Betten auf. Ein heller rother Glutschein leuchtete durch die Hütte. Das Dörfchen stand in Flammen. Alsbald hörten sie auch das wilde Angstgeschrei der Ansiedler, welche aus ihren Hütten stürzend in eine weit schrecklichere Gefahr geriethen. Sie wurden ergriffen und zu Gefangenen gemacht, ehe sie noch wußten, was da geschah. Ein gräßliches Gemetzel folgte. Die Corsaren, durch die Reden Morgans zu rasender Wuth entflammt, schienen alles vertilgen zu wollen; aber ihr Befehlshaber hatte geboten, daß Laudonnière, Eleonore und fünf Colonisten gerettet werden sollten. Die Alten und Schwachen kamen alle durch das Schwert um.

Eleonore fiel in eine todtenähnliche Erstarrung und wurde in die englische Niederlassung gebracht, ehe noch die aufgehende Sonne die Mordscenen der vergangenen Nacht beleuchtete. Spät am folgenden Tage erschien Morgan. „Mein Vater! o schone ihn, schone ihn," rief sie außer sich, als der blutbefleckte Engländer in die Hütte trat.

Es ist zu spät, antwortete er kalt, folge mir, und ich will dir zeigen, was diejenigen erwartet, die mir den Gehorsam verweigern. Er zog das unglückliche Mädchen mit Gewalt fort, bis ihre Kraft entschwand und sie bewußtlos niedersank. Als sie die Augen öffnete, war der erste Gegenstand, der sich ihr darstellte, ihr Vater, der entseelt an einem Palmbaume hing! Auf einem an den Stamm befestigten Täfelchen waren die Worte zu lesen: „Franzosen, Feinde Englands und der hohen Kirche."

(Der Beschluß folgt.)

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'schen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Die Vertriebenen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Dei Winnipeg See.

Digitized by Google

Karlsruher Unterhaltungsblatt.

Nro. 7. Vierzehnter Jahrgang. 1841.

Der Winnipiſeogee-See, oder Winnipeg-See.

(Mit einer Abbildung.)

Tab. VII.

Nordamerika iſt, wie uns jede Charte dieſes Welttheils zeigt, ſehr reich an größern und kleinern Binnenſeen, welche die Schönheit der dortigen Landſchaften unendlich erhöhen. Einer der reizendſten dieſer Seen iſt der auf unſerm Bilde dargeſtellte Winnipiſeogee, auch der ſchöne See der Indianer genannt. Er liegt beinahe in der Mitte des Staates New Hampshire, und hat eine ſehr unregelmäßige Form, die ſich am weſtlichen Ende deſſelben durch drei große Baien auszeichnet. Seine Tiefe iſt an manchen Stellen unergründlich und verbirgt eine ungeheure Menge von Fiſchen. An einem der beträchtlichen Vorgebirge, die in den See hineinragen, haben die Nordamerikaner in der neuern Zeit die Stadt Centre Harbour gebaut; außerdem liegen noch acht kleinere Ortſchaften an ſeinen maleriſchen Ufern.

Als die erſten europäiſchen Anſiedler ſich hier niederließen, hatten ſie nicht nur mit den wilden Indianern dieſer Gegend, ſonder auch mit Bären, Wölfen und andern Raubthieren zu kämpfen, welche in zahlreicher Menge in den Umgebungen des Sees hauſ'ten. Die jetzigen Bewohner wiſſen noch eine Menge ſonderbarer Abenteuer zu erzählen, welche ihre Vorfahren mit dieſen vierfüßigen Inhabern des Landes beſtanden. So gefährlich nämlich der Bär in manchen Fällen dem Menſchen iſt, ſo hat doch ſein Zuſammentreffen mit ihm oft etwas ſehr Drolliges und es ſcheint, wie wenn der zottige Ritter, im Gefühle ſeiner angeſtammten Kraft, ſich bisweilen einen gnädigen Spaß mit dem nicht ebenbürtigen zweibeinigen Geſchöpf machte, das ihm die Wälder ſeiner Heimath ſtreitig macht. Noch vor fünfzig Jahren ſtatteten die Bären von New-Hampshire den neu angelegten Maisfeldern der Pflanzer zahlreiche Beſuche ab und zogen ſich die milchreichen rieſigen Aehren der Stengel zu Gemüthe, auf die ſie ganz beſonders erpicht ſind. Auch ſüße Früchte, Honig und andere Erzeugniſſe des Obſtgartens und Meierhofes behagen dem Meiſter Braun und er rührt kein Fleiſch an und thut keinem Thiere etwas zu Leide, ſo lange er jene haben kann. Der aller ſchlimmſte Gaſt in dieſer Beziehung iſt der kleine Amerikaniſche Bär, mit der langen ſpitzen Naſe, der beſonders wegen ſeiner Geſchicklichkeit im Beſteigen der Bäume gerühmt wird. Oft wenn in jenen Zeiten der erſten Anſiedlung ein Pflanzer mit ſeinem Gewehre hinausging in das Waldgebirge, guckten ihm aus einem hohlen Baumſtamm oder einer ſchwarzen Felſenhöhle ein Paar feurige Augen entgegen, als wenn ſie ihn fragen wollten: „Was haſt du hier zu thun?“ — Der Pflanzer oder Jäger machte aber gewöhnlich wenig Umſtände, ſchoß dem armen Braun, der ſich nichts Böſes verſah, ohne alle Kriegserklärung eine Kugel durch den Kopf und ſchleppte ihn nach Hauſe, wo alsbald die vier Tatzen in den Rauchfang wanderten, wie bei uns die Schinken. Eines Tages, es war im Monat März, und es lag ein tiefer Schnee, zog ein gewiſſer Herr Annis ſeine Schneeſchuhe an und begab ſich in Geſellſchaft des Herrn Abner Watkins und der Jagdhunde hinaus. Als ſie ſich den Hügeln näherten, ſchlugen die Hunde, die vorausgelaufen waren, plötzlich an, und bellten gewaltig auf eine Felſenhöhle los. Annis verließ ſeinen Gefährten Watkins und ſtieg zwanzig bis dreißig Fuß hoch die Anhöhe hinan, wo die Hunde

Digitized by Google

Laut gaben, hatte aber keine andere Waffe bei ſich, als einen, mit einer eiſernen Spitze beſchlagenen Stock. Indem er ſo mit geſpannter Aufmerkſamkeit rechts und links ſchaut, hört er plötzlich ein Schnuffeln hinter ſich, ganz nahe an ſeinem Ohre; ſchnell dreht er ſich herum, und ſiehe ein alter Bär ſteckt den Kopf zwiſchen den alten Blättern der Zweige und dem Schnee hindurch und macht Mine ihn nach Bärenweiſe brüderlich zu umarmen. Ein Augenblick Zaghaftigkeit hätte dem armen Annis das Leben koſten können. Annis aber behielt den Kopf und das Herz an der rechten Stelle. Raſch ſtößt er ſeinen Stock in die Bruſt des Bären und hält ihn auf dieſe Weiſe von ſich entfernt; dabei ruft er aus Leibeskräften ſeinem Gefährten Watkins. Dieſer kommt mit der Axt herbei und giebt dem Bären glücklich den Reſt auf den Kopf.

Noch komiſcher iſt folgender Auftritt. Ein vierſchrötiger, kräftiger Junge fing einmal einen jungen Bären am Rande des Winnipiſeegee und ſchleppte ihn in's Dorf. Hier wurde er gehörig geſchult, wurde zahm und der Spielgefährte der Knaben des Ortes, die er öfters mit zur Schule begleitete. Nachdem er einige Monate in dieſer civiliſirten Geſellſchaft gelebt hatte, heimelte es ihn wieder nach ſeinen Wäldern, und an einem ſchönen Morgen war Meiſter Betz verſchwunden. Nach einigen Jahren war er ſchon bereits vergeſſen; der Schulmeiſter zog aus dem Schulhauſe und machte mit ſeinen großen Buben und Mädchen einer kleinern Sippſchaft von Knäblein und Mägdelein Platz, die unter der Aufſicht einer Lehrerin Spinnen, Stricken und Nähen lernten. An einem Wintertage, draußen war gerade ein kleiner Schnee gefallen, und einige kleine Taugenichtſe hatten das Thor offen gelaſſen, trat zu dem unausſprechlichſten Schrecken der bebrillten Schulmonarchin und ihrer hoffnungsvollen ABC-Schützen ein ungeheurer Bär herein, und nahm auf die familiärſte Weiſe von der Welt Platz beim Feuer. Potz Wetter wie ſprang und tummelte die kleine Schaar über Tiſche und Bänke und drängte ſich, gleich den Küchlein um die Henne wenn der Geier kommt, um die Frau Strickmeiſterin, die ſich am äußerſten Ende des Schulzimmers in eine Ecke zwängte. Alle ſchrieen aus vollem Halſe und jedes wollte der Ehre entfliehen, zuerſt getroffen zu werden. Unterdeß ſaß der Gaſtfreund ruhig am Feuer, ſchnuberte und wärmte ſich und gab auffallende Zeichen von Behaglichkeit und vollkommener Zufriedenheit, ſchien aber durchaus keine Miene zu machen, ſein Mahl zu ſich zu nehmen, bis er ſeine Glieder auf das Gründlichſte durchwärmt hatte. Die Kinderlein ſchrieen noch immer aus vollem Halſe Zeter und Mordio; da aber das Schulhaus etwas entfernt vom Orte lag, kam Niemand zu Hülfe und der Bär ſchien ſich gar nichts darum zu bekümmern. Jetzt hatte er ſich durchgewärmt, drehte ſich hin und her, ſtellte ſich auf die Hinterbeine, ging auf die Thüre zu, in deren Nähe die Mützen, Hüte und Ränzchen der Kinder hingen und begann, eins nach dem andern herabzulangen. Er wußte von alter Zeit her, daß darin die Frühſtücke der Kinder ſtacken und ſein Gedächtniß hatte ihn nicht betrogen. Er zog ſich nun Butterbrode, Käſe, Törtchen, Nüſſe und Aepfel zu Gemüthe, ſchmuſſelte dann ein wenig an dem Pulte der Frau Schulmeiſterin; da er aber nur Papier und Federn darin roch, empfahl er ſich mit einem Blicke großmüthiger Entſagung, öffnete die Thüre und verſchwand. Wie ein brauſender Strom ſtürmten die Kinder jetzt heraus und ſchlugen Lärm. Die Leute liefen herzu, und das liebenswürdige Thier wurde verfolgt und getödtet. Erſt als es leblos am Boden lag erkannten die Amerikaniſchen Alderiten an mehreren Kennzeichen an ſeinem Körper, daß ſie ihren alten Freund und Spielgeſellen ums Leben gebracht hatten.

Die Vertriebenen.

(Beſchluß von Seite 24.)

Viele Monate hindurch wartete Morgan bei dem durch Wahnſinn verfinſterten Geiſte Eleonorens vergeblich auf einen Strahl der zurückkehrenden Vernunft. Seine eigene Hand hatte das einzige Weſen zu Grund gerichtet, das in ſeiner Bruſt je die ſanftern Gefühle der Menſchlichkeit erweckt hatte, und da ſie abweichselnd bald in furchtbarer Heftigkeit raſte, bald in düſteres Schweigen verſank, ſo drängten ſich in ſeine Augen Thränen, heiße Thränen der Reue und Verzweiflung. Seine Strafe war größer, als er ſie ertragen konnte, denn das unglückliche Opfer ſeiner Grauſamkeit ſchaudernte in ſeiner Gegenwart dermaßen vor Schrecken, daß er ſie endlich der Sorge der Frauen überließ, die ſie mit ſo zärtlicher Sorgfalt behandelten, daß nach und nach die dunkle Wolke von ihrem Geiſte ſchwand und das Licht der Erinnerung zurückkehrte; aber alle ihre Gefühle und Entſchlüſſe athmeten nur Rache. Immer ſchweigend, immer düſter ſaß ſie fern von ihren Hausgenoſſen und erwog in ihrem tödtlich verwundeten Herzen die Plane zur Rache. Die grauſame Jael und die heroiſche Judith ſchwebten ihr beſtändig vor der Seele, bis im ſchlafenden und wachenden Zuſtande ihre Träume eine Wiederholung der ſchrecklichen Blutſcene wurden, die ihre Vernunft zerſtört hatte.

Die Corſaren hatten den Wohnort der vertilgten Franzoſen in Beſitz genommen und ihn mit ſo vieler Vorſicht

befeſtigt, als ob ſie Vergeltung erwarteten. Eben war das Fort vollendet, als Eleonore in daſſelbe gebracht wurde. Schreckliche Gefühle bemächtigten ſich ihres Herzens; ſie ſtarrte mit wildem Blick an den Mauern hinauf und rief, die Augen vom Himmel erbebend: „Zerſchmettre ſie in deinem Zorn, o Herr, bis ihr Blut meine Kleider röthet!“ Dann wandte ſie ſich von dem verhängnißvollen Orte hinweg und wanderte vier Stunden lang bewußtlos dahin, bis ihre Aufmerkſamkeit durch ein in der Ferne blinkendes weißes Segel angezogen wurde. Sie ſtand in ſprachloſem Erſtaunen, bis Laute ihrer Mutterſprache ihr Ohr berührten. Da ſtürzte ſie vorwärts und vor den ſtaunenden Blicken des Schiffkapitäns ſtand die bleiche und hagere Geſtalt ſeiner Taufpathin. Dominique de Gourges war der älteſte, theuerſte Freund Laudonnières. Vergebens hatte er den letztern oft beſchworen, auf ein Unternehmen zu verzichten, bei welchem er Gefahren und Tod vorausſah, und von der Stunde an, da dunkle Nachrichten von dem ſchrecklichen Schickſal ſeines Freundes nach Frankreich gelangten, war de Gourges unermüdet geweſen, um eine Mannſchaft zuſammen zu bringen, welche im Stande wäre, eine bewaffnete Colonie anzugreifen. Alle verzweifelnden Abendteurer, welche in ihrem Vaterlande keine Gelegenheit zu Thaten fanden, verbanden ſich alsbald mit ihm, und nun erſchien er da, wo er die Niederlaſſung der Engländer vermuthete, erfüllt mit Vorſätzen einer ſchrecklichen Rache. Lang und ſchauderhaft treu war der Bericht, welchen jetzt Eleonore dem Freude ihrer Kindheit von der Ermordung ihrer Landsleute erſtattete; und als ſie die frohlockende Grauſamkeit des Mörders ihres Vaters ſchilderte, da brach die ganze Verſammlung in ein einſtimmiges Rachegeſchrei aus.

Es ward nun beſchloſſen, daß der Angriff auf das Fort am folgenden Morgen bei Tagesanbruch geſchehen ſollte, und in der nächſten Zeit kehrte Eleonore ohne Schaudern in die Wohnung des Seeräubers zurück. Ihr Haar hing aufgelöst und wild über ihre Schultern, ihre Füße waren blutig; denn in ihrer Heftigkeit hatte ſie, ohne es zu fühlen, in Muſcheln und ſcharfe Kieſelſteine getreten; ihre abgemagerte Geſtalt, ihre bleiche, eingeſunkenen Wangen zeigten dem von Gewiſſensbiſſen gefolterten Räuber gleichweiſe ſeine Strafe und ſein Verbrechen. „Unglückliches, armes Geſchöpf!“ rief er, in eine Ecke zurückſchaudernd, „es wäre Barmherzigkeit geweſen, wenn ich dich getödtet hätte; aber dieſes tägliche Hinſterben, dieſes tropfenweiſe Leiden wiegt ſchwerer auf meinem elenden Herzen, wie auf dem Deinigen!“ — Eine Thräne fiel aus ſeinen Augen auf ihre Hand, und einen Augenblick ſchwankte Eleonore in ihrem Entſchluſſe. Aber dieſe Anwandlung weiblichen Gefühls ging vorüber und ſie ſtellte ſich an ein Fenſter, um die Sterne zu beobachten und mit dem erſten Grau des Morgens die nahenden Rächer zu begrüßen. Sie hatte ſie auf ihren Knieen gebeten, der Weiber und Kinder zu ſchonen und von de Gourges ein Verſprechen erlangt, das er nachher getreulich hielt.

Der Schlaf floh Morgan in dieſer Nacht. Die Uebelthaten ſeines Lebens ſtanden alle, wie ein ſchreckliches Panorama, vor dem Blicke ſeines Geiſtes. Die Wolken der Leidenſchaft und des Vorurtheils, unter welchen er ſie vollbracht hatte, ſchwanden hinweg, und ſie ſtanden vor ihm in ihrer ganzen Abſcheulichkeit. Der Morgen fand ihn in einem unruhigen Schlummer, und noch hatte dieſer keine Stunde gewährt, als er durch ein fürchterliches Knallen von Feuergewehren geweckt wurde. Im nächſten Augenblick donnerte die ernſte Stimme von de Gourges in ſein betroffenes Ohr: „Ihr Mörder, die Stunde der Rache iſt gekommen!“ Er ſtürzte alsbald aus dem Zimmer um diejenige in Sicherheit zu bringen, der er das Leben zu einer unerträglichen Laſt gemacht hatte. Ohne auf ihr Geſchrei zu achten, riß er ſie von dem gefährlichen Standpunkte hinweg, den ſie gewählt hatte. In dieſem Augenblick begann das Feuer der Franzoſen von Neuem und beide fielen von unzähligen Kugeln durchbohrt von der Bruſtwehr herab. Im letzten Todeskampfe noch hatte ſich Eleonore von ihm losgewunden und ihre leblosen Geſtalten wurden weit von einander liegend gefunden.

Nach Verfluß einiger Zeit nahmen die eingebornen Bewohner des Waldes, die ſanften und harmloſen Indianer, wieder Beſitz von ihrer Inſel, die jetzt von Franzoſen und Engländer ganz verlaſſen iſt. Die Forts wurden geſchleift und mehr als hundert Jahre verſtrichen, bis glücklichere Auswanderer auf ihr eine Zuflucht vor Verfolgung und eine Heimath ihrer Freiheit fanden.

Die nächtliche Sängerin.

(Mit einer Compoſition von C. W. Faſel. Tab. IV.)

Es war gegen das Ende des Monates Auguſt, und die Thurmglocke von Notre Dame ſchlug eben 11 Uhr Mitternacht, als eine junge, beſcheiden gekleidete Frau auf das Italiäniſche Boulevard zuging. Sie trug über ihrem ſorgſam zugeheften Oberkleide einen dichten Schleier und führte an der Hand einen hübſchen Knaben von ſechs bis ſieben Jahren, der das Stillſchweigen und die Traurigkeit ſeiner Begleiterin ſchon zu verſtehen und nachzuahmen ſchien.

Digitized by Google

Als ſie in einer der finſterſten Gegenden der Promenade angekommen war, ſtellte ſie zu ihren Füßen ein kleines Körbchen und drückte das Kind, das ſchüchtern und furchtſam ſein Haupt zu verbergen ſuchte, mit Heftigkeit an ihre Bruſt. Darauf ſtieß ſie einen tiefen Seufzer aus und begann zu ſingen.

Ihre ſanfte und ein wenig gedämpfte Stimme ließ weniger Methode, als Kühnheit vermiſſen; ſie zitterte, ſtockte, ſchlug das Haupt nieder, wenn ſich irgend ein Blick auf ſie richtete, und und wenn eine mildthätige Hand ihr ein kleines Almoſen in das Körbchen warf, ſo ſchien es, als ob dieſe junge Frau von einem ſchmerzlichen Gefühl bewegt wurde.

Sehr ſelten blieb Jemand bei ihr ſtehen; ihr Geſang wurde oft von dem Geräuſche der Fröhlichkeit übertönt, öfter noch antwortete ihr die nächtliche Stille allein. Die durch ſo viel verſtellteS Elend gleichgültig gewordenen Pariſer gingen vor der Sängerin vorüber, ohne ihr zuzuhören, ohne ſie zu bemitleiden oder ſie nur eines Blickes zu würdigen. Allmählig waren die Spaziergänger verſchwunden; ihr kleiner Gefährte hatte ſich auf die Erde gelegt, wo er einſchlief, während die arme Frau, an den ſie ſchützenden Baum gelehnt, immer noch fortſang.

Ein neumodiſches Kaffeehaus war offen geblieben. Aus der Thüre deſſelben warfen die hellglänzenden Wandleuchter ihren hellen Schein auf einen Theil des Boulevard. In dem Innern vernahm man noch die lauten Stimmen einiger Nachtſchwärmer, wie ſie Frankreichs Hauptſtadt zu Tauſenden hegt. Der Leichtſinn, die Thorheit und die Ausgelaſſenheit ſchienen bei ihren Vergnügungen den Vorſitz zu führen. Der ausgelaſſenſte unter allen ſchien ein gewiſſer Charles Dorval zu ſeyn. Sein inneres Leben war ſeinen Freunden wenig bekannt; nach ſeinem Aufwande zu ſchließen, war er reich; er zeigte ſich ſtets wohldenkend und edelmüthig, dabei war er ein luſtiger Geſelle und man brauchte nicht mehr als eine gute Laune, um Punſch mit ihm trinken zu dürfen. Dieſen Abend war ſtark gezecht worden und der ſolideſte unter der Geſellſchaft gab das Zeichen zum Aufbruch.

Nachdem ſie noch einigemal mit der Cigarre im Munde und wirbelnde Rauchwolken vor ſich her blaſend auf dem Boulevard auf und ab gegangen waren, waren die Gäſte im Begriffe ſich zu trennen, als einer unter ihnen ſeine halbgeraucht Cigarre auf die Erde werfend, ausrief: »Sieh da, eine Sängerin, und verſchleiert, das iſt romantiſch; das giebt einen Spaß!«

(Siehe die Abbildung.)

Wahrhaftig, ſiel ein Anderer ein, ſie ſingt von Roſſini. — Für eine Virtuoſin, die ihre Kunſt vom Kanarienvogel gelernt hat, iſt's nicht übel! Ich wette ſie iſt hübſch! — Nein, nein, rief der Andere, für was würde ſie ſich ſonſt verhüllen, ich wette ſie iſt einäugig. — »He noch einen Imbiß bei Very. — Meinetwegen!« Die Sängerin ſtand vor Angſt wie verſteinert; aber im Augenblick, wo der Unverſchämte ſich ihr näherte, um den Schleier zu ergreifen, ſtieß ſie einen ſolchen Schrei des Schreckens und des Schmerzes aus, daß das Kind erwachte und zu weinen anfing; die Schaarwächter der Stadt näherten ſich, als eilten ſie der armen Frau zu Hülfe; und der junge Laffe, ſprang ſchnell zu ſeinen Begleitern zurück, die nicht weit davon ſtanden und ſprach: »Ich will lieber ein Paar Bouteillen zahlen, als mit der Polizei in Colliſion kommen; dieſes Weib iſt ein Spion!« —

Das Angſtgeſchrei hatte Charles gerührt; er ſprang hin zum Körbchen, das zu den Füßen der Sängerin ſtand, und warf in daſſelbe ein Goldſtück, das er zufällig in ſeiner Weſtentaſche gefunden hatte; darauf gab er ſeinen Genoſſen einige freundſchaftliche Rippſtöße und ging fröhlich trillernd ſeines Weges. Aber als er ſo allein durch die Straßen wandelte, ſchwand ſeine Fröhlichkeit immer mehr; er ließ ſeinen Spazierſtock, mit dem er bisher allerlei Luftſtreiche gemacht hatte, an der Hand nachſchleifen; ſeine Schritte wurden ungleich; er nahm ſeinen Hut ab, wie wenn er ſeine von ſchweren Gedanken gefaltete Stirne kühlen wollte, und blieb endlich nach einem langen und anſtrengenden Gange in einer dunkeln Straße vor einem ärmlich ausſehenden Hauſe ſtehen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Verſchiedenes.

Wachsthum der chriſtlichen Bevölkerung in Konſtantinopel.

Die chriſtliche Bevölkerung in Konſtantinopel ſoll ſo angewachſen ſeyn, daß ganz in der Nähe, an der Vereinigung der Straße von Pera und Tabavla, und auf den Hügeln zwiſchen Therapia und Bujukdere mit Einemmal zwei Dörfer entſtanden ſind. Man ſchreibt dieſe raſche Vermehrung dem Elend zu, das in den Provinzialſtädten herrſcht, und die Einwohner zwingt, ihren Unterhalt in der Hauptſtadt zu ſuchen.

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Die nächtliche Sängerin.

Digitized by Google

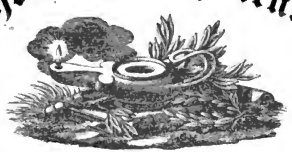
Digitized by Google

Digitized by Google

Spanische Jäger.

Digitized by Google

Karlsruher Unterhaltungsblatt.



№. 8. Vierzehnter Jahrgang. 1841.

Spaniſche Majos.

(Mit einer Abbildung.)
Tab. VIII.

In ſo tiefer Erniederigung auch in unſern Tagen das einſt ſo glorreiche Spanien liegt, ſo iſt doch der Nationalgeiſt ſeiner Bewohner noch lange nicht verſchwunden, und ſie haben eine Menge Gebräuche, die an die alten Zeiten erinnern. Sehr bezeichnend für den Spaniſchen Volkscharakter iſt beſonders der Stand der Majos. Man bezeichnet damit im Allgemeinen einen tüchtigen jungen Mann, welcher ſich ſchon in manchem kecken Streich verſucht hat, mit der Polizei vielleicht nicht allzu gut ſteht, aber keine nach ſeinen Begriffen unehrliche Handlung begangen hat. Sie zeichnen ſich durch eine Art alter Spaniſcher Tracht aus, welche man nur noch in Andaluſien findet. Allein die Kleidung und eine ſchöne Geſtalt reichen noch nicht hin, um einen Majo zu machen. Er muß ſeine Anſprüche durch alle körperlichen und geiſtigen Vorzüge bewähren, die ihm unter ſeines Gleichen Anſehen, Einfluß und die Gunſt der Frauen verſchaffen können. Er muß ein guter Reiter und Schütze ſeyn, vor allen Dingen aber mit der Navaja und dem Punnal, ſowohl im Stoß als im Wurf, gut umzugehen wiſſen; er muß auf dem Plaza de Toros mit Ehren ſich zeigen können, mit Anmuth tanzen, die Guitarre fertig ſpielen, nicht nur die beliebteſten Lieder dazu ſingen, ſondern auch ſelbſt improviſiren. Seine wichtigſte Pflicht aber iſt Artigkeit und Höflichkeit gegen die Damen, und ſo herausfordernd er gegen Männer auftreten muß, ſo zuvorkommend müſſen ihn die Frauen finden. Dabei darf er jedoch nicht tändeln, ſondern muß ſpröde thun und immer eine gewiſſe nachläßige Würde behaupten.

Es giebt jedoch auch eine Art von Majos, die gegen Frauen eine gewiſſe unempfindliche Wildheit annehmen und weder tanzen noch ſingen, überhaupt niemals ihrer grimmigen Würde etwas vergeben. Wird ein Majo beleidigt, ſo ſteht es ihm zu, ſich mit eigener Hand zu rächen. Einige Morde, nur keine Meuchelmorde erhöhen ſein Anſehen. Freigebigkeit bis zur Verſchwendung, beſonders gegen die Geliebte, iſt eine unerläßliche Eigenſchaft, aber auch Mäßigkeit und Nüchternheit. Geiz, was die Spanier Miseria nennen, würde ihn eben ſo entehren, als Trunkenheit und Weichlichkeit. Eins in's Andere gerechnet, iſt ein Majo ein höchſt eigenthümlicher, tüchtiger, ergötzlicher Geſelle, der außer ſeinen Eigenthümlichkeiten auch allen Witz, alle wineburtliſche Nonchalance der Andaluſier im Allgemeinen beſitzt. Sie machen durchaus keinen beſondern Stand aus, finden ſich aber beſonders unter jenen Klaſſen, deren Beſchäftigung ſchon etwas Abenteuerliches hat und zugleich einträglich iſt, z. B. Kontrebandiſten, Stierfechter ꝛc.

Es giebt auch Majas, Mädchen von einem höchſt freien Benehmen, die ſich die Unverſchämtheit zum Studium machen. Sie kleiden ſich auf das Auffallendſte und die Zügelloſigkeit ihrer Sitten verräth ſich in ihren Stellungen, ihrem Gang ihren Reden und Blicken. Je mehr ſie dieſes übertreiben, je mehr ſie die ſanftern Tugenden ihres Geſchlechts verläugnen, deſto mehr werden alle Lobſprüche der Bewunderung an ſie verſchwendet.

Man ſollte glauben, die höhern und gebildeten Stände mußten auf dieſe Majos und Majas herablicken, wie wir etwa auf Seiltänzer und herumziehende Comödianten. Aber nichts weniger, als dieß, und hierin liegt eben die Spaniſche Eigenthümlichkeit. Die vornehmſten Perſonen rechnen es ſich zur Ehre, wenn man ſie mit jenen kühnen Raufbolden

Digitized by Google

und dieſen frechen Mädchen vergleicht. Ihre Geberden, Stimme und Lebensart werden nachgeahmt und mit unendlichem Beifall auf's Theater gebracht.

Urſprünglich ſcheinen die Contrebandiers im ſüdlichen Spanien, deren einträgliches Gewerbe ihnen erlaubte, einen bunten Staat zur Schau zu tragen, die Benennung Majos geführt zu haben; ſeitdem aber der feindliche Einfall der Franzoſen und der Bürgerkrieg, welcher im Grunde ſeit jener Zeit nie ganz aufhörte, das Land verwüſtete, haben die Majos an Bedeutung zugenommen, und ihr Name hat ſich bis nach Kaſtilien hinein verbreitet. Sie ſcheinen in den meiſten Guerillas eine ſehr wichtige Rolle geſpielt zu haben, und wenn ſie gleich vor größren geordneten Heeresmaſſen weichen mußten, ſo machten doch ihre Kenntniß des Landes, ihr Muth und ihre Gewandtheit in der Führung der Waffen ſie oft den regelmäßigen Truppen furchtbar.

Ein langer Krieg, wie der von 1808 und 1814, welcher das Land in ſeinen innerſten Tiefen aufwühlte, mußte namentlich bei einem Volke, wie das Spaniſche, tiefe Spuren zurücklaſſen, und dieſe beſtanden hauptſächlich in einer vorherrſchenden Neigung zu einem herumſchweifenden Kriegerleben, das, wenn die feindliche Parthei zur völligen Obergewalt in der Regierung gelangte, auch wohl in ein Räuberleben ausartete. Dieſes Leben aber gereichte in der Meinung der großen Maſſe des Volks den Betheiligten keineswegs zur Unehre. Im Gegentheil eine gelegentliche Raubritterei ziert den Majo. In Spanien herrſcht nemlich nicht der Sinn für öffentliche Ordnung und Sicherheit, wie bei uns; die Polizei liegt im Schlafe und dieß giebt den niedern Klaſſen eine Freiheit und Ungebundenheit, wovon man ſich in unſern Verhältniſſen gar nichts träumen läßt. Welche Beſtürzung, welchen Schrecken würde bei uns die Nachricht erwecken, daß die Poſtwagen nicht in der Hauptſtadt ankommen können, weil die Wege von ſtreifenden Partheien geſperrt ſind, oder daß ſie gar geplündert und verbrannt wurden, und zwar nicht nur einmal ſondern mehrere Tage hinter einander. An ſolchen Kleinigkeiten aber ſchreint man ſich in Spanien wenig zu ſtoßen; denn dieß ſind Ereigniſſe, welche ſich täglich ereignen können, wenn es einmal einem irrenden Ritter einfällt, ſeinen Muth an den Escopeteros zu erproben, welche gewöhnlich den Diligencen als Geleit dienen.

Der Umſtand, daß die vornehmſten Spanier ſich gerne mit den Majos vergleichen laſſen, deutet darauf hin, daß die höhren Stände von den niedern keineswegs durch eine ſo ſchroffe Scheidewand getrennt ſind, als in andern Ländern. Unter den gemeinen Leuten herrſcht überall ein ſteifer altmodiſcher Höflichkeitsſton. Alles nennt ſich Caballeros (Ritter) und behandelt ſich ſo. Sitzen ein Paar Bauern oder Mauleſeltreiber beiſammen, und ein dritter tritt in die Poſada, oder das Wirthshaus mit ſeinem Avé Maria, ſo reden ſie ihn mit den Worten an: »Beliebt es Euch mit uns zu ſpeiſen Cavalier?« und der andere antwortet: »Wohl bekommts Euch Cavalier!« Die Damen reden ſie mit ihrem »küſſe die Hand!« eben ſo zierlich an, als die erſten Edelleute; kurz man hört in der Kneipe alle Höflichkeitsformeln eben ſo gut, wie in der beſten Geſellſchaft. So artig aber die niedern Stände gegen einander ſind, ſo fühlen ſie im Umgange mit Höheren ihre innern Würde, ohne ſich jedoch in die Gemeinſchaft der Vornehmen zu drängen und darin eine Befriedigung ihrer Eitelkeit zu ſuchen. Es iſt auch in dem gemeinſten Spanier, ſogar in dem Pöbel, nicht die Gemeinheit oder rohe Plumheit derſelben Volksklaſſe im Norden. Wo die verſchiedenen Stände ſich berühren, geſchieht es auf dem Fuße der vollkommenſten Gleichheit und daher kommt es, daß die gebildeten Stände ohne unangenehme Empfindung oder Berührung in eine Venta (Dorfſchenke) voll Fuhrleute und Maulthiertreiber, oder in ein Bauernhaus, und umgekehrt der Landmann ohne Verlegenheit oder Demüthigung in das eleganteſte Kaffeehaus oder in die Wohnung des reichſten Städters tritt.

Wo ſolche geſellſchaftlichen Verhältniſſe obwalten, da muß in der Nation ein edler Kern vorhanden ſeyn. Es iſt daher doppelt zu beklagen, daß Pfaffendruck und Partheienmuth ihn nicht ſich entfalten und zu ſchönen Früchte reifen laſſen.

Die nächtliche Sängerin.

(Fortſetzung und Beſchluß von Seite 28.)

Sein Vater den die Cholera hinweggerafft hatte, hatte hatte dem Jüngling kurz vor ſeinem Ende zugerufen: »Mein Sohn, ich hinterlaſſe Dir ein ehrlich und mit Fleiß erworbenes Vermögen; erhalte, nütze, vermehre es durch deine Talente und deinen Fleiß; aber wage nichts in gefährlichen Unternehmungen. Ich vertraue Deinen Händen Deine junge Schweſter und deinen Bruder, der noch ein Kind iſt. Sei ihre Stütze in dieſer Welt, die ich zu früh für ſie verlaſſen muß. Mögen ſie in dir den Freund finden, den ſie an mir verlieren.« — »Lebewohl, hatte ihm bald darauf ſeine Mutter zugerufen, Lebewohl mein lieber Charles; ich ſcheide um den Gefährten meines Lebens wieder zu finden. Wie gern würde ich ſterben, wenn ich Euch, meine Kinder, nicht

Digitized by Google

verlaſſen müßte; liebe deine Geſchwiſter, mein Sohn, wie ich dich geliebt habe; ſey nachſichtig gegen deinen kleinen Bruder; ſchütze Deine junge Schweſter! — Charles hatte ihnen gelobt, daß er ihren heiligen Wunſch erfüllen wolle. Aber bald erweckte der Hang zum Wohlleben und Vergnügen in ihm das Verlangen, ſchnell reich zu werden; er ließ ſich in große, weitausſehende Speculationen ein und verlor. Um ſeine Verluſte zu erſetzen nahm er ſeine Zuflucht zum Spiel, verlor wieder und endete mit gänzlicher Verſchleuderung des ſeiner Sorge anvertrauten Vermögens.

Die Stunde des Elends rückte heran; ſchon ſeit längerer Zeit empfand die kleine Familie ihre Annäherung. Eines Abends, ſah er ſich genöthigt, ſeiner Schweſter zu ſagen: „Ich habe Alles verloren; wir ſind ruinirt!“

Mit gebrochenem Herzen ſtieg Charles langſam die vier Treppen des Hauſes hinan. Bei jeder Stufe bat er den Himmel um einen tröſtenden Gedanken um ein Wort der Hoffnung, mit welchem er die Bitterkeit ſeiner Unglücksbotſchaft verſüßen könnte. Zwanzigmal ſtand er im Begriffe, zurückzugehen um die ſchmerzliche Unterredung noch zu verzögern. Jetzt aber öffnete er plötzlich, um die Qual der Ungewißheit zu enden, mit raſchem Druck die Thüre und ſtellte ſich vor ſeine Schweſter, die er ſtehend an der Wiege des jüngern Bruders fand: „Aline murmelte er in lautem Tone, warum haſt du dich noch nicht ſchlafen gelegt? Warum haſt du dies zur Gewohnheit gemacht, mich immer zu erwarten. Es giebt Sorgen, welche ſchwer drücken. — Ich glaubte nicht, mein Bruder, daß du ſo bald zurückkehren würdeſt. Ich ſehe es nicht gerne, daß du ſo lange wachſt, antwortete er, ſich in einen Stuhl werfend. Seit einiger Zeit veränderſt du dich ganz und ſcheinſt ein Vergnügen daran zu finden, dich krank zu machen.“ —

Statt aller Antwort hob Aline ihre Augen mit einem Ausdruck ſtiller Ergebung zum Himmel; darauf band ſie das Bettchen ihres kleinen Bruders feſt, zog ſich in den dunkelſten Winkel des Zimmers zurück und begann ihr Abendgebet, während Charles mit großen Schritten auf und abging, ohne ſich um die Störung zu bekümmern, die dadurch die Andacht ſeiner Schweſter erleiden konnte.

Er ging auf ſie zu, ſtand plötzlich ſtill, ging wieder hin zum ſchlafenden Brüderchen, ſetzte ſich mit Heftigkeit und war in einem fürchterlichen Seelenkampfe, als ſeine Schweſter, nach Beendigung ihrer Andacht, ſich erhob, ihm die Hand hinſtreckte und alſo begann:

„Du leideſt, mein Freund, redete ſie ihn an; haſt du mir vielleicht ein neues Unglück anzuvertrauen?“ Der Unglückliche ſtützte ſein brennendes Antlitz auf die ihm dargebotene Hand.

Charles hatte kein verdorbenes Gemüth; er ſah ſein Unrecht ein; aber die Schwäche, die es verurſacht hatte, hielt ihn zurück, es derjenigen einzugeſtehen, die davon das Opfer geworden war. „Das Schickſal verfolgt mich, murmelte er mit tiefer Stimme; nichts gelingt mir ... Wir haben nichts mehr ... Warum ſoll ich mit dieſem Geſtändniß noch zögern?

Aline hatte ſchon lange Zeit auf dieſes Geſtändniß gewartet. Kein Vorwurf entſchlüpfte ihren Lippen, als ſie die Augen auf die traurige und gebeugte Geſtalt ihres Bruders warf; ſie verbarg ihren innern Kampf im Innerſten ihres Herzens, und fand darin ein Wort des Troſtes für ihren Bruder. Wir werden arbeiten, mein Freund, rief ſie entſchloſſen; ſeit langer Zeit ſchon hat ich dich um die Erlaubniß, Muſikſtunden geben zu dürfen; ein falſcher Ehrgeiz von deiner Seite hat mir es immer verweigert; wir werden arbeiten, und Gott wird ſeinen Segen dazu geben! —

Ich habe reich werden wollen, um meinem Geſchmack am Luxus und Wohlleben zu fröhnen; ich habe die guten Lehren meines Vaters vergeſſen, und von dem Vermögen, das er mit Ehren erworben hat, habe ich nun noch dieſes Goldſtück, das kaum für einige Tage hinreicht. Bei dieſen Worten griff er in ſeine Weſtentaſche, ſuchte, ſuchte abermals ... und fand nichts mehr! ... „Ach, rief er, ſich an die Stirne ſchlagend, ich bin ſo unglücklich, daß ich durch eine gute Handlung mein Elend vollendet habe. Dieſes Goldſtück, das uns Morgen Brod geben ſollte, habe ich dieſen Abend unvorſichtigerweiſe einer armen Sängerin gegeben, deren Stimme in mir ein ſeltſames Gefühl hervorgerufen hat.

„Dieſe Sängerin war ich!“ ſagte Aline ſanft; ich, die ich, um Brod zu haben, wenn du Alles verloren haben würdeſt, ſeit einem Jahre ſchon den Schmerz, die Anſtrengung, das Mitleid der Vorübergehenden und zuletzt noch die Beleidigungen deiner Freunde erduldet habe.“

Blaß, regungslos und ſtumm ſtarrte bei dieſen Worten Charles ſeine Schweſter an; zu heftige Empfindungen drängten ſich in ſeinem Herzen. Aline, ſeine edle Schweſter, Straßenſängerin! das ſchüchterne, ſanfte Mädchen beleidigt unter ſeinen Augen! ... Und er die Schuld von dieſer Erniedrigung und Beſchimpfung! — Die Worte erſtarben ihm auf den Lippen; er vermochte eben ſo wenig ſeine Gewiſſensbiſſe als ſeine Bewunderung auszuſprechen; er konnte nichts, als weinen; aber Gott hatte ihm endlich Kraft und Entſchloſſenheit gegeben. Von dieſem Augenblick an war er gerettet. „Ja, wiederholte er, ja wir wollen arbeiten, und Gott wird ſeinen Segen dazu geben!“ —

Digitized by Google

Die Summe, welche die nächtliche Sängerin erworben hatte, reichte nicht auf längere Zeit zum Lebensunterhalt hin; doch war es genug, die geldgierigen Gläubiger zu befriedigen, die sie zu quälen anfingen, und das bescheidene Zimmer zu bezahlen, das ihnen für drei Monate noch als Asyl diente. Charles, der wenigstens nicht Mangel leiden mußte, errang sich bald die Seelenruhe, die ihm zu neuen Unternehmungen unumgänglich nöthig war. Herr Biancourt, ein alter Freund des Herrn Derval, gründete für seinen Sohn ein Wechselgeschäft; Charles, durch den Namen seines Vaters ihm empfohlen, erlangte hier eine mäßige Anstellung; Aline eröffnete eine Sing- und Musikschule, und schon kehrte in das kleine Hauswesen ein besserer Zustand ein. Dieser glückliche Fortgang, den Charles der trefflichen Schwester verdankte, gab ihm die Selbstachtung und das Vertrauen zu sich selbst zurück. Niemals rief ihm auch nur ein einziges Wort Alinens die Vergangenheit zurück, oder entmuthigte ihn für die Gegenwart oder Zukunft; er zog sich aus Klugheit sowohl, als aus Selbstliebe von der gefährlichen Gesellschaft seiner unwürdigen Genossen zurück; und wenn er sich am Tage müde gearbeitet hatte, kam er des Abends nach Hause, um sich mit der Erziehung seines jüngern Bruders zu beschäftigen und sich an der süßen Stimme Alines zu erquicken.

So ward er wieder heiter und glücklich und erwarb sich die Achtung und Freundschaft des jungen Banquiers. In ihren Unterhaltungen geschah es manchmal, daß Charles von seiner Schwester mit so viel Achtung und Zärtlichkeit sprach, daß Jules Biancourt endlich den Wunsch äußerte, sie kennen zu lernen.

Madame Biancourt gab eines Tages ein Concert; ihr Sohn ergriff diesen Vorwand und Aline Derval erhielt eine Einladung.

Sie war damals 20 Jahre alt; klein, aber wohl gewachsen; ihr Gang anständig und sittsam, aber sicher; ihre Züge regelmäßig und ihr Gesicht, das von schönen schwarzen Locken umwallt war erschien blasser, als es war. Sie trug ein einfaches Kleid von weißem Mousselin und eine schottische Schärpe war ihr ganzer Schmuck. Auch fand sie der Banquier der sie mit Ungeduld erwartet hatte, wie sie auf den Arm ihres Bruders gestützt, mit dem jüngern Bruder an der Hand eintrat, weniger hübsch, als er sie sich gedacht hatte.

Als sie Jules Biancourt an's Klavier führte, sang sie, sei es aus Zufall oder aus Dankbarkeit dieselbe Arie, die sie an jenem verhängnißvollen Abend gesungen hatte, da wir sie zuerst erblickten. Nie hätte sie eine so helle Stimme gehabt, niemals so viel Seele, so viel Ausdruck in den Gesang gelegt, als jetzt. Die Versammlung war zahlreich und glänzend, die Bewunderung allgemein, und der junge Banquier suchte, nachdem er Aline Derval zu seiner Mutter geführt hatte, Charles auf, um ihm über das schöne Talent seiner Schwester Glück zu wünschen. Er traf ihn in Thränen. „Ach, mein Freund, sagte Charles, wenn Sie wüßten, woran diese Arie mich erinnert!“ Die beiden jungen Männer entfernten sich einen Augenblick aus dem Gedränge, und als sie in den Saal zurückkamen, näherte sich Jules Biancourt, dessen Züge die lebhafteste Rührung ausdrückten, Alinen mit tiefer Ehrfurcht und verließ sie den ganzen Abend nicht mehr.

Bald nachher ward Charles der Associe des jungen Belcourt, und zwei Monate nachher empfingen die zum Concerte geladenen Personen ein Billet, in welchem sich dieser und Aline Derval als Verlobte empfahlen.

Aline lebte glücklich und geachtet in ihrer neuen Familie; niemals unternahmen ihr Bruder und Gatte eine Speculation oder ein Geschäft, ohne sie darüber um Rath zu fragen, und die junge Frau erfüllte ihre Pflichten mit gleicher Demuth, wurde aber glücklicherweise auf keine so harten Proben mehr gestellt.

Verschiedenes.

Turnier zu Tiflis.

Französische Blätter (Voleur 31 Dec.) melden ohne weitere Quellenangabe aus Tiflis, daß 500 vornehme Cabardiner und Tataren sich zu einem Turnir daselbst vereinigten. Lichtzig von Kopf bis zu den Füßen in Stahl gekleidete Ritter auf stahlgeschirten Pferden ritten in die Schranken; in zwei Abtheilungen getheilt, fochten sie drei Stunden lang, zuerst mit der Lanze und dann mit dem Schwert. Die Cabardiner trugen vergoldete Waffen mit rothen Schärpen und ritten auf grauen Rossen, die Tataren hatten versilberte Rüstungen mit grünen Schärpen und ritten auf schwarzen Rossen. Der Sieg blieb den Cabardinern; am Ende des Kampfes saßen noch acht von ihnen im Sattel, während die Tataren sämmtlich den Sattel geräumt hatten. Außer einigen Contusionen kam kein Unfall vor bei diesem Feste, dem der General Golowin und eine große Anzahl Damen aus Tiflis beiwohnten. Der cabardinische Fürst Mardarton machte sich durch seine reiche Waffenrüstung und die Schönheit seines Pferde bemerklich.

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'schen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google

St. Jean D'Acre.

Karlsruher Unterhaltungsblatt.

Nr. 9. Vierzehnter Jahrgang. 1841.

St. Jean d'Acre.

(Mit einer Abbildung.)
Tab. IX.

Wir liefern hier ein treues Bild der Stadt, vor welcher im vergangenen Jahr der junge Erzherzog Friedrich von Oesterreich, der würdige Sohn des großen Erzherzogs Karl, seine ersten Lorbeern errang. Jean d'Acre, das alte Ptolomais, liegt in Syrien, an der Küste des mittelländischen Meeres, am nördlichen Ende einer Bucht, die durch das im Süden vorspringende Kap Karmel gebildet wird. Sie hat große und feste, aber keineswegs prächtige Gebäude. Außer den platten Dächern der Häuser und den Spitzen einiger niedrigen Minarets, erblickt man in der Ferne nur die beiden Kuppeln und den hohen und schlanken Thurm einer Moschee. Die Mauern der Stadt sind sehr stark; auf der südöstlichen Seite erblickt man eine Reihe Kanonen hinter großen unregelmäßigen Schießscharten und vor der Mauer einen breiten Graben. Auch der Eintritt in die Stadt gewährt einen stattlichen Anblick; man sieht eine gutgepflasterte Straße mit einer Reihe von Buden der Handwerker links, ein Zollhaus und einen Röhrbrunnen rechts. Eben so sind die übrigen Straßen gepflastert, weiterhin aber werden sie schmutzig und enge. Ueberhaupt zeigt das Innere der Stadt eine auffallende Mischung von Pracht und Elend, von Schlechtem und Nützlichem, obwohl das letztere vorherrschend ist. Die Häuser sind meistens von Quadersteinen erbaut, zusammengedrückt mit kleinen platten Dächern und kleinen Thüren. Schwerfällig gebaute Bogengänge unterhalten Verbindungen zwischen den Terrassen verschiedener Wohnungen.

Nach Angabe des Grafen von Forbin findet man überall in dieser Stadt gothische Ruinen mit neuerer Bauart vermischt. „Hier, sagt derselbe, erblickt man eine Kirche gänzlich zerstört, dort Klöster, einen Pallast, ein Hospital gleichfalls verlassen; weiter eine Moschee, reich und zierlich, Minarets, deren Grundfesten aus dem Schutt hervortreten, endlich das Serail des Pascha, welches terrassenförmig sich erhebende Gärten von den Wällen trennen. Adamsfeigenbäume, Orangenbäume und die schönsten Palmen schwingen anmuthig ihre Wipfel über diese seltsame Zusammenstellung, und dieser Anblick mildert allein die Traurigkeit und den Ekel, welchen der Aufenthalt in St. Jean d'Acre einflößt."

Im 12ten Jahrhundert gehörte die Stadt den Johanniterrittern und hieß Ptolomais. Da ihr Hafen, besonders in Kriegszeiten von großer Wichtigkeit war, erlitt sie im Laufe der Zeiten verschiedene Veränderungen. Im Jahre 636 wurde sie von den Saracenen erobert; 1104 von den Christen unter Balduin I.; 1187 bemächtigte sich ihrer der egyptische Sultan Saladin; 1191 König Philipp von Frankreich. Im Jahre 1291 bemächtigten sich nach einem verzweiflungsvollen Widerstande der Johanniterritter die Saracenen auf's neue der Stadt und zerstörten ihre Mauern.

Am westlichen Ende erblickt man noch die Ruinen vom Pallaste des Großmeisters; das Ordenshaus mit dem Hospitale und einer großen, dem Johannes dem Täufer geweihten Kirche liegt am östlichen Ende der Stadt im Schutte. In der Bucht an der Stadt sieht man noch viele Ueberbleibsel des alten Hafens, der meistens verschlammt ist. In der neuern Zeit haben die Türken die Stadt mit hohen Mauern und tiefen Gräben umgeben; neue Werke

Digitized by Google

bilden nun doppelte mit einem Erdwall umfaßte, von Baſtionen flankirte Feſtungswerke. So vertheidigt ſie ſich durch die alten Bruſtwehren der Chriſten und die neuen Arbeiten europäiſcher Ingenieurs. Ihre Form iſt die eines an das Meer geſtützten halben Kreiſes. Die Wogen brechen ſich an den Thürmen, welche das Ufer vertheidigen.

Die Zahl der Einwohner beläuft ſich auf etwa 10,000. Davon iſt die Hälfte der Mahommedaniſchen Religion zugethan, die andern beiden Viertel ſind Chriſten und Juden. Der Hohepriester der letzteren behauptet, in gerader Linie von Aaron abzuſtammen. Wie unwiſſend noch die dortigen Mahommedaner ſind, beweiſt folgender Vorfall: Der erſte Günſtling des Paſcha von Acre ſah einſt eine Zeichnung des Grafen Forbin, welche einen Theil der Stadt vorſtellte. Darüber erſchrack er auf's heftigſte; denn da er die äußeren Formen der Gebäude erkannte, glaubte er feſt, der Zeichner müſſe auch wiſſen, was im Innern derſelben vorgehe. — Die Chriſten haben ein katholiſches Kloſter, eine griechiſche und eine maroniſtiſche Kirche, die Mahommedaner ſieben Moſcheen. Die Bazars oder Marktgebäude ſind mit allen Lebensbedürfniſſen reichlich verſehen. Die Kriegsmacht des Paſcha beſteht aus 10,000 Reitern und 2000 Mann Fußvolk.

Jean d'Acre iſt der Hauptort der dortigen Küſte für den Baumwollenhandel.

Welche Schickſale die Stadt durch Napoleon Bonaparte erfahren hat, haben wir in einem frühern Jahrgang bei der Beſchreibung der Stadt Jaffa oder Joppe angedeutet. Damals hatte ſich der Paſcha Djazzar hineingeworfen und Bonaparte griff die Stadt mit 12,000 Mann an. Sechzig Tage lang wurde mit der beiſpielloſeſten Wuth von beiden Seiten gekämpft. Die Türken aber ſchlugen alle die vielfach wiederholten Stürme ſtandhaft ab, und endlich mußte der hochfahrende Frankenfeldherr, dem bis dahin noch kein Plan geſcheitert war, von ſeinem Unternehmen abſtehen. Aus Rache für ſeine vereitelten Entwürfe, ſuchte er den noch unverwüſteten Theil der Stadt durch ein grauſames Bombardement zu verwüſten und zog mit Zurücklaſſung des Geſchützes, des Fuhrweſens, der Kranken und Verwundeten am 21. Mai 1799 wieder auf der Straße zurück, auf welcher er gekommen war.

Ein erfreulicheres Gegenſtück zu dieſer vergeblichen Belagerung durch die Franzoſen gab die Einnahme von St. Jean d'Acre durch die vereinigte öſterreichiſche und engliſche Flotte, unter den Admiralen Bandiera und Stopford, am 4. November 1840. Ibrahim Paſcha, der Sohn des Vicekönigs von Aegypten, hatte bekanntlich ganz Syrien erobert und drohte ſchon einen Ueberfall der Europäiſchen Türkei. In St. Jean d'Acre lag eine Abtheilung ſeines Heeres. Da erklärte ihm England und Oeſtreich ihre Allianz mit der Pforte. Die vereinigten Flotten erſchienen vor der Stadt und nahmen nach einem kurzen Bombardement Beſitz von derſelben. Der junge Erzherzog Friedrich von Oeſtreich war einer der erſten Krieger, die in die Stadt eindrangen und die Oeſtreichiſche Fahne auf den Wällen von St. Jean d'Acre aufpflanzten. Wie muß es den greiſen Helden, Erzherzog Karl, erfreut haben, als die Nachricht von dieſer Waffenthat ſeines Sohnes ins Vaterland gelangte! —

Die zwei Zähne.

(Mit einer Compoſition von G. W. Faſel. Tab. V.)

Ein ehrwürdig ausſehender ältlicher Herr in Paris ſtand eines Tags in einem Laden und handelte um einen Hut für ſeine Frau und um ein Paar Kleider für ſeine Töchter. Da trat ein junges Mädchen herein, und kaum hatte der ältliche Herr einen Blick auf ihr ſchönes blühendes Geſicht geworfen, als er auch ſogleich das Handeln einſtellte, ſich auf den Ladentiſch ſtützte und mit einer daliegenden Zeitung zu ſchaffen machte. Eigentlich aber las er nicht in der Zeitung, ſondern that nur ſo und hielt die Ohren geſpitzt, um zu hören, was das Mädchen wollte.

Sie brachte neue Modewaaren, die die Kaufmannsfrau mit der Brille auf der Naſe ſcharf aufs Korn nahm, aber nicht das geringſte daran zu tadeln fand. Dennoch bot ſie dem armen Mädchen, das ſeine Arbeit gerne verkauft hätte, nur einen ſehr geringen Preis dafür und erhielt ſie. Hatte der ältliche Herr ſchon das Anſtlig des Mädchens und ihre Geſtalt ſchön gefunden, ſo wurde ſie ihm jetzt noch anziehender durch einen unverkennbaren Zug von Schwermuth, und ein leidendes Anſehen, das ſie vergebens zu verſtellen ſuchte. Wäre das nicht geweſen, ſo hätte man glauben müſſen, daß ſie der ärmſten und niedrigſten Klaſſe in Paris angehöre; denn ſie trug Kleider vom gröbſten Zeug, und auch dieſe wollten, obgleich ſie reinlich gewaſchen waren, ſchon nicht mehr recht zuſammenhalten. Etwas aber hatte das Mädchen, um das ſie manche Prinzeſſen beneidet haben würde, nämlich zwei Reihen Zähne, weiß und glänzend wie zwei Perlenſchnüre, in einem Mündchen friſch und roth wie Corallen.

Der geneigte Leſer begreift nun ſchon, wo die Sache hinaus will! Nein er begreift's noch nicht. — Sondern der ältliche Herr verließ, als das Mädchen fortging, den Laden auch, eilte nach und legte ihr ſanft die Hand auf die Schulter. Sie drehte ſchnell das Köpfchen um und ward roth; der Greis aber redete ſie mit wohlwollender Miene

Digitized by Google

und in vertraulichem Tone an: »Mein Kind, sagte er, hast du noch etwas zu verkaufen?« —

»Nein, mein Herr!«

»Du irrst dich; du weißt nicht, wie reich du werden kannst. — Verkaufe mir zwei deiner Zähne.«

Das junge Mädchen nahm den vertraulichen Ton des Fremden übel und noch mehr seinen Vorschlag, der ihr ein grausamer Scherz zu seyn schien. Schon wollte sie ohne Weiteres davongehen, als der Herr ganz ernsthaft hinzufügte:

Ich scherze nicht, mein Kind; es liegt mir sehr viel daran, daß der Kauf richtig werde!

Mein Herr, erwiederte das Mädchen, ich kann nicht begreifen, was Sie mit meinen Zähnen anfangen wollen.

Das brauchst du auch nicht zu wissen; genug, wenn ich dir sie gut bezahle.

Bei diesen Worten betrachtete sie den Greis genauer und konnte unmöglich glauben, wie sie ihm in sein ehrliches gutmüthiges Antlitz sah, daß er im Sinne haben könne, eine Unglückliche zum Besten zu haben.

Ich sage es dir noch einmal; mein Vorschlag ist ernstlich gemeint. Willst du mir die Zähne verkaufen?

Da Sie mir sagen, daß Sie mich nicht zum Besten haben wollen, will ich es glauben; aber ich bin wirklich über die Sonderbarkeit Ihres Antrags erstaunt.

Nun, ich will dir sagen, warum ich den Handel, den ich dir vorschlage, gerne schnell beendigen möchte. Siehe, ich bin ein Zahnarzt, und beiße Rippers. Eine meiner Kunden, Madame Flowerby, hat das Unglück gehabt, zwei ihrer vordern Zähne zu verlieren; und würde gern eine namhafte Summe zahlen, wenn Sie sie wieder ersetzen könnte; aber sie verlangt, daß die Zähne aus einem so gesunden, frischen Munde kommen sollen, wie der deinige ist. So lautet meine Ordre; und ich bin ermächtigt, dir zwei hundert Kronenthaler für zwei deiner Zähne, die ich wählen werde, blank auf den Tisch zu legen.

Als das Mädchen so mit sich reden hörte, schwieg es stille und dachte: »Soll ich — oder soll ich nicht! Zweihundert Kronenthaler, gleich baar; damit wäre mir geholfen; aber die Zähne, die gesunden, weißen Zähne aus dem Munde wo noch keiner fehlt — es ist doch hart!!« — und ein eiskalter Schauer rieselte durch alle ihre Glieder. Schnell aber besann sie sich und bat sich vom Doktor eine halbe Stunde Bedenkzeit aus. Er begleitete sie darauf bis an ihre Hausthüre; sie zeigte sie ihm und ging rasch hinein.

Wir lassen den Doktor unterdeß auf der Straße auf und abgehen, wo ihm in keinem Fall die Zeit lang werden kann, und begeben uns zur Madame Flowerby, die wir schon dem Namen nach kennen. Diese Frau hatte, so lange sie jung war, für eine große Schönheit gegolten, und meinte, sie müsse sich diesen Ruhm auch dann noch erhalten, als man schon anfing, ihr ihn streitig zu machen. Von allen ihren Vollkommenheiten aber war diese Dame auf keine stolzer als auf die Schönheit ihrer Zähne, und wenn die Selbstgefälligkeit je entschuldigt werden darf, so hatte sie in dieser Beziehung Ursache dazu. Aber wie es zu gehen pflegt, wenn die Damen lieber zu Pferde sitzen, als zu Fuße gehen wollen — eines Tages machte sie mit einer Gesellschaft Engländerinnen einen Spazierritt durch die Allee; sie jagten und jackerten, wie wenn der böse Feind hinter ihnen drein käme — plötzlich stürzt in vollem Galop das Pferd der Madame Flowerby; sie fliegt aus dem Sattel vorn über den Kopf hinaus und ach, sie zerbricht zwei ihrer schönen Zähne an einem Chausseestein. Da sie in ihrem ganzen Leben weit weniger an ihren Kopf, als an ihre Zähne gedacht hatte, so merkte sie das Uebel auf der Stelle; denn es war ihr im Munde so sonderbar und lückenhaft geworden und blutete, und die zwei Zähnlein rasselten an ihren Kameraden, wie zwei Kieselsteinlein. Aber eine Engländerin verliert den Kopf nicht; sie machte den Mund hübsch zu und sagte kein Wort und that, wie wenn sie mit heilern Zähnen davongekommen wäre, wie mit heiler Haut und Nase. Als sie aber zu Hause angekommen war und in ihrem Zimmer allein in den Spiegel schaute und die häßlichen zwei Breschen an den Festungsmauern ihres Mundes erblickte, da ward ihr's doch recht wehmüthig um's Herz, und sie trauerte und seufzte zwei Tage lang über ihre Invalidenschaft und weinte heiße Thränen in stiller Verborgenheit. Endlich aber meinte sie doch, dem Uebel müsse gesteuert werden. In Paris kann man für Geld so vieles haben, was an andern Orten nicht zu bekommen ist. Darum dachte Frau Flowerby: »Hm! läuft ja meine Frau Geovatterin mit einer falschen Nase herum, und flebts ihr keiner an und meine Cousine mit einem falschen Gaumen und einem gläsernen Auge, warum sollte ich mir nicht zwei Zähne einsetzen lassen?« Gesagt, gethan! sie schickt zum Doktor Rippers, dem berühmtesten Zahnarzt, und der Doktor tritt herein. Er kramt eine Menge Zähne vor ihr aus, zeigt sie ihr und spricht:

Sehen Sie, Madame, diese herrlichen Zähne von Elfenbein; aber ich kann nicht dafür stehen, daß sie ihre schöne Weiße auf die Dauer behalten werden.

Da will ich sie nicht, erwiederte die Dame; sie müssen weiß bleiben; ich will nicht haben, daß irgend Jemand mein Unglück argwöhne.

Das wäre allerdings sehr unangenehm.

Ja, zum Verzweifeln! denken Sie nur; Doktor, wenn

Digitized by Google

mir Jemand nachſagte, daß ich falſche hätte... Ach, meine Zähne, meine lieben Zähne, ihr waret ſo ſchön!...

Nun, da ſind andere, Madame, welche die elfenbeinernen an Haltbarkeit übertreffen und eben ſo ſchön ſind.

Die ſind recht; aber wovon ſind ſie gemacht?

Das ſind Zähne vom Hippopotamos.

Was, wie, Doktor, vom Hippom?

Vom Hippopotamos; einem ungeheuern Seethier.

Die Dame ſtieß einen lauten Schrei aus... Was, ich ſoll mir die gräßlichen Hauer eines Unthiers in den Mund ſetzen laſſen, das vielleicht eine Menge Menſchen verſchlungen hat, das ohne Zweifel mich ſelbſt verſchlungen hätte, wenn ich ihm begegnet wäre!

Nun, da ſind noch andere, erwiederte der Zahnarzt, die an Schönheit alle Vorſtellung übertreffen; die Thiere ſelbſt ſind nicht weißer.

Das iſt wahr; die glänzen herrlich; was für eine köſtliche Glaſur! und woher kommen die?

Das ſind natürliche; ich habe ſie aus dem Munde einer Negerin gebrochen.

Sie ſind grauſam, Doktor, daß Sie ſo mit mir ſpielen. Wie? in meinen Mund die Zähne einer häßlichen Schwarzen? lieber noch, tauſendmal lieber, die vom Hippom dem Seeungeheuer, von dem Sie geſprochen haben.

In dieſem Fall, Madame, kann ich nichts weiter, als Sie bedauern.

Was nennen Sie; mich bedauern? Ich glaube, Sie ſcherzen; ich will ja nicht umſonſt von Ihnen haben, ich bin im Stande, gut zu bezahlen, was ich wünſche.

Sie redeten noch hin und her, bis endlich Madame Flowerby dem Zahnarzt den Auftrag gab, ihr um jeden Preis Zähne zu verſchaffen, die ihrer würdig ſeyen. Wir haben bereits geſehen, wie der Doktor ſich dieſes Auftrags bei dem jungen Mädchen entledigen wollte, zu dem wir nun zurückkehren müſſen.

Louiſe Hutchinſon, ſo hieß das Mädchen, hatte ihre Mutter verloren und ihr Vater war ſchon alt. Er hatte lange Zeit im blühendem Wohlſtande gelebt, war aber durch unglückliche Speculationen herabgekommen und in Folge mehrerer Banquerote in völlige Dürftigkeit geſunken. Mehrere Jahre hindurch war es ſeiner Tochter Louiſe möglich geweſen, ihr Elend vor den Augen der Menſchen zu verbergen. Ja es ſchien im kleinen Häuschen wo ſie wohnte, ſogar ein gewiſſer Wohlſtand zu herrſchen, der keinen Gedanken an Armuth und Noth aufkommen ließ. Sie war immer hübſch aber einfach gekleidet, und dieſe Einfachheit, in Verbindung mit ihrer natürlichen Anmuth, wurde von denen, die ihren guten Geſchmack kannten, als eine feine Art von Gefallſucht gedeutet. Nach und nach aber änderte ſich Alles; Gemälde, Spiegel, kleine Luxusgeräthe verſchwanden eins nach dem andern.

Louiſe nahm viel ſeltener an den Vergnügungen ihrer Bekannten Antheil; ſie zog ſich endlich ganz davon zurück; und wenn dieſe kamen und ſie nöthigen wollten, ſchützte ſie die ſchwache Geſundheit ihres Vaters vor und blieb zu Hauſe. Endlich ward auch die einzige Magd verabſchiedet, und nun wußte man, daß Louiſe die einzige Stütze ihres alten Vaters war und daß ſie Tag und Nacht arbeitete, um ihm die nöthigſten Erforderniſſe des Lebens zu verſchaffen. Sie ſchämte ſich aber ihrer Lage keineswegs; ihre Sanftmuth und Ergebung gewannen ihr die Herzen einiger ihrer Freundinnen, und dieſe kamen oft herbei, um ihr den Beiſtand einer zärtlichen Freundſchaft anzubieten und ihr arbeiten zu helfen.

Aber der Vater Louiſens war ein wunderlicher, zorniger Mann, dem das Alter alle Kraft des Gemüthes geraubt hatte. Um ihn nicht zu beleidigen, ſah ſich die arme Tochter gezwungen, mit allen ihren Freundinnen zu brechen, und von nun an mußte ſie alle Ausgaben für den an Körper und Geiſt kranken Mann ſelbſt beſtreiten.

Louiſe war an einen ihrer würdigen braven Mann verlobt, mit Namen Eduard Linton. Er wußte wohl, daß ſeine Braut arm ſey, aber daß ſie Noth und Mangel leide, wußte er nicht. Eduard war bei einem Kayer in New-York angeſtellt, und ſeine Vermählung mit Louiſe hing von ſeinem Dienſtglück ab. Um mit beſſerem Erfolge vorwärts zu kommen, hatte er ſeit einigen Jahren ſeine Baarſchaft in die Hände ſeines Schiffspatrons gelegt. Aus dieſem Grunde hatte Louiſe ihr Elend ſo ſorgfältig verborgen; nicht weil ſie dachte, derjenige, dem ſie verlobt war, ſchäme ſich ihrer, wenn er wiſſe, daß ſie von ihrer Hände Arbeit lebte, ſondern weil ſie zu zartfühlend war, um dem jungen Mann ſein Emporkommen durch Sorgen um ſich zu erſchweren.

Unterdeß war der alte Hutchinſon gefährlich krank geworden. So lange ſeine Geſundheit noch nicht ſo heftig angegriffen war, hatte ſeine Tochter doch noch etwas arbeiten können. Jetzt aber nahm die Pflege des leidenden Vaters ihre ganze Zeit in Anſpruch und das Elend wurde immer größer. Es wurde ein Arzt gerufen; er verſchrieb ſtärkende Mittel, koſtbaren Wein und theure Arzneien. Das arme Kind konnte unmöglich Alles herbeiſchaffen und aller Muth begann ihr zu ſinken, wenn der alte wunderliche Mann die vorgeſchriebenen Stärkungsmittel verlangte und ſie ein nachläßiges und herbertziges Kind ſchalt, das ſeine Pflichten vernachläßige.

In dieſer Lage befand ſich Louiſe, als wir ſie zuerſt in dem Kaufladen erblickten. Nach Verfluß einer halben Stunde kam der Zahnarzt in die ärmliche Wohnung des armen Mädchens zurück. Sie empfing ihn gefaßt und bat ihn, ſogleich an die Operation zu gehen. Der Zahnarzt zählte die 200 Kronenthaler auf den Tiſch, zog ihr ihre zwei ſchönſten Zähne aus und empfahl ſich.

(Siehe die Abbildung.)

(Der Beſchluß folgt.)

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

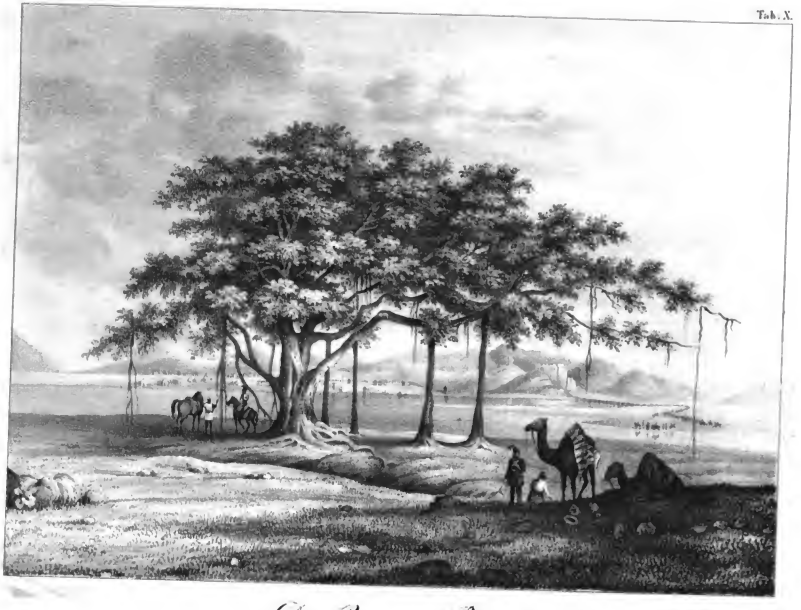
Digitized by Google

Die zwei Zähne.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Der Banian Baum.

Karlsruher Unterhaltungsblatt.

Nr. 10. Vierzehnter Jahrgang. 1841.

Der Banianenbaum.

Ficus indica.

(Mit einer Abbildung.)

Tab. X.

Der Baum, den unſere Abbildung darſtellt, iſt eins der größten Wunder der Pflanzenwelt, und wird in ſeinem Vaterlande, Oſtindien, von allen Reiſenden und Naturforſchern angeſtaunt. Schon ſeit Jahrtauſenden iſt er dem Indier heilig und ſchon den Griechen zu Alexanders Zeit iſt er als eine der größten Merkwürdigkeiten Indiens aufgefallen.

Was ihn aber zu einem Gegenſtande ſolcher Bewunderung macht, ſind weder ſeine Blüthen, noch Früchte, ſondern ſeine rieſenmäßige Größe und die Art und Weiſe ſeiner Fortpflanzung. Er gehört zur Familie der Feigenbäume und wird in günſtigem Boden 60 bis 70 Fuß hoch. Die Stämme ſteigen aus einer gemeinſchaftlichen Wurzel empor, aber nicht gerade, ſondern, wie auch die Aeſte, in mancherlei ſeltſamen und unregelmäßigen Windungen, ſo daß ſie oft, wo ſie ſich berühren, wieder zuſammen wachſen. Außerdem ſenken ſich von den horizontal nach allen Richtungen hinlaufenden Aeſten überall lange fadenähnliche Schnüre herab, die, ſobald ſie die Erde erreicht haben, ſich in den Boden feſtwurzeln, ſtark werden und ſich zu neuen Bäumen bilden, die auf ähnliche Weiſe, wie der Hauptſtamm, wieder ihre Zweige treiben. Und ſo erzeugt dann die unterdeſſen ſtets fortwachſende, ſtets neue Zweige zur Erde herabſenkende Allmutter in Geſellſchaft ihrer zahlreichen Kinder eine bewunderungswürdige Baumfamilie, welche zuletzt einem undurchdringlichen Walde gleich, eine ganze Region beſchattet, unter welchem mehr als 10,000 Menſchen vor der glühenden Sonne Bengalens eine ſchattige Zuflucht finden. Der Naturforſcher Lamarck vergleicht einen ſolchen Bengaliſchen Feigenbaum, deſſen ungeheure und bewunderungswürdige Krone auf unzähligen Stämmen ruht, dem von Säulen getragenen Gewölbe eines großen Gebäudes. Es leuchtet ein, daß ſich bei dem ungeheuren Gewirr der Zweige die Länge der Aeſte kaum beſtimmen läßt, und, daß ein ſolcher Pflanzenrieſe, deſſen jüngere Stämme wie Stützen unterſtehen, nach und nach zu einem kleinen Walde anwachſen muß.

Der Banianenbaum iſt immer grün. Seine Blätter, welche auf den Gipfeln der Aeſte hervortreten, ſind 6 Zoll lang, eirund, lanzettförmig, ungezähnt, von dicker Subſtanz, mit ſtarken Rippen und vielen netzartigen Seitenadern. Die Früchte ſind kugelrund, wenn ſie reif ſind von hochrother Farbe und ſitzen, zwei und zwei bei einander, unmittelbar auf den Aeſten auf. Sie ſind von einem ſüßlichen, faden Geſchmack und werden nur von Vögeln aufgeſucht. Das weißliche Holz iſt ſchwammig und hat eine rothbraune Rinde. Der ſtarken Blätter bedient man ſich ſtatt der Teller und die jungen zarten ſollen in Milch gekocht als ſtärkende Arznei wirken. Man hält dieſe Bäume ſehr in Ehren und pflanzt ſie auf Marktplätzen ꝛc. an. Sie ſind alle dem Gotte Wiſchnu geheiligt und in ihrem heiligen Dunkel, das freilich auch den Schlangen und andern giftigen Amphibien zu Schlupfwinkeln dient, verſammeln gewöhnlich die Braminen ihre Schüler zum Unterricht. Hier werden Pagoden gebaut, und oft wird der Baum, als Gegenſtand frommer Verehrung, mit einer rothen Mauer umgeben. Sie erreichen ein Alter von mehreren Jahrhunderten;

Digitized by Google

wenn aber einer abſtirbt, ſo hält man dieß für ein Zeichen von dem nahen Untergange der Herrſchaft des Landes.

Die zwei Zähne.

(Beſchluß von Seite 36.)

Im erſten Augenblick überwog die Freude, durch dieſe unerwartete Unterſtützung die Leiden ihres Vaters zu lindern, allen Schmerz über das gebrachte Opfer.

Die Geſundheit des alten Hutchinſon ward jedoch nicht hergeſtellt; ſein Leben neigte ſich vielmehr dem Ende zu. In ſeiner letzten Stunde kamen ihm noch einige lichte Augenblicke, wie ſie Sterbende zuweilen haben. Da erkannte er, was ſeine fromme Tochter für ihn gethan hatte, weinte und ſegnete das gute Kind und ſtarb mit der ſüßen Hoffnung, daß ihre kindliche Liebe nicht unbelohnt bleiben werde.

Wir wiſſen, daß das Unglück Louiſens ſie gezwungen hatte, ihre Freundinnen zu vernachläßigen. Nunmehr aber, als ſie erfuhren, welch neuer Schlag ſie getroffen hatte, kamen ſie ſchaarenweiſe herbei, um ſie zu tröſten. Louiſe ließ ſich zu der liebſten Freundin ihrer Kindheit bringen; aber ihre zarte Geſundheit war ſo ſehr erſchüttert, daß ſie in ein gefährliches Fieber fiel, das ſie an den Rand des Grabes brachte. Ihre Jugend jedoch und die liebevolle Pflege ihrer Freundin ſiegte über die Krankheit, und ſie fing an, ſich langſam zu erholen. Da ſie aber ihre Schönheit dahingewelkt und ihren Mund ſeiner Grazien beraubt ſah, entband ſie aus Stolz und Zartgefühl ihren Bräutigam ſeines gegebenen Wortes. Sie ſchrieb ihm einen rührenden Brief, in welchem ſie ihm den Tod ihres Vaters anzeigte und hinzufügte, daß ihre Verhältniſſe ſich dermaßen geändert hätten, daß eine Verbindung mit ihm unmöglich ſey. Sie ſchloß mit der Bitte, er möge ihr nie antworten und auch kein Zuſammentreffen mehr mit ihr ſuchen, das zu nichts führen könne, als ihm und ihr das Herz ſchwer zu machen.

Dieſer Brief traf Eduard gerade in dem Augenblick, wo er durch Wegnahme eines feindlichen Schiffes über alle Erwartung reich geworden war und ſich bereits zur Rückkehr in ſeine Heimath anſchickte.

Ungefähr zwei Jahre nachher ſaß der Doktor Rippers an einem ſchönen Sommerabend in ſeiner Gartenlaube und ſpielte mit einem niedlichen Eichhörnchen, das auf ſeinen Knieen und Schultern herumkletterte. Da hielt ein prächtiger Wagen vor ſeiner Thüre; eine ſtattliche junge Frau ſteigt aus und läßt ihn auf einige Augenblicke um Gehör bitten. Man führt ſie in das Zimmer des Greiſes, der alsbald ſich auch daſelbſt einfindet.

„Habe ich die Ehre, mit dem Herrn Doktor Rippers zu ſprechen?“ ſagte ſie.

Ja, gnädige Frau, erwiederte der Zahnarzt und bückte ſich ehrfurchtsvoll.

Ihre Geſchicklichkeit, Herr Doktor, hat Ihnen einen großen Namen gemacht.

Dann macht die Welt mehr aus mir, als ich werth bin, erwiederte beſcheiden der Zahnarzt. Ich glaube indeß ſagen zu können, daß ich mehr als einmal in meinem Leben der leidenden Menſchheit dienen konnte.

Erinnern Sie ſich wohl, Herr Doktor, vor ungefähr zwei Jahren einem armen Mädchen zwei Zähne abgekauft zu haben?

Ja, gewiß, es iſt mir noch wie heute! Ich muß geſtehen, daß dieſer Kauf ſeitdem mein Gewiſſen ſchwer gedrückt hat. Ach, das arme Kind war ſehr unglücklich, und ich habe mir ſeitdem hundertmal geſagt, ich hätte ihr das Geld ſchenken und der alten Madame Flowerby ein Paar Zähne von ... meinetwegen von einem Rhinozeros — einſetzen ſollen. Arme Louiſe; ich fürchte, dieſe traurige Operation hat ihr ihre ganze Zukunft verdorben.

Was berechtigt Sie zu dieſer Vermuthung?

Kaum von einer heftigen Krankheit genesen, verließ ſie heimlich die Stadt und trat als Unterlehrerin in einer kleinen Dorfſchule ein. Da erkannte ich, daß ich nicht einer Bettlerin, wie ich geglaubt hatte, ſondern einem trefflich erzogenen und gebildeten Mädchen ihren ſchönſten Schmuck geraubt hatte. Ich begab mich in das Dorf, das ſie bewohnte, entſchloſſen Alles aufzubieten, um das Unglück, das ich angerichtet hatte, wieder gut zu machen; aber gerade am Tage vor meiner Ankunft war ein junger Mann angekommen, hatte Louiſe geſunden, fortgeführt und „Geheirathet“ trotz ihrer Zahnlücken unterbrach ihn lächelnd die junge Frau.

So hab' ich mir's immer gedacht, erwiederte der würdige Greis, dem ſeine gute Laune noch nicht erlaubt hatte, das Opfer ſeiner Kunſt wieder zu erkennen.

Aber, Herr Doktor, ſehen Sie mich doch an, ſagte ſie ihm; Sie kennen mich noch nicht? Ich bin ja Louiſe und komme, Ihnen Ihr Geld wieder zu bringen und Sie zu bitten, mir meine Zähne wieder zu geben, wenn es möglich iſt!

O ja, ſehr möglich! Jetzt erſt ſchätze ich mich glücklich, ſie noch in meiner Gewalt zu haben. Denn ich muß Ihnen ſagen, daß Madame Flowerby, nachdem ſie eine ganze Woche lang gezögert hatte, ſie ſich einſetzen zu laſſen, zu ihrem größten Jammer erfuhr, daß ihr Unglück allgemein bekannt

Digitized by Google

sey. Der innere Aufruhr und der Kummer, den sie darüber empfand, waren so groß, daß sie, ohne Weiteres ein Schiff bestieg, das nach England fuhr, und abreis'te, ohne an ihre Freunde, ihre Familie, ihr Vaterland ja selbst ohne an diese kostbaren Zähne mehr zu denken.

Mit geschickter Hand setzte nun der vergnügte Doktor die Zähne wieder in den schönen Mund, dem sie gehörten, und die glückliche Eigenthümerin desselben nahm freundlichen Abschied und hinterließ ihrem Wohlthäter und Freund eine Einladung für den folgenden Tag auf das Landhaus des Herrn Eduard Linton.

Erzählungen aus der russischen Geschichte.

III.

Der Grossfürst Oleg.

Seinem nächsten Verwandten Oleg hatte Rurik die Herrschaft übergeben, weil sein Sohn Igor erst vier Jahre alt war. Unter Olegs Fürsorge und besonderer Aufsicht erwuchs der Unmündige. Oleg lebte für den Krieg und erwarb sich darin großen Ruhm; durch Siege, Weisheit und besonnenes Regiment während der Friedenszeit wußte er sich die Liebe und Achtung seiner Unterthanen zu erwerben und es war für den neuen russischen Staat von hochwichtigen, bedeutenden Folgen, daß auf einen glücklichen Stifter ein großer Eroberer und weiser Regent folgte. Sein erster kriegerischer Zug ging gegen Süden den Dnieper hinab. Ihn begleitete ein starkes Heer kriegslustiger Waräyer, Nowgoroder, Tschuden, Kriwitschen und Maren, handfeste Männer aus den Stämmen slavischer Herkunft. Die Städte Smolensk und Lubetsch ergaben sich. Als Oleg noch südlicher vordrang, hörte er von dem durch die beiden Waräyer Askold und die gegründeten kleinen Freistaaten zu Kiew, von der Fruchtbarkeit des Bodens, dem milden Klima und andern natürlichen Vorzügen des südlichen Rußlands und wie man von da mit geringer Mühe zu Wasser nach Konstantinopel gelangen könne. Also faßte er den Entschluß, sich der Stadt Kiew und ihrer Umgebungen zu bemächtigen, denn dieser neue, rasch emporblühende Waräyerstaat konnte leicht dem ältern in Nowgorod gefährlich werden. Nachdem Askold und Dir gefallen waren, hielt Oleg an der Spitze seines Heeres in Kiew seinen Einzug und erklärte diese Stadt zum Hauptsitze des gesammten Großfürstenthums, denn die reizende Lage am schiffbaren Dnieper, die Fruchtbarkeit der Gegend, die Hoffnung, hier an der Grenze seines Reiches leicht neue Eroberungen machen und wohl gar Konstantinopel selbst anplündern zu können, vielleicht auch der mehr gestittete Geist der hier wohnenden Polänen mögen ihn zu diesem wichtigen Entschlusse bestimmt haben. Außerdem war Kiew eine bedeutende Handelsstadt, durch die seit alter Zeit der Waarenzug ging, was dem Lande große Vortheile brachte.

Bald nach seiner Thronbesteigung zwang Oleg die benachbarten Slavenstämme der Derevier, Radimitschen und Severier zu einer jährlichen Abgabe von schwarzen Marderfellen und einem Schilinge vom Morgen Landes und kämpfte glücklich mit den Schnaitschen und Tiwerzen. Der Herrschaft der chasarischen Chane in den heutigen Gouvernements Witebsk und Tschernigow machte er ein Ende und erweiterte die Grenzen seines Reiches durch die Besiegung jener noch freien Stämme, die in den heutigen südwestlichen russischen Provinzen wohnten. Sodann unternahm er im Jahre 907 seinen kühnen Kriegszug gegen Konstantinopel, dessen Reichthümer ihn lockten. Sein berittenes Heer führte er zu Lande durch Bessarabien und Bulgarien; die Flotte segelte längs der Westküste des schwarzen Meeres und zeigte sich vor der bedeuten Kaiserstadt. Mehrere Jahre hindurch machten die Russen reiche Beute, bis endlich zwischen ihnen und den Byzantinern ein Friedensvertrag zu Stande kam, welches merkwürdige völkerrechtliche Document der berühmte russische Mönch Nestor der Nachwelt aufbewahrt hat.

Oleg wirkte für Rußland in derselben Weise wie Heinrich der Erste für Deutschland. Wenn die Annalisten auch von ihm berichten, daß er die Zahl der russischen Städte vermehrte, so sehen wir hierin eines umsichtigen Regenten weise Maaßregel: denn theils gewährten diese neuen Städte bei der kriegerischen Zeit eine größere Sicherheit und boten einen bessern Schutz gegen einen plötzlich einfallenden Feind dar, als die einzelnen Hütten im freien Felde, theils entwöhnte sich in ihnen der sonst herumschweifende Hirt des unstäten Lebens und gewann durch den nähern Umgang, durch manches nun gefühlte, früher ihm unbekannte Bedürfniß an geistiger Kraft und sozialem Werthe. Viele Hirten und Jäger verließen jetzt die Steppen, um in den Flecken und Städten, die am Gestade der mächtigen Ströme und Binnenseen entstanden, sich anzusiedeln. Jetzt gewannen diese der Geschichte bisher fremd gebliebenen Men-

Digitized by Google

ſchen eine hiſtoriſche Bedeutung. Daß aber in den finſtern Tannenwäldern von Morow die Rimrode nicht ausgingen, erſieht man aus einem altruſſiſchen Volksgeſang, wo es heißt:

Ueber Felshöhlen, über ſchaurige Klüfte.
Im Quellgebiet der ſchäumenden Petſchora,
Setzen den Hirſchen nach und den Baren der Miltniß
Dir kecken Jäger Werewid, Kulaf und Turora.

IV.
Die Götzenbilder.

Die mythologiſche Welt der in Rußland hauſenden Slavenſtämme war nicht beſchränkter und ärmer als die helleniſche, aber hinſichtlich der plaſtiſchen und künſtleriſchen Darſtellung ihrer Gottheiten ſtand ſie der ſchönen, phantaſiereichen Fabelwelt der Altgriechen ſehr nach. Es hatten die ruſſiſchen Slaven namhafte Götzenbilder und unter dieſen behauptete Perun den erſten Platz. Auf einem Hügel bei Kiew ſtand ſein von Holz geſchnitztes Bild, mit ſilbernem Haupte, mit goldnem Barte. In Nowgorod ſtand es am Fluſſe Wolchow. Perun war der Gott des Donners, des Blitzes und aller Phänomene am Himmel und den alten Slaven ganz daſſelbe, was den Römern und Griechen ihr Jupiter und Zeus waren. In ſeinen Händen hielt er einen Stein, bearbeitet wie ein Donnerkeil und verziert mit Rubinen und Karfunkeln. Ewig brannte vor ihm ein Opferfeuer und ſeinen vermeintlichen Zorn zu beſänftigen, ſchlachtete man ihm Thiere, manchmal auch Menſchen, Unglückliche, die ein heilloſer Wahnſinn dem Tode überlieferte. Es waren, wie bei Amerikas Urbewohnern, meiſtens Gefangene, die ſolch ſchreckliches Loos traf. Doch auch Väter und Mütter weiheten dem Götzen Perun in unſeliger Verblendung, in religiöſem Wahnſinn ihrer Kinder Leben und ſahen ruhig deren Blut vor ſeinem Idole verſpritzen. Ganze Wälder und Haine waren dem Perun geweiht, und wehe dem Unglücklichen, der abſichtlich oder zufällig dieſelben verletzt hatte; ihn traf unausbleiblicher Tod.

Mokoſch, Chors, Stribog und Daſchbog hießen die andern Götzen, welche die ruſſiſchen Slavenſtämme verehrten und anbeteten. Es müſſen ſeltſame, wunderliche Heilige geweſen ſein, ſo wunderlich wie ihre Namen, die auf Wohlklang keinen Anſpruch machen.

In dem berühmten Liede von Igows Feldzug gegen die Polowzer werden die Winde Enkel Stribogs genannt; es ſcheint demnach, daß Stribog der ſlaviſche Aeolus geweſen ſey. Mokoſch war der Gott des Krieges und der Stärke, beſonders hochgeehrt bei den Anſiedlern von Nowgorod und Archangel. Man ſchmückte ſein Bildniß mit einem grimmigen Wolfskopfe. Bei Perun und Wolos beſchwuren die Ruſſen die Heiligkeit des mit den Griechen abgeſchloſſenen Friedenstraktates. Vermuthlich war Wolos der Schützer und Behüter des Viehes, das bei den Slaven den größten Theil ihres Reichthums ausmachte. Daſchbog war der Regengott, der die Erde befruchtete, die Natur durch üppige Vegetation ſchmückte und Reichthümer gewährte. Chors ſoll der Bachus der Slaven geweſen ſeyn, die für ihre größtentheils ſaurën Weine keinen Bachus nöthig gehabt hätten.

Aus den älteſten geſchichtlichen Urkunden der Ruſſen iſt erſichtlich, daß ihre Ahnen auch Ströme, Berge und Bäume, vorzüglich hohle, deren Aeſte ſie mit Kränzen und Tüchern behingen, Nymphen, Dämonen, Haus-, Wald- und Waſſergeiſter göttlich verehrt, ihren Dienſt ſorgfältig abgewartet und aus den dargebrachten Opfern geweiſſagt haben. Spuren hievon ſind bis heute noch in vielen in Rußland unter dem gemeinen Volke üblichen Gewohnheiten erhalten. So erſchrickt der ruſſiſche Pöbel vor dem Echo und hält es für den Wiederhall der Berg- und Waldgeiſter; kleine Kinder ſchreckt man mit den Worten: „gehe nicht, Buka iſt dort und frißt dich!“ Unter Buka aber denkt ſich der Aberglaubiſche ein Weſen mit großem Rachen und langer Zunge, das Nachts um die Häuſer ſchleicht, wie die Orientalen von der Lilith, wie einſt die Römer von ihrem Manducus und ihrer Lamia fabelten. Auch häufig noch geſungene Volkslieder, worin ſonſt verehrte Gottheiten erwähnt werden, mahnen an einen alten heidniſchen Cultus, den das Chriſtenthum verdrängt hat. Daß die Aelteſten und Bojaren bei den Slaven auch zugleich Prieſter waren, iſt ſehr wahrſcheinlich. In Neſtors Chronik entſcheiden ſie in allen Religionsſachen.

Verſchiedenes.

Neue Behandlung der Steine.

Man hat kürzlich in Rußland ein Mittel entdeckt, um den weichſten Steinen eine große Härte und Widerſtandskraft, ſo wie auch die Farbe der ſeltenſten Marmorarten zu geben.

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Tab. XI.

Theodor Schiffenmaier.

ALLE

Karlsruher Unterhaltungsblatt.

№. 11. Vierzehnter Jahrgang. 1841.

Vergleichende Darstellung der vorzüglichsten Wasserfälle der Erde.

(Mit einer Abbildung.)

Tab. XI.

Es ist gewiß kein unbeträchtlicher Gewinn für die Wissenschaft, daß man in der neuesten Zeit Vieles, was man früher nur in abstracten Zahlen auszudrücken vermochte, durch vergleichende bildliche Darstellungen dem Auge und der Phantasie näher rückt. Ein einziger Blick auf ein solches Bild giebt unserem Geiste ein erheblicheres und klareres Resultat, als wenn wir halbe Tage aufbieten, um eine Reihe von Zahlen dem Gedächtniß einzuprägen.

Dieß haben unsere Leser ohne Zweifel schon früher bei der von uns gelieferten, vergleichenden Darstellung der Hauptgebirge der Erde erkannt. In einer halben Stunde vermag man sich durch diese Höhencharte über die verschiedenen Erhebungen der Erdoberfläche in allen Richtungen zu orientiren, und wenn auch das Gedächtniß die einzelnen Zahlen wieder vergißt, so prägt sich doch, was dabei die Hauptsache ist, das Verhältniß der verschiedenen Höhen zu einander, durch die sinnliche Anschauung dem Geiste unverlierbar ein. Eine ähnliche Charte, wie damals (im Jahrgang 1831) über die Gebirge, liefern wir dießmal für die wichtigsten Wasserfälle der Erde.

Ein Wasserfall entsteht bekanntlich, wenn die verhältnißmäßige Gleichförmigkeit des Bodens, über welchen ein Fluß hinabströmt, plötzlich aufhört, so daß, wo nicht ein völlig senkrechter, doch wenigstens ein mehr oder weniger steiler Abfall des Bodens entsteht. Je größer die Steilheit dieses Abfalls, die Breite des Flußbettes und die Tiefe ist, in welche der Fluß hinabstürzt, desto ansehnlicher ist der Wasserfall. Die Wasserfälle aber selbst sind von zweierlei Art. Entweder sind es gewaltige Ströme, die von einem in ihrem Bette befindlichen steilen Hang, der oft eine senkrechte Wand bildet, herabzustürzen genöthigt sind, oder es sind Bäche, welche in den Gebirgen unfern ihrer Ursprungsorte erst einen geringeren Wasserschatz zu sammeln im Stande waren, so daß bei ihnen das Phänomen der Fälle oder Cataracten weniger der Wassermasse, wie bei jenen, als der Höhe wegen großartig erscheint.

Wir haben bei der Beschreibung verschiedener Wasserfälle der Erde, namentlich der des Niagara und Zumme im früheren Jahrgängen erwähnt, daß diese Phänomene zu den bewunderungswürdigsten und großartigsten Schönheiten gehören, welche die Natur dem Blicke des Menschen darbietet. Vielleicht bei keiner Erscheinung derselben empfindet der Sterbliche mehr seine Kleinheit, Nichtigkeit und Ohnmacht, durch keinen Anblick werden seine Sinne und sein Geist mehr überwältigt, als wenn er an der Stelle steht, wo eine beträchtliche Wassermasse von der Höhe donnernd, brausend, und schäumend in die Tiefe stürzt. Solche Phänomene darzustellen wetteifert der Pinsel des Malers und die Feder des Dichters vergebens mit der Natur; das größte Talent muß hier zum Stümper werden. Eine der geistumgensten Schilderungen des Eindrucks, den ein solcher Wassersturz auf das Gemüth des Menschen ausübt, bleibt indeß immer die eines deutschen Dichters. *)

„Es ist, (ruft er beim Anblick des Rheinsturzes bei Schaffhausen) als ob eine Wasserwelt aus den Gesetzen der Natur hinaus in den Abgrund rollte. Die Gewölbe der

*) Heinse.

Digitized by Google

Schaumwogen im wüthenden Schuß flammt ein glühender Regenbogen, wie ein Geiſt des Zorns, ſchräg herab. Keine Erinnerung, der ſtärkſte Schwung der Phantaſie kann es der gegenwärtigen Empfindung nachſagen. Die Natur zeigt ſich ganz in ihrer Größe. Die Allmacht ihrer Kräfte zieht donnernd die kochenden Fluthen herab und giebt den ungeheuern Waſſermaſſen die Eile des Blitzes. Es iſt die allerhöchſte Stärke, der wüthendſte Sturm des größten Lebens, das menſchliche Sinne faſſen können. Der Menſch ſteht klein wie ein Nichts davor da, und kann nur bis ins Innerſte erſchüttert den Aufruhr betrachten. Und wenn man es das hundertſte mal ſieht, ſo ergreifts einen wieder von Neuem, als ob man es noch nicht geſehen hätte. Es iſt ein Rieſenſturm, und man wird endlich ungeduldig, daß man ein ſo kleines, feſtes mechaniſches, zerbrechliches Ding iſt und nicht mit hinein kann. Der Perlenſtaub, der überall wie von einem großen wüthenden Feuer herumdampft, und wie von einem Wirbelwind herumgejagt wird, und allen den großen Maſſen einen Schatten ertheilt, der ſie gewitterwolkicht macht, bildet ein ſo fürchterliches Ganze mit dem Flug und Schuß und Drang- und An- und Abprellen, und Wirbeln und Sieden und Schäumen in der Tiefe, und dem Brauſen, und dem majeſtätiſchen, erdbebenartigen Krachen dazwiſchen, daß alle Tiziane, Rubens und Vernets vor der Natur müſſen zu kleinen Kindern und lächerlichen Affen werden. O Gott, welche Muſik, welches Donnerbrauſen, welch ein Sturm durch all mein Weſen! Heilig, Heilig! Heilig! brüllt es in Mark und Gebein. Es iſt mir, als ob ich in der geheimſten Werkſtatt der Schöpfung mich befände, wo das Element, von fürchterlicher Allgewalt gezwungen, ſich zeigen muß, wie es iſt, in zerſtürmten ungeheuern Maſſen. Man hört und fühlt ſich ſelbſt nicht mehr; das Auge ſieht nicht mehr und läßt nur Eindruck auf ſich machen; ſo wird man ergriffen und von nie empfundenen Regungen durchdrungen."

Das Gefühl, das hier Heinſe ſo meiſterhaft ſchildert, durchbebt mehr oder minder die Seele des Menſchen beim Anblick jedes großen Waſſerfalles, und der Dichter hätte es eben ſo gut bei dem Anblick des Niagara, als beim Rheinſtrom ausſprechen können.

Indeß iſt es doch dießmal nicht die maleriſche Schönheit der Waſſerfälle, die uns zunächſt intereſſirt, ſondern ihre verhältnißmäßige Höhe und Waſſermaſſe.

1) Der höchſte, bis jetzt bekannte Waſſerfall der Erde iſt der des Gavede Pau, auf unſerer Charte Gavarny genannt. Dieſer Bergſtrom hat ſeinen Urſprung am nördlichen Abhange des Mont Perdu in den Pyrenäen und ſtürzt ſich von einer 1160 engliſchen (nach anderer Meſſung 1266 pariſer) Fuß hohen Felswand ins Thal von Gavarnie herab, wo er als ein kleiner Bach weiter fortfließt.

2) Noch einen anderen Waſſerfall in den Pyrenäen enthält unſere treffliche Charte, den des Seculejo. Er fällt von einer Höhe von 800 Fuß in den von hohen Gebirgen umſchloſſenen See gleichen Namens herab und bildet, beſonders wenn er waſſerreich iſt, ein außerordentliches Schauſpiel.

Die Bergſtröme der Pyrenäen werden faſt ausſchließlich von Quellen geſpeißt; dagegen iſt die Waſſermaſſe, welche ſie von der Schneeſchmelze und von Glätſchern empfangen, ſehr gering, und darum iſt ihr Waſſer außerordentlich klar, wodurch ſie ſich vor den Alpenflüſſen ſehr zu ihrem Vortheil auszeichnen.

3) Wie alle Hochgebirge reich an Waſſerfällen ſind, ſo iſt es auch unſer europäiſches Alpenland, in welchem wir faſt kein Thal durchwandern können, ohne daß uns nicht von ſeinen Wänden ein Gießbach entgegenſtürzte. So finden wir, um nur der bedeutenderen zu gedenken, auf verhältnißmäßig kleinen Raum zuſammengedrängt: —

Den Fall der Reuß bei der Teufelsbrücke 100 Fuß hoch.

Den prächtigen Aarenfall bei der Handeck, vielleicht 150 Fuß hoch.

Den Fall der Linth bei der Pantenbrücke in Glarus 196 Fuß hoch.

Den oberſten Fall des Reichenbachs bei Meiringen 200 Fuß hoch.

Den Piſſevache oder Sallenche in Unterwallis 270 bis 300 Fuß hoch.

Den Toſa-Fall am Gries im Formazza-Thal 469 Fuß hoch.

Den Rant d'Arpenas im Chamouny-Thal 800 Fuß hoch.

Den Schnadribach im Kanton Bern.

Aber der großartigſte von allen Waſſerfällen der Schweizeralpen iſt der Staubfall, im Lauterbrunnerthal, der von dem Pletſchbach gebildet wird. Dieſer Bach entſpringt auf der Pletſchen Alpe aus ſieben nahe beiſammenliegenden Quellen und fließt von hier zwei Stunden weit in einem tiefen Felſenbett bis zu einer hervorragenden Felſenwand, die von unten geſehen die Geſtalt eines Gewölbes hat und die Staubbach-Balm genannt wird. Hier ſtürzt der Pletſchbach herab und bildet ſo den oberen Fall, der obwohl er an ſich ſelbſt nicht zu den unbedeutenden gehört, durchaus nicht mit dem untern Sturz verglichen werden kann, welcher der eigentliche, ſo berühmte Staubfall iſt. Früher legte man ihm eine Höhe von 1100 Fuß bei, aber

Digitized by Google

Tralles Barometermeſſungen haben gezeigt, daß ſie 925 Pariſer Fuß betrage. Wyß, der genaue Kenner des Berner Oberlandes, hat den Staubfall in verſchiedenen Jahreszeiten beobachtet; hören wir, wie er ihn beſchreibt:

Zunächſt an einem Sommertage. Da iſt die erſte Bedingung zum Vollgenuß, ſagt er, der Sonnenglanz, und dieſer währt an den längſten Sommertagen von ungefähr 7 Uhr Morgens bis halb 1 Uhr des Mittags. Nicht nur die Regenbogen im Keſſel, wo die zerſtobenen Waſſer ſich ſammeln, auch die fliegenden Waſſerflocken in der Luft bedürfen des Sonnenſcheins. Man ſchreitet gewöhnlich vom Gaſthof oder vom Pfarrhauſe zuerſt nach der Stelle hin, wo der Bach zu Boden regnet, als wollte man ihn erſt fühlen, bevor man ihn ruhiger betrachte. Am linken Ufer des Bachs, durch Erlen, wandert man, von der Straße, die nach dem tiefern Thale führt, rechts abgehend, und fühlt ſich bald auch bei wolkenloſem Himmel in einem Regenſchauer, gegen den man ſich ſelbſt mit Schirmen verwahren muß. Etwas mühſam erklimmt man den Hügel von Felstrümmern, den der Bach ſich links von ſeinem Niederſturze gebildet hat, und ſchaut hinab in ein weites Becken, das unabläſſig von tauſendfachem Schaumgekräuſel wimmelt. Auch jenſeits erblickt man Schutthaufen, die von oben heruntergeworfen ſind, und nicht ohne Verwunderung ſieht man den Bach zwiſchen dieſen zwei aufgeſtapelten Bollwerken im freien Durchgang davon rieſeln. Offenbar rührt die Tiefe ſeines Beckens und dieſe Oeffnung nach der Lütſchine von der Gewalt der Waſſermaſſe her, die nach Gewittern und bei großer Schneeſchmelze hier im Mittelpunkt des Falles Raum geſchafft hat, ohne dadurch die Hügel rechts und links zu vermindern.

Schreitet man auf die rechte Seite des Keſſels, ſo findet man es leicht, dort hinab zu gelangen in den Umfang deſſelben, und alsbald wird man von einem doppelten Regenbogen beſchimmert, der gleich einem angeworfenen Nimbus ſo getreu mit uns verſchmilzt, daß er Schritt um Schritt, ſo lange wir im Sonnenglanz und im Thaunebel bleiben, bald vorrückt bald zurückweicht, wo wir gehen und ſtehen. Ja, die Waſſertropfen hängen ſich an die Kleider und glühen einzeln wieder in unvergleichlicher Pracht; aber die Näſſe geſtattet nicht, ſich dieſes Feengewandes lange zu erfreuen, und ein fröſtelndes Gefühl von Sterblichkeit treibt um ſo eher aus der Tiefe wieder ans Ufer, da die Gefahr am Tage liegt, von irgend einem zufällig herabgeſchwemmten Steine plötzlich und ſelbſt tödlich verletzt zu werden.

In ſicherer Entfernung denn lagern die Wanderer ſich hin und genießen ſorglos, was ihnen bisher entgangen war. Mit unermüdetem Staunen erhebt ſich das Auge nach der hohen, im Blau des Himmels ſcharfgezeichneten dunkelgrauen Kante, wo die Najade zweitheilig ihr fliegendes Gewand in die Luft hängt. Eine Hälfte des Baches, doch unmerkbar von der andern getrennt, fällt beinahe ſenkrecht herab und würde an der Felswand niedergleiten, wenn dieſe nicht von oben bis unter die Mitte ſich leiſe zurückzöge und der Waſſerſäule freieres Fortſchreiten geſtattete. Mit der zweiten Hälfte ungefähr, etwas kühner vorſpringend, zerſplittert ſich die Maſſe in jenen Giſcht und Staub, der ſo duftig, ſo ganz ätheriſch niederwärts ſchwebt und an den Bachſturz im Salzburgiſchen erinnert, welchem das Landvolk den Namen des Schleierfalls ertheilt. Die innere Parthie des Staubbaches fällt abwärts in der Mitte ihres Wegs, als wollte ſie verſuchen, ſich anzuhalten, auf eine ſchrägvorſtehende Bank und rieſelt von da in tauſend blendenden Schaumſtrahlen vollends an dem dunkeln Geſtein nach dem Kieſel hinab, während die äußere, durch Schnelligkeit und Schwere die Luft unter ſich preſſend, in Millionen Staubbläschen immer mehr zerſchellt, und weit umher einen ewigen Thau zur Erde ſprizt. Es iſt unterhaltend, das Waſſer von ſeinem Ausſtrömen an der hohen Felsrinne bis zu ſeinem Zerſtieben mit dem Blicke zu verfolgen. Erſt bricht es ſo ſo wüthend hervor, daß man erſchreckt vor dem furchtbaren Sturze, den man erwartet; aber kaum 100 Fuß gefallen, breitet es ſich reichlich aus, und die zuſammengedrängte Säule zergeht in einzelne ſchneeweiße Wölklein, die man nicht übel ſchon Waſſerraketen genannt hat, weil ſie forteilend, gleich jenen flammenden, einen Schweif zurücklaſſen, der eine ¼ Stunde lang ihre Bahn bezeichnet, bis ſie völlig, man möchte ſagen, in Waſſerfunken auseinanderſprühend, ſich verlieren. Das Schauſpiel einer erhrfurchterweckenden Größe bietet der Staubfall dar, wenn ein Gewitter über die Höhen der Pletſchalpe zieht.

(Der Beſchluß folgt.)

Der Juwel des Gebirges.

(Mit zwei Compoſitionen v. G. W. Faſel. Tab. VI. u. VII.)

Die Schluchten und Thäler des Himalapa ſind, wie wir ſchon öfters in dieſen Blättern erwähnt haben, von kühnen, tapfern und kriegeriſchen Völkerſchaften bewohnt, welche faſt beſtändig unter einander ſelbſt oder mit den Bewohnern der umliegenden Ebenen blutige Vertilgungskriege führen. In einem ſolchen Kriege zog einſt der Rajah von Serinagur, der Hauptſtadt von Gurwhal, gegen die Rohillas, eine Nation, die am Fuße des Gebirges wohnte. Schon erblickte ſein kampfbegieriges Heer im Glanze der Abend-

Digitized by Google

röthe die Pagoden von Redgib Abad, der friedlichen Hauptſtadt, und ſtieß ein Freudengeſchrei aus in der Hoffnung des Sieges und einer unermeßlichen Beute. Da ſorengte der Rajah auf ſeinem prächtigen Roſſe die Reihen entlang und gab ein Zeichen des Stillſchweigens. Denn er wollte die Stadt erſt überfallen, wenn ihre Bewohner im erſten Schlafe lägen. Sogleich machte das Heer Halt und lagerte ſich an den Ufern eines Sees an der Nordſeite von Redgib Abad.

Es war gerade das Feſt des Wiſhnu, des welterhaltenden Gottes, und der Bramine Bramſing, der zur heiligen Wache in die Pagode mußte, verließ ſeine Gattin und Kani, ſeine Tochter, in der Hoffnung, ſie am folgenden Morgen in dem Tempel wiederzuſehen. Die Stadtbewohner lagen bereits im tiefen Schlafe, als der Rajah durch ein offen ſtehendes Thor ſeine blutdürſtigen Schaaren hereinführte, die ſich alsbald durch die weiten Straßen hin zerſtreuten. Als die Haupttruppe, geführt von dem tapfern Befehlshaber Chir-Aſſen, im Mittelpunkte der Stadt angekommen war, ward ein verabredetes Zeichen gegeben, und in dieſem Augenblicke begannen Mord und Plünderung von allen Seiten. Die aufgeſchreckten Einwohner vertheidigten ſich zwar mit Löwenmuth, aber ihre Feinde warfen Feuerbrände in die Häuſer, und alsbald loderte in allen Stadttheilen die Flamme empor. Geheul, Geſchrei der Verzweiflung und Wuthgebrüll tobten in allen Straßen und mit den Seufzern der Verwundeten und dem Röcheln der Sterbenden miſchte ſich das Schnauben der verzehrenden Flammen, deren Fortſchritte der Wind unwiderſtehlich machte.

Diejenigen von den unglücklichen Einwohnern von Redgib Abad, denen es gelang, aus ihren brennenden Häuſer mit ihren Kindern auf den Armen, oder ihren koſtbaren Schätzen zu entkommen, wurden von aufgeſtellten Wachen niedergeſtochen, die unſern von einander in den Straßen ſtanden. Endlich wollte Chir-Aſſen dem Morde und der Plünderung Einhalt gebieten, und als er deßhalb die Runde durch die Stadt machte, vernahm er in einer engen Straße ein herzzerreißendes Geſchrei, das aus einem brennenden Hauſe hervordrang. Er konnte deutlich die zitternde Stimme einer alten Frau und die friſche eines jungen Mädchen unterſcheiden und ſtürzte in das Haus hinein. Welch ein Schauſpiel! Ueber dem halbverbrannten Leichnam einer reich gekleideten Frau kniete ein junges weinendes Mädchen von beinahe überirdiſcher Schönheit und ſchien ganz unempfindlich gegen die Gefahr, von welcher ſie ſelbſt bedroht war. Eine alte Sklavin, die ſie mit ihrem Körper ſchützte, hatte von einem feindlichen Soldaten bereits eine Wunde empfangen und war nahe daran, zu unterliegen.

(Siehe die Abbildung Nro. 1.)

Dem jungen Mädchen drohte der Tod, oder noch ein ſchlimmeres Loos, Gefangenſchaft.

„Halt! rief Chir-Aſſen, indem er mit ſtarker Hand den Arm des Soldaten faßte, der den tödtlichen Streich verſetzen wollte, halt, und fort von hier, ich befehle es! Der Soldat gehorchte ſeinem Vorgeſetzten und Chir-Aſſen kündigte der Sklavin und dem jungen Mädchen an, daß ſie gerettet ſeyen und ihm folgen ſollten.

„Kani, Kani! hörſt du nicht, was dieſer edelmüthige Krieger ſpricht?“ rief die Sklavin dem Mädchen zu; wir ſind gerettet; aber, wenn wir bleiben, ſind wir verloren; das Feuer greift immer ſchrecklicher um ſich. Kani, Kani! eile dich, ſonſt erhaſchen dich die Flammen.

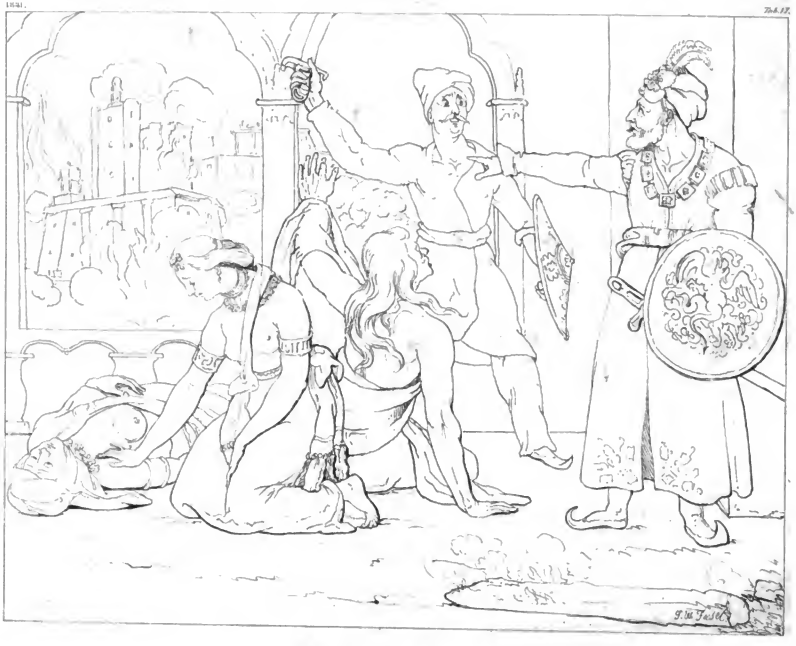
Ja, eile dich, erwiederte Chir-Aſſen, im Namen Bramas! verlaſſe das Haus, es ſtürzt über dir zuſammen.

„Meine Mutter hat das Feuer verzehrt, antwortete das Mädchen, auch ich will den Flammentod ſterben!“ Und feſter umflammerte ſie den Leichnam der geliebten Mutter. Die treue Sklavin aber riß ſie mit Gewalt davon weg und Chir-Aſſen führte beide mitten unter die Schaar, die er befehligte, und gebot ſie mit Ehrfurcht zu behandeln. Alsbald trat das Heer, mit den Reichthümern und dem Blute der Bewohner von Redgib Abad beladen den Rückzug nach Serinagur an. Der Weg dahin führte durch ſchreckliche Gebirgswüſteneien, über ſteile Felſen, vor furchtbaren Abgründen und ſchäumenden Bergſtrömen vorbei. Oft hörte Kani ganz in ihrer Nähe das Gebrüll der Löwen, der Tiger und Leoparden, oft ſah ſie ganze Heerden flüchtiger Gazellen und ganze Schaaren prächtiger Pfauen und Faſanen, die in den undurchdringlichen Wäldern des Himalaya hauſen. Aber ſie war eben ſo unempfänglich für die Schönheiten, wie für die Schrecken der Natur; denn ihre Mutter war dahin, und höchſt wahrſcheinlich auch ihr Vater. Endlich nach einer mühevollen Reiſe glänzten in den Strahlen der Sonne die Zinnen von Serinagur an dem Ufer des Alacananda, eines Nebenarms des Ganges. Das Heer zog unter Freudengeſchrei ein und Chir-Aſſen führte Kani und ihre Amme Somboul in ſeinen Palaſt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der E. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google



Der Juwel des Gebirges.

Digitized by Google

Digitized by Google

Das persische Pferd.

Karlsruher Unterhaltungsblatt.

Nro. 12. Vierzehnter Jahrgang. 1841.

Das persische Pferd.

(Mit einer Abbildung.)
Tab. XII.

In Persien giebt es eine Pferderaçe, welche der arabischen gleich geschätzt wird. Sie ſind von anſehnlicher Größe bis auf fünf Fuß hoch, und verrathen auf den erſten Blick ihre Verwandtſchaft mit den arabiſchen; nur iſt ihr Körperbau feiner, ſchlanker und weniger gedrungen. Der Kopf iſt in der Regel klein und gerade, der Hals lang und ſchlank, die Bruſt ſchmal, die Ohren proportionirt und ſchön geſtellt. Das Kreuz iſt etwas lang und der Schweif hoch angeſetzt. Ihre Beine ſind fein und gut geſtellt, die Hufe hart aber etwas länglicht; die Hauthaare fein, wie Seide; bei vielen ſoll das Haar weiß ſeyn.

Die berühmteſten perſiſchen Pferde werden von den Tiurkihs, einem Stamme der Turkomannen gezogen. Die Größe und den Knochenbau ſcheinen dieſe Pferde der inländiſchen Raçe zu verdanken, die Geſtalt und das Blut aber der Arabiſchen. Beſonders Nadir Schah hat ſich bemüht, die Pferdezucht der Turkomannen durch Ankauf der ſchönſten Pferde, die nur in Arabien zu bekommen waren, zu verbeſſern. Der Reiſende Fraſer giebt uns über dieſe Thiere folgende Schilderung: „Auf den erſten Blick bemerkt derjenige, der an den ſymmetriſchen Bau der Arabiſchen Pferde gewöhnt iſt, bei den Perſiſchen einen Mangel an Gedrungenheit; der Leib iſt im Verhältniß zur Breite und Dicke ſehr lang, und ſelten ſind die Rippen gut geſtellt. Die Füße ſind lang und ſcheinen nicht muskulös, werden auch unter dem Knie gewöhnlich ſehr dünn. Die Bruſt iſt ſchmal und die Breite des Thieres überhaupt nicht bedeutend. Der Hals iſt lang, der Kopf klein und ſelten gut aufgeſetzt; kurz nach dem ganzen Anſehen, ſollte man dieſe Pferde weder für kräftig, noch für flüchtig halten. Das war der erſte Eindruck, den der Anblick ſelbſt der beſten turkomanniſchen Pferde auf mich machte. Vielleicht war er noch ungünſtiger, weil ſie immer ſehr mager erhalten werden. Erſt nach einiger Zeit verſchwand dieſe Wirkung, und ich erkannte allmählig die ſchönen und trefflichen Eigenſchaften dieſer Thiere. Sie haben große, kräftige Hufe, wie die engliſchen Pferde; die Schultern ſind oft ſchön geformt, die Füße glatt und kräftig. Fleiſch haben ſie zwar in der Regel wenig; aber, was ſie haben, iſt feſt und gut. Vermöge ihrer Größe und dieſer Magerkeit ſind ſie im Stande, die Laſt ihres Reiters und ſeiner Gepäcks eine außerordentlich lange Zeit zu tragen.

Dabei ſind dieſe Pferde ſehr gelehrig, lebhaft, leicht, kühn und muthig. Sie laufen mit größter Schnelligkeit, tragen im Laufe den Kopf hoch und ihr Tritt iſt ſehr ſicher und feſt. Man giebt Häckſel und Gerſte, und nur im Frühjahr läßt man ſie, wie die Araber die ihrigen, weiden.

Faſt unglaublich iſt ihre Ausdauer. Wenn ſich die Turkomannen auf einen Raubzug begeben, ſo tragen dieſe Pferde außer ihrem Reiter auch noch den für 8 bis 10 Tage nöthigen Mundvorrath und legen täglich 16 bis 20 deutſche Meilen zurück. Die Art, wie die Pferde dazu vorbereitet werden, hat mehr Aehnlichkeit mit der Abrichtung unſerer Seiltänzer und Schnellläufer, als mit der Behandlung einer Pferderaçe. Wenn die Turkomannen einen Zug in die Ferne vorhaben, der große Anſtrengung und Eile erfordert, ſo jagen ſie die Pferde zuerſt täglich mehrere Meilen weit herum. Sie füttern ſie nur kärglich mit Gerſte, und während der Nacht werden ſie mit Decken und Kiſſen bedeckt, damit ſie ſchwitzen. Dieſes Verfahren

Digitized by Google

dauert, ſo lange, bis alles Fett vertrieben und das Fleiſch hart und ſehnig geworden iſt. Man erkennt dies am Anfühlen der Muskeln, beſonders an der Mähne, auf dem hintern Theil des Halſes und an den Hüften, und wenn dieſe Stellen gehörig feſt und hart ſind, ſo heißt es: „das Fleiſch ſey Marmor,“ und der Werth des Thieres iſt erhöht. Nach dieſer Vorbereitung läuft das Thier mit außerordentlicher Schnelligkeit und Ausdauer ſo lange, als es der ſtärkſte Reiter aushalten kann, ohne entkräftet zu werden oder zuſammenzubrechen, während ſolche Pferde, die beim Abmarſch wohlbeleibt waren, die Anſtrengung ſelten aushalten. Die auf die beſchriebene Art gehörig vorbereiteten Pferde geben einen raſchen Schritt, einen leichten Trab, oder eine Art Paß, mit dem der Reiter ohne Beſchwerde anderthalb deutſche Meilen in einer Stunde zurücklegt; aber ſie laufen auch 8 bis 10 Meilen weit im Galopp, ohne die geringſte Ermüdung zu zeigen. Ein Turkomanne, mit welchem Fraſer hierüber ſprach, erbot ſich, zu jeder Zeit mit ſeinem Pferde längſtens in 6 Tagen von Muſched nach Teheran oder nach Bukhara zu reiten, obgleich dieſe Städte über hundert deutſche Meilen von einander entfernt ſind, und die Möglichkeit dieſer Reiſe wurde von allen Perſern und Turkomannen, die der Reiſende darüber fragte, vollkommen beſtätigt. Uebrigens beweiſen auch ihre Raubzüge, die ſich oft auf unglaubliche Entfernungen erſtrecken, nur zu ſehr die Wahrheit jener Angabe.

Es iſt bei dieſem Volke ſehr üblich, die Pferde zum Steigen und Hauen mit den Vorderhufen abzurichten, ſo daß ſie ihrem Reiter im Gefecht beiſtehen und nach ſeinem Willen auf den Feind losgehen, oder auch Menſchen und Thiere mit den Zähnen faſſen. Dieſe Eigenſchaft iſt zwar im Gefecht und bei den Raubzügen nützlich; denn, ſie helfen dadurch die Gefangenen und das geraubte Vieh bewachen; aber ſie werden auch bösartig und falſch gegen den Fremden.

Man irrt ſich übrigens ſehr, wenn man glaubt, die edlen Pferde wären in Perſien zu niedrigen Preiſen zu haben. Thiere von der beſten Race koſten immer 1500 bis 2000 Gulden, und ausgezeichnet ſchöne von vorzüglicher Abſtammung ſollen mit 3500 bis 4000 Gulden bezahlt werden.

Nicht blos der Hof des Schah, ſondern auch die meiſten Vornehmen in den weſtlichen und nördlichen Provinzen Perſiens beziehen ihre Leibpferde aus Koraſan, vorzüglich aus Muſched, wo der ſtärkſte Pferdemarkt in dieſer Provinz iſt. Außerdem werden vielen nach der Bucharei, Afghaniſtan und Oſtindien ausgeführt. Die edelſten und ſchönſten bleiben jedoch in Perſien.

Vergleichende Darſtellung der vorzüglichſten Waſſerfälle der Erde.

(Fortſetzung von Seite 43.)

Wyß beſchreibt es nach den Erfahrungen eines ſeiner Freunde: Brüllend, mächtig angeſchwollen, und vom Koth der aufgelöſten Erde ſchwarz, ſchoß den Strom in zwei dichten Armen, wie aus zwei ungeheuren Brunnenröhren, von der Zinne der 900 Fuß hohen, jetzt das brauſende Gewölk unmittelbar berührenden Felswand in die Lüfte heraus. Eine Laſt von Steinen, viele davon über einen Zentner ſchwer, wurde gewaltſam mitgeführt und theilweiſe fern dahin geſchleudert, theilweiſe, gleich einem ſchwarzen, rieſenmäßigen Hagel, mehr ſenkrecht niedergeworfen. Abprellend von den Vorſprüngen der Felswand, wiederholend ihre Bogenſchwünge, zuletzt in hohem Sturze den Schuttkeſſel ereilend, verurſachten dieſe Trümmer ein fürchterliches Gepraſſel, und das wechſelſeitige Reiben, das heftige Anprallen, vereint mit dem endlichen Aufſchlag im weiten ſteinigen Becken des Waſſerfalls, verbreitete rings einen ſchwefelichen Brandgeruch, der bis zu den fern in Sicherheit ſtehenden Zeugen der großen Empörung drang. Jetzt kamen auch Baumſtämme, ſamen entwurzelte Tannen in dem tobenden Waſſerſchwalle herab, und je nach Größe oder Gewicht flogen einige, von Windſtößen entführt, gleich verwitterten Schindeln eines abgedeckten Häuschens um ſich ſelber wirbelnd, langſam durch die Lüfte hernieder, während andere wie gigantiſche Pfeile von der Höhe daher ſchmetterten und ſich unten tief ins Erdreich bohrten. Die ſonſt ſo ſilberhelle, ſanft ſchwebende Waſſergarbe glich einer unermeßlichen, verfehrten, dunkelbraunen Rauchſäule, deren Wallen und Wogen deſto ausgedehnter wurde, je näher ſie nach dem Boden ſank. Oft von einer Windsbraut fortgerafft, fiel ſie thalauf oder thalab, von der lothrechten Bahn ihres Schwerpunktes weit verſchlagen, in die Tiefe. Zuweilen ſtäubte ſie über die ganze Breite des Thales nach der vorüberſtehenden Mauer der hohen Schiltwaldfluth hinaus. Einigemal ſogar gleich einem wirbelnden Rauch in die Höhe gejagt, zerfloß ſie rückwärts überſchlagend an dem Ort ihres eigenen Urſprungs, begann ihren ſauſenden Sturz von neuem und ließ in ſekundenlanger, ſchauerlicher Blöße die geſammte Felswand und den fortwährenden Steinhagel als ſelbſtſtändigeß Schreckbild ſehen.

Eine ſchwarze Wolkendecke, die den ſchmalen, über den hohen Felswänden des engen Thals liegenden Himmel verbarg, das lebhafte Feuer der im Hintergrunde der Landſchaft, oder an den Höhen der Felswände hinſchlängelnden Blitze und das fürchterliche, Alles erſchüt-

Digitized by Google

tende Rollen des Donners, dienten dem wüthenden Gewässer zu einer schrecklichen, aber wahrhaft erhabenen Begleitung.

Eine Scene des Weltgerichts schien verwirklicht, und wenige Bewohner der Umgegend glaubten je solch ein Rasen des Bergstroms erlebt zu haben.

4) Ein sehr merkwürdiger Wasserfall ist der Pissevache zwischen den Dörfern Jenne und Miville im Canton Wallis. Er wird von dem von Gletschern des Dent de Midi herabkommenden Bache Salanche gebildet und donnert 100 Fuß hoch von einer Felswand herab. So beträchtlich die Höhe und so reich die Wassersäule dieses Falles ist, so hält er doch keinen Vergleich mit den Kaskaden des innern Alpenlandes aus.

5) Auch die Reuß ein anderer Alpenstrom, zeichnet sich durch einen herrlichen Wasserfall aus. Sie entströmt einem hohen öden Felsenthale des Gotthards und nimmt unterwegs eine Menge Bergwasser auf. Vom Gotthard bis ins Urſener Thal hat sie auf einer Strecke von kaum 2 Stunden ein Gefälle von 2000 Fuß. Ein Wasserfall ist über dem andern, eine Schaumwelle jagt die andere, und unter beständigen Fällen und Stürzen verfolgt sie ihren Lauf über zertrümmerte Felsen. Den schönsten Katarakt aber hat sie am Riß des Teufelsberges, wo sie an einer Stelle 100 Fuß hoch herabstürzt.

6) Sehr prächtige Wasserfälle hat auch die an Naturschönheiten überhaupt so reiche Skandinaviſche Halbinsel. Die größten derselben sind auf der Norwegiſchen Weſtküſte. Hier stürzen sich von den oft mehrere tausend Fuß hohen Felsenwänden, welche die Fiorde einschließen, Flüsse und Bäche herab, die von unten wie breite, glänzende, über die Felsen bogenförmig schwebende Bänder erscheinen und ganz zerstäuben, ehe sie den Boden erreichen. Einer der bedeutendsten Fälle in Norwegen ist der prachtvolle Ruikand Foß, oder Ruikan Foß, den die Maando im Hintergrunde des romantischen Thales Weſtfiordal, in Ober-Tellmarken bildet. Perpendiculär stürzt sich der Strom 450, (mit seinem ganzen Gefälle 900) Fuß hoch mit seiner mächtigen Wassermasse aus einer engen Felsenöffnung herab und zwar mit einer Gewalt die Alles zu vernichten droht. Im schäumenden Hinabfließen zertheilt sich die Wassermasse in eine Menge glänzender Strahlen; nur in der Mitte drängt sie sich in eine dichte Säule zusammen, die mit einer unbegreiflichen Schnelligkeit, mit solcher Wuth und mit einem so brüllenden Getöse in den Abgrund herniederſtürzt, daß man die dumpfen, dem Kanonendonner ähnlichen Schläge schon in einer Entfernung von vier deutschen Meilen hören kann. Die aus der Tiefe aufsteigenden Wasserdünste geben ihm von Weitem das Ansehen eines rauchenden Vulkans, und von diesen Dampfsäulen rührt wahrscheinlich sein Name Ruikand (rauchend) her. Im Winter frieren diese aufsteigende Dünste und bilden ein förmliches Eisgewölbe über dem Fluß. Wenn im Frühjahre die Wasser des obern Flusses anschwellen und das aufgehende Eis mit einem schrecklichen Gekrach herabstürzt, so ist die Erschütterung der ganzen Umgegend so heftig, daß im Gehöft Fößbem — 800 Schritte vom Wasserfall — Fenster und Thüren dröhnen. Höchst bemerkenswerth ist die gewaltige Kraft und Heftigkeit des Luftzuges, den das Wasser bei seinem Fall erregt. Dieser Luftzug schießt aus der Tiefe des Abgrundes zu beiden Seiten wieder herauf, und ist so heftig, daß er zwei reißende Bäche, die von entgegengesetzten Seiten hier zusammenstürzen wollen, in Dünste auflöſ't und gewaltsam gegen die Bergwand zurücktreibt. —

Ein anderer, höchst merkwürdiger Fall Norwegens ist der Vöring Foß, den die beiden Flüsse Biorei und Leiro, bald nach ihrer Vereinigung am Hardangerfield machen. Er ist 900 engl. Fuß hoch. Man gelangt zu demselben durch eine furchtbare Wildniß, in der man steile Felswände überklettern und sich zwischen Gebüschen hindurchdrängen muß. Zuletzt gelangt man auf die hervorspringende Kante einer lothrechten Felsenspalte, von welcher man eine entgegenstehende höhere Felswand durch einen Steinwurf erreichen kann. Zwischen beiden liegt eine so tiefe Kluft, daß die Gegenstände unten in bläulicher Dämmerung erscheinen. Der aus der Vereinigung zweier entstandene Fluß biegt sich kurz vor dem Sturze in einen rechten Winkel und stürzt sich donnernd in die Kluft, die das Maabbe-Thal genannt wird.

Im Grunde unten hat der wilde Sturz eine große Höhle gebildet, aus welcher das Wasser durch den starken Luftdruck und durch die Heftigkeit des Stoßes als Schaum zurückſpringt, und, einer Rauchſäule ähnlich aufſteigend, den Anfang des Sturzes erreicht.

7) Auch Schweden hat prächtige Wasserfälle, deren beträchtlichſter der des berühmten Lulea ist. Der Fluß entſpringt an der Norwegiſchen Gränze und bildet bald nach seinem Urſprunge eine Kette von Seen, die ſich ſtufenweiſe über einander erheben und durch gewaltige Katarakte geſchieden ſind. Da wo der letzte See mit dem 80 Fuß hohen Wasserfall Luspakoſki endet, beginnt erſt das eigentliche Flußbett des Lulea, und bald darauf macht derſelbe den ungeheuern Fall Niaumelſaskas, den größten im ganzen Schweden, wo der Fluß durch eine enge Felſenkluft 600 Fuß hoch in ein tiefes Thal herabſtürzt.

Digitized by Google

8) Nun folgt auf unſerer Charte der Fall des Tequendama in Columbien, etwa 8 franz. Meilen von Santa-Fe de Bogota.

Der Rio de Bogota, ein 132 Fuß breiter Nebenfluß des Orenoke, ſtürzt hier plötzlich in zwei Streifen ſenkrecht aus einer Höhe herab, welche 539 Fuß beträgt; das Impoſante dieſer Caſcade wird durch die gewaltigen Felsmaſſen, die ſie umgeben, durch die prachtvolle Vegetation, womit die Berge und das Thal bekleidet ſind, erhöht. Der Spiegel, welchen der Fall darbietet, iſt prachtvoll; er läßt ſich zuletzt in eine Staubwolke auf, in die die Sonne alle Farben des Regenbogens zeichnet. Noch feenhafter wird das ganze Schauſpiel, wenn man in die Tiefe hinabſteigt, dadurch, daß man ſich plötzlich unter tropiſchen Palmenbäumen befindet, nachdem man kurz zuvor die mit Weizen und und Gerſte bebauten Felder und die Eichen-, Ulmen- und Cinchonawälder verlaſſen hat. Deßwegen ſagen auch die Bewohner von Bogota; der Fall ihres Waſſers ſey ſo hoch, daß es mit einem Sturze aus der Tierra fria in die Tierra caliente gelange. Indeß iſt es nicht die Höhe, welche dieſen Unterſchied hervorruft, ſondern vielmehr die Abgeſchloſſenheit des Beckens, in welchem die Strahlen der Sonne eine Tropenvegetation hervorzurufen im Stande ſind. Unten fließt dann das Waſſer in einem tiefen und ſchwer zugänglichen Thale ſo ruhig fort, wie der ſanfteſte Bach.

9) In der Provinz Popayan, in Südamerika befindet ſich noch ein anderer Waſſerfall. Es iſt der des Rio Vinagre, der mit ſeinen Fluthen hier 360 Fuß hoch in das reizende Thal des wildſchäumenden Cauca fällt. Da der Fluß aus einem Vulkane entſpringt, ſo ſind ſeine Gewäſſer von Salpeterſäure durchdrungen und ſchmecken daher ganz ſäuerlich. —

10) Nordamerika hat, wenn man auf die Waſſermaſſe und nicht auf die Höhe der Fälle ſieht, die größten Kataraкten auf der ganzen Erde. Weltberühmt iſt hier der gewaltige Niagara, 17 engl. Meilen oberhalb der Mündung des Ausflußſes des Erie-Sees in den Ontario. Die Form des Waſſerfalles iſt die eines unregelmäßigen Halbkreiſes, der etwa drei Viertel engliſche Meilen im Umkreiſe hat. Dieſer Halbkreis wird durch die dazwiſchen liegende Ziegeninſel, welche in einer Linie mit dem Felſen liegt, über dem der Katarakt herabſtürzt, in zwei beſondere Fälle getheilt. Den auf der Canadiſchen Seite nennt man ſeiner Geſtalt wegen das Hufeiſen, oder den großen Fall, und auf der amerikaniſchen Seite (wo das Gebiet der vereinigten Staaten an den Fluß ſtößt) den amerikaniſchen Fall. Der letztere iſt zwar höher als das Hufeiſen, nämlich 164 engl. Fuß hoch; aber die Menge ſeines Waſſers iſt weit geringer. Seine Breite beträgt 800 Fuß, die des canadiſchen 1500. Hier ſowohl als auf der canadiſchen Seite iſt eine hölzerne Treppe vom Ufer hinabgebaut, auf welcher ſelbſt die nervenſchwächſten Perſonen ohne alle Schwierigkeit das ungeheure Naturſchauſpiel in der Nähe betrachten und bis zum Fuße des Falles hinabſteigen können. Die Waſſermaſſe des mittlern Theils vom großen Fall iſt ſo ungeheuer, daß ſie faſt zwei Drittel des Sturzes macht, ohne im mindeſten zerriſſen oder geſtört zu werden, und die feierliche heitere Ruhe, mit welcher ſie über die Kante hinabſtrömt, ſticht wunderſchön ab mit der tobenden Wildheit, in welche ſie übergeht, ſobald ſie die Tiefe unten erreicht hat.

Bei heller und kalter Atmoſphäre hört man das Toben des Hufeiſenfalles ſchon deutlich, wenn man noch 10 bis 12 engl. Meilen davon entfernt iſt. Einige Reiſende verſichern, es ſogar in einer Entfernung von 45 Meilen vernommen zu haben. (?)

Der Weg zum Fuß des Hufeiſenfalles iſt ſehr ſchwierig. Der Wanderer muß bergabwärts den Weg von faſt einer halben Meile machen, worauf er ſich an einer kleinen Kluft des Ufers befindet, worin in einem hölzernen Gebäude, eine Wendeltreppe von 70 bis 80 Fuß ſenkrechter Höhe erbaut iſt. Auf dieſer gelangt er an den Abgrund. In dem Maaße, als er ſich vorwärts wagt, wird er durch das gewaltige Krachen, Schäumen und Brauſen immer mehr in ſchreckenvolles Staunen geſetzt. Denn Wolken von Dunſt umhüllen ihn zuweilen und hemmen plötzlich die Tritte ſeines ſtrauchelnden Fußes; Klapperſchlangen ſchießen flammenden Blickes aus den Felshöhlen und das Geſchrei von luſternen Adlern, welche über den Wirbeln des aufſteigenden Dunſtes herumkreiſen, verkündigen zuweilen, daß die tobenden Gewäſſer irgend ein unvorſichtiges Thier ergriffen und in den Abgrund geſchleudert haben. Nachdem der Wanderer zwiſchen aufgethürmten Felsſtücken, die ſeinen Weg verdämmen, fortgekrochen iſt, kommt er an den Fuß des Kataraкts, wo dann die Seele nur noch einer Empfindung fähig iſt, der eines überwältigenden Grauens.

(Der Beſchluß folgt.)

Der Juwel des Gebirges.

(Fortſetzung von Seite 44.)

Hier wurden beide von Nour Serai, der Mutter Chir-Aſſen's, einer guten und ſanften Frau, ſehr freundlich aufgenommen. Als ſie hörte, daß Kani eine Waiſe ſey, nahm ſie ſie an Kindesſtatt an und drückte ſie an ihr Herz. Obwohl

Digitized by Google

das Mädchen erſt neun Jahre alt war, ſo war ſie doch kein Kind mehr; denn in Hindoſtan entſpricht dieſes Alter einem Alter von 15 bis 16 Jahren in unſerm kalten Europa. Unter jenem ſchönen Himmel wachſen die Mädchen ſchnell, wie die Blumen, verblühen aber auch eben ſo ſchnell wieder. Die liebenswürdige Waiſe ward bald der Abgott des Hauſes. Chir-Aſſen liebte ſie mit der ganzen Innigkeit ſeiner Seele. Er umgab ſie mit Vergnügungen aller Art; Schauſpiele, Jagdpartheien mit Elephanten; religiöſe Feſte, feierliche Aufzüge und Hochzeiten der Gebirgsbewohner drängten ſich von Tag zu Tag eins an das andere. Er ſandte ihr die ſchönſten Vögel, die lieblichſten Blumen aus ſeinem Garten und belauſchte ihre kleinſten Wünſche; aber dieß Alles konnte ihr das Andenken an Vater und Mutter nicht aus der Seele ſcheuchen. Gleichgültig blickte ſie die Geſchenke an, und nur ein einziger Baum im Garten ihres Wohlthäters war ihr lieb und werth, der Baum Singadi, oder der Trauerbaum. Oft, wenn die Sonne ſich zum Untergange neigte, ſah man ſie unter dem Schatten ſeiner weitausgebreiteten Zweige ſitzen und die Blüthen belauſchen, die den Tag über geſchloſſen ſind und erſt am Abend ſich öffnend einen wunderlieblichen Geruch ausbauchen. Die Traurigkeit des Baumes, der die Sonne zu haſſen ſcheint, entſprach ihrer eigenen Seelenſtimmung. Unter ihm weihte ſie jeden Abend ihren Eltern eine Stunde des Gebetes und der Thränen; oder ſie ging auch wohl in Begleitung von Nour Serai auf der Stadt, um den armen Gebirgsbewohnern Almoſen zu ſpenden.

Am Ende ihres dreizehnten Jahres war ſie in dem ganzen Glanze ihrer Schönheit, und man nannte ſie Djouheri Kohan, d. h. Juwel des Gebirges. Eines Tages überraſchte ſie Nour Serai mit dem Wunſche, daß ſie die Gattin ihres Sohnes werden möchte. Kani hat ſich drei Tage Bedenkzeit aus; denn ſie entſtammte der Brahmenkaſte, der vornehmſten in Hindoſtan, und Chir-Aſſen gehörte der zweiten Kaſte an. Sie wollte erſt die Seelen ihres Vaters und ihrer Mutter um Rath fragen, was ſie thun ſollte, und ſobald ſie in ihrem Zimmer allein war, betete ſie zu Brama, daß er ihren Geiſt erleuchten möge. Bald darauf ſank ſie in tiefen Schlummer und es war ihr, als hörte ſie im Traume eine Stimme rufen: »Chir-Aſſen hat dir das Leben gerettet — aller Unterſchied iſt verſchwunden.« Dreimal erneuerte ſich dieſer Traum während der Nacht, und als der Morgen kam, eilte ſie zu Nour Serai, ſchloß ſie mit Innigkeit in ihre Arme und kündigte ihr an, daß ſie in die Verbindung willige.

Die Hochzeit wurde auf das Prächtigſte und Feierlichſte begangen; denn Nour Serai war ſehr reich. Chir-Aſſen ſchwamm in einem Himmel von Seligkeit, auch Kani wäre überglücklich geweſen, wenn ſie an dieſem Tage nicht doppelt ſchmerzlich gefühlt hätte, daß ſie eine Waiſe war. Die Feierlichkeiten dauerten vierzehn Tage, und am letzten derſelben machte das ſchöne Paar, nach den Gebräuchen des Landes, ſeine Spazierfahrt durch die Stadt im Palanquin. Hundert prachtvoll mit Edelſteinen geſchmückte Pferde, zwanzig Elephanten, auf denen die Freunde und Verwandte Chir-Aſſens ritten, zogen vor und hinter dem Palanquin, auf welchem das Brautpaar in ſeinem herrlichen Schmucke ſaß.

»O, wie ſie ſchön iſt! O, wie herrlich geſchmückt — und wie ſanft und gut iſt ſie!« ſo riefen tauſend Stimmen von Männern, Weibern, Kindern, Armen und Reichen, die dem prächtigen Zuge folgten, und zum erſtenmal ſeit fünf Jahren ſah Chir-Aſſen ein Lächeln der Freude in den ſchönen Augen Kani's, einen ſüßen Wiederſchein der innern Zufriedenheit ihrer Seele, — als plötzlich die junge Braut ein Geſchrei ausſtieß. Denn ſie ſah vor ſich auf einem freien Platze eine große weiße Flamme emporlodern.

Sie ſtieg aus einem Scheiterhaufen empor, und Chir-Aſſen befahl den Trägern des Palanquins, einen andern Weg einzuſchlagen. Aber kaum hatte er dieſen Befehl ausgeſprochen, als ſich ein ſchreckliches Geſchrei hören ließ. Eine reichgekleidete Frau ſtieß mit aufgelöſ'ten ſtiegenden Haaren vor einem wüthenden Haufen. »Was gibt es denn? was hat denn dieſe Frau gethan?« fragte Kani erſchüttert. Chir-Aſſen verſtummte. Die Verfolgte war die Wittwe eines Mannes, deſſen Leiche auf dem Scheiterhaufen lag. Da ſie nicht den Muth hatte, ſich in die Flammen zu ſtürzen, die ihren Mann verzehrten, überhäufte ſie das Volk mit Schmähungen und Drohungen. Aber die Unglückliche ſtieß fort, bis ſie, verhindert durch ihre faltigen Gewänder niederſtürzte. Da fielen die Weiber über ſie her, riſſen von ihren Armen und Füßen die goldenen Ringe, Armbänder und den ganzen Schmuck, den ihr Gatte ihr am Hochzeittage geſchenkt hatte, und eine derſelben ſchnitt ihr zum Zeichen unauslöſchlicher Schande ihre ſchönen Haare ab.

»Fort, feige, fort Elende!« rief das Volk einſtimmig, fort, begrabe dich in deinem Palaſt, verlaſſener, verachteter, als eine Pariah. — »Arme Frau, rief Kani, welche auf dieſe Weiſe die Urſache des Tumultes erkannte, ſie hat alſo zur Erfüllung einer ſo heiligen Pflicht keinen Muth!« —

Chir-Aſſen gab ſich nun alle Mühe, durch die zärtlichſten Worte, den ſchrecklichen Eindruck aus der Seele ſeiner Gattin zu verwiſchen. Er gab an dem Abend deſſelben Tages ein glänzendes Gaſtmahl in ſeinem Garten, und bald herrſchte unter den Gäſten, wie in der Seele ſeiner jungen Gattin wieder die Freude und in ſpäter Mitternacht verließen jene unter Glückwünſchen, das junge Paar.

Dieſe Wünſche wurden erfüllt. Kani verlebte mit ihrem

Digitized by Google

Gatten drei unaussprechlich glückliche Jahre. Der Friede herrschte in ihrem Hause, wie in ihrer Seele, und da kein Feind das Land bedrohte, so störte keine Trennung das süße Glück ihres Lebens. Im vierten Jahre ward dem edlen Chir-Assen eine Tochter geboren, welcher der glückliche Vater den Namen Aferinn d. h. Segen gab. Oft, wenn er dieses Pfand seiner Liebe auf seinen Armen wiegte und im holdseligen Blick seiner Kani eine Freudenthräne glänzte, hörte man ihn in überwallendem Entzücken rufen: „Chir-Assen ist der glücklichste Mann in Hindostan!“

Jetzt aber brach zwischen dem Rajah von Seringaur und einem Volke, das die hohen Gränzgebirge von Groß Thibet bewohnte, Krieg aus. Das ganze Heer wurde berufen und Chir-Assen mußte folgen, so schwer es ihm ward, sich aus den Armen seiner Kani loszureißen, sein Ehr- und Pflichtgefühl gebot ihm die Trennung. Unter heißen Thränen drückte er seine Gattin, sein Kind zum Letztenmal an sein Herz, schwang sich auf sein Schlachtroß und eilte davon.

Kani setzte sich nach dieser Trennung an die Wiege ihres Kindes, nahm es heraus und bedeckte es mit Küssen. Am nemlichen Abend schon sandte sie einen Boten an ihren Gatten; ein andrer folgte den Tag darauf, und so ward ein beständiger Briefwechsel mehrere Tage lang unterhalten. Als aber das Heer das feindliche Gebiet betrat, wurden die Nachrichten von Chir-Assen immer seltener und blieben endlich ganz aus.

In ängstlicher Besorgniß saß eines Tages Kani auf ihrem Verandah (Balkon), als sie plötzlich einen Leichengesang hörte und am Palaste des Rajah, der unfern von dem ihrigen stand, einen Sarg ankommen sah, den vier Pariahs trugen. Ein Trupp Soldaten, den Kani schaudernd als die Untergebenen ihres Gatten erkannte, folgte dem Trauerzuge. Ach, der Sarg umschloß den Leichnam Chir-Assen's, den man auf dem Schlachtfeld gefunden hatte. Bei diesem Anblick war Kani wie todt hingefallen, und als sie wieder zum Bewußtseyn erwachte, standen Nour Serai, Somboul und die Sklaven um sie her und schauten sie schreckenvoll an.

„Ist mein Gatte todt? — rief sie, auf die Knien sinkend; bin ich Wittwe? —

Nour Serai und die Sklaven antworteten mit einem stummen trostlosen Blicke.

Nun stürzte sich Kani auf die Wiege ihrer kleinen Tochter. „Armes Kind, rief sie, es in ihre Arme pressend, so bist du also schon Waise!“ Darauf kniete sie vor ihre Schwiegermutter und beschwor sie, ihr den Segen zu geben, um sie zur schweren, feierlichen Probe zu stärken, die sie erwartete. Denn am folgenden Morgen sollte der Leichnam ihres Gatten vor dem Palaste des Rajah feierlich verbrannt werden. Nour Serai konnte kein Wort hervorbringen; die plötzliche Nachricht von dem Tode ihres Sohnes hatte ihr das Herz zusammengeschnürt und zwei Sklaven mußten sie halten, als sie in ihr Zimmer zurückkehrte und sich auf ihr Bette warf.

Die junge Wittwe befahl nun, daß man sie allein lasse. Sie hatte bereits ihren Entschluß unwiderruflich gefaßt; sie wollte sich in der Einsamkeit vorbereiten auf den ernsten Schritt, den die Religion und Sitte ihres Landes ihr gebot und sich dazu im Gebete stärken. Nach Verfluß einer Viertelstunde sah man sie im Garten nach dem Trauerbaume wandeln und sich unter ihm niedersetzen. Hier blieb sie bis zum späten sinkenden Abend, vertieft in schwermüthigen Betrachtungen.

Somboul, die sie vermißte, durchlief angstvoll, wie wenn ihre Gebieterin noch viele Jahre zu leben hätte, den ganzen Pallast und fand sie endlich am Fuße des Singadi.

„Finde ich dich endlich!“ rief sie, auf ihre Kniee fallend, du hast mir große Angst verursacht.

„Gute Amme! Sonst habe ich dir verboten, mir an diesen Zufluchtsort zu folgen; heute aber freut es mich, dich hier zu sehen. Ich habe mit dir zu reden — es wird wohl das Letztemal seyn!“

Somboul konnte vor Schluchzen nicht antworten:

„Ja das Letztemal, fuhr Kani fort; ich empfehle deiner Sorgfalt und deiner Liebe meine arme Aferinn. Du hast mich erzogen; erziehe auch sie. Morgen wird sie eine Waise seyn.“

Und Kani fiel in die Arme der Amme, und beide bielten sich lange umfaßt. „Versprich mir, Somboul, daß du die Stütze, die Pflegemutter meines Kindes seyn willst.“

„Glaubst du denn, Gebieterinn, daß ich dich sterben lassen werde, ohne mit dir zu sterben?“

Nein, ich bitte, ich beschwöre dich bei deiner Liebe zu Aferinn und ihrer Mutter!

„Wenn du stirbst, so will auch ich sterben.“

Wie sagst du? wenn du stirbst!... Gewiß, ich werde den Scheiterhaufen besteigen, stolz und glücklich, meinem Gatten zu folgen.

Du willst also nicht für dein Kind leben? —

Wie Somboul, du, die mich gesäugt und wie eine Mutter geliebt hast, du räthst mir, meine heiligste Pflicht zu unterlassen? Ich, eine Tochter der Braminen soll mich verfolgen, herabwürdigen, schmähen und unter die Füße der Pariahs treten lassen? Nein, Somboul, ich werde den Scheiterhaufen besteigen und dort meine Stimme zu den Gesängen der Priester erschallen lassen.

(Der Beschluß folgt.)

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'schen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ansicht von Carlsbad.

Digitized by Google

Karlsruher Unterhaltungsblatt.

Nro. 13. Vierzehnter Jahrgang. 1841.

Karlsbad.

(Mit einer Abbildung.)

Tab. XIII.

Unter allen Badeörtern Deutschlands hat Karlsbad den ersten Rang. Hier bereitete die Gesundheitsgöttin einen Labetrank, aus welchem jährlich Tausende Leben und Wohlseyn schöpfen.

Als einst im Jahre 1358 Kaiser Karl IV. in dieser Gegend einen Hirsch verfolgte, da hörte er plötzlich einen seiner Jagdhunde ein jämmerliches Gebeul ausstoßen. Er eilte dem Laute näher, und siehe der Jagdhund war in eine heiße Quelle versunken. Peter Baier, der Leibarzt des Kaisers, verordnete nun seinem Herrn, der an einem hartnäckigen Fußübel litt, den Gebrauch dieses Wassers — und dieses hob das Uebel in kurzer Zeit. Von dieser Zeit an hieß der Quell Kaiser Karls Bad. Der Kaiser soll darauf an der Stelle, wo jetzt der Stadtthurm steht, ein Schloß gegründet haben, um welches man sich nach und nach anbaute.

Die Lage Karlsbad's ist im höchsten Grade reizend und malerisch. Es liegt in einem engen romantischen Thale am rechten Ufer der Eger, wo die Tepl sich in dieselbe ergießt. Die Häuser der Stadt, die sich nach drei Richtungen hin verzweigen, sind von dem mäßig hohen Hammerberge, dem Kreuz- und Buchberge und dem Lorenz und Galgenberge umschlossen und hängen, so zu sagen, an den Wänden. Allenthalben fällt das Auge auf sanfte Abhänge, auf dunkle Wälder und üppige Wiesen, und in weiter Entfernung auf einen Theil des Erzgebirges. Im Thale selbst wird man einen ganz eigenen Geruch und einen feinen Dampf gewahr, der über den Häusern schwebt. Er rührt von den Quellen her, die zu den größten Wundern der Natur gehören. Es sind deren acht, und aus ihren gesammten Sprudelöffnungen dringen in jeder Stunde im Durchschnitte 1500 Eimer Wasser. Die stärkste und heißeste derselben ist der sogenannte Sprudel. Sie hat diesen Namen von dem Aufsprudeln, mit welchem das Wasser hervorbricht, und befindet sich mitten in der Stadt unterhalb der Kirche, am Ufer des Tepl Flusses, am Fuße des über die Prager Straße gegen Südost fortlaufenden Dreikreuzberges. Da der Sprudel selbst tiefer liegt, als das ihn umgebende Land, so ist eine Mauer um denselben geführt worden, in deren Umfange, drei Ellen über der Wasserfläche, sich ein hölzerner Boden befindet, auf welchem man zu dem sogenannten Springer gelangt. Dieß ist eine hölzerne senkrecht in die Oeffnung des Sprudels befestigte, inwendig drei Zoll weite Röhre, aus welcher das heiße Sprudelwasser mit Macht emporsteigt. Die Decke des Sprudels besteht aus Kalktuff und ist von einer halben bis zu zwei Ellen dick. Der unterirdische Behälter des Wassers ist von großer Ausdehnung, und heißt der Kessel. Er hat den Umfang eines großen Teiches und gegen den Markt hin eine sehr beträchtliche Tiefe. Man konnte mit zusammengebundenen Stangen, die eine Länge von 30 Klafter hielten, in der Richtung gegen das Rathhaus weder die Seiten, noch den Grund erreichen. Das Wasser schien mit fürchterlichem Brausen zu kochen. Genauere Betrachtungen dieses großen Naturschauspiels erlaubte die unerträgliche Hitze und der Dampf des überall hervorbrechenden Wassers nicht.

Das Gewölbe des Sprudels scheint sich unter einem

Digitized by Google

großen Theil der Stadt hinzuziehen. An mehreren Stellen geht es zu Tage aus.

Eine bemerkenswerthe Erscheinung iſt das ſtoßweiſe Springen des Karlsbader Sprudels. Man zählt ſolcher Stöße zwiſchen vierzig und fünfzig in einer Minute, welche aber hinſichtlich ihrer Stärke ſehr verſchieden ſind. Gewöhnlich folgt auf 8 bis 10 ſchwächere einer, der ſeine Vorgänger an Heftigkeit, Höhe und Waſſermenge bedeutend übertrifft. Das herausgeſtoßene Waſſer kommt weiß und ſchäumend zum Vorſchein. Wahrſcheinlich wird dieſe Art des Springens nicht, wie bei den gewöhnlichen Springbrunnen durch den Druck einer benachbarten höher liegenden Waſſermaſſe, ſondern durch die Gewalt der in den Höhlen des Sprudels mit eingeſchloſſenen Dämpfe und Gasarten bewirkt.

Der Sprudel hat eine Wärme von 59 bis 60 Grad Reaumur und vier offene Mündungen, von denen aber nur eine einzige, der ſogenannte neue Springer zum Trinken benutzt wird. Die übrigen werden zu der nächſt liegenden Salzſiederei verwendet. Ueber dem Sprudel ruht auf hohen Säulen eine in der Mitte durchbrochene Kuppel und zur Seite zieht ſich eine herrliche gedeckte Kolonnade für auf- und abgehende Kurgäſte.

Oeſtlich vom Sprudel iſt die 1809 entſtandene Hygiaquelle mit 59 Grad Wärme, gleichfalls mit einem Säulengange und Ruhebänken. Zu Ende des Säulenganges ſind die 1826 errichteten Dampfbäder, wo das heiße Waſſer in einem Becken geſammelt und der aufſteigende Dampf in die Dampfbäder geleitet wird. Der Mühlbrunnen am linken Ufer der Tepl hat 45 Grad Wärme und iſt ſeit kurzem durch eine gedeckte Kolonnade mit dem Neubrunnen verbunden. Der letztere hat 49 Grad Wärme und iſt der beſuchteſte. In kleiner Entfernung von ihm iſt der Bernhardsbrunnen mit 55 bis 57 Grad, deſſen Waſſer ſelten getrunken wird, und der, auf einer freien mit einer Allee beſchatteten Wandelbahn ſtehende Thereſienbrunnen von 43 bis 44 Grad. Der Schloßbrunnen, der ganz verſiegt war und erſt 1823 wieder zum Vorſchein kam, iſt der kälteſte und hat nur 40 Grad. Ein achter Brunnen, Spitalbrunnen genannt, dient blos zu den Bädern des Spitals und hat 45 bis 48 Grad.

Karlsbad hat in etwa 500 Häuſern 2700 Einwohner. Faſt alle Häuſer ſind zur Aufnahme Fremder eingerichtet und für Bequemlichkeit der Kurgäſte, für Zerſtreuung und Vergnügen jeder Art wird beſtens geſorgt; geſpielt darf nicht werden. Viele Gebäude ſind zwar im Innern von Holz, übrigens aber gefällig, beſonders jene auf der alten Wieſe, welche der Sammelplatz der eleganten Welt iſt. Dieſer Platz am linken Ufer der Tepl gelegen, iſt mit vielen Buden und Bäumen beſetzt; ihm gegenüber liegt am rechten Ufer die neue Wieſe, worauf das, nach dem Muſter des Mannheimer, erbaute Theater ſteht.

Die in das Karlsbadthal führende Kunſtſtraße iſt eins der herrlichſten Denkmäler der neuern Straßenbaukunſt und gewährt eine reizende Ausſicht in den blühenden Thalgrund. Auch die neue 1826 aus Granit in einem Bogen erbaute Brücke über die Eger, die 96 Fuß im Lichten und 30 Fuß in der Breite hält, verdient Beachtung. Unter den Gebäuden zeichnen ſich aus die Kirche, das Rathhaus mit der Bildſäule Kaiſers Karl IV. das Poſthaus, der ſächſiſche und böhmiſche Saal und das Prünnerſpital zum h. Geiſte in welchem jährlich über hundert fremde Kranke aufgenommen werden.

Die Induſtrie der Einwohner verdient ein rühmendes Lob. Sie verfertigen ſchöne lakirte Blechwaaren, Stahl- und Eiſenwaaren, beſonders Meſſer, Scheeren, Rad- und Stricknadeln, auſſerdem Chatouillen und andere Galanteriewaaren aus dem berühmten Sprudelſteine.

Karlsbads Umgebungen ſind durch die Kunſt vielfach verſchönert und enthalten herrliche Spaziergänge, wie der Chotekſche Weg, der neue Weg vom Dorotheentempel zu dem Sitz der Böhmen, der romantiſche Spaziergang über die Erzherzog-Karlsbrücke nach dem Platze der Kaiſerin, die Viertelpromenade mit dem Tempel der Dankbarkeit, den ſchönen Ausſichten auf das Papiermühlenthal, auf Karlsbad und den Egergrund. Am Ausgang der Promenade ſteht ein Obelisk, welchen die Stadt dem Schöpfer der anmuthigen Anlage, Lord Findlater ſetzen ließ.

Alle in den Umgebungen Karlsbad beſtehenden Spaziergänge und Ziergebäude werden mit großem Aufwande in gutem Stande erhalten.

Der Juwel des Gebirges.

(Beſchluß von Seite 50.)

Mit dieſen Worten riß ſich die junge Wittwe von Somboul los, um die Nacht in der Einſamkeit zuzubringen. Hier beſtand ihre Liebe zu ihrem Gatten und ihre Feſtigkeit im Glauben ihrer Väter noch eine ſchwere Probe. Denn ihr liebes Kind ſchlummerte unſern von ihr, und oft ſah man die trauernde Mutter mit der Lampe in der Hand an das Bett der Kleinen treten und heiße Thränen über ihr ſchönes blühendes Antlitz weinen.

Digitized by Google

Mit dem anbrechenden Morgen erwachte Kani aus einem fieberhaften Schlummer. Ein fürchterlicher Traum hatte ihr alle Schrecken des Scheiterhaufens vor die Einbildungskraft gerufen. Sie sah mitten in der Finſternis große weiße Flammen lodern, ſie ſah ſich von einem wirbelnden Rauchqualm umſchloſſen und vernahm im Geiſte ſchon die Todtengeſänge: »Ach das Feuer, das fürchterliche Feuer!« rief ſie, und ſank ohnmächtig auf ihr Lager zurück.

Jetzt weckte ſie das Getöſe der Arbeiter, die das Gerüſt für den Leichnam Chir Aſkens aufſchlugen. Nie hatte eine ſo heitere Morgenſonne zu einem ſo traurigen Geſchäfte geleuchtet. Die Gipfel aller Gebäude glänzten in roſigem Lichte; die beiden vergoldeten Zinnen der Pagode ſtrahlten wie zwei feurige Rubinen, und ein ſanfter Morgenwind trug die Balſamdüfte der Blüthenkelche vom Garten in Kanis einſames Zimmer und ſchaukelte die ſchlanken Palmen, die hohen Aloen und die majeſtätiſchen Magnolien. Der Anfang ein ſolchen Tages hätte auch dem Menſchen am Rande der Verzweiflung wieder Liebe zum Leben einflößen können — und Kani, die arme Kani ſollte aus dieſem ſchönen blüthenreichen Leben ſcheiden! — Bald vernahm ſie auch in der Ferne den Schall der Inſtrumente, die die Stunde des Leichenbegängniſſes verkündeten. Poſaunen und Trommeln, ſtimmten einen düſtern Todtenmarſch an, und nun ward auf einem purpurſammtnen mit Goldblumen durchwirkten Bette der Leichnam Chir Aſkens von einer trauernden Kriegerſchaar herbeigetragen. Sein Antlitz war enthüllt; man legte ihn auf das Gerüſt. Das herbeiſtrömende Volk erfüllte den ganzen Platz.

»Die Stunde iſt gekommen, rief Kani, ich muß hinab!«

Noch einmal wollte die junge Wittwe das Antlitz ihrer geliebten Schwiegermutter ſehen, ihr das letzte Lebewohl zurufen, und ihr ihre kleine Aſerinn empfehlen. Sie trat alſo in das Zimmer von Nour Serai ein. Die Vorhänge waren noch zugezogen; Alles todtenſtill.

»Sie ſchläft noch! ſprach Kani ſich dem Bette nähernd. Gern hätte ich die Theure noch einmal geſprochen, es war mein einziger Wunſch ehe ich ſterbe. Aber dieſer Schlaf iſt heilig; Brama hat ihr ihn geſendet, — ich will ihn ehren!«

Und nieder beugte ſich Kani, um auf die Stirne der edlen Muttee noch einen leiſen Kuß zu drücken... Aber, o Himmel, Nour Serai war bleich und kalt wie ein Marmorbild; der Tod hatte ſich ihrer erbarmt. —

Der Jammerruf der jungen Wittwe zog alsbald die Diener und Sklaven des Hauſes herbei. Die Verwandten und Freunde die bereits zur Leichenfeier des Sohnes verſammelt waren, beſchloſſen nun, daß auch die der Mutter zu gleicher Zeit ſtatt finden ſolle, und vier Pariahs trugen ihre ſterbliche Hülle dahin, wo Chir Aſken lag. Mit ihrem Sohne verbrannt zu werden, war immer der heißeſte Wunſch der zärtlichen Mutter geweſen.

Die junge Wittwe ſchmückte ſich nun ſchnell mit demſelben Gewande, das ſie am Tage ihrer Vermählung getragen hatte. Sie zog ihre Ringe, ihre Armbänder, ihren Perlenſchmuck, ihre Edelſteine an, warf über das Haupt ihren Hochzeitſchleier und ſchien, nur mit ihrem großen Entſchluß beſchäftigt, nichts mehr von allem dem zu vernehmen was um ſie vorging. Darauf ſtieg ſie mit feſtem Schritt die mit Blumen geſchmückte Treppe des Pallaſtes hinab. Die Muſik empfing ſie und ihre bald ermuthigenden bald traurigen Accorde entflammten und ſchlugen wechſelsweiſe ihren Muth nieder. Schon war ſie an der Treppe angekommen und ſchritt auf ihren geliebten Chir Aſken zu, den ſie auf dem Gerüſte erblickt hatte, als eine ſüße Stimme hinter ihr rief:

»Mutter!«

Somboul ſtand hinter ihr mit der kleinen Aſerinn auf dem Arme. Dieſem Sturme auf ihr Mutterherz konnte die arme Wittwe nicht widerſtehen. Sie preßte die kleine Waiſe an ihr Herz und bedeckte ſie mit heißen Küſſen.

»O, Brama, rief ſie, die Augen zum Himmel erhebend. Welches Opfer wäre dir angenehmer? das der Gattin, die dem Gatten in den Tod folgt, oder das der Mutter, die für ihr verwaiſ'tes Kind lebt und es deinem Geſetze erzieht?!«

»Die Setty, die Setty!« *) rief das Volk, das auf die an Brama gerichtete Frage zu antworten ſchien; und der Bramine, der in den Händen die heiligen Bücher Veda's und Purana's trug, rief mit ernſtem Tone: »Es iſt Zeit!«

»Noch einen Kuß! nur noch einen! Leb' wohl, leb' wohl, mein Engel! Ich gehe zu deinem Vater; ich will ihn für dich umarmen! Leb' wohl! — Und du, Somboul, folge mir nicht! — Nour Serai iſt auch nicht mehr. Du mußt leben; ich befehle es dir!« —

»Raſch, Setty Kani, die Zeit drängt!« murmelte der Bramine mit finſterm Blick.

»Ich gehorche,« antwortete die Wittwe, und ließ das Kind los. »Nimm es, vielgeliebte Amme, ſey die Mutter von Aſerinnen!«

»Wir warten!« ſprach eine ſtrenge Stimme hinter Kani. Es war die Stimme des Oberſten der Braminen.

*) Setty, ein arabiſches Wort bedeutet »Frau!« In Hindoſtan wird damit die dem Tode geweihte Wittwe eines Verſtorbenen bezeichnet.

Digitized by Google

Er kam eben aus der Pagode und zeigte mit der Hand auf den Scheiterhaufen, auf welchem Chir Aſken ruhte. „Wir warten!“ wiederholte er ſtreng gebietend.

Kani ſchaute nach dem Oberbraminen um, und ſtürzte mit einem lautem Schrei „Mein Vater!“ in ſeine Arme.

„Meine Tochter!“ ſtammelte der überraſchte Greis wie vom Donner getroffen; beide hielten ſich ſprachlos umſchlungen.

Das gaffende Volk aber ſtieß jetzt ein Geſchrei der Ungeduld aus. Die Wittwe hört es und ſpricht: „Vater, laß uns dem Brama geborchen. Beſſer ein ruhmvoller Tod, als ein ſchimpfliches Leben!“

Durch dieſe Worte ſeiner Tochter kehrte Bramſing der Muth und die ganze Entſchloſſenheit ſeines fanatiſchen Glaubenseifers zurück. Er ſchritt voran und kämpfte mit aller Kraft, ſeinen wankenden Tritten Sicherheit zu geben.

Kani folgte ihm. Sie erblickte jetzt den alten Sklaven, der in der Hand ein Gefäß voll wohlriechenden Oeles trug, um es auf dem Scheiterhaufen auszugießen. Die Umſtehenden gaben ihr allerlei Aufträge in die andere Welt, Grüße, Briefe, Geſchenke u. dgl. an die jenſeitigen Freunde. Die junge Wittwe nahm ſie alle, und war im Begriffe, auf den Scheiterhaufen zu ſtürzen.

„Halt, rief das Volk, noch brennt das Feuer nicht!“

„Ha, das Feuer,“ rief Kani, und ſank bald ohnmächtig in die Arme ihres Vaters. Der erſchütterte Greis, dem die letzten Kräfte ſchwanden, bat den Brominen, der die heiligen Bücher trug, an ſeiner Stelle die Leichengebräuche zu vollziehen.

Nein, nein, rief dieſer, das iſt deine Sache; du biſt unſer Gebieter. Der Rajah will, daß ſeinem Feldherrn die höchſte Ehre erwieſen werde.

„Feuer auf den Scheiterhaufen! Oberbramine, zünde das Feuer an!“ ſchrie das Volk mit wildem Ungeſtüm. Bramſing erhob die Augen zum Himmel, nahm eine Fackel und zündete das mit öligen Subſtanzen getränkte Holz an. Weiße Flammen wirbelten alsbald empor und hunderte von Trompeten und Pauken fielen mit lärmendem Getöſe ein, während Kani allen Umſtehenden Abſchiedsküſſe zuwarf. Endlich ſtürzte ſie noch einmal auf ihren Vater zu, der ſich kaum mehr aufrecht hielt, drückte ihn mit Heftigkeit an ihr Herz und ſchwang ſich dann mit Blitzesſchnelle die Treppe hinauf in die lodernden Flammen.

(Siehe die Abbildung Nro. 2.)

Da drängte ſich Somboul, die kleine Aferinn auf dem Arme, durch die weichende Menge und wollte der Gebieterin nachſtürzen. Dieſe aber erhob ſich mitten in dem wirbelnden Rauche und den Flammen, die ſie umzüngelten, ergriff das Kind und legte es in die Arme ihres Vaters.

„Nimm, nimm, Vater!... du verliereſt deine Tochter nicht; ſie wird dir wieder aufblühen in dieſem Bilde. Sieh nur Vater, mein Kind und du ſein Vater und Somboul ſeine Mutter ... dieß iſt daß Vermächtniß deiner ſterbenden Kani! ...“

Zum zweitenmale ſchwang ſie ſich jetzt auf den Scheiterhaufen zurück. Die Verwandten und Freunde goſſen ganze Krüge voll Oel auf ihn aus und immer heller und furchtbarer loderte die dadurch genährte Flammenſäule empor.

Gleich dem donnernden Getöſe eines ſtürzenden Bergſtromes fielen die Inſtrumente ein und triumphirendes Freudengeſchrei von Seiten des Volkes hallte tauſendſtimmig in die Lüfte.

Hierauf ward es ſtill. Der unglückliche Vater, der ſeine Tochter ſterben ſehen mußte, betete für ſie mit zitternder Stimme:

„O, Erde, — Erde, die du dieſe Weſen von Staub während ihres Lebens genährt haſt — wir geben ſie dir wieder!“

„Vater! gedenke meines Kindes!“ rief eine erſtickte Stimme aus den Flammen.

Bramſing wankte — und kaum konnte er das zweite Gebet ſprechen:

„O Feuer! du, deſſen belebende Wärme dieſe Weſen durchdrang, wir geben dir ihren Leib wieder, damit du ihn reinigeſt!“

„Vater, liebe mein Kind, wie du mich geliebt haſt!“ — tönte es noch einmal aus dem Scheiterhaufen.

Ein Schauer des Entſetzens rieſelte durch die Glieder des Greiſes. Er ſtützte ſich an einen nahen Palmenſtamm, und als das Feuer alles zu Aſche verzehrt hatte, ſammelte er die Ueberreſte ſeiner Theuern in eine Urne, ſtreute einen Theil derſelben auf ſein Haupt und ſprach das dritte Gebet:

„O Luft, du, durch welche dieſe Weſen athmeten; wir geben dir wieder im Tode, was du im Leben genährt haſt!“ —

Hierauf ſetzte ſich der Zug in Bewegung. Am Ufer des Alacanauda vernahm man noch einmal den Chor der Inſtrumente. Darauf trat Bramſing hervor, goß die Aſche in den heiligen Strom und rief:

„Waſſer, du, deſſen Feuchtigkeit das Lebenselement dieſer Weſen war — nimm ſie im Tode zurück!“ —

Die Wellen des Alacanauda trugen die Ueberreſte Kanis, Chir Aſkens und Nour Sarats dahin; Bramſing ſtand am Ufer des Stromes und ſchaute ihnen durch eine zitternde Thräne nach. Lange ſtand er unbeweglich, und als die Aſche ſeinen Augen entſchwunden war, nahm er die kleine Aferinn auf ſeine Arme, küßte das weinende Kind mit Inbrunſt und verſchwand, von Somboul begleitet, in den Schluchten des nahen Himalaya.

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. A. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Der Juwel des Gebirges Nr 2.

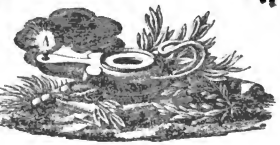
Digitized by Google

1841.

Die Dolaspitze im Jura.

Digitized by Google

Karlsruher Unterhaltungsblatt.



N°. 14. Vierzehnter Jahrgang. **1841.**

Die Dôlespitze
im Juragebirge.

(Mit einer Abbildung.)
Tab. XIV.

Unterhalb der Stadt Genf, bei den Quellen der Orbe, erhebt ſich ein Gebirge, das, faſt parallel mit den Alpen, an der Gränze von Frankreich, Deutſchland und der Schweiz bis zur Quelle der Biers fortläuft, wo ſich öſtlich ein Zweig bei Solothurn vorbei bis in den Kanton Schaffhauſen fortzieht und bis zu den Ufern des Rheins ausbreitet. Dieſer Bergzug iſt der Jura. An ſeinem Südende hängt er, geographiſch betrachtet, mit den Weſtalpen zuſammen, und wird von dem aus dem Genferſee kommenden Rhone auf beträchtlicher Länge durchbrochen und durchfurcht; nördlich von dieſem Durchbruch tritt er ſelbſtſtändig auf und bildet dort das nordweſtliche Gränzgebirge der Schweiz. Im Kanton Schaffhauſen bildet er die Katarraktenzone des Rheins, die mit dem berühmten Fall bei Lauſen beginnt.

Der Jura beſteht aus mehreren gleichlaufenden Ketten und erſtreckt ſich in der Richtung von Südſüdweſt nach Nordnordweſt auf 70 Meilen Länge, bei einer Breite von 16 Meilen. Nirgend erreicht dieſes Gebirge die Schneelinie; verliert daher auch jeden Sommer den Schnee und trägt keine Gletſcher; doch iſt es rauh, beſonders in dem der Schweiz angehörenden Theile. Hohe Tannenwälder bedecken ſeine Höhen, deren Weideträften bei Weitem nicht ſo üppig ſind, wie in den Alpen. Indeſſen finden ſich doch auch hier die auf jenen in gleicher Höhe wachſenden Pflanzen. Die Thäler ſind größtentheils Längenthäler.

Was den Jura vor andern Gebirgen Europas beſonders auszeichnet, iſt die Beſchaffenheit des Geſteins, aus dem er beſteht. Seine Hauptmaſſe wird nämlich von dem ſogenannten Jurakalkſtein gebildet. Es iſt dieß eine helle, gelblich und graulich weiße Kalkſteinformation, in welcher eine erſtaunliche Menge von Ueberreſten des Thier- und Pflanzenreiches aus einer untergegangenen Schöpfung vorkommt. Man trifft in ihm verſteinerte Knochen und ganze Skelette von Sauriern (eidechſenartige Rieſenthiere), verſchiedene Arten von Fiſchen und Krebſen und eine Unzahl von verſteinerten Muſcheln und Korallen. Zugleich iſt dieſe Felsart an Metallen, beſonders Eiſen, reich und enthält ſelbſt Kohlenlager.

Die Pflanzenreſte gehören zu den Farrenkräutern, Palmen- und Brodbäumen.

Aus Jurakalkſtein beſtehen auch die Gebirge Würtembergs und Frankens, die unter dem Namen Raube-Alp und Fränkiſcher Landrücken bekannt ſind. Daher haben einige Geographen dieſen Gebirgen nicht mit Unrecht den Namen des Schwäbiſchen und Fränkiſchen Jura gegeben. Dieſe Gegenden ſind ſehr reich an unterirdiſchen Höhlen, von denen die an der Wieſent im Würtembergiſchen, die Muckendorfer und Gailenreuther in Baiern, mit ihren Ueberreſten reißender Thiere der Vorwelt, zu den berühmteſten der Erde gehören.

Die Art und Weiſe, wie die untergegangenen organiſchen Geſchöpfe in dem Jurakalkſtein gelagert ſind, leitet uns zu der Vermuthung, daß dieſes Gebirge einſt Meeresboden geweſen ſey, und daß dieſe Korallen und Muſcheln ꝛc. einſt an der Stelle gelebt haben, wo ſie begraben liegen. Sie liegen nämlich größtentheils in der ſchönſten Ordnung, ganz ſo, wie ähnliche Seethiere der jetzigen Zeit noch immer ihre Wohnungen bauen.

Aber auch dann, nachdem das Gebirge ſchon trocken

Digitized by Google

gelegen hatte, müſſen ungeheure Fluthenſtürme über daſſelbe ergangen ſein, und namentlich die auf ihm vorhanden geweſene Vegetation begraben haben. Denn man findet auf der Oſtſeite des Jura zahlloſe Granit- und Gneusblöcke zerſtreut umherliegend, die in der Geegneſe unter dem Namen Findlinge bekannt ſind. Die meiſten von ihnen haben zehn bis mehrere hundert, viele mehrere tauſend, ja einige fünfzig bis ſechzig tauſend Cubikfuß Körperinhalt *). In der Regel liegen ſie ganz auf der Oberfläche bis zu 4000 Fuß hoch über dem Meere, zuweilen mit Lehm und Sand umhüllt, zuweilen auch, wie durch Rieſenkräfte über einander gethürmt. Wie kommen dieſe ſonderbare Fremdlinge auf ein Gebirge, das aus einer ganz andern Felsart beſteht? Das Wahrſcheinlichſte iſt, daß ſie von plötzlich und ſtoßweiſe wirkenden verheerenden Fluthen hergeſchwemmt worden ſind, die einſt die Oberfläche unſerer Erde theilweiſe oder gänzlich umgeſtaltet haben.

Welche ſonderbare Gebilde der Berge der Jurakalkſtein erzeugt, iſt an dem hier abgebildeten höchſten Gipfel des Jurageburges, an der Döle, zu erſehen. Er liegt bei dem franzöſiſchen Dorfe les Rousses, und ſteigt 5174 Pariſer Fuß hoch über die Meeresfläche. Man kann von da in zwei Stunden auf den Gipfel gelangen. Einige andere hohe Punkte des Gebirges ſind: der Monttendre, 5170 Fuß, der Chasseral 4968, die Hasenmatte 4467 Fuß, der Reculet 5310 und der *Grand Colombier* 5310 Fuß.

Mehrere Päſſe führen aus der Schweiz durch den Jura nach Frankreich; die wichtigſten derſelben ſind der Dölepaß, (Straße von Nyon nach Beſançon,) die Orbeklauſe, (Kunſtſtraße von Yverdon nach Frankreich) und der Immenthaler Paß.

Der Abfall nach der Schweiz iſt ſehr ſteil, nach Frankreich nur allmählig. Die Päſſe, welche durchführen, ſind eng und zum Theil ſehr beſchwerlich.

Vergleichende Darſtellung der vorzüglichſten Waſſerfälle der Erde.

(Fortſetzung und Beſchluß von Seite 48.)

Den neueſten Zeitungsnachrichten zufolge ſind die Fälle des Niagara plötzlich eingeſtürzt, und mithin die ganze Herrlichkeit verſchwunden. Wenn auch, wie es allen Anſchein hat, das ganze Gerücht nichts als der blinde Lärm eines Aufſchneiders iſt, der ſich durch eine halsbrechende Lüge wichtig machen will, ſo iſt doch ſo viel erwieſen, daß die Stelle des Waſſerfalls, in Folge der leicht zerſtörbaren Gebirgsarten, die das Bett des Fluſſes bilden, immer mehr, obwohl ſehr langſam, nach Süden oder dem Erio hinrückt. Nach den Beſchreibungen älterer Reiſenden war der Fall ehemals bei Lewiſton, welches jetzt 7 engl. Meilen unterhalb des Falles liegt.

Ja, ſchon im Jahr 1828 iſt auf der kanadiſchen Seite ein Felſenſtück, wenigſtens von der Größe eines Ackers, hinabgeſtürzt, wodurch die halbkreisförmige Geſtalt des Falles verſchwunden ſeyn ſoll. Gegenwärtig, heißt es, ruht die etwa 3000 Tonnen ſchwere Maſſe bloß noch auf einer Grundfläche von wenigen Fuß im Umfange, und wenn alle Theile der Bank abgeſpühlt ſind, wird auch ſie in den Fluß ſtürzen und man wird dann nicht mehr, wie bisher, unter der ſtürzenden Waſſermaſſe weggehen können.

11) Auch andere Flüſſe Oberkanadas haben anſehnliche Waſſerfälle. Einer derſelben iſt der Montmorency, ein Nebenfluß des Lorenzoſtromes, der in der Nähe von Quebek 242 Fuß hoch von einem Felſen herabſtürzt und in einen weißen Dunſt wie Schneegeſtöber zerſtiebt, ehe er den Boden erreicht.

12) In den Vereinigten Staaten von Nordamerika hat der mächtige Miſſouri in ſeinem obern Gebiete einige ſehr merkwürdige Fälle. Der Fluß iſt daſelbſt 750 Fuß breit und ſtürzt ſich 384 Fuß hoch herab.

13) In Südamerika, und zwar in der Provinz Guyana, hat der wunderbare Orenoko, ein Strom erſter Größe, einen Fall von 30 Fuß Höhe. A. v. Humboldt, der den Strom hinauf ſchiffte, hat uns in ſeinen Anſichten der Natur eine herrliche Beſchreibung deſſelben gegeben. Die hohen Parimaberge durchſetzen nämlich mit ihren Granitgräten das Flußbett des Stromes; dieſer durchſticht ſie zwiſchen dem 5ten und 6ten Grad nördlicher Breite und bildet dadurch die berühmten Waſſerfälle von Mappures und Atures. Das Schauſpiel iſt in jeder Hinſicht maieſtätiſch zu nennen. Die bereits zum Ungeheuern angewachſenen Gewäſſer ſind hier zwiſchen Felſen eingeengt. Mehrere tauſend Klippen und kleine Felſeninſeln unterbrechen den Strom, der ein Schaumbecken vom Umfange einer halben Meile darbietet. Gewaltige Felsſtücke, ſchwarz wie Eiſen, ragen daraus hervor, die einen ſind Baſaltbügeln ähnlich, andere gleichen Thürmen, feſten Schlöſſern, Ruinen ꝛc. deren dunkle Färbung gegen den Silberglanz des Waſſerfalles abſticht. Jedes Felsſtück, jedes Eiland iſt mit kräftigen, kleine Wäldchen bildenden Bäumen bewachſen. So

*) Ein Gewicht von 10 Millionen Pfund.

Digitized by Google

weit das Auge reicht, schwebt ein dichter Rauch über dem Strome und mitten aus dem weißlichen Nebel schauen die Gipfel hoher Palmenbäume hervor, deren Stamm über 80 Fuß Höhe hat. — Zu jeder Tagesstunde stellt sich die ungeheure Schaummasse in wechselnd verschiedener Gestaltung dar. Bald werfen die aufgethürmten Eilande und die Palmbäume ihren langen Schatten, bald brechen die Strahlen der untergehenden Sonne sich in dem feuchten Nebel, der den breiten Wasserfall deckt und bilden bald die bald da farbige Bogen.

Aus Amerika führt uns nun unsere Charte wieder nach Europa herüber, und zwar zunächst nach Italien. Hier sind 3 Wasserfälle bemerkt.

14) Zuerst der Fall der schönen Adda, eines Nebenflusses des Po, der in der Provinz Sondrio zwischen den Thälern Podenos und Furba westlich vom Berge Umbrail entspringt. Ihr krystallhelles Wasser springt aus einem zirkelrunden Loche, das in der Mitte eine Felsenwand hat und bildet einen Fall von 500 Fuß Höhe; sie ergießt sich, nachdem sie das ganze Thal durchströmt hat, in den Comersee, folgt, mit diesem See vereinigt, der Richtung desselben von Norden nach Süden und verläßt denselben bei Lecco.

15) Nun folgt der Fall der Tosa. Sie ist einer der Flüsse, welche dem Lago maggiore ihre Wasser zuführen. Er entspringt auf der Südseite der Alpen und ist durch den prachtvollen Fall bemerkenswerth, den er bald darauf in einem engen, von steilen Felsen umkränzten Thale bildet, die von dunkeln Tannen- und Lerchenbäumen beschattet, eine schauerliche Wildheit verbreiten. In drei Fällen stürzt hier die Tosa 469 Fuß eine Wassermasse herab, die nur von dem Rheinfall an Fülle übertroffen wird. Daher dieser Wasserfall zu den größten Naturschönheiten dieser Art gehört.

16) Einer der berühmtesten Wasserfällen Italiens ist der von Tivoli, dem alten Tibur, wo der Teverone seit dem 18. Oktober 1828 wieder in den herrlichen Fällen, welche zum Theil durch eine Wasserfluth zerstört worden waren, 50 Fuß hoch herab fällt. Da wir schon in einem früheren Jahrgange eine Beschreibung desselben gegeben haben, so können wir hier unmittelbar zu dem nun folgenden

17) Rheinfall bei Schaffhausen übergehen. Mit Recht nennt Klopstock dieses Naturschauspiel einen großen Gedanken der Schöpfung. Schon in der Schweiz hat der Rhein sieben größere und sieben kleinere Fälle, deren letztere sich in dem auf dem Vogelberge befindenden Hinterrhein befinden.

Nachdem sich dieser bei Reichenau mit dem Mittel- und Vorderrheine vereinigt hat, und dadurch, sowie durch die Aufnahme mehrerer anderer kleinern Flüsse schon ein ansehnlicher Strom geworden, nähert er sich dem berühmten Fall bei Schaffhausen, der vorzugsweise der Rheinfall genannt wird. Er stürzt hier, eine kleine Viertelstunde hinter Lauffen, von einem 75 Fuß hohen Felsen mit einer Heftigkeit herab, daß er sich ganz im Schaum auflöst. Schon vorher stießt er eine Strecke lang zwischen Felsklippen, auf einem zerrissenen, felsigen und stark geneigten Boden mit Schnelligkeit, Ungestüm und starkem Schäumen. Bei dem Falle stürzt die Wassermasse nicht senkrecht hinab, sondern beschreibt Anfangs einen Bogen, fällt auf einige vorstehende Klippen, braust an diesen mit Ungestüm empor, und fällt nun erst zwischen drei Felsen in vier Armen senkrecht in die Tiefe hinab. Die hohe Felsenspitze zwischen dem zweiten und dritten Arm ist im Laufe der Jahre durch dies unaufhörliche Anstürmen des Wassers schon ziemlich zerstört worden. Das Getöse welches dieser ganze Wasserfall macht, ist über alle Beschreibung furchtbar und erhaben. Man hört es eine halbe Meile weit, bei der Nacht noch viel weiter, wie ein Getöse von einer Menge Mühlen. Oben am Anfange des Falls beträgt die Breite des Stroms 200 Schritte, unten, wo der Rhein nunmehr ruhig seinen Lauf fortsetzt und bald den deutschen Boden betritt, ist er an 500 Fuß breit. Allerdings ist die Wassermasse nach Verhältniß der Jahreszeiten sehr verschieden.

Auch Dalmatien hat mehrere Wasserfälle, obgleich es sonst im Ganzen ein wasserarmes Land ist.

18) Der auf unser Charte bemerkte Melika Gubavizza wird durch die Cettina gebildet, welche bei Vrilo, am Fuße des Jeribiza entspringt und bei Almissa ins Meer fällt. Sie bildet mehrere Fälle, wovon der Melika Gubavizza 150 Fuß hoch ist und einen prächtigen Anblick gewährt. Zugleich wird das Ohr von dem majestätischen Schalle des fallenden Wassers ergötzt, der sich tausendfach durch das Echo zwischen den steilen Marmorfelsen des Flußufers wiederholt.

19) Ein anderer Wasserfall Dalmatiens ist der der Kerka. Sie kommt vom Ersovagebirge, ist nahe am Ursprunge schon ziemlich groß, nimmt die Cicola auf und fällt bei Sebenika ins Meer. Bis gegen Scardona hin bildet der Fluß mehrere Wasserfälle, wovon einer 100 Fuß Höhe hat.

In England, trifft man viele malerische Wasserfälle, von denen die berühmtesten auf unserer Charte angegeben sind. Besonders reich an wunderbaren Naturscenen dieser Art ist das Fürstenthum Wales. Es ist voll

Digitized by Google

hoher steiler Gebirge, mit Urwaldungen bedeckt, und zwischen den Schluchten stürzen sich majestätische Kataraktе in enge, finstere Thäler herab.

Ihre Namen sind:

20) Fall des Grey Mare's Tail 350 Fuß hoch.
21) Fälle des Heptte . . . . 300 „ „
22) Pistill Rhaiadyr . . . 230 „ „
23) Pistill-y-Cayne . . . . 200 „ „
24) Fall des Mynach bei der Teufelsbrücke in Wales. 210 Fuß hoch.
25) Fälle von Benglog 200 Fuß hoch.
26) Der Sewd oder krume Wasserfall 80 Fuß hoch.
27) Water break its neck (Wasser Brich den Hals) 70 Fuß hoch.
28) Rhaiadyr Dû oder schwarzer Wasserfall, 60 Fuß.
29) Der Wladi's oder Damenfall, 30 Fuß.
30) Fall des Rheidol, 18 Fuß.

31) Frankreich hat außer den Wasserfällen in den Pyrenäen einen sehr schönen im Departement der Vogesen. Er wird von dem Tendon, einem Nebenflüßchen der Maas gebildet, und ist 125 Fuß hoch.

32) Sehr merkwürdig ist ferner der Katarakt des Nay Pic im Departement des Ardèches. Er befindet sich in der Nähe des Dorfes Thueyts, am Fuße des Berges Gravenne, der wegen des nahen Königsfelsens, eines Basaltdammes, welcher bis an die Ardèche reicht, ausgezeichnet ist. Dieser ungeheure Riesendamm ist 300 Schritte von Thueyts entfernt. Der Fußweg dahin führt unter einer Brücke von zwei Stockwerken durch, worüber die Straße geht. Sie ist über einen 500 Fuß tiefen Abgrund gebaut, der la Gueule d'Enfer heißt. Von der Brücke stürzt der prächtige Wasserfall mit großem Getöse in den Abgrund 120 Fuß hoch hinab.

33) In Asien sind besonders die Wasserfälle im Himalaya wichtig. Wir haben schon öfters erwähnt, daß dieses größte und höchste Gebirge der Erde das Quellengebiet der größten Ströme Asiens ist. Diese Ströme fließen an seinen Abhängen herab und bilden fast alle sehr beträchtliche Wasserfälle, deren majestätische Pracht noch durch die Wildheit der umliegenden Gegenden ungemein erhöht wird. Einer derselben ist der 120 Fuß hohe Rupin, ein Nebenarm des Ganges, ein anderer der der Garispe in den westlichen Ghats in Ostindien, der sogar von einer Höhe von 1000 Fuß herabfällt. —

34) In Afrika, hat der Senegal nahe an seinem Ausflusse mehrere Fälle, welche die Schiffahrt auf ihm erschweren; sie sind aber nicht von beträchtlicher Höhe; denn der höchste ist nur 6 Fuß hoch.

Noch niedriger sind die Kataraktеn des Nil, die wir schon in einem frühern Jahrgang dieses Blattes beschrieben haben. Sie befinden sich bei Elephantine und Syene und machen die Schiffahrt auf dem Strome sehr gefährlich.

Verschiedenes.

Swift *) und der Schneider.

Ein fanatischer Schneider, seines Handwerks müde, unternahm einen kühnen Sprung von seinem Sitze zur Kanzel und erlangte auch bald große Popularität durch schwülstige Redensarten, mit denen er den Pöbel traktirte. Stolz auf diesen Erfolg, setzte er sich in den Kopf, den Dekan von St. Patrick zum wahren Glauben zu bekehren. Swift, der für Jedermann leicht zugänglich war, sah eines Morgens von seinem Studierzimmer durch eine in das Vorzimmer führende Glasthüre den Schneider eintreten, der eine große Bibel unter dem Arm trug; und nachdem er vorgelassen war, seinen, Zweck mit folgenden Worten verkündete: „Ich bin gekommen auf des Herrn Geheiß deine Augen zu öffnen, deine Finsternis zu erleuchten, und dich die wahre Anwendung der Talente zu lehren, die du Sünder so lange mißbrauchest!" „Wirklich, mein guter Freund", erwiederte der Dekan, welcher den Schneider kannte, „ich bin geneigt, zu glauben, der Himmel habe Euch gesandt, meine verirrte Seele den Weg wahren Heiles zu leiten." Der Schneider frohlockte schon in der Gewißheit seines Erfolges. „Ohne Zweifel," fuhr Swift fort, „ist Euch die Stelle im zehnten Capitel der Offenbarung Johannes wohl bekannt, wo er einen mächtigen Engel beschreibt, niedersteigend vom Himmel, einen Regenbogen über seinem Haupte, ein geöffneten Buch in seiner Hand, mit dem rechten Fuße das Meer mit dem linken die Erde berührend. Ich bin wahrlich außer Stand, die Weite eines solchen Schrittes zu berechnen, weiß aber, in Eurer Hand liegt es, mir zu sagen, wie viel Ellen Tuch nöthig sind zu einem Paar Hosen für diesen Engel." Das arme Schneiderlein machte sich eiligst aus dem Staube.

Engherzige Menschen sind wie engbalsige Flaschen; — je weniger sie enthalten, desto mehr Lärmen machen sie beim Ausgießen.

*) Swift, ein berühmter englischer Schriftsteller, war Dekan von St. Patrick.

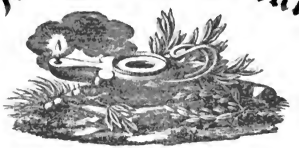
Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'schen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Fregatte und Tropikvogel.

Digitized by Google

Karlsruher Unterhaltungsblatt.



№. 15. Vierzehnter Jahrgang. 1841.

Fregatte und Tropikvogel.

(Mit einer Abbildung.)

Tab. XV.

Wir legen hier vor die Augen unserer Freunde das getreue Bild zweier Vögel, welche alle Seefahrer in Erstaunen setzen. Sie treffen nemlich dieselben oft über 200 Seemeilen vom Lande entfernt auf offener See, wo weit und breit keine Klippe und keine Insel zu sehen ist, und schließen mit Recht daraus, daß diese kühnen Segler der Lüfte, den Rückweg mitgerechnet, über 400 Meilen weit fliegen können, ohne auszuruhen. Man wende nicht ein, daß dieselben ja, wie andere Seevögel, auf der Oberfläche des Meeres ausruhen können. Denn sie sind so beschaffen daß sie sich gar nicht auf das Meer niederlassen können, ohne sich der Gefahr auszusetzen, in den Fluthen ihren Tod zu finden. Eine nähere Beschreibung derselben wird dieses darthun.

Der Fregattvogel, eine Art Pelikan, hat dem Leibe nach die Größe einer Gans, ist aber wegen des langen Halses und Schwanzes 3 Fuß lang. Breitet er seine ungeheuer langen Flügel aus, so mißt er 14 Fuß in der Breite.

Ein langer, weit gespaltener Schnabel, mit weitem starken Haken, muskulöse, wohlbefiederte Schenkel, scharfe Klauen und ein treffliches Gesicht machen, daß dieser stark bewaffnete Seeräuber, den Namen den ihm die englischen Matrosen gaben, nicht mit Unrecht führt. Dagegen haben auch die Franzosen nicht ganz Unrecht, welche ihn Schneider (tailleur) nennen, da nemlich sein gabelförmiger Schwanz, sich gleich einer Scheere öffnet und schließt.

Von Farbe ist dieser Vogel schwarz, mit grünlichem Glanze, am Halse und am Bauche weiß gefleckt; der Schnabel ist schwärzlich, und unter demselben befindet sich ein dunkelrother Kehlsack, der, wie der des Pelikans, bald welk bald aufgeblasen ist; die kurzen Füße sind braun, und ihre vier Zehen verbindet eine etwas ausgeschweifte Schwimmhaut. Die Natur ließ aber an jedem Zehen einen Knöchel frei, damit sie ihren Raub besser halten könne.

Der Fregattvogel kommt auf der ganzen Erde, aber nur zwischen den Wendekreisen vor, und schwebt beständig in der Luft, manchmal so hoch, daß er dem Auge wie ein Pünktchen erscheint und dann wieder dicht an der Oberfläche des Wassers. Hier geht er seinem Raube nach, den er durch die blutigen Kriege erhält, welche die Delphine und Doraden mit den fliegenden Fischen unter dem Wasser führen. Retten sich nemlich die Verfolgten, wie sie zu thun pflegen, in die Luft, so schießt die Fregatte, selbst aus einer Höhe, wo sie unsichtbar war, blitzschnell herab und ergreift ihren Raub, er sei nun noch im Fluge, oder an der Oberfläche des Wassers, bald mit dem Schnabel, bald mit den Klauen, bald mit beiden zugleich. Aber nicht immer gibt sie sich diese Mühe. Wenn der Tölpel, ein plumper Seevogel, sich satt gefressen hat, so ist unsere, eben nicht sehr edle, Fregatte schnell hinter ihm her und haut und stößt und beißt so lange unbarmherzig auf ihn los, bis er sich, sei es nun aus Alteration, oder um sich zu erleichtern, erbricht. Weiter aber will sie von ihm nichts. Sie schnappt, was er von sich gibt, im Fluge auf. Auch gegen den Pelikan ist sie so unverschämt, ja frech genug, selbst einem Menschen einen Fisch aus der Hand zu nehmen und sich bei einem um seinen Kochtopf gelagerten Schiffsvolke ungescheut zu Gaste zu bitten.

Digitized by Google

Nie ſieht man ſie ſich auf das Waſſer niederſetzen; denn ſie würde alsdann umkommen. Ihren ohnmächtig die Wellen peitſchenden Flügeln würde der Spielraum fehlen, ſich in die Luft zu heben. Dagegen läßt ſie ſich öfters auf die Stangen der Schiffsmaſten nieder, und am Lande ſowohl auf Felſen, als auf Bäume. Ihre ungeheuern Flügel tragen ſie mit unglaublicher Geſchwindigkeit durch unermeßliche Räume. In Stürmen hebt ſie ſich über die Wolken hinaus, wo Windſtille herrſcht und unſere Blicke ſie verlieren und, wenn ſie Nahrung ſucht, entfernt ſie ſich, Tage und Nächte ununterbrochen fliegend, mehrere hundert Meilen vom Lande. Zu der Richtung ihres Fluges iſt ihr vorzüglich der Schwanz gegeben; er beſteht aus 12 Federn von 7½ bis 16 Zoll Länge, die kleinſten innen, die größten auſſen.

Die Fregatte niſtet in wüſten Felſengegenden am Meere, oder auf hohen einſam ſtehenden Bäumen, wo das Weibchen 2 fleiſchfarbene Eier mit Karmoiſinpunkten legt, über denen es ſich eher todtſchlagen läßt, als es ſie im Stiche laſſen würde. Die Jungen ſind mit graulich weißem Flaume bedeckt.

Obwohl ſie oft in zahlreichen Geſellſchaften beiſammen ſind, ſo hört man doch nie eine Stimme von ihnen. Am häufigſten verſammeln ſie ſich um die ausgeworfenen Ueberbleibſel der Wallfiſche, wo man ſie faſt allein erlegen kann, und dies nur, wenn man ſich gut verbirgt.

Sehr ähnlich dem Fregattevogel in Geſtalt und Lebensart iſt der auf unſerer Zeichnung dargeſtellte Tropikvogel oder Phaeton. Er iſt faſt ſo groß wie eine Ente und von Farbe ſchneeweiß, mit ſchwarzen Strichen auf dem Rücken, die Schwungfedern ſchwarz mit weißen Rändern. Ueber den 6 Zoll langen Schwanz, erſtrecken ſich noch zwei einzelne 18 Zoll lange, an der Spitze ſchwarze Federn hinaus, welche Aehnlichkeit mit Strohhalmen haben. Der Schnabel iſt 3 Zoll lang, ſpitzig und von rother Farbe.

Wie dem Fregattevogel, ſo ſind auch dem Tropikvogel die äuſſerſten Gränzen, die die Sonne auf ihrer Bahn erreicht, die Wendekreiſe, von der mütterlichen Natur als Ziel geſetzt. Nicht leicht wird er ſie überſchreiten, und der kühne Schiffer darf ſicher darauf rechnen, daß er in die heiſſe Zone eingetreten ſei, wenn er den Phaeton erblickt. Er ſcheint den Inſeln, die, fern vom feſten Lande tief in der See liegen, den Vorzug zu geben. Beſonders häufig ſieht man ihn bei St. Helena, Mauritius, Neuholland und in der ganzen Südſee, wo manchmal die Bäume von ihnen bedeckt ſind. Oft trifft man ihn in einer ſo ungeheuern Entfernung vom Lande an, daß man über die Dauer, ſeines Fluges erſtaunen muß. Allein er hat auch die Gabe, auf der Oberfläche des Waſſers auszuruhen. Dieß wird ihm dadurch ungemein erleichtert, daß alle ſeine vier Zehen durch eine Schwimmhaut verbunden ſind. Er lebt von Fiſchen, beſonders fliegenden, wenn ſie von ihren Feinden aus dem Waſſer getrieben werden.

Er iſt nicht ſcheu und läßt ſich oft mit der Hand von den Aeſten nehmen. Aber der Freiheit und des kühnen hohen Fluges gewohnt, iſt die Gefangenſchaft ihm unerträglich, und ſo munter und lebhaft er in jener iſt, ſo macht ihn dieſe dumm, unbehülflich und phlegmatiſch. Von tobenden Stürmen hin und hergejagt, ſucht er auf den Schiffen Schutz und Ruhe, und es gereicht in der That dem Erfindungsgeiſte des Menſchen zur Ehre, daß er auch da, wo der Tropikvogel an ſeiner Rettung verzagt, ihm eine Freiſtätte zu erbauen wußte.

In Felſenlöchern und auf Bäumen bauen dieſe Vögel ihr Neſt und legen zwei gelblich weiße Eier mit rothen Flecken. Wenn ſie zur Mauſerzeit ihre langen Federn verlieren, ſo ſammeln dieſe die Bewohner von Otahaiti ſehr ſorgfältig zum kriegeriſchen Kopfputze, und die Caraiben ziehen ſie durch die Naſe, um ihr Ausſehen, wie ſie glauben, zu verſchönern.

Sonderbar war der Auftritt, den Leguat auf einer Seereiſe erlebte. Mit unbeſchreiblicher Geſchwindigkeit riſſen die Tropikvögel dem Schiffsvolke die Mützen vom Kopfe und trugen ſie fort. So luſtig die Sachen im Anfange war, ſo trieben ſie dennoch dieß Kunſtſtück ſo oft und ſo ungeſtüm, daß man immer Prügel neben ſich haben mußte, um ſie zu verſcheuchen. Was ſie mit den Mützen gemacht haben, iſt unbekannt.

Ihr Fleiſch iſt unſchmackhaft; doch wird es von den Matroſen gegeſſen.

Der Falke.

(Mit einer Compoſition v. G. W. Faſel. Tab. VIII.)

Zu Florenz lebte ein junger Edelmann, Namens Friederiko Albergi, welcher es in allen ritterlichen Künſten der ganzen Jugend Toskana's zuvorthat. Er war der beſte Reiter, der gewandteſte Fechter und Jäger und hatte auf dem Turnierplatze ſchon gar manchen kühnen Gegner aus dem Sattel gehoben und auf den Sand geſtreckt. Kein Wunder, daß er ſich zuletzt auch bei der ſchönſten und liebenswürdigſten Dame in Florenz, die er ſich zur Gattin auserſehen hatte, des Sieges zum Voraus gewiß hielt. Aber Giovanna, ſo hieß die Edle, ſchien von einem

Digitized by Google

Manne andere Tugenden zu fordern, als eine hübſche Geſtalt und einen tüchtigen Arm zum Dreinſchlagen. Sie blieb gleichgültig bei allen ſeinen Bewerbungen und zog ſich nur um ſo ſchüchterner in ſich ſelbſt zurück, je mehr der junge Ritter ihre Aufmerkſamkeit zu feſſeln ſuchte. Dieß bewog dieſen, alle ſeine Minen ſpringen zu laſſen. Jeden Augenblick ſann er auf eine neue Ueberraſchung für die Königin ſeines Herzens; Ritterſpiele, Bälle, Landpartien und andere Zerſtreuungen aller Art wurden von ihm veranſtaltet, und ungeheure Summen für koſtbare Geſchenke, Gold und Edelſteine, flogen wie Staub durch die Finger.

Allein dieß Alles war nur Waſſer ins Faß der Danaiden, und bald ſah der junge Herr den Boden ſeine Geldkaſtens und mußte ſich glücklich ſchätzen, daß er noch ein kleines Erbgütchen beſaß, deſſen Ertrag ihn vor dem Hungertode ſchützte. Hierher zog er ſich, wie ein verlorner Sohn, nach dem Schiffbruche aller ſeiner Hoffnungen zurück und kein Freund folgte ihm in die Einſamkeit, als nur ſein Lieblingsfalke, eins der ſchönſten und edelſten Thiere dieſer Art in der Welt. Um jedoch nicht ganz zu verkümmern bemegte er hier ſeine Zeit, ſo gut er konnte. Statt Pferden, Hunden und Junkern waren jetzt gute Bücher ſeine Geſellſchafter, und nur, wenn das Wetter recht einladend und freundlich war und es ihm hinter dem Arbeitstiſche doch allzu enge wurde, nahm er ſeinen Falken auf die Fauſt und gieng zu Fuß hinaus auf die Reiherbeize. Nach und nach wurde ihm ſogar die ländliche Einſamkeit lieb, und er mußte ſich oft ſelbſt wundern, daß er gar kein Verlangen mehr in ſich nach dem herrlichen Florenz fühlte.

So weit er es indeß im philoſophiſchen Gleichmuthe gebracht hatte, ſo vermochte er doch die ſchöne Giovanna nicht zu vergeſſen; Tag und Nacht ſchwebte ihm ihre holde Geſtalt vor der Seele, und er nahm ſich vor, ſie wenigſtens zu *verdienen*, wenn er ſie auch nie *beſitzen* ſollte.

Da geſchah es, daß der Vater der letztern, ein ſehr reicher Edelmann ſtarb, und ihr und einem Bruder ein unermeßliches Vermögen hinterließ. Beide Geſchwiſter zogen ſich in ihrer Trauer aus dem Geräuſche der Welt zurück und bezogen ein Landgut in der Nähe unſeres Friederiko. Hier konnte es nicht fehlen, daß die beiden Jünglinge näher mit einander bekannt wurden, zumal da Giovannas Bruder ein leidenſchaftlicher Jäger war. Sie jagten öfters zuſammen und ſchufen ſich manche frohe Stunde; aber immer, wenn ihre Falken gemeinſchaftlich aufſtiegen und einen Reiher verfolgten, flog Friederiko's Falke wie ein Blitz durch die Lüfte und ließ den andern weit hinter ſich. Dieß verdroß den Beſitzer des letztern, und weil er reich war und für Geld Alles feil glaubte, bot er Friederiko einen hohen Preis für ſeinen Vogel. Friederiko aber wußte ſeinen einzigen treuen Freund zu ſchätzen und erklärte ein für allemal, daß er ſich um alles Geld der Welt nicht von ihm trennen werde.

Darüber grämte ſich der leidenſchaftliche Jüngling, dem bisher noch kein Wunſch unerfüllt geblieben war, und vergebrte ſich dermaßen in Neid und Mißgunſt, daß er krank wurde. Am dritten Tage ſchon lag er in Fieberphantaſien, und in dieſen redete er ſo oft und viel von Friederiko's Falken, daß Giovanna, welche nicht von dem Bette des Bruders wich, die Urſache ſeiner Krankheit bald erkannte. Dieß ſetzte ſie in nicht geringe Verlegenheit. Zwar wußte ſie wohl, daß Friederiko ihr keine Bitte abſchlagen würde; aber den verſchmäheten, zurückgeſtoßenen Mann um eine Gefälligkeit zu bitten, dazu wollte ſich ihr ſtolzes Herz nicht entſchließen. „Er wird als Preis meine Hand fordern,“ ſprach ſie bei ſich ſelbſt, „aber dieſe kann ich ihm nimmermehr reichen!“

Indeſſen ward die Krankheit des Bruders immer heftiger und gefährlicher, und als ſie in einem ſeiner lichten Augenblicke ihn endlich fragte, welches Anliegen ihn bekümmere, da erklärte er in der äußerſten Schwäche, daß nur der Beſitz von Friederichs Falken ihn vom Tode erretten könne.

Jetzt flegte in der treuen Schweſter die Zärtlichkeit für den geliebten Bruder über jede andere Bedenklichkeit, und ſie beſchloß ſelbſt auf das Landgut ihres Nachbarn zu gehen und die verhängnißvolle Bitte an ihn zu wagen.

„Lieber Bruder ſagte ſie beim Weggehen zum Kranken, ſey unbeſorgt und ruhig, und denke nur an deine Geneſung; du ſollſt den Falken haben!“

Alsbald machte ſie ſich auch in Geſellſchaft einer andern Dame auf den Weg nach dem kleinen Landhauſe Friederikos. Sie traf ihn über der Arbeit in ſeinem Garten, den er in Ermanglung eines Dieners mit eigener Hand baute. Kaum vernahm er Giovannas Stimme, als er mit klopfendem Herzen und freudiger Miene nach der Thüre ſprang und öffnete.

Giovanna trat nicht ohne ſchüchterne Verlegenheit herein, erſchien aber dadurch in ſeinen Augen ſchöner, als je: „Ich komme, redete ſie ihn an, um mich mit meiner Freundin hier bei Ihnen zu Gaſt zu bitten. Wollen Sie wohl ein Paar müden Spaziergängerinnen heute einen Platz an Ihrem Tiſche gönnen?“ —

Hocherfreut über dieſe unerwartete Herablaſſung erwiederte der Jüngling beſcheiden errötbend, aber mit einer unverkennbaren Würde: „Mein Haus, edle Damen, ſteht

Digitized by Google

Ihnen offen; aber Sie kommen zu einem armen Wirth, der nimmer im Stande ſeyn wird, Sie nach Würden zu bedienen!“

Mit dieſen Worten öffnete er die Thüre des kleinen Häuschens, den Frauen aber konnte unmöglich die Verwirrung entgehen, die ſich auf ſeinem Geſichte und in ſeiner zitternden Stimme ausſprach. „Edle Dame, ſtammelte er, da ich Ihnen keine andere Geſellſchaft bieten kann, ſo erlauben Sie, daß die Frau eines ehrlichen Taglöhners, die ich rufen werde, Ihnen Geſellſchaft leiſte, während ich das Eſſen beſtelle!“

Ach, wie empfand der arme Ritter bitterer die Folge ſeiner Verſchwendung, ſeine Armuth, als jetzt: Er ſuchte überall im ganzen Hauſe nach einem Gerichte für die herrliche Giovanna. Alles war leer; — er griff in ſeine Taſchen, ſie waren leer; er rannte in der äußerſten Verlegenheit wie ein Wahnſinniger hin und her und ſann und zerraufte ſich das Haar.

Da erblickte er plötzlich ſeinen Falken der auf der Stange ſaß, und es fuhr wie ein Blitz durch ſeine Seele:

„Halt, rief er, ſie ſoll ihn haben; er allein iſt ihrer würdig, ob er gleich koſtbarer iſt, als Cleopatras Perle!“

Raſch holte er ihn herab, fühlte, ob er fett genug ſey, ſchnitt ihm, ohne weitere Umſtände den Kopf ab, und gab ihn einem Mädchen, ihn zu rupfen und ſorgfältig zu braten, während er ſelbſt ein weißes Tiſchtuch herbeibelte und den Tiſch rüſtete. Darauf kehrte er mit einem freundlichen Lächeln zu den Frauen zurück, und kündigte ihnen an, daß das Mahl für ſie bereitet ſey.

Alle drei begaben ſich nun in die Gartenlaube, wo der gebratene Falke ihnen ſchon entgegenduftete. Er machte mit unbeſchreiblicher Anmuth den höflichſten und gewandteſten Wirth, zerlegte ſeinen geflügelten Freund mit äußerm Lächeln und innerer Wehmuth und würzte das Mahl durch ein Geſpräch, aus welchem Geiſt und Edelmuth hervorleuchtete. Die Damen ließen ſichs ſchmecken, ohne zu ahnen, welches Kleinod ſie mit ihren niedlichen Zähnchen zermalmten.

(Siehe die Abbildung).

Als das Mahl geendigt war hielt es Giovanna an der Zeit, mit ihrem Anliegen herauszurücken, und wandte ſich mit der liebenswürdigſten Freundlichkeit zu ihrem Wirthe:

„Herr, wenn Sie Ihre Vergangenheit zurückrufen, und meinen Entſchluß, den Sie vielleicht Grauſamkeit nennen, ſo zweifle ich nicht, daß Sie ſich über die Kühnheit wundern werden, mit welcher ich Ihnen eine Bitte ausſpreche. Aber die Liebe zu meinem ſchwer erkrankten Bruder mag auch vor ihren Augen entſchuldigen. Dieſe nämlich und die Furcht ihn zu verlieren, trieb mich, einen Ihnen Gegenſtand abzufordern, den Sie, ich weiß es, über Alles ſchätzen, da Ihnen in Ihrer Abgeſchiedenheit keine andere Quelle des Vergnügens übrig bleibt. Es iſt Ihr Falke, auf den er ſo erpicht iſt, daß ich fürchten muß, der Gram werde ihn tödten, wenn ich ihn ihm nicht bringe. Darum bitte ich Sie, nicht aus Rückſicht auf mich, ſondern aus Edelmuth gegen meinen leidenden Bruder, daß Sie mir das edle Thier überlaſſen, von deſſen Beſitz ſein Leben abhängt. Sie werden mich dadurch auf ewig Sich verpflichten! —

Wer kann die Gefühle des armen Friederiko ſchildern, als er dieſe Worte vernahm. Er erblaßte und erröthete; er verſuchte zu reden; die Worte erſtarben ihm auf der Zunge, und ein Strom von Thränen ſtürzte aus ſeinen Augen.

Anfangs glaubte Giovanna, es werde ihm ſo ſchwer, ſich von ſeinem geliebten Falken zu trennen und machte ſich ſchon auf eine abſchlägige Antwort gefaßt. Aber bald riß er ſie aus ihrem Irrthum: Edle Dame, ſagte er, ſeitdem ich Sie kenne, hat das Unglück mich raſtlos verfolgt; aber Alles, was ich erlebt habe, iſt nichts gegen das, was ich heute erfahre.

(Der Beſchluß folgt.)

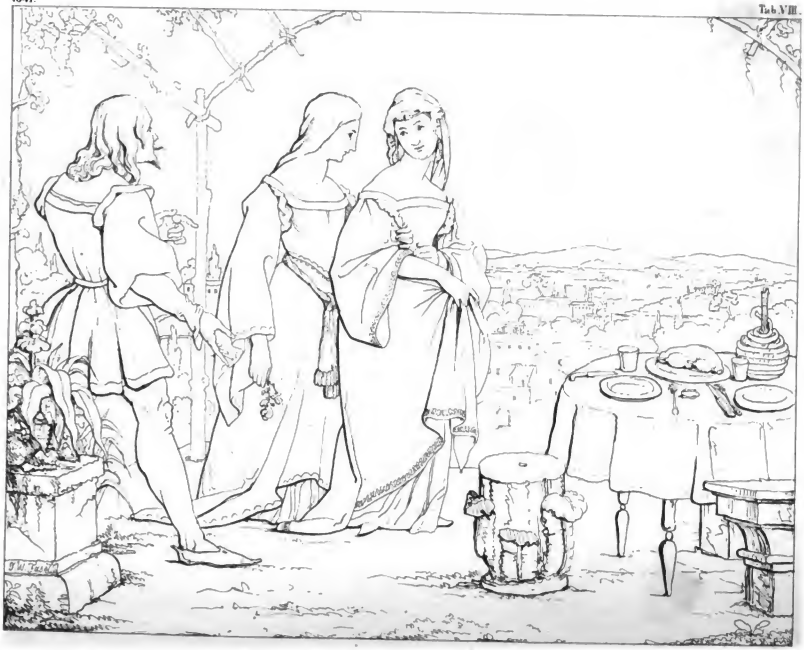
Verſchiedenes.

Die Buche ſoll, wie man behauptet, ein Nichtleiter des Blitzes ſein. Notoriſche Thatſache iſt, daß die Indianer bei Annäherung eines Gewitters unter der nächſten Buche eine Zuflucht ſuchen. In Teneſſee in Nordamerika betrachten die Leute dieſen Baum als vollkommenes Schutzmittel gegen Blitz; auch einige ausgezeichnete Naturforſcher machten die Beobachtung, die Buche werde nie vom Blitze getroffen, während andere Bäume oft gänzlich zerſplittert werden. Es wäre zu wünſchen dieſe Thatſache würde allgemein bekannt, und beſtätigt ſich dieſe Eigenſchaft, könnte man die Buche nicht mit Nutzen als Schutz für Wohnhäuſer anwenden?

Wahre Freunde ſind gleich Geiſtern und Erſcheinungen; viele Leute ſprechen davon, aber nur wenige ſahen ſie.

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google



Der Falke.

Digitized by Google

Digitized by Google

1841.

Der Bosphorus.

Digitized by Google

Karlsruher Unterhaltungsblatt.

Nro. 16. Vierzehnter Jahrgang. 1841.

Der Bosphorus.

(Mit einer Abbildung.)
Tab. XVI.

Der Bosphorus oder Kanal von Konstantinopel iſt der Abfluß des ſchwarzen Meeres nach der Propontis oder dem Marmora Meere. Er iſt vom Eintritt am Pontus Eurinus bis zum Vorgebirge von Chalcedon, der Südweſtſeite des Serails gegenüber, 7 Seemeilen lang; die Breite wechſelt von 1000 bis 150 Toiſen. Das ſchwarze Meer ſtürzt mit der reißenden Schnelle eines Stromes durch die Meerenge, deren Ufer mit Gärten bedeckt ſind, zwiſchen denen ganze Reihen bedeutender Städte und Dörfer ſich hinziehen. Schiffe von jeder Größe liegen in den Buchten und die bedeutendſten Gebäude ſpiegeln ſich in den Fluthen. Tauſende von Booten bewegen ſich hin und her. Delphine und eine Menge von Waſſervögeln ſpielen auf der Oberfläche und bilden mit dem Ganzen ein großartiges, lebendiges Gemälde des Lebens und der Thätigkeit.

Der Boden des Bosphorus gewährt guten Ankergrund und keine Untiefe macht die Schifffahrt hier gefährlich. Der Strom ſchlängelt ſich in 7 Krümmungen mit ſo großer Gewalt, daß ihn die Schiffe mit vollen Segeln und dem günſtigſten Winde nur mit Mühe hinaufahren können. Die Bai von Bujukdere, wo der Kanal ſich gegen das gleichnamige Thal erweitert, iſt die Station der Schiffe, welche in das ſchwarze Meer fahren wollen, oder aus demſelben kommen. Zwiſchen der Gegend des Serails und Skutari, beinahe mitten im Meere befindet ſich ein niedriger Felſen und darauf ein Thurm, der zur Vertheidigung der Meerenge dient.

Am Thore des ſchwarzen Meeres wird der Bosphorus von zwei Schlöſſern vertheidigt, deren eines in Aſien, das andere in Europa liegt. Zwei Leuchtthürme zeigen den Schiffern ihren Weg. Beide Feſtungen ſind 1500 Toiſen von einander entfernt. Die neuen Schlöſſer Coirap und Caribdje wurden da, wo der Kanal ſich verengt, von Baron Tott erbaut und ſind nur 500 Toiſen von einander entfernt, ſo daß die Feuer ſich kreuzen können. Die Werke ſind mit Kaſematten gut verſehen. Auf ſie folgen die Feſtungen Cavai, die ſich durch das Beiwort rumeliſch und anatoliſch unterſcheiden.

Auch ſie wurden von franzöſiſchen Offizieren wieder hergeſtellt und befeſtigt, ſind aber ſo ſchlecht angelegt, daß ſie von engliſchen Schiffen leichter in den Grund geſchoſſen werden können, als daß ſie im Stande wären ein Schiff in Grund zu bohren. Man hat zur Vertheidigung des Bosphorus in neuerer Zeit noch eine Menge Anlagen gemacht, und die zwei Schlöſſer Hiſſari ſind mit Kanonen vom gröbſten Kaliber beſetzt. Indeſſen meinen die Engländer, daß ſie trotz alle dem mit einer Flotte ohne große Schwierigkeiten zwiſchen Pera und Galata landen könnten.

Es gibt vielleicht keine angenehmere Spazierfahrt auf der ganzen Erde, als die auf dem Bosphorus. Eine geſunde Luft, ein ſchöner Himmel und die blühende, von der See aus prachtvoll ſich ausnehmende Stadt Konſtantinopel mit ihren Cypreſſen und Minaretwäldern, ihren kühnen Moſcheekuppeln und den fremdlichen Umriſſen der Gebäude öſtlich der Vorſtädte, welche ſich gegen die Hügel hinanziehen, gegen Süden das ſchöne Skutari mit den Prinzeninſeln und den Sommerpaläſten, die majeſtätiſchen Waſſerſpiegel, welche die drei Städte vereinigen und tren-

Digitized by Google

nen, bilden zuſammen ein Ganzes, dem nichts als eine freie chriſtliche, und ihre Lage in ihrer ganzen Wichtigkeit würdigende Bevölkerung fehlt, um das ſchönſte Gemälde des Erdrunds darzubieten.

Der eigenthümliche Reiz des Bosphorus beſteht in ſeiner endloſen Mannichfaltigkeit von maleriſchen Anſichten. Er gleicht einem von der Hand der Schönheit gewundenen Blumenkranze, in welchem immer eine Blume die andere an Pracht und Herrlichkeit überſtrahlt. Kein Felſ, kein Baum, kein Thurm könnte ohne den Eindruck des Ganzen zu ſchwächen, von ſeiner Stelle verſetzt werden. Die Schlöſſer ſtehen gleichſam wetteifernd zwei und zwei auf der europäiſchen und aſiatiſchen Küſte und ſcheinen von gewiſſen Standpunkten aus den Eingang in den Kanal zu verſchließen. So wie aber die ſchnelle Barke weiter ſteuert, öffnet ſich wieder der Proſpekt; ſie treten aus einander und lachende Haine, glänzende Paläſte und liebliche Landhäuſer reihen ſich wie eine Perlenſchnur längs des Geſtades und ſpiegeln ſich in den Wellen. Die ſchöne Krümmung ſchwindet nur, um dem Auge eine andere darzubieten. Bei jeder Wendung des Bootes ändert ſich das Landſchaftsgemälde und neue Bilder tauchen auf. Buchten unterbrechen hie und da die ſchroffe Felſenreihe, liebliche Thäler, mit dem friſcheſten Grün geſchmückt, laden den Wanderer zur Ruhe ein. Und über ſie hin hängen die dunkeln Cypreſſen und Fichtenwälder, und hüllen ſie in erquickenden Schatten.

Eine Reihe belebter Dörfer, mit ſchönbemalten Häuſern blickt zwiſchen der Umſchattung reizender Gärten und fruchttragender Bäume hervor und dehnt ſich 12 engliſche Meilen weit hin; die ſchönſten Punkte prangen von Paläſten und Kioſks des Großherrn, der dieſe theils erbauen, theils verſchönern ließ. Zwiſchen ihnen erheben ſich die Landhäuſer, bald hellfarbig und bunt, wenn ſie einem Türken, bald dunkelfarbig, wenn ſie einem Armenier oder Griechen gehören. Dieſe Landhäuſer haben in der Regel vor ſich Teraſſen mit Blumenbeeten, die dem ſteilen Felſen durch den Weißel abgewonnen ſind und auf hohen Treppen nach dem in der Höhe ſtehenden Pavillon oder Kioſk hinführen. Andere haben Gärten unmittelbar an dem Kanal und die Roſen und Fliedergeſträuche, in deren Mitte ſie prangen, hängen in maleriſchen Gruppen bis auf den Waſſerſpiegel hinab und ſenden mit dem Hauche des Abendwindes balſamiſche Wohlgerüche über den Strom.

Ein kaiſerlicher Kioſk zeichnet ſich vor allen aus. Er ſteht auf dem Gipfel eines kegelförmigen Felſen auf der aſiatiſchen Seite und ſcheint von unten aus den ganzen Gipfel der Höhe zu bedecken. Kein Baum umſchattet oder unterbricht ſeine ſchöne Vorderſeite, deren Umriſſe ſich ſcharf am blauen Himmel abzeichnen, warum er auch mit Recht der Kioſk der Sonne genannt wird.

Die gefeierſte Ausſicht aber im Bosphorus iſt die von Burlgurlhu Daghi, hinter Skutari wo man die Marmora-See, die Stadt Konſtantinopel, den Hafen und die ganze Linie der Küſte von Kleinaſien mit einem Blicke überſieht, an einer andern Stelle, nahe an der Mitte des Kanals kann man am äußerſten Horizonte zur Rechten das Marmora Meer, zur Linken den Pontus Eurinus ſich ausbreiten ſehen.

Beſteigt man die Höhen der aſiatiſchen Küſte, ſo wird man durch neue Eindrücke überraſcht. Rings um den Wanderer her herrſcht eine tiefe Stille, die nur durch das Lied des Schäfers, der ſeine Heerde an den Abhängen weiden läßt und durch die Stimme ſeines treuen Hundes unterbrochen wird. Ihm gegenüber zieht ſich die Küſte Europas in endloſer Weite an zwei Meeren hin.

Die Zeit, in welcher der Bosphorus den angenehmſten Anblick gewährt, iſt der Monat Juni, wenn das Laub der Bäume in ſeiner größten Fülle prangt, und ein leichter Südwind Hunderte von Schiffen zwiſchen Roſenguirlanden nach dem ſchwarzen Meere zutreibt. Einen wahrhaft zauberiſchen Reiz aber gewinnt er zur Zeit des Mondſcheins. Da verſchwimmen in der Stille des Abends die ſonſt ſcharfen Umriſſe der Gegenſtände und die geheimnißvolle Dämmerung und das magiſche Silberlicht, in welchem Gebirge, Haine, Dörfer und Paläſte glänzen, erfüllt die Seele mit Staunen, Wehmuth und Sehnſucht.

Die Einwohner der Hauptſtadt ſcheinen ſich dieſen Gefühlen gern hinzugeben. Denn während der Sommermonate, wenn ſie ihre Landhäuſer am Bosphorus bewohnen, ſieht man ſie in der Kühle des Abends gewöhnlich auf ihren Teraſſen ſitzen, um den Anblick der Mondlandſchaft zu genießen, und die Muſik zu hören, deren Töne der Hauch der Nachtluft aus den vorüberfahrenden Kaiks (Booten) über die Wellen heraberträgt.

Aus dieſer kurzen Beſchreibung werden unſere Freunde entnehmen, daß es ſich ſchon eines Blickes auf die beilegende Abbildung lohnt, die uns eine der ſchönſten Anſichten des Bosphorus in einem Schattenbilde gibt.

Alle Reiſenden wetteifern in Proſa und Verſen, um die Gefühle ihres Entzückens und ihrer Bewunderung beim Anblicke des herrlichen Meerſtromes auszudrücken. Alle ſtimmen darin überein, daß dieſer Punkt der Erde alles Andere an Lieblichkeit übertrifft, was ſie ſonſt darbietet, und daß ſelbſt die herrlichen Rhein- und Donauufer, das majeſtätiſche Stockholm und das gefeierte Neapel mit ſeinem

rauchenden Vulkan vor dem prachtvollen Bosphorus zurückstehen müssen.

Allein nicht nur durch seine malerischen Schönheiten, auch durch seine großen geschichtlichen Erinnerungen wird dieser Punkt einer der ausgezeichnetsten der Erde. Das heldenerzeugende Macedonien, das männerreiche Thracien war mit seinen Bergen und Thälern und gesegneten Fluren schon im hohen Alterthume der Sitz geistiger Entwickelung und männlicher Kraft. Hier war es, wo einst die Sonne der Humanität über Europa aufging, hier sind die Höhen und die Wälder, welche einst Orpheus durch seine Lieder entwilderte. Hier ertönten jene orphischen Hymnen, welche noch in später Zeit die Feste der Griechen verherrlichten und zur Ehrfurcht gegen die Götter begeisterten. Aus diesen schön gewölbten Bergen entstand die liebliche Sage von Orpheus und Eurydice; in Thracien ward die erste Rebe in Europa gepflanzt.

Hier wandelte Philipp von Macedonien und sein größerer Sohn Alexander; hier ward späterhin das Kreuz siegreich aufgepflanzt und die Aja Sophia, deren majestätische Kuppel sich im Bosphorus spiegelt, ist die älteste Kirche der Christenheit. In jeder Beziehung ist also dieser Punkt der Erde einer der wichtigsten in der Weltgeschichte.

Der Falke.

(Beschluß von Seite 62.)

Sie sind hier, um mich in meiner armen Wohnung zu besuchen; sie würdigen mich, ein kleines Geschenk von mir zu begehren, das ich leider nicht mehr im Stande bin, Ihnen zu geben. Denn als Sie mir die große Gunst erzeigten, sich bei mir zu Tische zu bitten, da wollte ich Sie nach ihrem Stande und ihren Tugenden mit dem Kostbarsten und Edelsten bewirthen, was ich besaß. Es fiel mir mein Falke ein, derselbe, den Sie zu besitzen wünschen, und ich hielt ihn für das angemessenste Mahl für Sie — und habe ihn Ihnen gebraten vorgesetzt. — Nimmermehr hätte ich ihn besser verwenden können, hätten Sie ihn jetzt nicht lebendig verlangt; daß ich ihn nicht mehr habe, ist für mich ein solcher Schmerz, daß ich mich, so lange ich lebe, nicht darüber beruhigen kann! Mit diesen Worten zog er die Federn, Füße und Schwingen des Falken hervor.

Die Dame begann nun, ihn zu tadeln, daß er ein so herrliches Thier zu solchem Zweck getödtet habe; im Stillen aber pries sie die Güte seines Herzens, welche selbst die äußerste Armuth nicht abzustumpfen vermocht hatte. Darauf dankte sie ihm auf das Freundlichste für die ihr erwiesene Ehre und seinen guten Willen und kehrte mit Wehmuth zu ihrem Bruder zurück, der, sei es nun aus Kummer über seine getäuschte Hoffnung oder in Folge seines Nervenfiebers wenige Tage darauf starb.

Giovanna betrauerte ihn lange Zeit; aber da sie jetzt allein stand und im Besitz eines unermeßlichen Vermögens war, drangen ihre Verwandte in sie, sich zu vermählen. Viele stattliche und vornehme Freier stellten sich ein und baten um ihre Hand. Sie aber gab keinem von ihnen Hoffnung und dachte nur an Friederiko Albergi, dessen Vortrefflichkeit sie erprobt hatte; und als dieser ihr seine lang genährten Wünsche bescheiden zu erkennen gab, gab sie ihm das Jawort.

Ihre vornehmen Verwandten blickten zwar mit Verachtung und Zorn auf den armen Jüngling und schalten sie eine Thörin, daß sie einen Mann wähle, der keinen Heller im Vermögen habe. Sie aber antwortete: „Ihr möget Recht haben, aber ich will lieber einen Mann, der keine Reichthümer besitzt, als Reichthümer ohne einen Mann.“

Was wollten sie anfangen. Giovanna war Herrin ihres Willens. Der arme Friederiko ward ihr Gatte, lebte glücklich mit ihr und war für sein ganzes Leben ein wackerer Haushalter über seine Schätze.

Erzählungen aus der russischen Geschichte.

V.

Oleg's letzte Thaten.

An der untern Wolga, am Don und an der Oka hausten die Chasaren, die da herumzogen mit ihren zahlreichen Heerden bis zu den fetten Triften und Weideplätzen von Mohilew. Häufig beunruhigten sie die Marken des armen russischen Staates und Großfürst Oleg sah sich deßhalb veranlaßt, einen Feldzug gegen sie zu unternehmen. Nach mehrjährigen blutigen Kämpfen gelang es ihm, sie unterwürfig und tributpflichtig zu machen, und es gelobten ihre Aeltesten Treue dem Russenfürsten.

Die Chasaren waren zwar ein Nomadenvolk, dennoch aber liebten sie Umzäunungen und Städte; sie erbauten mit Hülfe griechischer Baumeister die Festung Sarkel am Ufer des Don, im heutigen Lande der Kosacken, sodann auch die Städte Chazan, Charkow und Woronesch. Ihr ehemaliger Großchan, der bei der Thronbesteigung auf einen Schild gesetzt wurde, residirte zu Astrachan. Sie kannten auch einige Industrie und führten fremde Waaren die

Digitized by Google

Wolga hinauf und nach dem weſtlichen Europa. Vielleicht haben ſich in den edlen und freiheitliebenden Kabſcharen an der Südküſte des kaſpiſchen Meeres Abkömmlinge von ihnen erhalten.

Oleg ſtarb in hohem Alter, nachdem er 33 Jahre lang mit Kraft und Klugheit den kaum gegründeten ruſſiſchen Staat regiert hatte. Ueber ſein Ableben berichtet die Sage folgendes: die Zauberer hatten Oleg vorhergeſagt, daß ſein Lieblingsroß ihm den Tod bringen würde. Dies ſchmerzte den Helden und er befahl daher es blos zu füttern und ihm nie mehr zum Reiten vorzuführen. Nach vier Jahren nachdem er von ſeinem Zuge gegen Konſtantinopel zurückgekommen war, erinnerte er ſich dieſer Weiſſagung und ſpottete über ſie, als er erfuhr, daß dieſes Pferd ſchon lange todt ſey. Dennoch aber verlangte er deſſen Gebeine zu ſehen. Man führte ihn an den Ort, wo ſie lagen, und indem er ſeinen Fuß auf den Schädel ſetzte, ſprach er höhnend: „von dieſem da ſollte ich den Tod zu befürchten haben!“ Doch kaum hatte er dieſe Worte fallen laſſen, als ihm eine im Schädel verborgene Natter in den Fuß ſtach, wovon er erkrankte und bald darauf ſtarb. Sehr wahr ſagt hierbei der ruſſiſche Geſchichtſchreiber Karamſin: großen Männern ſind die Erdichtungen günſtig und pflanzen ſich gerne bis auf die ſpäteſten Zeiten fort, weil alles die Neugierde reizt, was ſie betrifft. Oleg's große Verdienſte um den neu erblühenden Staat ehrte das Volk durch ſeine Thränen, die es bei der Nachricht von ſeinem Tode vergoß. Seinen Leichnam begrub man auf dem Berge Schekowiza. In Sagen und Volksgeſängen lebt ſein Andenken fort. In einem dieſer Lieder heißt es von ihm:

Statthalter ſetzte er in ferne Lande,
Die er erworben durch ſein gutes Schwerdt,
Poſadniks ſetzte er in alle Städte,
Die er erobert und dem Reich gewonnen.

VI.
Die Petſchenegen.

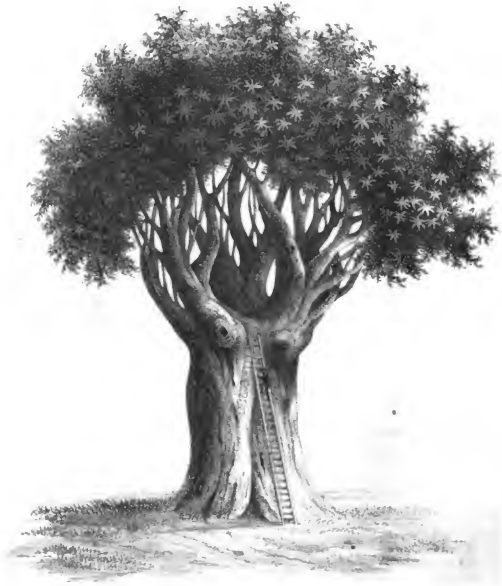
In den Geſchichtsbüchern der Abendländer, Byzantiner und Orientalen, kommen dieſe wilden Nomaden unter den verſchiedenartigſten Namen vor. Ihr Gebiet erſtreckte ſich von der untern Wolga bis zum Fluſſe Tatas, gegen Weſten bis zum Ural über Orenburg und Saratow. Sie ſchweiften urſprünglich in dem Lande zwiſchen der Wolga und dem Uralfluſſe herum und lagen in beſtändigem Kampfe mit den benachbarten Tulaſſen. Bis zu Ende des neunten Jahrhunderts ſetzten ſie ihre räuberiſchen Einfälle ins ruſſiſche Gebiet fort; aber durch innere Unruhen und äuſſere Feinde geſchwächt, gingen ſie endlich unter, beſonders als die Polowzer über ſie herfielen und ihnen eine ſchwere Niederlage beibrachten. Großfürſt Wladimir nahm den Reſt von ihnen in ſein Land auf und vertheilte ſie unter ſeine Unterthanen; ſeitdem verſchwindet ihr Name für immer aus der Reihe der Völker und vielleicht nur in dem Orte Petſchenki in der heutigen Ukraine am rechten Ufer des Donetz, den ſie entweder ſelbſt erbauten oder den ihnen der Großfürſt als Wohnort anwies, mag ſich ihr Name erhalten haben.

Die Petſchenegen waren ihrer wilden Lebensart wegen der Schrecken und die Geiſſel ihrer Nachbarn. Gleich den alten Panthern fegten ſie durch verſtellte Flucht; aus den Schädeln der von ihnen erſchlagenen Feinde machten ſie ſich Trinkgefäße, die ſie nach wilder Barbaren Art bei häufigen Gelagen leerten. Sie lebten von der Viehzucht und vom Raube; doch einige Horden trieben auch Ackerbau und einen nicht unbedeutenden Handel mit Ebersen.

Durch Oleg's und der nachfolgenden Großfürſten glückliche Kriege erhielt der ruſſiſche Staat gar bald eine bedeutende Ausdehnung. Seine Grenzen erſtreckten ſich von Volhyniens Berghöhen über den Peipuſee bis zum finniſchen Golf, von der Dwina bis zu den Waſſerfällen des Dniepr. Im Süden waren die ruſſiſchen Marken durch die Petſchenegen und Chaſaren vom ſchwarzen Meere und der Krimm getrennt. Es waren hier keine hohen Bergrücken zu überſteigen und den Fürſten war daher alle Gelegenheit dargeboten, die Grenzen ihres Reiches mehr und mehr auszudehnen. Undurchdringliche Wälder und Moräſte, menſchenleere Einöden, große Sandflächen und Steppen bedeckten, wie faſt noch bis zur heutigen Stunde, das mittlere und nördliche Rußland; in einem rauhen lang anhaltenden Winter lag die Natur ganz erſtarrt da. Eines mildern Klimas erfreuten ſich die ſüdruſſiſchen Provinzen, die ſeit der Anſiedelung in Kiew, das Oleg zur Reſidenz ſich auserſah, an Bildung und Geſittung, Handel, Induſtrie und Bodencultur bedeutend gewannen. Neue, heilſam influirende Colonien in Südruſſland entſtanden während der Regierung des Großfürſten Wladimir.

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google



Der Drachenbaum von Orotava.

Digitized by Google

Karlsruher Unterhaltungsblatt.

N°. 17. Vierzehnter Jahrgang. 1841.

Der Drachenbaum von Orotava.

(Mit einer Abbildung.)

Tab. XVII.

Es gibt Bäume auf der Erde, die uns, wenn sie reden könnten, noch von den alten Römern und Karthagern zu erzählen vermöchten. Einer derselben ist der kolossale Drachenbaum, Dracaena draco, in Orotava, einem Städtchen am Fuße des Piko auf der Insel Teneriffa. Er soll noch von den Guanchen *), jenem vorweltlichen Volke auf den Canarischen Inseln, wie einst der Oelbaum auf der Burg zu Athen und die Esche zu Ephesus, als heilig verehrt worden sein. So viel ist gewiß, daß dieser Baum im Jahre 1402, als französische Abentheurer, die Bethencourts, diese glücklichen Inseln eroberten, schon so dick und hohl gefunden ward, als er jetzt ist. Bedenkt man nun, daß die Dracäna überaus langsam wächst, so kann man daraus auf ein Alter desselben von beinahe zwei Jahrtausenden schließen. Er ist mithin mit dem Baobab (Adansonia) in Afrika, unstreitig einer der ältesten Bewohner unseres Planeten.

Seinem Alter entspricht auch seine Größe. Denn er mißt nahe an der Wurzel 45 Pariser Fuß im Umfange und 16 Fuß im Durchmesser; weiter oben, in 10 Fuß Höhe, hat er noch 12 Fuß Durchmesser, und seine Höhe beträgt über 60 Fuß. Gleichsam in ewiger Jugend trägt dieser unverwüstliche Riese noch immer Blüthen und Früchte.

Der Gestalt nach hat der Drachenbaum sehr viel Aehnlichkeit mit den Palmen, mit denen er auch verwandt ist. Er hat einen geraden starken Stamm, der sich oben in viele Zweige theilt, welche gleichsam eine Art von umgekehrtem, halb entfaltetem Schirm bilden. Seine Blätter sind schwertförmig, fleischicht, drei Fuß lang und zwei Zoll breit und haben unten einen röthlichen Rand. Aus der Spitze des Stammes oder der Zweige treiben die Blüthen hervor. Sie bilden eine 4 Fuß lange, ganz mit Blüthenbüscheln bedeckte Rispe; in jedem Büschel stehen 5—8 kaum 3 Linien lange sternförmige aber, (wie beim Lilium martagon oder Türkenbund) umgerollte Blumen von grünlich weißer Farbe, auf 3 Linien langen Stielen, mit einem Gelenk in der Mitte, woraus die meisten Blüthen unreif abfallen. Nach dem Verblühen setzen sie eine Gabel auf den Blüthenstiel, was dem Baum ein sonderbares Ansehen gibt. Die Blumenkrone ist sechsmal getheilt und ohne Kelch; sie steht aufrecht und hat 6 Staubgefäße; daher sie in die sechste Linneische Classe (Hexandria) gehört.

Die Frucht besteht in einer Beere, die einer kleinen sauern Kirsche gleicht, hochgelb von Farbe, mit drei schwachen Furchen, unschmackhaft, dreifächerig, je einsamig; doch wird gewöhnlich nur ein Saame reif, größer als eine Erbse. Die Beere braucht acht Monate zum Reifen.

Wird der Baum älter, so bekommt der Stamm Ritzen, aus welchen, so wie aus Einschnitten, zur Zeit der Hundstage ein rother Saft schwitzt, welcher zu Gummi verhärtet und unter dem Namen Drachenblut in den Handel kommt. Es sind Stücke von unbestimmter Gestalt und einer dunkel zinnoberrothen Farbe. Es wird indeß dieses Produkt auch noch von andern Gewächsen, namentlich von der Palme Calamus, (Rotang), gewonnen. Man gebraucht es zur Stillung des Blutes bei Wunden, zu welchem Ende

*) Siehe Unterhaltungsblatt Jahrgang 1834 Nro. 9.

Digitized by Google

es unter Pflaster von Wundbalsamen gemischt wird; ferner gegen Ruhr und Blutflüsse. Unter das Zahnpulver gemischt dient es, die wankenden Zähne zu befestigen. Außerdem benutzen es die Maler und Lakirer, besonders zu Glas und Marmormalereien.

Seines Nutzens wegen wird der Drachenbaum auf den Canarischen Inseln, auf Madera und Porto Santo seit den ältesten Zeiten cultivirt, und ein berühmter Reisender, Leopold von Buch, hat ihn auf Teneriffa bei Iguesti wild gefunden. Sein ursprüngliches Vaterland ist daher nicht Ostindien, wie man, weil man ihn auch dort fand, lange geglaubt hat.

Außer dem großen zu Orotava gibt es natürlich auf den Canarischen Inseln viele kleinere, jüngere, welche besonders am Strande wachsen. Sie gedeihen im Sande und auf den dürresten Laven. In den europäischen Treibhäusern erreichen sie kaum eine Höhe von 8 bis 10 Fuß. Der große Stamm auf Teneriffa hat 12 Aeste, zwischen die man einen Tisch gestellt hat, um welchen bequem 12 Menschen sitzen können; die Aeste sind 50 Fuß lang. Abgebrochene Zweige leben in einem Zimmer noch ein Jahr lang fort und es reifen daran die Beeren. Erst nach 25 bis 30 Jahren fangen die jungen Drachenbäumen, welche anfangs nur einen schirmähnlichen Blätterbusch haben, an, sich in Aeste zu theilen und zu blühen. Von den Aesten fallen Luftwurzeln herunter; auch wachsen Junge auf den Aesten aus Beeren, welche dort liegen geblieben sind.

Im Februar 1822 hat unser riesenmäßiger Drachenbaum einen bedeutenden Schaden durch einen Sturm erlitten, der ihm einen Theil seiner herrlichen Krone herabwarf. Der noch stehende Theil indessen grünt noch immer und trägt jedes Jahr Früchte.

Des Schneiders Traum.

(Mit einer Composition von G. W. Fasel. Tab. IX.)

In einer kleinen Stadt des westlichen Schottlands lebte vor einiger Zeit ein ehrsamer Schneidermeister, mit Namen John Hetherington. Wie andere ehrsame Leute seiner Zunft lebte er zwar mit der ganzen Welt in Frieden, nur daß er sich eben gar manches Flecklein Tuch, groß und klein, zu Gemüthe zog. Nicht einen Rock konnte er zuschneiden, nicht ein Paar Unaussprechliche *) verfertigen, kein Kamisol und keine Weste konnte er zurichten, ohne daß ein Fragment davon in den gähnenden Schlund zu seinen Füßen, in die Hölle wanderte, war es auch zu keinem andern Zweck, als nur ein kleines freundschaftliches Andenken von dem respektiven Kunden zu haben.

Einmal, an einem warmen Sommerabend, es war im Monat August, war John viel früher als gewöhnlich zu Bette gegangen, nachdem er zuvor an einem frischgebratenen, saftigen Kaninchen, und zum Nachtische an einem Pfunde fetten Handkäses und einer Flasche Porter sich gütlich gethan hatte. Diese drei soliden Ingredienzien verbanden sich in seinem, nicht eben allzustarken Magen zu einer Mischung, welche der Grundstoff der sonderbarsten nächtlichen Visionen wurde. Es träumte ihm, er habe den letzten Nadelstich gethan und allen Sorgen, Mühen und Trübsalen dieser Zeitlichkeit Valet gesagt. Anfangs freute es ihn, daß er seine irdische Hülle, wie einen abgetragenen Ueberrock, so schmerzlos von sich geworfen hatte und so frei und leicht wie mit Engelsflittichen dem irdischen Jammerthale entschwebte. Aber als er in der zweiten Welt — wie unser Jean Paul die Ewigkeit nennt — ankam, da wollte es ihn dort doch nicht recht anheimeln; im Gegentheil da waren viele Dinge, an denen er aber nicht den größten Gefallen hatte. Der alte Herr mit den kurzen Hörnern und dem Pferdefuß paradirte am Eingange mit dem ganzen schwarzen Gefolge und streckte ihm zum Gruße die feurige Hand entgegen. „Ein schöner Morgen! —“ redete der alte Fürst der Finsternis ihn an „wie gehts dir nach der langen Reise?“ „Nicht allzu wohl,“ stammelte der schreckenbleiche John, und ein eiskalter Schauder rieselte durch seine Glieder, „nicht allzu wohl mein Herr! Alles beim Lichte besehen, mein' ich Herr, es könne mir nicht zum Besten gereichen, in solche Gesellschaft gekommen zu seyn. Halten zu Gnaden Herr, fuhr er fort, als er das Gesicht seines neuen Freundes von Zorn anschwellen sah, halten zu Gnaden, ich will nur sagen, wenn ich so frei seyn darf, Sie unterthänigst zu ersuchen, mir gefälligst Ausschluß darüber zu geben, warum ich mich hier befinde und vor Allem, wem ich die Ehre zu verdanken habe, bei Ewr. Excellenz eingeführt zu seyn?“

„Das sollst du gleich erfahren, Freund, — John Hetherington wollt ich sagen — denn du siehst ich kenne dich!“

Mit diesen Worten nahm Beelzebub mit zähnefletschendem Lächeln einen großen Ballen, den er auf seinem linken Arme hielt, begann ihn aufzurollen und entfaltete zum Erstaunen des armen John ein unendlich langes Stück Tuch, das, wie eine Musterkarte, aus zahllosen Lappen von allen Farben fein zusammengestückelt war.

(Siehe die Abbildung.)

In der Mitte desselben stand, wie der Todtenkopf in

*) So heißen in England der Schicklichkeit wegen die Beinkleider.

Des Schneiders Traum.

Digitized by Google

Digitized by Google

einer Schmetterlingssammlung, das Kabinetsstück des Ganzen, ein großer Fleck vom feinsten, indigoblauen Tuch, das Meister John noch an dem vorhergehenden Tage von einem prachtvollen Stück Tuche stipitzt hatte, welches ihm zu einem Hochzeitsrock für seinen Rachbar, den Grobschmid, in die Hände gegeben worden war.

„Nun, sprach liebäugelnd Freund Mephistopheles, hast du das Zeug alle redlich und ehrlich erworben, Landsmann? Ich denke, du wirst doch den einen und den andern von diesen Lappen wieder erkennen; und was denkst du von dem Stück in der Mitte da, das du so unverwandt ansiehst; du hast's erst gestern Morgen wegpraktizirt; siehe wie schnell in meiner Hölle ankommt, was du in deine Hölle wirfst; komme nur alter Knabe, komm und sieh;"

Alle Wetter, wie ward's unserm Ritter bei diesem Sündenregister zu Muthe; ein kalter Schweiß brach aus seiner Stirne hervor, und es war ihm, als müßte er in den Boden sinken, wenn dieser nur die Gefälligkeit gehabt hätte, sich unter ihm zu diesem speciellen Zweck zu öffnen, als Beelzebub seine lange Knochenhand mit den scharfen, krummen Nägeln ausstreckte, um ihn zu packen. Er sprang drei Schritte zurück und stieß ein lautes schreckliches Geheul aus, von dem er — erwachte. Als er seine Augen aufschlug, sah er sich mitten auf dem Fußboden, seines Schlafzimmers ausgestreckt; Deckbett, Kissen, Leintücher alles war mit ihm herausgefallen. Die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne leuchteten durchs Fenster und der schönste Morgen lachte ihn an; aber der arme John schwebte noch zwischen Leben und Sterben, und zitterte noch dermaßen an allen Gliedern, daß er gar nicht mehr zu Bette zu gehen wagte, aus Furcht, die schreckliche Erscheinung kehre noch einmal wieder. Vielmehr sprang er rasch in seine Kleider und ging hinaus, um die reine Luft einzuathmen und über seinen wunderbaren Traum nachzudenken: Je mehr er nun nachsann, desto nöthiger schien ihm eine „Reform" seiner Lebensweise, und ehe noch 3 Tage vergangen waren, war er ein umgewandter Mann oder — um kunstverständig zu reden — ein Erweckter. So oft er fortan seine Hölle anschaute, dachte er: die hat einen tiefen Boden!" und der verhängnißvolle Traum stand wieder mit allen seinen Schrecken vor seiner Erinnerung. Manchmal freilich, wenn er ein gar zu schönes Stücklein Tuch unter der Arbeit hatte, regte sich in ihm der alte Adam wieder, und die Versuchung wurde groß. Aber auch gegen diese Anfechtung verwahrte sich Meister John ritterlich. Er zog nemlich seinen treuen Altgesellen in's Geheimniß und bat ihn, allemal, wenn er aus alter Gewohnheit einen Lappen durch die Finger fallen ließ, ihm einen Rippstoß zu geben und die lakonischen Worte zuzurufen: „Meister, denkt an des Teufels Musterkarte!"

So ging ein Jahr vorüber, und noch immer stand der Traum frisch in seiner Erinnerung und noch war nicht das kleinste Eckchen in die Hölle gewandert. Da aber geschah es, daß ihm eines Tages ein ganz ausgesuchtes Stück Scharlach gebracht wurde, ob es zum Rocke für einen Offizier oder für einen Fuchsjäger *) war, weiß ich nicht mehr; genug es war das schönste rothe Tuch, das ihm je vorgekommen war. Meister John drehte es rechts und links auf die eine und die andere Seite; er hob es ans Licht und in den Schatten, er bürstete es gegen den Strich — es war tadellos, excellent, vortrefflich. Schon heftete er mit der Scheere in der Hand das Auge auf einen vorspringenden Eckzipfel und wollte ansetzen. Da gab der Altgeselle ihm den bewußten Rippenstoß und rief: „Meister! denkt an des Teufels Musterkarte!

„Ja, ja, Hannß, entgegnete unser John, ich denk schon dran! Aber, sieh Hannß, wenn ich's recht überlege, ein rothes Stück Tuch war nicht in der Musterkarte; statt dessen aber eine recht häßliche Lücke mit vielen spitzen Zipfeln. Nun, sieh, Hannß, da dacht ich, wenn's einmal mit mir zur großen Abrechnung kommt, da werden alle diese abscheulichen Zipfel und Ecken gegen mich zeugen, und da mein ich doch, es wird besser sein, da von dem rothen Tuche ein Dreieck herausschneiden, wie es gerade in die Lücke paßt, dies wird dem Uebelstande abhelfen, lieber Hannß und die Musterkarte, wenn sie mir wieder vor die Augen kommt, vollständig machen."

*) Das englische Landmilitär und die Fuchsjäger tragen rothe Röcke.

Das Negerschiff.

(Aus den Papieren eines Seemannes.)

An einem jener abenteuerlichen Tage meines Seelebens stieß ich, unweit vom Palmencap, auf einige hölzerne Hütten, die auf dem brennenden Sande dieser wenig bekannten Gegend von Europäern in der Eile zusammengeschlagen worden waren. Neben diesen gebrechlichen Wohnungen lag, düster und lautlos, eine lange ganz schwarze Brigg vor Anker, die sich, als mein Schiff herankam, gar wohl hütete, ihre Flagge aufzuhissen — dieß war ein Negerschiff.

Als wir an das Land stiegen, sah ich einen jungen, nachlässig und nach Art der Seeleute, welche unter dem Schleier des Geheimnisses die Küsten von Afrika besuchen, gekleideten Mann aus einer jener Hütten

Digitized by Google

hervortreten, der mir plötzlich um den Hals fiel und im Tone des höchſten Erſtaunens ausrief: Wie! biſt du es wirklich? und was Teufel machſt du denn in dieſem Hundeland? Ich beſah mir jetzt den an meinem Halſe Hängenden genauer und erkannte in ihm einen meiner Verwandten, einen Handelsmann von der Guineaküſte, ſonſt aber, ſo weit ich ihn kannte, der beſte Kerl von der Welt.

Auf ſein Befragen vertraute ich meinem zuthätigen Collegen, daß ich nach dem Palmenkap gekommen ſei, um Goldſtaub und Elephantenzähne gegen andere Artikel meiner Ladung einzutauſchen, und er geſtand mir dagegen ganz offenherzig, daß er ſich mit dergleichen nicht abgebe und daß ihm hundert Stück tüchtige Neger lieber ſeyen, als Gold und Elfenbein, die man den Königen dieſer wilden Gegenden theuer bezahlen müſſe.

Und wie gehen denn die Geſchäfte? fragte ich meinen ſaubern Herrn Vetter. Nicht ſchlecht, war die Antwort, wenn man nur, ſo wie ich, den Handel verſteht. Ich habe mich eben aus Speculation, mit der älteſten Tochter dieſes Lumpen, des Duk Lagor, verheirathet, damit er mir einen doppelten Zug liefere, und wäreſt du nur ein paar Tage früher gekommen, ſo hätteſt du die hohe Ehre haben können, meiner Vermählung mit der Kronprinzeſſin Zaza beizuwohnen, der glänzendſten Schönheit aus der königlichen Familie, mit der ich jetzt, wie geſagt, in Verwandſchaft gekommen bin. Wie, Unglücklicher! du haſt die Frechheit gehabt, eine Prinzeſſin zu heirathen, und haſt doch bereits eine Frau in Martinique? Bah! wer denkt daran! Ich habe mich auf Küſtenmanier vermählt; mein Schiffsmeiſter und der Großmaſuk des Landes haben uns am Fuße der Schiffswinde meiner Brigg zuſammengegeben, die in der Eile in einen Trauaſter umgeſchaffen wurde, und meine beiden Schiffsjungen ſtellten die Chorknaben vor; es war dir zum Todtlachen.

Ganz gut, aber was machſt du denn, wenn ſich deine Neuvermählte in den Kopf ſetzt, dir nach den Antillen folgen zu wollen?

Was ich machen werde? das iſt mir eine ſchöne Frage. Ich werde ſie verkaufen. Eine Prinzeſſin aus dem reinſten Blute, von Kopf bis zu den Füßen prächtig tätowirt! ich werde dieſes Kabinetsſtück nicht unter hundert blanken Piaſtern losſchlagen. Doch verplaudern wir die Zeit nicht unnütz; binnen acht Tagen gehe ich mit dem Zuge Neger, den mir die Freigebigkeit Sr. Majeſtät meines Schwiegervaters liefern wird, unter Segel, und ich muß dich doch vorher noch der königlichen Familie vorſtellen.

Ein dicker abſcheulicher Neger, bei einer furchtbaren Hitze eine ungeheure Perücke von Werg auf dem Kopfe und mit einem polniſchen mit Pelz beſetzten Rocke bekleidet, ſaß im Schatten eines großen Palmbaumes und aß gierig aus einer mit gekochtem Maniakmehl gefüllten Schüſſel, während fünf oder ſechs junge Negerinnen ehrfurchtsvoll um ihn herumſtanden.

Mein erlauchter Verwandter ſagte, als wir uns dieſer ſchwarzen Gruppe näherten, mit dem ernſthafteſten Geſichte, das er nur machen konnte: Vetter hier ſiehſt du Sr. Majeſtät den König Duk Lagor und hier ſtelle ich dich der Prinzeſſin Zaza, meiner vielgeliebten Gemahlin vor. Hurtig Zaza! tritt vor und umarme den Herrn. Er iſt mein Vetter; nur ſchnell, hübſch liebenswürdig und keine Ziererei! Ich kam der Aufforderung ſo gut als möglich entgegen und umarmte die junge Prinzeſſin, die mir, für eine Negerin vom Palmenkap, gar nicht übel ſchien.

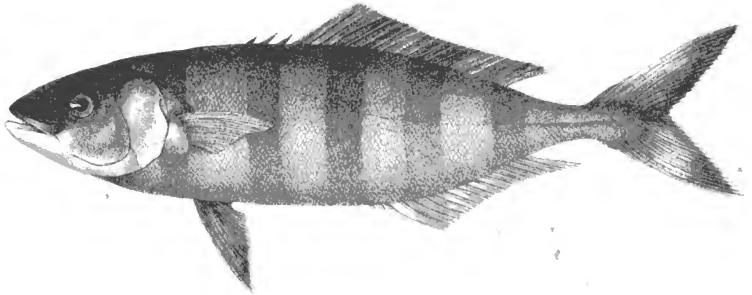
Der König Lagor, deſſen ganze Sprachkenntniß ſich auf das Radbrechen einiger engliſchen Worte beſchränkte, ſagte mir auf ſeine Weiſe eine Verbindlichkeit, über die ich ſehr erfreut zu ſein mich ſtellte, und ihm zur ſchuldigen Dankſagung eine große Flaſche Taſia überreichte, die er ſogleich in meiner Gegenwart zur Hälfte austrank.

Acht Tage nach meiner Vorſtellung bei der königlichen Familie ſegelte mein ſauberer Vetter mit ſeinen Negern und ſeiner ſchwarzen Frau nach Martinique ab, da ſie ſich, trotz der ſehr ſichtbaren Abneigung ihres Gatten gegen dieſen Beweis ehelicher Anhänglichkeit, einmal in den Kopf geſetzt hatte, ihn zu begleiten. Nie werde ich die letzten Worte dieſes ſchlechten Menſchen vergeſſen, die er mir noch im Augenblicke der Abfahrt zuflüſterte: „Wird mir dieſer ſchwarze Kloß, ſagte er indem er von ſeiner Frau ſprach, in St. Pierre nicht recht gut bezahlt, ſo ſoll mir der Schwiegerpapa tüchtig blechen, darauf gebe ich dir mein Wort, wenn er ſein Töchterchen aus meinen Klauen retten will.“ Die beiden Gatten gingen an Bord, von den Geſchenken und Segenswünſchen des zärtlichen Vaters begleitet.

(Der Beſchluß folgt.)

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google



Der Pilote.

Digitized by Google

Karlsruher Unterhaltungsblatt.

№. 18. Vierzehnter Jahrgang. 1841.

Der Pilote.

(Mit einer Abbildung.)
Tab. XVIII.

Es iſt eine unbeſtrittene Erfahrung, daß manchmal große und ſtarke Raubthiere ganz friedlich und freundſchaftlich mit ſchwächern Geſchöpfen leben, wie Löwen mit Hunden, Adler mit Hühnern, das Krokodil mit einem kleinen Strandläufer. Daß aber auch der größte und furchtbarſte Raubfiſch, der Hai, ſolche kleine Freunde um ſich habe, das wollte man lange Zeit nicht glauben, bis es in der neueſten Zeit von glaubwürdigen Naturforſchern beſtätigt ward.

Oft ſehen nämlich die Schiffer den Hai in Geſellſchaft eines oder mehrerer kleinerer Fiſche, die ihm bald folgen, bald voranſchwimmen, und nie hat man wahrgenommen, daß dieſer Alles verſchlingende Seeräuber einem dieſer Begleiter etwas zu Leide that. Man hat daraus den Schluß gezogen, daß eine Art von Sympathie zwiſchen ihm und dem Haifiſch beſtehe; der erſtere nämlich ſey der Spürhund des letztern, zeige ihm den Weg, Nahrung zu finden und werde dann von ihm aus Dankbarkeit mit einigen Biſſen beſchenkt. Der Name Pilote oder Lootsmann, den man ihm gab, deutet auf dieſe Freundſchaft hin.

Andere Naturforſcher widerſprechen dieſer Behauptung und erklären ſie für eine Fabel. Da der Haifiſch, ſagen ſie, nicht brockenweiſe friß, ſondern ganze Stücke abreißt und verſchlingt, ſo möchte bei ſeinen Mahlzeiten wenig oder nichts abfallen. Wahrſcheinlich folgt der Lootsmann den Haifiſchen in eben der Abſicht, warum ſie ſelbſt ſo gern die Schiffe begleiten, um das, was aus ihnen weggeworfen wird, aufzuſchnappen, und ſo bleibt er noch bei dem Schiffe, wenn die Haifiſche es längſt verlaſſen haben. Weder Dankbarkeit alſo, noch gegenſeitiger Dienſteifer hatten dieſe Bande der Geſelligkeit geknüpft, ſondern Eigennutz. Auch möge dieſes Beiſammenſeyn noch in dem Umſtande ſeinen Grund haben, daß der Lootſe in der Nähe des allgemein gefürchteten Seeräubers, der ihm wegen ſeiner Unbehülflichkeit nichts anhaben könne, Sicherheit vor weit gefährlichern kleinern Räubern, namentlich den Doraden finde, die ihn oft verfolgten.

In der neuere Zeit haben ſich jedoch wieder andere gewichtvolle Stimmen erhoben, welche die früher behauptete Sage als Wahrheit beſtätigen. So erzählt Geoffroy: Auf der Fahrt nach Aegypten 1798 kam in der Nähe von Malta während einer Windſtille ein Hai gegen das Schiff geſchwommen, nebenher zwei Piloten, welche immer eine gewiſſe Entfernung hielten, und ſogleich das Schiff zweimal von einem Ende zum andern unterſuchten. Da ſie aber nichts für ihren Gaumen fanden, zogen ſie weiter und der Hai ihnen nach. Indeſſen machte ein Matroſe geſchwind einen Haken mit Speck zurecht und warf ihn in's Waſſer. Obſchon die Fiſche bereits ziemlich entfernt waren, ſo hörten ſie doch das Plumpen; die Lootſen kehrten um, und ſobald ſie den Speck hinten am Schiffe ausgekundſchaftet hatten, begaben ſie ſich wieder zu ihrem Herrn, welcher ſich indeſſen an der Oberfläche des Waſſers durch Umwälzen beluſtigt hatte. Er kehrte ſogleich um, auf beiden Seiten begleitet von ſeinen Freunden, welche ihn aber, ſo zu ſagen, auf den Speck ſtoßen mußten; er ſchien ihn nicht gerochen zu haben. Zuerſt biß er ein Stück ab; beim zweiten Biß aber wurde er gefangen und an Bord gezogen. Nach zwei Stunden fing man auch einen von

Digitized by Google

den Lootſen, welche das Schiff noch nicht verlaſſen hatten. Wenn dieſe Erzählung wahr iſt, ſo iſt die frühere Sage beſtätigt; nur könnte man alsdann den Lootſen eher für den Verführer, als den Führer des großen Herren anſehen, dem er dient.

Kruſenſtern, der berühmte Ruſſiſche Seefahrer, erzählt daſſelbe und der Reiſende Naturforſcher Meyen berichtet, daß er ſelbſt drei Fälle geſehen habe, wo der Hai von Piloten geführt worden ſey. Als ſich einer derſelben, ein Meerengel, dem Schiffe näherte, ſchwamm der Pilote in der Nähe der Schnauze, oder vor den Bruſtfloſſen des Haies. Mit großer Schnelligkeit ſchwamm er zuweilen voran oder nach den Seiten, nach etwas ſuchend und kehrte immer wieder zum Hai zurück. Als wir, ſagt Meyen, ein Stück Speck, an einem großen Haken befeſtigt, über Bord warfen, hatte ſich der Hai über zwanzig Schritte vom Schiff entfernt. Mit Blitzesſchnelle kam der Pilote hinzu, beroch den Speck und ſchwamm ſogleich zum Hai zurück, dem er mehrere mal um die Schnauze herum ſchwamm und plätſcherte, als wenn er ihm damit über den Speck Bericht erſtatten wollte. Nun ſetzte ſich der Hai in Bewegung, indem ihm der Pilote den Weg zeigte und ſogleich ſaß auch der Hai am Haken feſt. —

Fängt man den Hai, ſo folgen ihm ſeine Lootſen, bis man ihn aufholt; dann fliehen ſie, und finden ſie keinen andern Hai, ſo halten ſie ſich an's Hinterttheil des Schiffes oft mehrere Tage lang, bis ſie wieder ihr Glück gemacht haben. So beobachtete Meyen einen Piloten, der mehrere Tage lang ſtets dem Schiffe dicht am Kiel vorbeiſchwamm. Die Seeleute ſagen als von einer ganz bekannten Sache, daß ein ſolcher Fiſch, der dem Schiff vorauſchwimme, ſeinen Hai verloren habe und ſich einen andern ſuche.

Man begreift wohl, daß die Piloten die Brocken verzehren, die von ihres Herrn Tiſche fallen, begreift aber nicht, warum der Hai ſeinen Begleiter nicht verſchlingt, da ihm oft 5 bis 6 um die Naſe ſchwimmen. Wahrſcheinlich verſchont er ſie nur darum, weil die Natur ihm keinen Appetit nach Pilotenfleiſch verliehen hat und die geprieſene Sympathie beider iſt demnach von Seiten des Haies nichts, als Gleichgültigkeit. Dagegen hat uns Bosk das Räthſel gelöſ't, warum die Piloten den Hai nicht verlaſſen. Sie leben nämlich — von ſeinem Unrath. Auf dieſe Weiſe kann wohl von wechſelſeitigen Dienſten, aber nicht von Freundſchaft zwiſchen beiden die Rede ſeyn.

Die Geſtalt des Piloten iſt ein langes Ooal. Die Schnauze iſt ſtumpf, und von dieſer an bis zum Ende der Rückenfloſſe bildet der obere Theil einen gleichlaufenden Bogen, dem die Bauchſeite vollkommen entſpricht. Der Mund iſt wenig gefalten. Die Zähne ſind kurz, ſammtartig und bilden in jeder Kinnlade ein ſchmales Band; die Kiemenöffnung iſt groß und geht bis unter den hintern Augenrand. Die Bauchfloſſe hat 18 Strahlen. Vor der Rückenfloſſe befinden ſich drei bisweilen vier kleinen Stacheln. Der Schwanz iſt gegabelt, die Schuppen ſind alle klein und eiförmig.

Die Länge des Fiſches beträgt 6 bis 12 Zoll. Die Farbe iſt ein blauliches Silbergrau; am Rücken dunkler, am Bauche heller; fünf dunkle blaue oder violette Bänder umgeben den Körper vom Rücken an bis an den Bauch; der Schwanz iſt ſchwarz geſäumt; die Rücken- und Schwanzfloſſen weiß und blau, Bruſtfloſſen weiß. Der Augenring wird bald als gelb, bald als roth, bald als weiß beſchrieben.

Man findet den Lootſen in den wärmern Meeren aller Welttheile, und auch im Mittelmeer iſt er nicht ſelten. Bei Nizza erſcheint er im September und bei Meſſina fängt man viele im Herbſt. Sein Fleiſch iſt ſehr wohlſchmeckend.

Das Negerſchiff.

(Beſchluß von Seite 70.)

Sieben oder acht Monate ſpäter als ich dieſen Vorfall faſt ſchon vergeſſen hatte, unterhielt ich mich eines Sonntag Abends in St. Pierre-Martinique, damit die Sclaven bei Fackellicht ihre phantaſtiſchen Tänze ausführen zu ſehen, als ich unter den Coryphäen dieſer nächtlichen Scene die Prinzeſſin Zaza ſelbſt zu erkennen glaubte! Der Schrei, den ſie ausſtieß, als ſie mich gewahrte, bewies nur zu ſehr, daß ich mich nicht geirrt hatte und daß das Schickſal mir in der That meine erlauchte Baſe wieder in den Weg führte. Im Reiche ihres Vaters wäre ſie mir ohne alle Umſtände um den Hals gefallen, allein in Martinique ſank ſie zu meinen Füßen und drückte ihre Freude aus, mich ſo unverhofft wieder zu ſehen.

Was machſt du jetzt hier? fragte ich ſie in der Sprache, die ſie jetzt gelernt haben mußte. Ich diene der Dame meines vormaligen Gatten, antwortete ſie in ſchlechtem Kreoliſch, und dem war wirklich ſo; die arme Zaza hatte ſich freiwillig entſchloſſen, in Martinique zu bleiben und der Gattin meines ſchändlichen Vetters zu dienen.

Ich fragte ſie, warum ſie nicht in ihr Vaterland zurückgekehrt ſei, und erhielt die naive Antwort, da ſie

Digitized by Google

ihren Mann ſchon verheirathet gefunden habe, ſo verſtehe es ſich von ſelbſt, daß die erſte Frau, ſo lange ſie lebe die anſchließliche Gunſt des beiderſeitigen Gatten genieße, und ſo habe ſie, als die zweite Frau beſchloſſen da zu bleiben, bis der Tod der erſten Frau ihr geſtatte, in den Genuß der Vorrechte derſelben zu treten.

Ich war ſo unvorſichtig, dieſe Mittheilung der armen Negerin mit einem ſchallenden Gelächter zu erwiedern und ihr zu erklären, daß ſie nie zu der getrennten Erbfolge gelangen werde, die ſie ſo geduldig und gutmüthig erwartete.

Zaza hatte mich aufmerkſam angehört, ſtand dann einige Minuten in tiefen Gedanken vor mir, drückte mir hierauf convulſiviſch die Hand und miſchte ſich dann, als ob nichts vorgefallen wäre, wieder unter die Tanzenden. Am folgenden Morgen fand man die Unglückliche leblos in ihrer Hütte; das arme Mädchen hatte aus Verzweiflung Gift genommen.

Der brave Seemann.

Erzählung eines engliſchen Matroſen im Greenwich-Hoſpital.

Es giebt ſicherlich für einen Matroſen keine beſſere und ſüßere Hoffnung, als die, daß in jeder Stunde der Gefahr und Trübſal eine und dieſelbe gütige Vorſehung über Alle wacht. Glaubt nicht, Kameraden, daß ich euch einen abgedroſchenen Gemeinplatz als Prolog vorausſchicken will. Nein, nein, ich will euch eine Geſchichte erzählen, welche ich fünfzig mal mit meinen eigenen Ohren an Bord der alten „Mermaid" gehört habe, die der Kapitän Malcolm befehligte.

Es war an einem ſchönen Julimorgen (ſo erzählte Jem) und die Sonne warf gerade ihre erſten Blicke in die Höhe, als Ned Davonport ſein Heimathsdörfchen verließ und ein einſamer Wanderer durch die weite Welt ward, um im bunten Gewirre des geſchäftigen Lebens oder im wilden Getümmel des Kriegslärms ſchmerzliche Erinnerungen zu erſticken. Jetzt, als er durch den Kirchhof ging, ſtand er ſtill, um auf den Gräbern ſeiner Eltern den letzten Tribut der kindlichen Liebe zu entrichten. Seine Blicke ſtreiften durch die umliegenden Felder und den ſtattlichen Meyerhof hin, welcher einſt ihr Eigenthum geweſen war, und er dachte an die Zeit wo ſie, überwältigt vom wachſenden Strome des Unglücks, gebeugt von Kummer und Armuth in die Grube ſanken. Von da wandte er ſich, um noch einmal von ferne das prächtige Landhaus zu ſehen, welches Alles enthielt, was ihm köſtlich und theuer auf dieſer Welt war. Es war ein liebliches Mädchen, ein herrliches Kind, deren ich mich noch erinnere wie einer friſch aufgeblühten Blume, an der Bruſt des Frühlings. Aber als der arme Ned mittellos und verwaiſt zurückgeblieben war, da war aller Umgang zwiſchen beiden unterſagt, und die Herzen, die von Kindheit an für einander geſchlagen hatten, wurden grauſam auseinandergeriſſen. Doch ich lüge, Kameraden, ich lüge; — nichts auf der Erde kann Herzen trennen, die ſich wahrhaft ergeben ſind. Wie es indeß auch ſey, ſie ſchieden von einander ohne die Hoffnung, ſich je wieder an den Ufern der Zeit zu begegnen. O, wer vermag die Leiden ſeiner Seele zu ſchildern, als er hingeſtreckt lag auf dem Raſenhügel, und ſeine angſtvoll wogende Bruſt ſich nur in leiſe Seufzer und heiße Gebete ergoß! Ich kanns nicht recht wieder erzählen, Freunde; denn die Augen gehen mir über, ſo oft ich daran denke. Der Name, der theure Name, den er zuerſt in ſeiner Kindheit hatte ſtammeln lernen, „meine Mutter" drängte ſich ſchmerzvoll aus ſeinem Herzen und dann betete er zum Himmel um Erbarmen. — Das Erbarmen war nicht fern — eine freundliche Stimme, mild wie der ſanfte Hauch an den Ufern des Mittelmeeres, goß den Balſam des Troſtes in ſein verwundetes Herz und hieß ihn, zu dem Unſichtbaren und Allweiſen emporzublicken, der die jungen Raben ernährt, wenn ſie ſchreien. Es war der Prediger des Dorfes, welcher die Nacht an dem harten Lager eines ſterbenden Landmanns zugebracht, ihm die Tröſtungen der Religion gebracht und den ängſtlich ringenden Geiſt ermuthigt hatte, ehe er ſich in die Reiche der ewigen Ruhe aufſchwang. Er war eben auf dem Rückwege nach ſeiner ſtillen Wohnung, als er das Gebet um Erbarmen vernahm, und als der Diener Deſſen, an den es gerichtet war, linderte er die Angſt des Leidenden, beſänftigte den Sturm ſeines Innern, und ſie gingen — der Prediger in ſeine kleine Behauſung, und Ned, — ach Ned ging, um Gefahren zu beſtehen und den bittern Hohn dieſer Welt zu empfinden, in welcher er ein Fremdling war.

Der Vater Aima's, (ſo hieß das Mädchen) war aus der Dunkelheit zu Reichthum und Ehren emporgeſtiegen; er war, wie ſie's nennen, ein Geheimer Rath. Ich weiß nicht, was das ſagen will; aber man hat mir geſagt, es ſey ſo etwas ganz nahe beim König, und ſo

Digitized by Google

hatte er keine Zeit, ſich ſeiner Tochter zu widmen, deren Mutter ſogleich nach ihrer Geburt geſtorben war; und das liebliche Mädchen wuchs empor, in der Wildniß, wie eine Waldroſe, bis die Eltern des armen Ned, ſich ihrer annahmen und ſie wie ihr eigenes Kind liebten und erzogen. Daher erwuchs jene tiefe, innige Liebe, welche weder die Entfernung erſchüttern noch die Zeit tilgen konnte. Sie erfuhr Eduards Abreiſe und kämpfte einen ſchweren Kampf mit ſich ſelbſt. Aber der edle Mann, welcher die Leiden des Jünglings gelindert hatte, richtete auch den ſinkenden Muth des gebeugten Mädchens auf. Die einzige Erleichterung ihres Herzens war, von Zeit zu Zeit auf den einſamen Kirchhof zu wandeln und auf dem kalten Grabſtein an der Ruheſtätte ihrer dahingeſchiedenen Freunde ſich die Bilder ihrer entſchwundenen Kindheit zurückzurufen. Nun, Kameraden ihr ſollt hören, wie ſie ihre Gelübde der Treue und Standhaftigkeit hielt.

Es war an einem ſtillen, ruhigen Abend, daß ein ſtattliches Schiff von 20 Kanonen wohlgemuth über die Fläche des atlantiſches Meeres hinſegelte, um die Handelsſchiffe des Landes vor den Angriffen des Feindes zu ſchützen. Fünf Wochen waren bereits auf dieſer luſtigen Fahrt (ihr kennt ſie, Freunde) hingegangen und unſer Kreuzer (denn ich war auch darin) war ganz beſonders glücklich im Kapern und Priſenmachen geweſen. Eine Woche hernach wollten wir nach dem Hafen zurückkehren, um wieder Schießbedarf und Lebensmittel einzunehmen. Wir waren alle gutes Muthes, wie Feldlerchen, und trieben uns fröhlich auf dem Verdeck umher, um die erfriſchende Abendkühle mit vollen Zügen zu genießen. Der Kapitän und die Offiziere hatten ſich auch auf dem Verdeck eingefunden und unterhielten ſich ſo augenehm als möglich. Aber in allen körperlichen Uebungen that es ihnen der jüngere Schiffslieutenant zuvor. Dieſer Jüngling war einzig und allein durch ſeine Verdienſte bis zum Offizier emporgeſtiegen; und ſeine Tapferkeit, die er bei verſchiedenen Veranlaſſungen bewieſen, hatten ihn ſeinem Vorgeſetzten (deſſen Leben er einmal mit Gefahr ſeines eignen gerettet) ſo vortheilhaft empfohlen, daß er ihn als ſeinen Sohn annahm und ihm ſeinen eigenen Namen gab; denn Kapitän Malcolm, war bereits in die Klüglöcher*) gerathen, und hatte, ſo viel er wußte, keine Verwandte auf der Welt. Der junge Malcolm war beliebt, ja angebetet von der ganzen Schiffsmannſchaft. Er war ein tüchtiger Seemann, ein braver Offizier und hatte ſich, ohne von der geraden Linie der Pflicht abzuweichen, eben ſo ſehr die Achtung, als das Wohlwollen Aller erworben. Sein von der tropiſchen Sonne gebräuntes Geſicht war mit ehrwürdigen Schrammen gezeichnet, welche ein höheres Alter bei ihm vermuthen ließen, als er beſaß. Seine Geſtalt war ſchön und ſchlank, aber gedrungen und ſtark, und er ſtrebte, in jeder Tugend, ſeinem Wohlthäter nachzukommen.

Eben hatten ſie ein Wettklettern von dem Verdeck zum Maſtbaum hinauf und wieder herab angeſtellt und der Lieutenant wollte mit ſeiner Hand die Segelſtange faſſen, als er, mit ſeinen Augen den Horizont muſternd, ausrief: „Ein Segel, ein Segel auf der Leeſeite!“ Alles rührte ſich ſogleich durch einander. „Legt Hand an, Segel aufgeſpannt! rief der Kapitän; tüchtig drauf los Jungen; ſchneid ihm den Weg ab! An eure Plätze, Matroſen, an eure Plätze! — Maſtkorb! —“ „Hier Herr! —“ „Gieb acht, wenn wir's gerade vor uns haben!“ „Ja, ja, Herr; ein wenig links — immer noch — ſo, ſo!“ In fünf Minuten war jeder Fetzen Segeltuch, der nur einen Windhauch faſſen konnte, ausgebreitet und geſpannt.

(Die Fortſetzung folgt.)

*) Ein Schiffsausdruck ſtatt: ins hohe Alter vorgeſchritten.

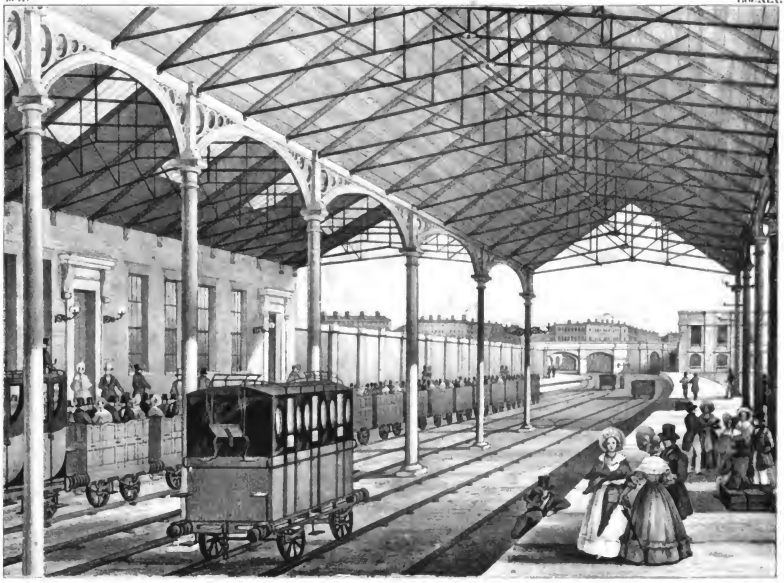
Verſchiedenes.

Columbus Geburtsort.

Folgendes iſt einem Briefe, datirt Genua im Februar 1838 entnommen: „Der wirkliche Geburtsort des berühmten Entdeckers von Amerika, Chriſtoph Columbus, war bis jetzt immer noch ein Gegenſtand des Zweifels, nur darin ſtimmten alle Geſchichtsforſcher überein, der Staat Genua ſei ſein Vaterland. Nun ſind alle Zweifel gehoben. Der berühmte Archäologe Isnardi entdeckte kürzlich in den Archiven von Genua authentiſche Beweiſe, daß Columbus in Cologuetto im Staate Genua geboren ſei. Es fand ſich nämlich ein Schreiben der damaligen Regierung von Genua an ihren Geſandten Doria in Madrid vor, datirt vom 5. November 1586; daſſelbe enthält folgende Stelle: „Chriſtoph Columbus von Cologuetto, ein berühmter Mann, der Euch wohl bekannt ſein muß, — gegenwärtig in Spanien, — verordnete kürzlich den Bau eines Hauſes in Genua, das ſeinen Namen tragen ſoll und ſtiftete zugleich einen Fond zur Erhaltung des Gebäudes ꝛc.“

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

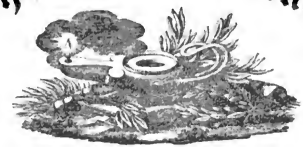
Digitized by Google



Eisenbahn von London nach Birmingham.

Bahnhof in London.

Karlsruher Unterhaltungsblatt.



Nro. 19. Vierzehnter Jahrgang. 1841.

Eisenbahn von London nach Birmingham.

Bahnhof in London.

(Mit einer Abbildung.)
Tab. XIX.

Kein Volk der Erde hat für die Beförderung des äußern, wie des innern Handels so viel gethan, als das Britische, aber auch keines der neuern Völker ist ausdauernder in Herbeischaffung der Mittel, die zur Ausführung der kolossalen Bauten erforderlich sind, vermöge deren der Betrieb der technischen Kultur und der Verkehr nach Außen, wie im Innern des Landes befördert wird. Die großartigen Erfindungen in dem Gebiete der Mechanik, wo vor Allem die Dampfmaschine als der große Hebel der heutigen Industrie glänzend hervorleuchtet, haben es möglich gemacht, daß sich England an die Spitze der technischen Kultur stellen konnte, und täglich erfinnt das erfinderische Genie von Albions Söhnen neue Mittel zur Erleichterung der bewegenden Kräfte und Verbesserungen in den alten.

Zu den Hauptbeförderungsmitteln des Binnenverkehrs gehört vor Allem jene Erfindung der neuesten Zeit, welche das Durchlaufen der Entfernungen auf ein Minimum der Zeit zurückführt — wir meinen die Eisenbahnen mit Benutzung des Dampfes als bewegende Kraft. So viel auch darin in andern Ländern gethan ist oder gethan werden soll, so hat Großbritannien doch die größte Unternehmungen dieser Art aufzuweisen. Man kann schwerlich einige Stunden auf einer Hauptstraße reisen, ohne eine Eisenbahn gleichlaufend an derselben, oder kreuzend zu erblicken. Zu den wichtigsten Schienenwegen Großbritanniens gehören:

1) Die von London nach Birmingham, in der Mitte Englands, 23 deutsche Meilen lang.

2) Die von Birmingham nach Manchester, ebenfalls 23 deutsche Meilen lang.

3) Die von Manchester nach Liverpool, 6 deutsche Meilen lang.

4) Die Great-Western Eisenbahn, von London nach Bristol.

Durch die vier erstgenannten Bahnen, die seit dem 3. Juli 1837 von beiden Enden mit langen Wagenzügen befahren werden, ist zwischen den vier wichtigsten Städten des Reichs, nämlich London, Birmingham, Manchester und Liverpool, die schnellste Verbindung hergestellt, und vom südwestlichen Ende — London — fährt man in 9—10 Stunden nach dem 45 Meilen entfernten nordwestlichen Ende — Liverpool. — Die letztgenannte Bahn, 24 deutsche Meilen in der Länge, wird im Laufe dieses Jahres gänzlich vollendet.

Von der Eisenbahn von London nach Birmingham haben wir auf beiliegender Abbildung den Bahnhof zu London dargestellt. Wenn man bloß einen Blick auf die Zeichnung wirft, so scheint dieser Bahnhof nicht viel Besonderes vor andern Bauten dieser Art voraus zu haben, und mancher unserer Leser wird dadurch an den Bahnhof der Eisenbahn zu Heidelberg erinnert werden. Betrachtet man aber dieses Werk an Ort und Stelle, so wird man von einem überwältigenden Erstaunen erfüllt. Denn das ganze ungeheure Dach besteht aus Eisenblech und der Dachstuhl, der es stützt, aus fein geschmiedeten, auf das künstlichste zusammengefügten Eisenstangen. Das Ganze wird von eleganten eisernen Säulen getragen, welche durch zierlichen Bögen,

Digitized by Google

an ihren Kapitälern verbunden ſind! — In der Nacht wird der Bahnhof auf das Prachtvollſte mit Gas beleuchtet.

Den Eingang zu demſelben bildet ein großartiger, im reinſten griechiſchen Style ausgeführter Portikus von mehr als 70 Fuß Höhe, wahrhaft würdig des großen Werkes, deſſen Anfangspunkt er iſt.

Der Fremde erſtaunt, mit wie viel Umſicht, Ruhe und Anſtand von der nur mit einem kleinen Dienſtſtabe verſehenen, wenigen Polizeimannſchaft in dieſem Bahnhof die Ordnung gehandhabt wird bei dem oft ungeheuern Andrang von Reiſenden; da ſieht man kein unnützes Zurückdrängen, hört kein Geſchrei und Schimpfen, denn mit ruhigen, aber kräftigen Worten wird der Menge begreiflich gemacht, wie nur durch gehörige Beobachtung der Ordnung jeder auf leichte Weiſe zu ſeinem Platze gelangen kann. Die Wagenzüge ſind ſtets einige Zeit vor der Abfahrt geordnet, ſo daß die nach und nach eintreffenden Reiſeluſtigen nicht in den Wartſälen ſich lange aufzuhalten haben, ſondern, einer nach dem andern, ihre Plätze ſofort einnehmen können; gewiß eine große Erleichterung für die Verwaltung ſelbſt, wie für das Publikum, welche natürlich aber nur ausführbar iſt, wo Reiſewagen in größerer Anzahl vorhanden ſind.

Den engliſchen Bahnhöfen an Großartigkeit wie an Zweckmäßigkeit der innern Einrichtungen am nächſten ſtehend, ſind unſtreitig die Bahnhöfe der Mannheim-Heidelberger Eiſenbahn, und zwar namentlich jener in Heidelberg, wie ja auch die, genannte Städte verbindende, Bahn ſelbſt der beſten Eiſenbahn Großbritanniens in ſolider und ſchöner Ausführung gleichkömmt.

Bis auf eine halbe Stunde Entfernung von dem Bahnhofe in London hat die London-Birmingham Eiſenbahn eine ſo bedeutende Steigung, daß man vorgezogen hat, ſtatt mit gewöhnlichen Lokomotiven, durch zwei am Ende dieſer Strecke angebrachte, ſtehende Dampfmaſchinen, mit Hülfe von ungeheuer langen, in der Mitte zwiſchen beiden Schienen auf großen eiſernen Rollen laufenden Schifftauen, die Wagenzüge in Bewegung zu ſetzen. Der Reiſende, dem dieſer Umſtand nicht bekannt iſt, erſtaunt nicht wenig, den langen Zug ohne dampfende, feuerſpeiende, pfeifende Lokomotive unter einer Menge Brücken, und einem ¼ Stunde langen Tunnel mit Blitzesſchnelle fortgeriſſen zu ſehen, bis ihm die Sache klar wird nach einiger Erkundigung bei ſeinem Nachbarn, und bei dem Anblick der beiden Maſchinengebäude, aus deren Mitte ſich zwei, 120 Fuß hohe, im Styl eleganter Säulen conſtruirte Schornſteine erheben. Hier erſt werden die Lokomotive vorgeſpannt und pfeilſchnell fliegt dann der Zug ſeiner Beſtimmung entgegen.

In dem jetzigen Zeitpunkt, wo in allen Theilen Deutſchlands mit regem Eifer die Ausführung großer Eiſenbahnen betrieben wird, werden unſere Leſer gewiß nicht ohne Intereſſe vernehmen, was innerhalb der letztverfloſſenen 10 Jahre für den Bau von Eiſenbahnen in England geſchehen iſt.

Hierunter verſtehen wir Bahnen mit erhaben liegenden Schienen zum Betrieb mit Dampfkraft; — denn bereits ſeit dem Jahre 1801 beſaß England eine große Zahl anderer Schienenwege, meiſtens mit einer Art vertieftem Geleiſe, die zur Erleichterung der Communikation zwiſchen Steinkohlenwerken und Hafenſtädten, zwiſchen Kanälen, und überhaupt zum Transport ſchwerer Gegenſtände, wie z. B. Steinkohlen, Eiſen, Holz, Erzen, Kalk u. dergl. dienten und durch Pferdekraft betrieben wurden. Auch in Deutſchland und Frankreich beſtehen ſchon ſeit einer Reihe von Jahren einige Bahnen dieſer Art.

Die erſte Eiſenbahn Englands nach dem neuen Syſteme, war die von Liverpool nach Manchester, und wurde im September 1830 eröffnet: Von dieſem Zeitpunkt bis September 1840 wurden von 103, durch das Parlament autoriſirte Geſellſchaften, auf großen Linien nicht weniger als 1100 engliſche (220 deutſche) Meilen vollendet, und von weiteren 1100 Meilen, die gegenwärtig noch im Bau begriffen ſind, werden im Laufe dieſes Jahres gegen 600 Meilen eröffnet. Das auf dieſe Unternehmungen bis jetzt verwendete Capital beläuft ſich auf 60,000,000 Pfund Sterling oder 720,000,000 Gulden rhein. — Bei weitem der größte Theil dieſes unermeßlichen Capitals trägt gute Zinſen. Selbſt die kühnſten Erwartungen derer, welche die große Vortheile des Eiſenbahn-Syſtems vorherſehen, waren übertroffen durch einen ſo außerordentlich günſtigen Erfolg dieſes neuen Kommunikationsmittels.

Bald auch wird unſer deutſches Vaterland eines ähnlichen Reſultates ſich zu erfreuen haben; allenthalben, im Süden wie im Norden, ſind unter der Aegide der Regierung, oder durch Geſellſchaften große Eiſenbahnlinien theilweiſe ſchon ausgeführt und werden ſeit längerer Zeit befahren, theils ſind ſolche in der Ausführung begriffen und ihrer Vollendung nahe. Noch wenige Jahre, und die entfernteſten Punkte Deutſchlands ſind vereinigt durch ein Netz von Eiſenbahnen, die an Großartigkeit ſelbſt die Englands weit überragen!

Digitized by Google

Der eherne Kranz.

(Mit einer Compoſition v. G. W. Faſel. Tab. X.)

Antonio Jomelli, ein berühmter Künſtler in Metallarbeiten, ſaß eines Abends in ſeiner kleinen Werkſtätte zu Neapel und arbeitete an einem wunderſchönen Candelaber. Da ward ihm angekündigt, daß eine Dame ihn zu ſprechen wünſche, und alsbald trat mit majeſtätiſcher Haltung eine hohe ſtattliche Geſtalt herein, über deren Antlitz ein dichter Schleier geworfen war, ſo daß der Künſtler ihre Züge nicht im Geringſten zu erkennen vermochte. Nach der erſten Begrüßung gab ſie zu verſtehen, daß der Diener, der ihr die Thüre geöffnet hatte, abtreten möge; darauf nahm ſie Platz in dem ihr hingeſtellten Seſſel und begann mit einer ſo hellklingenden und ſüßen Stimme, wie ſie nie in Antonio's Ohr gedrungen war; „Sie arbeiten in Bronze — Sie können wohl jede Art von Zierrath in dieſem Metalle verfertigen? — Nichtwahr?“

„Ja, meine Gnädige! antwortete der Künſtler, und ich werde ſtolz darauf ſeyn, etwas dieſer Art für Sie auszuführen.“

„Ja, ja, erwiederte die Dame, ich möchte gern etwas von Ihrer Hand beſitzen. Ich habe eine Statue von außerordentlichem Werthe — die Bildſäule eines Königs und Eroberers — von der Hand eines der berühmteſten Bildhauer des Alterthums. Nur eins fehlt zur Vollendung dieſes Werkes, ein Blumenkranz, um die Schläfe des Helden zu ſchmücken, und dieſer iſt es, den ich von ihnen zu erlangen wünſche.“

„Iſt die Statue von Bronze? Madame.“

„Nein, ſie iſt von weißem Marmor, und Sie müſſen dem Blumenkranz auch dieſe Farbe geben.“

„Von welcher Form wünſchen Sie ihn? oder von welcher Art ſollen die Blumen ſeyn? ... Aber vielleicht iſt es das Beſte, ich ſehe die Statue ſelbſt und nehme daran das Maas.“

„Nein, nein, antwortete die Unbekannte raſch, dieß iſt nicht nöthig. Ich habe ſie ſo oft betrachtet, daß ich Ihnen genau ſagen kann, wie weit ſie ſeyn muß. Ihr eigener Kopf kommt ihm ganz nahe; ja Sie können nicht fehlen, wenn Sie dem Kranz genau dieſe Weite geben.

„Und die Geſtalt der Blumengebilde?“

„Machen Sie ſie nur recht voll und ſchwer; erwiederte die Dame und ihre Stimme ſank zu einem leiſen Flüſtern herab; ... nur recht ſchwer, damit er nicht ſo leicht herabfällt; und dabei zackig und innen voller Dornen, damit er feſt auf der Stirne der Statue ſitze.“

„Soll das Band, das ihn zuſammenheftet, auf eine beſondere Weiſe geſchlungen ſeyn?“

„Das machen Sie nach Ihrem Geſchmacke, nur das vergeſſen Sie nicht; der Kranz muß ſchwer und dicht mit Dornen beſetzt und weiß angeſtrichen ſeyn, damit er dem weißen Marmor entſpreche. — Und nun, wann kann ich ihn abholen?“

„O, in ein Paar Tagen, Madame.“

„In ein Paar Tagen, rief die Fremde heftig und ſtand plötzlich von ihrem Seſſel auf; er muß morgen Abend fertig ſeyn! ich muß ihn morgen haben!“

„Ich vermag den Kranz nicht gehörig auszuarbeiten, wenn Sie mir ſo wenig Zeit laſſen, ſagte der Künſtler erſtaunt — über ihre Heftigkeit; der Schmuck muß doch“ ...

„Es bedarf keines ſein ausgearbeiteten Schmucks; machen ſie ihn nur voll und ſchwer; und morgen muß ich ihn haben, weil, — weil ich Geſellſchaft habe und die Statue geſchmückt zu ſehen wünſche.“

„Gut, Madame, ſagte der Künſtler gelaſſen. Ich will mein Möglichſtes thun. Und wohin ſoll ich die Ehre haben, ihn zu ſenden?“

„Ich werde ihn ſelbſt abholen, morgen um dieſe Stunde, und werde bezahlen, was er koſtet. Erinnern Sie ſich nur, was ich geſagt habe, ſchwer und mit Dornen beſetzt.“

Mit dieſen Worten ging die Dame hinweg und hinterließ dem Künſtler einen Eindruck, daß er bei ſich ſelbſt dachte: ſo wunderliche Leute ſchon zu mir gekommen ſind, dieſe iſt doch die wunderlichſte von allen.

Am Abend des folgenden Tages ſah man die ganze ſchöne Welt Neapels und einen großen Theil der Bevölkerung dem herrlichen Theater von San Carlo zuſtrömen. Eine der beliebteſten Opern ſollte gegeben werden und in derſelben als Prima Donna die ſchöne junge Signora Marina auftreten. Dieſe Sängerin war erſt kürzlich als die erſte des Theaters angeſtellt und alſo dem Range nach einer frühern Prima Donna von ausgezeichnetem Talente, der Madame Gambrici, vorangeſetzt worden. Bei dieſer Zurückſetzung, welche Madame Gambrici in den Augen der Neapolitaner erfahren hatte, konnte man kaum erwarten, daß dieſe im Schauſpielhauſe erſcheinen würde. Aber Wenige nur kannten den wahren Charakter ihrer vormaligen Theatergöttin. Zum Erſtaunen und, man kann ſagen, zum Entzücken des Publikums, kam die Gambrici ins Theater, in der Abſicht, die Talente und Verdienſte der unvergleichlichen Marina anzuerkennen und ihren Triumph mitzufeiern. Sie trat in eine der vorderſten Logen, welche ganz nahe an der Seite der Bühne hervorragt.

Ehe die Oper ihren Anfang nahm, rief das Publicum

Digitized by Google

den Namen seiner vormaligen Begünstigten, Gambrici, und pries sie laut, daß sie frei von aller Eifersucht im Schauspielhause erschienen sey. Der Gegenstand dieses Beifalls aber schien über die Huldigung, die man ihr darbrachte, beschämt zu seyn und sie verzog keine Miene, sondern saß in ihren Schleier bald gehüllt auf ihrem Platze und schaute unverwandten Blickes nach der Bühne.

Die Oper begann, die junge Prima Donna erschien; ein lautes Beifallrufen empfing sie. Und mit Recht! denn jeder ihrer Schritte begleitete Anmuth und Würde, und ihre Bewegungen glichen denen eines Sylphen. Jede Note, die sie sang, erregte Bewunderung; denn ihre Stimme war sanft und stark wie die der Nachtigall. Bei jeder Arie des Stückes erntete sie Beifall ein, aber besonders war die Aufmerksamkeit des Publicums auf einen Gesang gespannt, der immer das Meisterstück der Madame Gambrici gewesen war.

Marina kam an diese Stelle der Oper; sie stand allein auf der Bühne. Sie sang die erste Strophe; das Publicum war entzückt; sie sang die zweite, und es regnete Blumenkränze auf das Theater, und selbst Madame Gambrici stand auf und applaudirte. Sie sang die dritte und letzte, und, indem sie dieses that, stand sie zufällig unmittelbar unter der Loge der Gambrici. Zu dem größten Vergnügen der Zuschauer zog diese jetzt selbst einen großen Blumenkranz hervor, und warf ihn hinab auf das Haupt der schönen Marina. Der Kranz fiel von der Stirne der Sängerin herab und rollte längs der Bühne hin, während Marina selbst mit einem Schrei zu Boden stürzte.

(Siehe die Abbildung.)

Nur einen Seufzer noch vernahm man von ihr, und nie sprach und regte sie sich wieder. Der Blumenkranz war der schwere bronzene, welchen Jomelli verfertigt hatte, und eine von den Dornen war durch die Hirnschale der armen Marina gedrungen.

Es würde unmöglich seyn, die Verwirrung, den Schrecken, die Wuth und die Verwünschungen des Publicums zu schildern. Die Gambrici, die ihre boshafte Rachsucht befriedigt hatte, schien zu triumphiren, daß ihr Opfer mit dem Leben bezahlen mußte. Mit ruhiger Gleichgültigkeit schaute sie lächelnd umher und machte nicht den geringsten Versuch zu entkommen. Man ergriff sie und zog sie vor Gericht. Antonio Jomelli ward mit ihr confrontirt und gestand, den tödtlichen Kranz für sie verfertigt zu haben. Auch im Kerker zeigte sie keine Reue über ihre verruchte That und kam der Hand des Nachrichters durch ein schnell wirkendes Gift zuvor, das ihrem Leben ein Ende machte.

Der brave Seemann.

(Fortsetzung von Seite 74.)

Es war gerade noch hell genug, um zu sehen, daß der Fremde ein großes Schiff war. Bald machte die Finsterniß alle weitere Beobachtungen unmöglich. Ein frischer Wind blies in die Segel und die Offiziere standen alle auf dem Vorderdeck, um die Jagd zu erspähen; es schlug acht Uhr, und wir begannen schon zu fürchten, daß wir den Fremden aus dem Gesicht verloren hätten. Eben wollte der Kapitän Befehl geben die Richtung zu ändern, als ein Schiffsjunge ausrief: „Ich habs wieder, ich habs!“ „Was hast du?“ fragte der Lieutenant. „Das Schiff,“ erwiederte der Gelbschnabel. „Wo, wo?“ sagte der Kapitän heranstürzend. „Hier, Herr, hier; etwas links ab.“ — „Das ist recht, Bursche, behalts im Auge,“ rief ein Midshipman, während das Segel gekürzt und das Schiff nach dem Winde gedreht wurde. Wir waren nun nahe genug, um zu entdecken, daß der Fremde eine große Fregatte sey, und da unser Nachtsignale unbeantwortet blieben, schlossen wir, daß es ein Feind sey. Gieb ihm einen Schuß, rief der Kapitän. — Es geschah, und sogleich ward er erwidert durch eine ganze Lage, die mehrere unsrer besten Kerls todt auf das Verdeck hinstreckte, und nun begann das Gefecht mit alles wagender Kühnheit. Ich kann wohl sagen, wir lagen ihm zwei Stunden lang hart an, als das Feuer der Fregatte nachzulassen anfing und bald darauf ganz aufhörte. „Segel auf die Windseite gebraßt!“ rief der Kapitän. „Enterhaken bereit gehalten. Du Malcolm, halte dich fertig, die Mannschaft zu führen.“ Alles wurde befolgt. Aber gerade als wir entern wollten sprühte der Feind ein fürchterliches Feuer aus und Capitän Malcolm mit seinem Second-Lieutenant fiel. Es würde unmöglich sein, die Gefühle des Schreckens zu schildern, welche dieses Ereigniß verursachte. Der junge Herr stürzte herbei und erhob seinen edelmüthigen Freund. Er war noch am Leben, obgleich seine Lebensfluth sich stark auf die Ebbe neigte; aber sein armer Gefährte war ein Leichnam. Verlasse mich, Malcolm, verlasse mich, mein braver Junge, stammelte der Kapitain mit schwacher Stimme, und auf die Flagge deutend fügte er hinzu, „dieß ist die Flagge Englands — thut eure Pflicht. Nimm den Feind, und ich sterbe getrost.“

(Der Beschluß folgt.)

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'schen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Der eherne Kranz.

Digitized by Google

Digitized by Google

Das Innere der Kirche Assumption in Moscau.

Digitized by Google

Karlsruher Unterhaltungsblatt.

Nr. 20. Vierzehnter Jahrgang. 1841.

Das Innere der Kirche der Verklärung Mariä in Moskau.

(Mit einer Abbildung.)
Tab. XX.

Als im Jahre 1812 die Flammen die berühmte Czarenstadt Moskau einäscherten, da trotzte bekanntlich der Kreml oder die Festung ihrer zerstörenden Wuth und mit ihm mehrere ehrwürdige Paläste und Kirchen innerhalb seiner Ringmauern. Eine der berühmtesten dieser Kirchen ist die der Verklärung der Mutter Gottes geweihte Kathedrale. Sie ist zwar kleiner, als die andern Kirchen des Kremls, wird aber für die erste und heiligste in der Czarenstadt gehalten, und dieß sowohl wegen ihres hohen Alters, als wegen der Heiligthümer und Kostbarkeiten, die sie enthält.

Es war im Jahre 1325, als diese Kirche auf Befehl des Czar Iwan Danielowitsch Kolita gegründet wurde. Der Baumeister, der den Plan entwarf, war ein Italiener aus Bologna; dennoch aber findet sich nichts vom Italienischen Bausthl in der Gestalt des Gebäudes, sondern es ist halb im Byzantinischen, halb im Tartarischen Geschmack errichtet. Eine Masse großer und kleiner Goldkuppeln erhebt sich in imposanter Majestät zum Himmel. In frühern Zeiten oft erneuert, erweitert und verschönert, verdankt das Gebäude der großen Kaiserin Katharina II. seinen jetzigen Glanz. Dieser übertrifft in der That Alles, was man sich von orientalischer Pracht, d. h. von Gold und Edelsteinen nur vorstellen mag. Die Mauern und Säulen des Innengebäudes sind mit goldgegründeten Fresken, mit den kostbarsten Reliquien, Heiligenbildern und Votivgaben der Czare so bedeckt, daß sie dem Auge kaum mehr sichtbar sind. Alles aber überstrahlt an Pracht und Reichthum das, der Sage nach, vom Evangelisten Lukas gemalte Marienbild, das als Palladium der Czarenstadt verehrt wird. Es ist mit Edelsteinen vom höchsten Werthe gleichsam incrustirt; den Solitärdiamant des Hauptschmucks schätzt man auf 80,000 Rubel.

Die Kirche enthält eine Menge von Grabsteinen von Patriarchen und Metropoliten. Unter einem dieser Denkmäler ruht Petrus, einer der ältesten Metropoliten Moskwa's, der durch das Henkerbeil Iwans des Schrecklichen am Altare fiel, weil des frommen Mannes strafender Blick den Wüthrich traf, als er einst, mit dem Blute Unschuldiger besudelt, sich der heiligen Stätte zu nähern wagte. Die an ihm verübte blutige That war es, die den Ermordeten zum heilig gesprochenen Martyrer der Kirche erhob. Der Protopope der die Fremden in die sein Denkmal schirmende Kapelle einführt, pflegt sie freundlich einzuladen, die Grabdecke zu küssen und der Asche des Martyrers eine Gabe zu opfern.

In dem ungeheuern Kirchenschatz, den die Sakristei bewahrt, treten unter fast unzähligen werthvollen Sachen aller Art hervor: eine von Potemkin, dem berüchtigten Liebling Katharina's II., dortbin geschenkte gediegene Goldstufe von mehreren Pfunden, zum Modell des Kalvarienberges umgestaltet; die von Diamanten und Perlen funkelnden Gewänder, welche von den Czarinnen der ältesten und jüngsten Zeit bei ihrer Krönung getragen wurden. Hierbei liegen Handschriften der Mutter und Schwester Peters des Großen in prachtvoll von ihrer eigenen Hand gestickten Einbänden, und zierlich geschriebene Evangelienbücher von mehreren der ersten Fürstinnen des Reichs. Zahllos sind die hier gesammelten Zimmerkruzifixe russischer Monarchen mit Edel-

Digitized by Google

steinen aller Art geſchmückt und die nicht minder reich beſetzten Votivkelche von Katharina II. und Maria Feodorowna, deren kunſtgeübte Hand den Griff und Fuß derſelben aus Elfenbein ſelbſt geſchnitten und darauf eine, den Zweck ihrer Gabe bezeichnende Inſchrift eingegraben hat. In einem zierlich geſchnitzten hölzernen Kaſten wird hier noch das autographiſche Original der Verordnung Kaiſer Paul I. aufbewahrt, dieſes berühmte Dokument, das die ruſſiſche Thronfolge ſeinem Sinne gemäß beſtimmte.

Zur Zeit des franzöſiſch-ruſſiſchen Krieges im Jahr 1812 wurde ein großer Theil des Kirchenſchatzes, namentlich die mit Diamanten und Perlen geſchmückten Krönungs- und Prieſtergewänder, der noch unendlich koſtbarere Schmuck des Madonnenbildes und die gediegen goldenen Altargeräthe, an Geſammtwerth gegen 13,160 Pfund Gold, vom Feinde als Beute entführt. Doch noch diesſeits der Beresina wurden dieſe Schätze durch die Koſacken wieder großentheils erjagt. Zum Erſatze des daran Fehlenden ſchenkten ſie der Kirche den ſilbernen, 800 Pfund ſchweren Kronleuchter, welcher jetzt dort hängt, und ließen die ihrer Gold- und Silberkruſte beraubten Altäre mit Figuren von getriebenem Silber überziehen.

Von dem Schatze der Kirche geſondert wird der der Patriarchen in einem eigenen, mit ſtarker Wache beſetzten Gebäude bewahrt. Auch dieſer Schatz enthält unzählige Koſtbarkeiten aller Art, in Silber, Gold und den werthvollſten Edelſteinen. Großartig an ſich ſelbſt und auch hiſtoriſch merkwürdig ſind darunter die vom Kaiſer Paul dargebrachten, koloſſalen ſilbernen Koch- und Abkühlungskeſſel des heiligen Krönungsöls und 16 vier Fuß hohe ſilberne Vaſen zur Aufbewahrung des, wie es ſcheint, auf Jahrhunderte berechneten Vorraths. Daneben viele heilige und profane Gefäße aus dem höchſten ruſſiſchen Alterthum in ſchwerfällig aſiatiſchen Formen; die uralten und die neueſten Altardecken und Prieſtergewänder der Patriarchen vom älteſten Job an, im einfachſten Schnitt, bis zum letzten Adrian, in gold- und perlenſchimmerndem Glanze.

Was die Kirche zur Verklärung der Mutter Gottes dem Ruſſen beſonders wichtig macht, das iſt der Umſtand, daß an dem Hauptaltar derſelben die ruſſiſchen Monarchen die Krone ihres Reiches empfangen. Man feiert in derſelben alle Sonn- und Feſttage der ruſſiſch-griechiſchen Kirche mit einem außerordentlichen Prachtaufwande. Unſere Abbildung ſtellt eine ſolche Ceremonie in dem von Säulen getragenen Innengebäude dar. Voran wandelt ein Pope, die heilige Monſtranz tragend; ihm folgt der Metropolit von Moskau und ihm zwei andere Geiſtliche mit den Chorknaben. Andachtsvoll und demüthig beugt ſich die Menge der Gläubigen vor dem Hochwürdigſten.

Man muß überhaupt zur Ehre der Ruſſen, namentlich des gemeinen Volks, bekennen, daß ſie ein tiefes religiöſes Gefühl beſeelt. Hat auch ihr Gottesdienſt nach unſern Begriffen noch manches Abergläubiſche, ſo beweiſt doch die Ehrfurcht, die ſie vor dem Heiligen hegen, daß in der Nation eine gute Anlage, ein edler Kern vorhanden iſt, der nur einer günſtigen Entwicklung bedarf. Es iſt dieſes um ſo achtbarer, da ſie bei aller religiöſen Tiefe und allem kirchlichen Eifer doch zugleich die toleranteſte Nation auf der ganzen Erde ſind. Der Ruſſe zieht ſeine Mütze mit eben der Andacht ab, wenn er vor einer proteſtantiſchen und katholiſchen, als wenn er vor einer griechiſchen Kirche vorbeigeht. Schon der Ton einer Orgel kann ihn zur Andacht ſtimmen, und ehrfurchtsvoll bleibt er ſtehen und macht das Zeichen des heiligen Kreuzes, wenn er im Innern einer Kirche die Stimme eines Predigers oder eines meſſeleſenden Prieſters vernimmt.

Dieſer ſchöne Zug mag manchem Zeloten noch viel zu denken geben und ihm die Ueberzeugung aufdrängen, daß wir gebildete Deutſchen auch von den halbgebildeten Ruſſen noch manches lernen können.

Der brave Seemann.

(Beſchluß von Seite 78.)

In dieſem Augenblick kam einer der Midſchipmen zum jungen Malcolm und ſagte ihm, der erſte Lieutenant dächte an Uebergabe. Wuth und Unwillen entbrannte in ſeinem Herzen. Der Capitän war ſinnlos niedergeſtreckt, das Commando ging auf den jüngern Offizier über — und dieſer Offizier ſtand auf dem Punkte, ſich für immer herabzuwürdigen. Der erſte Lieutenant gab bereits Befehle, die Flagge und die Laternen herunterzubringen, als Malcolm aus der Cajüte aufs Hintertheil des Schiffes ſtürzte. Dort fand er den Steuermann bei den Inſignien ſtehend, mit geſpannter Piſtole und ſchwörend, den erſten niederzuſchießen welcher es wagte, ſie anzurühren. Der commandirende Offizier zog ſeinen Säbel und war im Begriff einen Hieb nach dem Steuermann zu führen, als ihm eine Kanonenkugel ohne weitere Umſtände den Kopf hinwegnahm, und das Commando auf den jungen Malcolm überging. Jetzt nahm Alles eine andere Geſtalt an; Malcolm vertheidigte das Schiff mit heldenmüthiger Tapferkeit und beſchloß, es nicht

eher zu übergeben, bis alle Hoffnung verloren ſey. Der Zimmermann erſchien nun und berichtete, daß das Waſſer im untern Schiffsraum bereits ſo hoch geſtiegen ſey, daß wir uns keine halbe Stunde mehr halten könnten. Das war eine erſchreckliche Nachricht. Aber Malcolm raffte alle ſeine Geiſteskraft zuſammen und rief dem Meiſter zu, das Schiff an Bord der Fregatte zu legen. In wenig Minuten war der junge Offizier an der Spitze ſeiner braven Mannſchaft auf dem Verdeck des Feindes und ein fürchterliches Handgemenge begann. Umſonſt mähten wir unſere Feinde nieder; Andere traten ſogleich an deren Stelle; aber obgleich wir an Zahl ſchnell abnahmen, ſo waren doch unſere Herzen ungebeugt. Zwanzig Minuten verfloſſen während des blutigſten Gefechts, als der Steuermann, der Schiffszimmermann und der Chirurg auf unſerm Verdeck erſchienen, in ihren Armen unſern geliebten Kapitän haltend — das Schiff war am Sinken. Dieſer Anblick wirkte wie ein Zauber auf uns; ein wildes Geſchrei der Verzweiflung erſcholl und wenige Minuten ſpäter war die Fregatte unſer. Kaum hatte Malcolm den Degen des holländiſchen Kapitäns, denn es war eine Niederländiſche Fregatte, mit einer Ladung für das Cap) kaum waren die drei Offiziere mit ihrer ſterbenden Bürde an Bord gebracht, als unſer liebes kleines Schiff verſank. Wenige Stunden ſpäter hauchte unſer braver Kapitän ſeine Seele aus und wir brachen nach England auf, wo wir nach einer Fahrt von 8 Tagen in Plymouth Sound Anker warfen.

Der junge Held ſtieg ans Land und wurde von dem Haupt-Commandeur beordert, ſeine eigene Depeſchen nach der Hauptſtadt zu bringen. Zu gleicher Zeit empfing er Empfehlungsbriefe an einen Herrn von hohem Range. Bei ſeiner Ankunft begab er ſich ſogleich nach dem Hauſe, und es traf ſich, daß eine große vornehme Geſellſchaft dort zu einem Pikenik, wie ſie's heißen, verſammelt war. Ich kann euch alles dieſes als Thatſache verbürgen Kameraden, weil ich ſelbſt dabei war, um die Flagge und Bagage zu hüten, und weil ich immer um ihn geweſen bin, ſeit ich ihm ſeine erſte Seemannslektion gegeben habe. Aber das thut nichts zur Sache. Seine Lordſchaft verließ die Geſellſchaft und trat in das Zimmer, wo Malcolm ſeiner wartete. Aber als ihre Augen ſich begegneten, tanmelte der junge Offizier zurück auf einen Stuhl und wurde ſo blaß wie eine kalte Mondſcheibe. Als er wieder zu ſich gekommen war, entſchuldigte er ſich wegen ſeines Betragens und ſchrieb es der Wirkung ſeiner noch nicht geheilten Wunden zu. Der Degen des holländiſchen Kapitäns und die Inſignien der Fregatte wurden vorgelegt und während der Lieutenant einige Erfriſchungen zu ſich nahm, begab ſich Lord N. — in das Geſellſchaftszimmer und erzählte die Begebenheit. Alle waren begierig, den tapfern jungen Seemann auf der Stelle zu ſehen; aber ſeine Lordſchaft verſprach, ihn den folgenden Tag einzuführen, da er ſich überzeugt hatte Malcolm bedürfe der Ruhe. Unter der Geſellſchaft waren auch mehrere Mitglieder des Kabinets (das iſt, glaub' ich ein ſtrenger Verſchluß, Kameraden, und jeder der hineingehört, trägt einen goldnen Schlüſſel in ſeiner Taſche; aber ich weiß es nicht recht); — wie dem aber auch ſey, am folgenden Morgen gingen einige davon hin und ſagten unſerm guten alten König von der Sache, und er drückte den Wunſch aus, den Offizier zu ſehen. Malcolm, wahrhaftig, wird eingeführt, erſcheint vor Seiner Majeſtät, ſeinen rechten Arm mit einer ſchwarzen Binde umwickelt und ſeinen linken in der Schlinge, während ſein ſchön geringeltes Haar, das ihm über die Stirne hing, kaum im Stande war, das Pflaſter auf einer tiefen Wunde zu verbergen. „Kapitän, Kapitän, ſoll er werden, ſagte der alte Georg; ſoll Kapitän werden, Kapitän werden — verdient es — guter Offizier, braver Offizier — ſoll Kapitän werden;" und Malcolm erhielt ſeine Anſtellung als Poſtkapitän.

An dem nemlichen Abend ſpeiste er mit Seiner Lordſchaft; aber als er ins Zimmer hineintrat, gerieth er in gewaltige Verlegenheit, und das Herz pochte ihm ungeſtüm; denn die Damen drängten ſich alle um ihn, und ich glaube ſie guckten ihm alle recht tief ins Auge. Lord N — führte ihn zuerſt nach ſeiner Tochter, und Anna (denn ſie war es Freunde, die Anna) empfing ihn mit aller der natürlichen Wärme und Innigkeit ihres guten Herzens. Ich ſah alles mit an, denn ſie wollten auch mich mit hineinſchleifen. Ich bin in meinem Leben nicht ſo verblüfft geweſen; denn alle die lieben Geſchöpfe ſegten mir ſo ſchöne Sachen, daß ich beinahe meine Augen hätte abtrocknen müſſen. Ich muß auch närriſch genug ausgeſehen haben; denn ich kratzte mir am Kopfe, zupfte an den Aermeln und drehte meinen Hut herum bis ich endlich meinen gekauten Tabak ins Feuer ſpie und ihnen anbot, ſie zu küſſen. Tauſend Element wie liefen ſie davon! alle bis auf einen kleinen ſüßen Engel — der kam herbei — lacht nicht Kerls, ich ſchwöre euch, es iſt wahr — der kam herbei und — doch ihr glaubts nicht ihr Schlingel, — —

„Wenn die braven Vertheidiger unſeres Vaterlandes un-

Digitized by Google

sere Dankbarkeit nicht verdienen, sagte sie, wer sollts denn? —"

Wer der kleine Engel war, habt ihr wohl schon errathen. Nun, wer kann Anna sehen ohne ihr gut zu seyn? Ihr Herz aber gehörte noch immer dem, den sie für immer verloren zu haben fürchtete. Eine Woche nach unserer Ankunft beschloß der Lord, sich auf seinen Landsitz zu begeben und wir wurden eingeladen, ihn zu begleiten. Da nahm der junge Malcolm die günstige Stunde wahr und eröffnete seinem gütigen Gastfreund sein Herz. Seine Vorbschaft aber erklärte mit gleicher Offenheit: Es würde ihn unendlich freuen, wenn zwischen ihm und seiner Tochter eine Verbindung zu Stande käme, aber das Mädchen hinge mit unerschütterlicher Treue an einem Gegenstand ihrer ersten Jugendliebe, und er habe versprochen, sie nie wieder mit seinen eigenen Wünschen zu belästigen.

Dem jungen Malcolm schlug das Herz; — er folgte dem Lord auf seinen schönen Landsitz nach, und die kleine Anna besuchte ihren würdigen Freund, den alten Prediger und sprach so viel und so angelegentlich mit ihm von dem tapfern Malcolm, von seiner feinen Bildung, seiner Bescheidenheit und seinem Edelmuthe, daß der gute alte Mann auf den Gedanken kam, der Fremdling müsse wohl das Andenken an den armen Ned Davenport durch seine Gegenwart ein wenig verdrängt haben. — — Aber es war nicht also; denn als das Mädchen das Haus des Predigers verließ, da ging sie auf den einsamen Kirchhof. Die Schatten des Abends begannen immer schwärzer und schwärzer auf die Landschaft zu fallen; aber Anna kannte keine Furcht. Mit leichtem Schritte trat sie in den geweihten Ort, und wie groß war ihr Erstaunen und ihre Betroffenheit, als sie auf dem Grabe ihrer Pflegeltern einen Mann knieen und still beten sah. „Er ist es, — er ist es — Eduard, mein Eduard!" rief sie, und stürzte bewußtlos an Kapitän Malcolms Seite nieder. Ja, er war es, es war Eduard. Ned Davenport und Kapitän Malcolm waren eins. Der arme Jüngling, welcher einst an der nemlichen Stätte die Barmherzigkeit des Himmels angefleht hatte, war nun, nach mannigfaltigen Stürmen durch des Himmels Hand an das Ziel seiner Wünsche geführt. Anna, die treue Anna, ward seine Gattin, und als am Hochzeittage der glückliche Vater Freudenthränen vergoß, und der alte Prediger das glückliche Paar am Traualtare einsegnete, da sprach er die bedeutsamen Worte:

„Des Herrn Rath ist wunderbar; aber er führt Alles herrlich hinaus!"

Das war einmal, Kameraden, ein langer Knäuel Garn, den ich euch da abgewickelt habe; aber es ist alles wahr, darauf könnt ihr euch verlassen. — Jetzt laßt mich auf fünf Minuten meine Augen zuhalten, damit sie warm bleiben. — — C. S.

Schlauheit eines Negers.

Ein Herr sandte seinen schwarzen Sklaven auf den Fischmarkt, um einen frischen Fisch zu kaufen. Dieser trat an einen Stand, nahm einen Fisch heraus und begann daran zu riechen. Der Fischhändler, der es sah und befürchtete, die Umstehenden möchten den Geruch in die Nase bekommen, rief: „Halloh, schwarzer Taugenichts, was riechst du an meinem Fisch?" Der Neger antwortete: „Ich nicht riechen an euer Fisch, Massa." „Was thust du denn?" „Ich mit ihm sprechen — Massa." — „Und, was sagst du denn dem Fisch, he?" „Ich ihn fragen: Was giebts Neues in der See? das ist Alles, Massa. — Er sagt, er es nicht wissen; denn er nicht da gewesen sey seit drei Wochen."

Verschiedenes.

Riesenhafte Vegetabilien.

Die Verbesserung der Hornvieh- und Schafzucht ist durch das Kreuzen der Racen in England sehr befördert worden; aber die Fortschritte, die man innerhalb weniger Jahre in Vervollkommnung von Vegetabilien gemacht hat, sind wahrhaft erstaunlich. Im Conservatory auf dem Coventgardenmarkt hat man am Ende vorigen Jahres Vegetabilien von außerordentlicher Größe zur Schau gestellt. Unter diesen sind Futterrüben (turnips) so groß wie die größten weißen Kohlrüben (cabbage): rothe, weiße und gelbe Möhren (carrots) so dick wie ein Mannsschenkel, und alle von trefflicher Qualität. Sorgfalt und Geschicklichkeit thun Wunder. Eine Lauchart aus der Insel Cos im griechischen Archipel ist in England zu weit größerer Vollkommenheit gediehen, kurz jedes Jahr zeigt im Gartenbau rasche und große Fortschritte.

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'schen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Eine Kirgisen Gruppe.

Digitized by Google

Karlsruher Unterhaltungsblatt.

Nr. 21. Vierzehnter Jahrgang. 1841.

Eine Kirgisen-Gruppe.

(Mit einer Abbildung.)
Tab. XXI.

Südlich von den sibirischen Statthalterschaften Orenburg und Tobolsk zieht sich vom Kaspischen Meere an nördlich um den Aralsee bis zu den Grenzen des Chinesischen Reiches eine hochliegende, ungeheuere Steppe von mehr als 31,600 Quadratmeilen Flächeninhalt hin, welche von einer durch sie hinziehenden Gebirgskette in zwei Theile getheilt wird. Diese Steppe wird von einem wilden Nomadenvolke bewohnt, das in der Völkerkunde unter dem Namen der Kirgisen oder Kirgis-Kaisaken aufgeführt wird. Unter sich selbst machen diese wieder drei besondere Horden aus, die große, die mittlere und die kleinere Horde, von denen sich die beiden letztern dem Schutze Rußlands unterworfen haben, die erstere aber ein freies unabhängiges Volk bildet.

Die kleine und mittlere Kirgisenhorde mögen zusammen an 60,000 Familien, oder, wenn man jede zu sechs Personen rechnet, 360,000 Köpfe stark seyn. Sie selbst nennen sich Sara-Kaisaken, d. h. Wüstenkosaken — und sind tatarischer Abstammung. Ihr Wuchs ist von mittlerer Größe, mehr schlank und hager, als untersetzt, ihre Gesichtsbildung, trotz der platten Nase, der kleinen Augen und abstehenden Ohren, im Ganzen vortheilhaft und einnehmend. Sie sind von gutem natürlichem Verstande und von Natur nicht bösartig, aber träge und gemächlich. Wie das Thier, das mit ihm auf seiner Steppe lebt, überläßt sich der Kirgise seinem natürlichen Instinkt. Zu Angriffen und Kriegen ist er nicht geneigt, wohl aber zu Diebereien, weil er, einem Kinde gleich, Alles besitzen will, was er sieht. Reiche Heerden hält er für sein höchstes Glück, diese zu erwerben geht er auf Raub aus, diese zu beschützen versammelt er sie jeden Abend um seine Wohnung, und sobald es finster wird, nimmt er seine Pike und reitet, abwechselnd mit Andern, die ganze Nacht um sie herum; seine Hunde begleiten ihn. Er hilft sich mit Schreien und Rufen, um Räuber und Wölfe zu verjagen, denen es aber dennoch zuweilen gelingt, ein Schaaf wegzuschleppen.

Die Kleidung der Kirgisen kommt im Ganzen mit der der übrigen Tataren ziemlich überein. Die Männer tragen ein blau leinenes, vorn offenes Hemd das mit baumwollenen Unterkleidern zusammengeschlagen und um den Leib festgebunden wird, ein kurzes, aus Fellen neugeborner Füllen oder aus gutgegerbten weichen Antilopenfellen verfertigtes Oberkleid, dessen Nähte auf dem Rücken und den Schultern mit Pferdemähnen besetzt sind und einen Gurt woran die Pulverflasche und der Kugelbeutel hängen. Ihre Kopfbedeckung besteht in kegelförmigen Filzmützen mit zwei breiten Klappen, worvon die eine aufgeschlagen wird und in einem schwarzen, bunt genähteten Untermützchen, das den kahl geschorenen Kopf zunächst bedeckt. An den Füßen tragen sie plumpe Stiefel von körniger Eselshaut mit sehr langen Fersen und beschlagenen Sohlen, die sie für ziemlich theure Preise von den Bucharen einhandeln.

Die Kleidung der Frauen besteht in einem blauen, vorn zugenähten Hemde, langen Hosen, Fußbinden, platten Socken und einem baumwollenen Kopfputz, der in einem langen Tuche besteht, das die Form eines Turbans erhält und zugleich den Hals bedeckt. Wollen sie sich putzen, so ziehen sie noch ein seidenes oder geblümtes Hemd an, das eine baumwollene Schürze festhält und darüber einen weiten bucharischen Rock. Hinten an den Kopfputz hängen sie einen Schweif mit allerlei Klimperwerk.

Digitized by Google

Die Kirgisen wohnen in geräumigen, reinlichen Zelten von Filz, Jurtan genannt, worin oft mehr, als 20 Personen Platz finden. Dreißig bis fünzig solcher Filzzelte bilden ein Dorf oder Aul. Der Feuerplatz ist in der Mitte, gerade unter der offenen Dachspitze. Im heißen Sommer werden die Seitendecken abgenommen und das Gezelt in eine Sommerlaube verwandelt. Im Winter sind diese Wohnungen aber kalt, da man nur dürftig mit dem Viehdünger das Feuer unterhält.

Der russische Baron von Meyendorff besuchte in einem solchen Aul der kleinen Horde das Zelt eines Sultans. Es bot den Anblick eines sehr bunten Gemisches von Gegenständen des Luxus und der einfachsten Lebensbedürfnisse so wie der einer Vereinigung der Prunkliebe mit einem rohen Geschmack und nicht minder rohen Sitte dar. Die Wände waren mit Teppichen geschmückt, Kleider hingen an einem Stricke, Tigerfelle waren ausgebreitet und neben einem reich mit Gold und kostbaren Steinen verzierten Diadem sah man Stücke Fleisch am Haken hängen, so wie einige hölzerne Kannen und große Schläuche mit Stutenmilch gefüllt.

Aus der nomadischen Lebensart der Kirgisen kann man auf ihre Nahrungsmittel schließen. Die Mahlzeiten bestehen gewöhnlich aus Krut, einer Art von Käse, aus Hairan, Schaaf und Ziegenmilch, die geronnen ist und etwas säuerlich schmeckt und aus Kumiß, d. i. gesäuerte Stutenmilch, die nicht berauschend ist, ein wohlschmeckendes, kühlendes und äußerst heilsames Getränk. Außerdem genießt man auch Mehlbrei, Grütze, wilde Früchte und Wurzeln, oft ein Stück Wild, selten Fische und noch seltener und bloß im äußersten Nothfalle Brod. Uebrigens sind alle Kirgisen sehr starke Esser und Trinker. Von Meyendorff sah mehrere, welche bis acht Pfund Thee auf einmal zu sich nahmen (!!) Auch die Milch trinken sie eimerweise. Beide Geschlechter lieben den Rauch- und Schnupftabak, den sie, so wie Pulver und Blei, nebst andern Bedürfnissen theils von den Bucharen, theils von den Russen in Orenburg eintandeln. Sie bestimmen dabei den Preis der Dinge nicht nach Geld und Silber, sondern nach Pferden und Schaafen, Wolf- und Lämmerfellen.

Die Kirgisen sind eben so gute Viehwirthe, als vortreffliche Jäger und kühne Räuber. Ihre Pferde sind von etwas höherem Wuchse, als die der Kalmucken. An Wildheit und Flüchtigkeit aber gleichen sie ihnen ganz; den ganzen Winter hindurch bleiben sie im Freien und suchen ihr Futter unter dem Schnee hervor. Sie werden in Heerden, Tabune, getheilt, von denen jede einen Hengst erhält, der den Wächter derselben macht und sie muthig gegen die Anfälle reißender Thiere vertheidigt. Ein bemittelter Kirgise hält 1000 bis 4000 Pferde, ein armer wenigstens 50. Auch das Kameel, sowohl das ein- als zweibuckelige gehört zu den Haustbieren. Es gedeiht in den warmen und salzigen Steppen sehr gut. Das erstere taugt mehr zum Reisen, das letztere giebt bessere Wolle. Im Winter näht man diese Thiere in Filzdecken ein, oder bringt sie unter Zelte von Schilfmatten; ihr Fleisch wird gegessen, aus der Haut macht man Schläuche, aus der Milch Butter, Käse und Kumiß. Ein bemittelter Kirgise besitzt 50 bis 100, ein armer wenigstens 5 bis 8 Kameele. Das Rindvieh ist ungehörnt und die einzelnen Hausväter besitzen davon nach Verhältniß 15 bis 25, oder 500 bis 1000 Stück. Die Schaafe haben Fettschwänze, und die Heerden bestehen, nach Maaßgabe des Wohlstandes, aus 100 bis 1000, 5000, ja selbst 20,000 Stück. Hierzu kommen noch Heerden von 10 bis 200 Ziegen. Dagegen findet man in der Kirgisensteppe weder Schweine noch Hausgeflügel, noch Bienen.

Die Jagd ist bei den Kirgisen mehr Erholung, als Geschäft. Sie bedienen sich hierbei abgerichteter Adler, die dem gejagten Wild ihre Krallen in die Augen schlagen und dadurch den Jäger in den Stand setzen, zu Pferde herbei zu eilen, um es zu tödten.

Fischfang und Ackerbau werden nur aus Noth getrieben und gelten bei ihnen als ein Zeichen der Armuth. Das Mehl, welches sie zu einigen Speisen brauchen, tauschen sie lieber von den Russen oder Bucharen ein, als daß sie sich das Getraide selbst anbauen sollten. Auch fürchten sie durch den Ackerbau an Grund und Boden gefesselt zu werden, da sie doch ihre Glückseligkeit darein setzen, frei zu leben, „wie die Vögel in der Luft." —

Der Kunstfleiß der Kirgisen beschränkt sich auf die Erbauung und Einrichtung ihrer Jurten, die Bereitung einiger Stoffe zur Kleidung und die Zurichtung der Produkte ihrer Viehzucht für den Handel. Die Weiber sind sehr geschickt im Weben des Kameelgarns, im Sticken, in Verfertigung der Filze zu den Zelten und in der Zubereitung alles Lederwerks.

Einen großen Theil ihrer Bedürfnisse verschaffen sich die Kirgisen durch den Raub. Besonders ist die große und die kleine Horde dem Raube sehr ergeben. Die mittlere dagegen führt seit einem halben Jahrhundert ein sehr friedsames Leben. Vornehmlich sind die Raubzüge gegen ihre Nachbarn, die Russen und Bucharen, so wie gegen die, ihr Land durchziehenden Karavanen gerichtet. Sie rauben nicht bloß Waaren und Vieh, sondern auch Menschen, welche dann bei ihnen Sklavendienste verrichten müssen, übrigens aber gut gehalten werden. Die Karavanen pflegen daher den Schutz derjenigen Stämme, durch welche sie ziehen müssen,

Digitized by Google

mittelſt anſehnlicher Geſchenke zu erkaufen und erhalten dann von einigen Häuptlingen ſicheres Geleit.

Gegen einander ſelbſt ſind die Kirgiſen ſehr gaſtfrei und gutmüthig; auch der Fremde, der ſie zu gewinnen weiß, kann auf ihre Gunſt und Hülfe rechnen. Doch ſind ſie gegen jede Beleidigung ſehr empfindlich und rachſüchtig, und die Leidenſchaft, die eben die Oberhand gewonnen hat, regiert ſie mit voller Wuth. Als ſich einer ihrer Häuptlinge von dem Chan von Buchara in der Hoffnung betrogen ſah, von demſelben gegen eine feindliche Nation unterſtützt zu werden, hieb er ſeinem Pferde den Schwanz ab und brachte ihn dem erſten Vezier von Buchara mit den Worten: „So wie dieſer Schwanz von meinem Pferde getrennt iſt, ſo trenne ich mich von euch und werde künftig euer unverſöhnlicher Feind ſeyn.

Die Religion der Kirgiſen iſt die muhamedaniſche. Sie binden ſich aber wenig an die Vorſchriften des Korans, und haben noch viel alten heidniſchen Aberglauben, halten viel auf Amulete und auf ihre Zauberer. Indeſſen enthalten ſie ſich des Schweinefleiſches und befolgen die Vorſchriften ihrer Religion in Anſehung des Gebets. Der Betende ſtellt ſich mit dem Geſichte gegen die untergehende Sonne und ſängt ſingend ſeine Andacht an, indem er beide Ohren mit den Händen zuhält, wirft ſich nach einigen Minuten auf die Kniee und mit der Stirn auf die Erde; ſo ſitzt er oft lange, ſtreicht ſich die Backen und den Bart, faltet zuweilen die Hände, ſteht wieder auf, kniet abermals nieder, und ſo abwechſelnd, bis ſeine Andacht nach einer halben Stunde beendigt iſt.

Viele können leſen und ſchreiben und finden ſelbſt Geſchmack an der Dichtkunſt. Sie haben epiſche Gedichte, worin die Heldenthaten ihrer großen Männer beſungen werden. Auch lyriſche Gedichte ſind vorhanden und werden nicht ſelten aus dem Stegreiſe verfertigt, beſonders in mondhellen Nächten, wo ſie einſam im Freien ſitzen und durch die weite Wüſte ihre melancholiſchen Geſänge ertönen laſſen. Folgendes iſt das Lied eines Mädchens:

„Siehſt Du jenen Schnee? — Wohlan mein Körper iſt noch weißer.“

„Siehſt Du das Blut jenes geſchlachteten Schaafes den Schnee röthen? — Wohlan meine Wangen ſind noch röther.“

„Steige hinauf jenen Berg. Du wirſt einen verbrannten Baumſtamm ſehen? — Wohlan meine Haare ſind noch dunkler.“

„Bei dem Sultan giebt es Mollahs, welche viel ſchreiben! — Wohlan meine Augenbraunen ſind noch ſchwärzer, als ihre Dinte.“

Alle Kirgiſen beiderlei Geſchlechts ſind unmäßige Liebhaber von Rauch- und Schnupftabak. Ihre gewöhnlichſten ſelbſtgemachten Pfeifen werden aus Schienbeinen der Schaafe verfertigt.

Obwohl die Kirgiſen ſeit 1731 unter ruſſiſcher Oberhoheit ſtehen, ſo miſcht ſich doch die Regierung dieſes Landes nicht in die innere Verfaſſung der kleinern und mittlern Horde. Sie werden vielmehr durch ſogenannte Aelteſte oder Familienhäupter, ſo wie durch Bogs, Behadies, Sultane, Chane regiert. So ſehr ſie ihre Großen reſpektiren, ſo geben ſie doch ziemlich frei mit ihnen um, und der gemeine Kirgiſe wagt es, ſich in ihrer Gegenwart zu ſetzen. Alle Beſchlüſſe von Bedeutung müſſen vom Volke zuvor genehmigt ſeyn. Die Aelteſten ſind die Richter und der Chan iſt die oberſte Inſtanz. Bei ihren Strafen giebt es vielerlei Stufen. Eigentliche Strafen ſind nur auf Mord und Diebſtahl feſtgeſetzt. Der Mörder muß den nächſten Erben des Getödteten 100 Pferde, einen Sklaven, 2 Kameele, den beſten tuchenen Kaftan, einen ſchwarzen Fuchs, einen Adler und einen Panzer geben. Der Dieb muß das Geſtohlene ſieben- und zwanzigfach erſetzen, oder er wird nach Verhältniß mit dem Tode beſtraft. Eine Art der Todesſtrafe zeigt unſere Abbildung, bei einer andern Art von Züchtigung wird der Verbrecher halbnackt von zwei mit Peitſchen bewaffneten Reitern von einem Zelte des Auls zum andern und, an den Schweif eines Pferdes gebunden, wieder zum erſten Zelte mit Hieben zurückgejagt.

Die Hochzeitceremonien ſind tatariſch. Der Bräutigam erkauft die Braut vom Vater, und zahlt für dieſelbe, je nachdem ſie ſchön iſt, 50 Pferde, 100 Pferde, auch wohl 100 Schaafe. Ein Kirgiſenhäuptling ſah eines Tages in Petersburg, wohin er eine Reiſe gemacht hatte, um den Kaiſer zu ſehen, eine ſchöne, junge Fürſtentochter. Augenblicklich ſtand ſein Herz in Flammen, und er ließ für dieſelbe ihrem Vater 1000 Pferde bieten. Aber, wie groß war ſein Erſtaunen, als er eine abſchlägige Antwort erhielt! — Tauſend Pferde meinte er, ſeyen ein enormer Preis für ſo ein bischen „Weiberfleiſch.“

Einer vornehmen Leiche werden im Sterbjahre 3 Gedächtnißfeſte gefeiert, und oft ſieht man Kirgiſen wenn ſie beim Grabe eines Anverwandten oder Freundes vorbeireiten, vom Pferde ſteigen und an dem Grabe kniend lange Zeit mit Beten zubringen.

Eine Verſtellung der Filzhütten der Kirgiſen von der mittlern Horde, der Kleidertracht, wodurch ſich die Mädchen von den Weibern unterſcheiden, ſo wie auch der männlichen Kleidung gewährt die beigefügte, charakteriſtiſche Zeichnung.

Digitized by Google

Der Lebkuchenhändler.

(Mit zwei Compoſitionen v. G. W. Fakel. Tab. XI. u. XII.)

In der Stadt Rheims wohnte vor etlichen Jahren ein Lebkuchenhändler, Namens Bernard, der die Liebe zu ſeiner Kunſt ſo weit trieb, daß alle ſeine Kleider, Rock, Weſte, Beinkleider und Strümpfe keine andere Farben haben durften, als die Lebkuchenfarbe. Es läßt ſich bei einem ſolchen Enthuſiasmus leicht denken, daß auch ſeine Werke den Meiſter lobten und daß ſein Confect das Geſuchteſte in der ganzen Stadt war. Was aber ſeinen kleinen Laden noch berühmter machte, als ſeine vortrefflichen Zuckerbrödchen, das war ſeine Tochter Euphraſia, ein Mädchen das mit der Geſtalt einer Grazie die Sanftmuth eines Engels verband. Sie hatte ſich eine außerordentliche Geſchicklichkeit im Sticken und allen jenen Arbeiten erworben, welche die ſchöne Welt zu ihrer Toilette für unentbehrlich hält; und man ſah ſie gewöhnlich in einem kleinen netten Zimmerchen, neben dem Laden ihres Vaters in der Mitte mehrerer Schülerinnen ſitzen, die ſie mit wahrhaft mütterlicher Sorgfalt unterrichtete.

Die Geſchäfte des Vaters Bernard nahmen zu ſeiner größten Freude einen immer beſſern Schwung. Wenn er den Laden Abends ſchloß und den Erlös des Tages überzählte, da ſprang er öfters herzu und ſchloß ſein Töchterchen in die Arme und ſprach: „Siehe mein Kind, wieder ein Sümmchen mehr für dich! Ach, du weißt nicht, wie oft ich ſchon im Stillen um dich geweint habe, wenn ich daran dachte, daß ich dich bei meinem Tode allein in der Welt zurücklaſſen müßte, ohne Verwandte, ohne Vermögen, preisgegeben ſo tauſendfachen Gefahren. Ach, der Gedanke hat mich ſchaudern machen!“ —

„Mein guter Vater, rief Euphraſia, und ſtürzte weinend an ſein Herz.“ . . . .

„„Aber jetzt, fuhr Bernard fort, jetzt bin ich ruhig; Gott hat uns nicht verlaſſen; unſer Geſchäftchen und deine Talente nähren uns. Du wirſt eine gute Verſorgung finden — und wenn ich dich glücklich ſehe, werde ich freudig deiner armen Mutter folgen, die mir vorangegangen iſt und die dich ſo ſehr geliebt hat.““

„„O, mein Vater, warum ſprichſt du doch von Sterben — und warum rufſt du ſo traurige Erinnerungen hervor?“

„„Du haſt Recht, mein Kind; wir ſind ja glücklich. Komm laß uns fröhlich ſeyn und Gott danken!““

Und der Greis und die junge Tochter knieten andächtig nieder und baten Gott um ſeinen fernern Segen.

An einem Morgen hielt ein prächtiger Wagen vor dem Laden des Vater Bernards, und eine reichgekleidete Dame, ein junges Mädchen und ein junger Mann, den ſeine Kleidung, ſein fremdartiger Accent und einige Orden auf ſeiner Bruſt, als einen Fremden bezeichneten, ſtiegen aus. Bernard, dem ein ſo glänzender Beſuch außnehmend ſchmeichelte, empfing ſie mit großer Ehrerbietung.

„Mein Herr, redete ihn die Dame an, wohnt hier nicht eine junge Arbeiterin, die ſehr geſchickt im Sticken ſeyn ſoll?“

„Es iſt meine Tochter, Madame. — Wenn Sie ſich dort in das Zimmerchen bemühen wollen, ſo werden Sie ſich ſelbſt überzeugen.“

Mit dieſen Worten öffnete er das Zimmerchen, wo Euphraſia, umgeben von ihren Schülerinnen arbeitete. Die drei Beſuchenden waren die Baronin Düverger, die Eigenthümerin eines in der Nähe gelegenen Schloſſes, deren Tochter Amalie und der Graf Friedrich von Lindorf, der Sohn eines ruſſiſchen Generals. Euphraſia ſtand auf und grüßte mit einer ſolchen Anmuth und einem ſo vollendeten Anſtande, daß die Baronin überraſcht wurde. „Ein ſchönes Mädchen!“ rief ſie dem Grafen zu. — Sie iſt entzückend! erwiederte dieſer. Und die junge Amalie ſtand wie bezaubert vor der himmliſchen Geſtalt.

Euphraſia erröthete; näherte ſich aber mit einem feinen Anſtande der Baronin und ſprach: womit kann ich Ihnen nützlich ſeyn? —

„Mein ſchönes Kind, erwiederte die Baronin, entſchuldigen Sie eine Empfindung, deren wir nicht Meiſter waren. Es iſt dieß eine Huldigung, an die Sie gewöhnt ſeyn werden.“ —

„Madame, ich verſtehe Sie nicht!“ „Meine Complimente verwirren Sie, ich will alſo ſogleich zu dem Anliegen übergehen, das mich hierher geführt hat. Ich will meine Tochter verheirathen und wollte nach Paris reiſen, um das Brautkleid verfertigen zu laſſen; aber eine Unpäßlichkeit hat mich daran verhindert. Nun hat ſich zwar dieſer junge Herr dieſem Geſchäfte unterzogen, und, ich muß es zu ſeinem Ruhme ſagen, er hat trefflich gewählt; das Brautkleid iſt ſchön, faſt zu ſchön; aber Sie wiſſen, meine Liebe, es gehören dazu noch allerlei Kleinigkeiten, auf die ſich ein Mann nicht verſteht. Da hat mir nun eine Freundin Ihren Geſchmack und Ihr Talent gerühmt und ich bin hierher gekommen, um beides zu Rathe zu ziehen.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

Upsala

Karlsruher Unterhaltungsblatt.

Nr. 22. Vierzehnter Jahrgang. 1841.

Upsala.

(Mit einer Abbildung.)
Tab. XXII.

Upsala, die ehrwürdige, uralte Residenzstadt der Schwedischen Könige, liegt sieben geographische Meilen nördlich von Stockholm, in einer kornreichen Ebene, welche von der Fyrisa durchströmt wird. Vor der Erbauung Stockholms war sie lange Zeit die reichste und beträchtlichste Stadt des Reichs. Etwa eine Meile von der Stadt liegt die große Morawiese, mit den Morasteinen, wo durch das ganze Mittelalter hindurch das Volk sich zur Königswahl versammelte und der Gewählte die Huldigung desselben empfing. Auch nannten sich die Herrscher Skandinaviens in den ältesten Zeiten nicht Könige von Schweden, sondern Könige von Upsal.

Jetzt hat zwar die Stadt von ihrer ehemaligen Herrlichkeit vieles verloren; aber noch immer hat sie das Recht, die Schwedischen Könige in ihrer Hauptkirche zu krönen, und was für das Reich noch wichtiger und ersprießlicher ist, sie ist ein blühender Sitz der Wissenschaften, eine Universität, welche mit den gefeiertsten Hochschulen Europas wetteifert. In ihr wirkte einst ein Mann, den unsere Freunde schon aus einem frühern Bande unseres Blattes als einen der größten Naturforscher und der edelsten Menschen kennen gelernt haben — der unsterbliche Linne, und vor ihm schon hatte Celsius durch sein berühmtes Werk über die in der Bibel erwähnten Pflanzen, Hierobotaniken, gezeigt, daß Upsala eine herrliche Pflanzschule der Wissenschaften ist. Das Akademiegebäude in derselben ist eine Stiftung des großen Gustav Adolph, welcher der Universität überhaupt einen neuen Aufschwung gab, mit königlicher Freigebigkeit ihre Einkünfte erweiterte und eine Menge Anstalten zur Beförderung des Studirens gründete. Die Universität ist mit 24 Professoren und 14 Adjunkten besetzt und wird jährlich von 12 bis 1400 Studirenden besucht. Zu den Hülfsanstalten derselben gehört die trefflich geordnete Bibliothek, aus 100,000 Bänden und 1200 seltenen Manuskripten bestehend, unter denen die Mösogothische Uebersetzung der vier Evangelien vom Bischofe Ulphilas und Snorro Sturlesons Edda die berühmtesten sind.

Das erstgenannte Werk ist das älteste Denkmal der deutschen Sprache, aus den ersten christlichen Jahrhunderten. Der Bischof Ulphilas verfaßte nemlich zur Begründung christlicher Bildung unter seinen neubekehrten Westgothen, gegen Ende des vierten Jahrhunderts eine Uebersetzung der Bibel mit eigener Hand. Die Handschrift, welche die Gelehrten Codex argenteus (den silbernen Codex) nennen, ist in schönen, großen regelmäßigen Uncialbuchstaben mit Silber auf ein sehr feines purpurfarbiges Pergament in groß Quart geschrieben. Die Anfangslinien der Evangelien und die erste Linie jeder Abtheilung sind von Gold. Unten sind zwischen Säulen, die nach keiner der bekannten Ordnungen im barbarischen Geschmacke gezeichnet sind, erklärende Bemerkungen beigefügt. Die Evangelien, welche uns allein aufbewahrt sind, folgen sich in dieser Ordnung: Matthäus, Johannes, Lukas, Markus. Die Buchstaben selbst scheinen nicht mit der Feder, oder dem Schilfe geschrieben, sondern mit geschnittenen oder gegossenen Formen ungefähr so aufgedrückt zu sein, wie die

Digitized by Google

Buchbinder die Titel am Rücken der Bücher mit Gold oder Silber aufliegen.

Die Sprache dieser Handschrift ist die Mundart eines gothischen Völkerstammes, der einst am östlichen Ufer des Dniesters und an Küsten des schwarzen Meeres und an den Mündungen der Donau gewohnt hat. Das Manuscript ist für uns unschätzbar.

Nicht minder werthvoll ist das andere der beiden erwähnten Werke, die Edda des Snorro Sturlesen. Es ist dieses eine Sammlung isländischer Dichtungen, welche die Hauptquelle für die nordische Götter- und Heldengeschichte sind. Snorro Sturlesen, ums Jahr 1200 Lagman auf Island und Truchses des Königs Hakon, verfertigte daraus einen Auszug, und diese Arbeit wird in der Universitätsbibliothek zu Upsala aufbewahrt.

Die Universität besitzt ferner alle erforderlichen Institute zur Förderung der Wissenschaften, eine Sternwarte, Münz-, Naturalien- und Kunstsammlungen und einen prächtigen botanischen Garten, dessen erste Anlage von Linne selbst herrührt. König Friedrich stiftete 1728 in Upsala eine Gesellschaft der Wissenschaften, welcher die meisten Professoren und viele ausgezeichnete Gelehrte des Reichs angehören und die jährlich ihre wichtigsten Verhandlungen herausgibt.

Die Fyrisa theilt Upsala in zwei Theile, in die eigentliche Stadt und den Fierding. Beide sind durch mehrere steinerne Brücken mit einander verbunden. Die Stadt ist alterthümlich und meist von Holz gebaut. Wie in den meisten nordschwedischen Städten haben ihre Häuser größtentheils Schindeldächer, und sehr viele sind nur mit Birkenrinde bekleidet. Da überdieß die Wohnungen weit auseinander stehen, so gibt dieses der Stadt ein beinahe dörfliches Ansehen. Die Zahl der Häuser beläuft sich auf 900, die der Einwohner auf 4700.

Die größte Merkwürdigkeit der Stadt Upsala ist der prächtige gothische Dom, die größte und schönste Kirche Schwedens, deren Bau im Jahre 1258 begonnen und 1435 beendigt wurde. Er ist 180 Ellen lang, 76 Ellen breit, 57 Ellen hoch und mit Kupfer gedeckt. Vier neben einander fortlaufende mächtige Säulenreihen tragen das innere Gewölbe; den Mittelpunkt der Kirche bildet ein großer freier Platz, auf welchem die Krönung der Schwedischen Könige geschieht. Unter den vielen Grabmälern im innern der Kirche zeichnen sich die der Könige Gustav Wasa, Johann III., des Erzbischofs Mennander und des großen Linne aus. Letzteres ist von prachtvollem rothem Granit, mit dem Bildniß Linnes aus Erz. Sehenswerth sind auch die Sakrysteien, welche mehrere, zum Theil merkwürdige Kostbarkeiten enthalten, und die große Glocke auf dem Thurme.

Der erste Pfarrer an dieser Kathedrale ist der Erzbischof, zugleich das Haupt der ganzen Schwedischen Geistlichkeit.

Gewerbe, Handel und Fabriken haben hier niemals Wurzel fassen können. Der Mittelpunkt des Verkehrs und der Hauptnahrungszweig ist die Hochschule, die seit einigen Jahren auch von Ausländern besucht wird.

Im geselligen Leben herrscht viel feine Bildung und Ungezwungenheit; des Winters bewohnt ein großer Theil des Landvolks die Stadt. Am lebhaftesten ist Upsala zur Zeit des im Februar fallenden Distingsmarktes, der aus den fernsten Provinzen Schwedens besucht wird. Als öffentliche Promenaden dienen in der Stadt der botanische Garten und vor demselben die Königswiese. Wichtig in Beziehung auf die Geschichte Schwedens sind die nahen Umgebungen Upsalas, besonders das Dorf Altupsala, einst der Hauptsitz des nordischen Götzendienstens und die Residenz des Oberpriesters, der zugleich Oberkönig war. In den Mauern der alten Dorfkirche soll noch ein Theil des alten Haupttempels der Skandinavier, vorhanden sein.

Der Lebkuchenhändler.

(Fortsetzung von Seite 86.)

Euphrasia kramte nun vor den Damen aus, was sie in Bereitschaft hatte und erklärte, wie sie Alles zu verfertigen gedenke. Die Baronin gerieth über das, was sie sah und hörte in Entzücken und rief endlich voll Verwunderung aus: Wahrlich, es überrascht mich, hier in der Provinz Dinge zu finden, die man selbst zu Paris bewundern würde! Darauf ging sie zu Vater Bernard, der mit dem braunen Käppchen unter'm Arme dastand, und sagte: Ich gratulire Ihnen zu Ihrer Tochter; sie ist eben so talentvoll als schön; sie kann auf meine Protektion rechnen.

Nun, erwiederte Bernard, da bitte ich Sie um eine gleiche Gunst für mich. Ich verfertige köstliche Lebkuchen, ächte Rheinser. —

Das ist schön; ich werde mein Confect fortan bei Ihnen kaufen lassen.

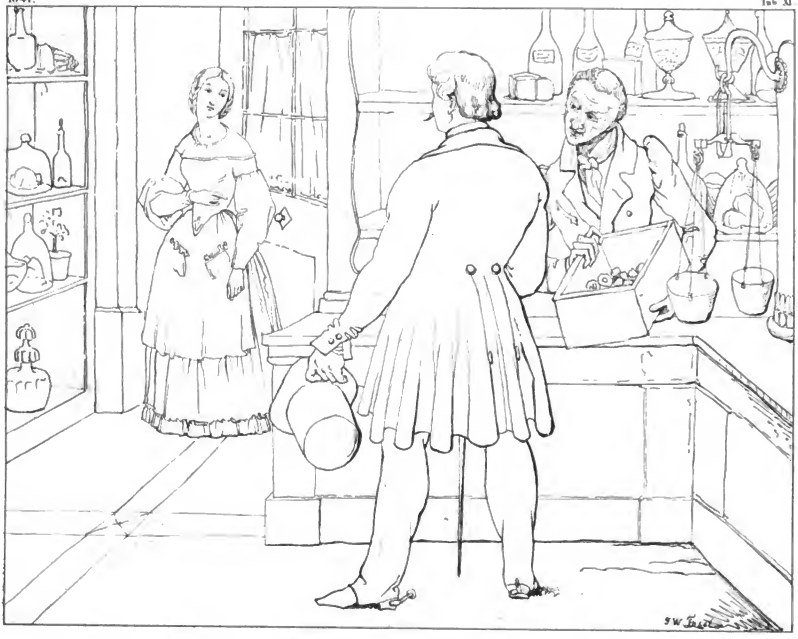
Hierauf stieg die Baronin in ihren Wagen.

Das nenn' ich einmal eine liebenswürdige Frau, rief jetzt Bernard, sein Käppchen aufsetzend. Nicht wahr, Euphrasia? —

Ja Vater, sie hat viel gekauft und viel bei mir bestellt. —

Digitized by Google

Digitized by Google



Der Lebkuchenhändler Nº 1.

Digitized by Google

Du ſiehſt, meine Tochter, Gott hat unſer Gebet erhört. Wer weiß, morgen thut er vielleicht noch mehr!

Auf dem ganzen Wege von Rheims nach ihrem Schloſſe konnte die Baronin und ihre Tochter nicht müde werden, die Schönheit und die Gaben der jungen Arbeiterin zu preiſen. Auch auf dem Schloſſe ſelbſt kamen ſie immer wieder darauf zurück, und ſie redeten eben von ihr am Tiſche, als der junge Arthur Düverger, der Sohn der Baronin, in den Saal trat. Er kam eben von der Jagd und rief dem Grafen zu:

Ich beklage dich, Friedrich; du haſt nicht mit auf die Jagd gewollt; ich habe große Flüge Rebhühner geſehen — freilich auf Schußweite ſind ſie mir nicht gekommen. . . . .

Und ich beklage dich noch mehr, mein lieber Arthur, daß du nicht mit uns nach Rheims gegangen biſt; du hätteſt das herrlichſte Geſchöpf von der Welt geſehen. . . . .

Zu Rheims! Wo denn?

Bei dem alten Lebkuchenhändler!

Richtig, man hat mir ſchon von der Kleinen geſprochen.

Freund, fiel die Baronin ein, ſprich nicht ſo leichtfertig von einem jungen Mädchen, das deine Mutter und deine Schweſter ihrer Achtung würdig halten.

Nun, ich will nicht mit Ihnen ſtreiten, liebe Mutter, und auch nicht mit meiner guten kleinen Schweſter; ich habe dieſes ächte Wunder der Welt ja noch nicht geſehen; aber ich will mir morgen das Vergnügen machen, zu dem ehrſamen Herrn Lebkuchenhändler zu gehen und mir ein paar Pfefferneßchen kaufen; da kann ich das Meerwunder für einige Sous ſehen.

Du haſt wahrlich Unrecht, mein Bruder, ſagte Amalie, ſo verächtlich von dem Mädchen zu ſprechen. Ich ſtehe dir dafür, du wirſt ſie bald mit andern Augen anſehen —

Es iſt möglich! Morgen will ich auch die Pfefferneüſſe bringen und meine Meinung über dieſe Schöne ſagen.

Am folgenden Tage ſtattete Vater Bernard gerade ſeinen Laden aus, da hielt ein junges Herrchen nach dem neueſten Schnitte mit einem prächtigen Renner vor ſeiner Thüre. Er ſtieg ab, warf die Zügel ſeines Pferdes einem Jokey zu und trat hinein.

Habe ich die Ehre, den berühmten Herrn Lebkuchenhändler Bernard zu ſprechen, rief er in einem halbſpöttiſchen Tone dem Alten entgegen?

Ich heiße Bernard, antwortete der Greis und handle mit Lebkuchen. Womit kann ich dem Herrn dienen?

Herr Bernard, Sie ſehen in mir einen großen Liebhaber ihrer unſterblichen Produkte, und werden daher nicht erſtaunen, wenn ich ihnen ſage, daß ich zwei Stunden im Galopp geritten bin, um mir von Ihren himmliſchen Pfefferneüſſen einzukaufen.

Mein Herr, Sie ſcherzen? —

Nein, auf Ehre nein, ich will eine Pfeffernuß für zwei Sous.

In dieſem Augenblick trat Euphraſia, welche ihren Vater allein glaubte, in den Laden. Beim Anblick eines Fremdem wollte ſie ſich zurückziehen; aber Arthur trat auf ſie zu und redete ſie an: Mademoiſelle, die Frau Baronin Düverger, die erfahren hat, daß ich dieſen Morgen nach Rheims gehe, hat die Güte gehabt, mir einen Auftrag an Sie mitzugeben; ich habe nicht daran gedacht, daß ich ihr ſo viel zu verdanken haben würde.

Mein Herr, rief Bernard, der alle ſeine Käſten durchſucht hatte, für zwei Sous, bekommen Sie nur ein ganz kleines Pfefferneüßchen!

Ich habe vergeſſen, erwiederte Arthur lebhaft, Ihnen zu ſagen, mein lieber Herr Bernard, daß Sie hundert Pfund Lebkuchen aufs Schloß ſchicken ſollen; dazu auch Paſteten, Pippen, Krachmandeln, kurz was Sie nur haben.

Ganz wohl, Herr Baron, erwiederte Bernard.

Und was wünſcht die Frau Baronin? fragte Euphraſia.

Sie bittet Sie, Mademoiſelle, erwiederte Arthur mit einem ſchüchtern gewordenen Tone, gefälligſt doch ſo ſehr als möglich die Arbeit zu beſchleunigen, da die Hochzeit meiner Schweſter nahe bevorſtehe, und. . . . .

Ihre Frau Mutter kann auf meine Pünktlichkeit zählen, mein Herr. Hat ſie noch ſonſt irgend etwas zu wünſchen? —

Ach nein, Mademoiſelle!

(Siehe die Abbildung Nro. 1.)

Wenn der Herr Baron wählen will, ſagte Bernard hinzutretend, da iſt mein ganzer Vorrath von Pfefferneüſſen; man kann jetzt nicht viel vorräthig backen — es iſt kein Abgang; denn nur die Schornſteinfegerjungen. . . . .

Vater! — fiel Euphraſia ein —

Haſt Recht, mein Kind! beinahe hätte ich eine Dummheit geſagt. Nun ja, nur vornehme Herren haben ſolche Einfälle.

Ich bin beſchämt, erwiederte Arthur — und bitte Sie, mir meine Unart zu verzeihen. —

Darauf beſtieg er wieder ſein Pferd, grüßte mit Achtung und ritt langſam fort.

Der junge Baron iſt ſehr liebenswürdig, ſagte Bernard, ihm nachblickend; er wollte anfangs nur zwei Sous kaufen; darauf hat er hundert Pfund Lebkuchen beſtellt. Das Schloß iſt für uns eine gute Kundſchaft, und Du biſt es, liebes Kind, dem ich dieſes Glück verdanke! —

Digitized by Google

Mir, mein Vater?

Ja Dir allein; ich will Dir das ein andermal erklären; aber ſey gewiß, Alles, was mir hier Gutes begegnet, Deine Gegenwart allein ruft es herbei.

Als Arthur in das Schloß zurückkam, rief ihm Friedrich entgegen: Nun, Du haſt ſie geſehen; wie findeſt Du ſie?

Wen, Mademoiſelle Bernard? — nun, hübſch, recht hübſch. —

Nichtwahr, Bruder, fiel Amalie ein, ſie iſt ein edles, ausgezeichnetes Weſen?

Ja, ihr battet recht, ſie iſt ſchön, antwortete er verlegen.

Die Vermählung des Grafen Friedrich von Lindorf mit der jungen Amalie beſchäftigte Madame Düverger dermaßen, daß ſie wenig auf das Betragen ihres Sohnes Acht gab, und nicht wahrnahm, daß Arthur alle Tage nach Rheims ritt und daß in ſeiner Lebensweiſe eine große Veränderung vorging. So verſtrichen einige Monate. Endlich aber bemerkte die Mutter, daß ihr Sohn ungewöhnlich nachdenkend und träumeriſch geworden war; ſie beobachtete ihn aufmerkſamer, fragte ihn aus, und kam endlich auf den Grund ſeines veränderten Weſens. In Folge dieſer Entdeckung erſchien ſie eines Tages beim Vater Bernard. Dieſer Morgenbeſuch überraſchte den Lebkuchenhändler nicht wenig.

Hat man vielleicht vergeſſen, Madame, Ihre letzten Befehle zu vollziehen? —

Darum handelt ſich's jetzt nicht, Herr Bernard; hören Sie mich; Sie ſind ein rechtſchaffener, würdiger Mann; Sie lieben Ihre Tochter, wie ich meinen Sohn liebe.

Ich weiß zwar nicht genau, bis zu welchem Grade Sie Ihren Sohn lieben; aber ich bin gewiß, daß Sie ihn nicht mehr lieben können, als ich meine Tochter! —

Wohlan, wir müſſen uns verſtändigen, um ein Unglück zu vermeiden. Mein Sohn liebt Ihre Tochter! —

Das wundert mich nicht! —

Er liebt ſie, wie man eben in ſeinem Alter liebt.

Ich verſtehe; Sie wollen ſagen, er betet ſie an.

Ja, er betet ſie an

Dann, um ſo ſchlimmer für ihn!

Was wollen Sie damit ſagen?

Daß ich meine Tochter kenne und nichts fürchte.

Hören Sie mich!

Ich höre Sie, Madame!

Ich bin nicht ſo ruhig, wie Sie; ich begreife recht wohl Ihre Sorgloſigkeit; Sie haben Alles zu gewinnen, aber ich habe Alles zu verlieren, das Vermögen und den Namen meines Sohnes...

Madame, erwiederte Vater Bernard trocken; ſo hoch auch ein Mann ſtehen mag; er wird niemals etwas verlieren können, wenn er ſich um ein tugendhaftes Mädchen bemüht.

Ich will damit nichts Beleidigendes gegen Ihre Tochter geſagt haben, deren Verſtändigkeit und Tugend ich ehre; aber Sie werden wiſſen, daß es geſellſchaftliche Verhältniſſe giebt, welche nicht erlauben...

Ich weiß recht wohl, daß die Tochter eines armen Handelsmannes, ſo ſchön und tugendhaft ſie auch ſey, nicht hoffen darf, Frau Baronin zu werden; aber in dieſem Fall iſt es nicht an ihr, ſich zurückzuziehen, ſondern an dem, der ſich nicht zu ihr herablaſſen will.

Ach, das wird mein Sohn nicht, er wird nur um ſo halsſtarriger ſein Ziel verfolgen, je größer die Hinderniſſe ſind, die ſich ihm entgegenſtellen. Darum bitte und beſchwöre ich Sie, lieber, beſter Herr Bernard, verlaſſen Sie dieſes Land; laſſen Sie ſich an einem andern Orte nieder. Meine Protektion wird Sie überall hin begleiten.

Wie, Madame, ich das Land verlaſſen, ich mein Kind fortführen?! und dieß darum, weil es einem jungen Thoren einfiel, ſie zur Gattin zu wünſchen. Nein, nimmermehr! —

Herr Bernard, es iſt eine weinende Mutter, die ſie darum fleht!

Ich kenne Ihren Schmerz, Madame; aber ich kann Ihnen nicht helfen. Nichts iſt natürlicher, als daß Sie das Kind lieben, das der Himmel Ihnen geſchenkt hat; aber ich liebe das Kind, das der Himmel mir nur anvertraut hat, eben ſo innig — und darum kann ich das Land nicht verlaſſen.

Was ſagen Sie? Eupdraſia iſt?...

Iſt nicht meine Tochter; es iſt ein Kind, das Gott nach ſeiner großen Güte mir geſandt hat, um mein Glück und meine Wonne in meinen alten Tagen zu ſeyn. Ich kann und darf nicht vergeſſen, daß ich eine heilige Pflicht zu erfüllen habe, daß dieſes Kind eine Familie hat, die es nirgends als in dieſem Lande ſuchen kann, und daß ich da bleiben muß, um entweder das Glück meiner Pflegetochter zu gründen, oder ſie gut und ſchuldlos denen in die Arme zu führen, die ſie vielleicht ſchon ſeit vielen Jahren beweinen.

Herr Bernard, Sie müſſen mir noch mehr ſagen!...

Sie haben Recht; nach Allem, was ſich zugetragen hat, iſt eine vollſtändigere Erklärung nothwendig geworden. Ich will ſie Ihnen geben; aber ſehen Sie, da kommen Käufer; erlauben Sie mir, daß ich es auf einen andern Tag verſchiebe.

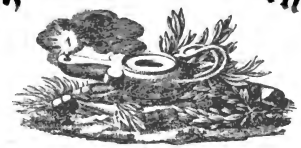
(Fortſetzung folgt.)

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Die bunte Antilope.

Karlsruher Unterhaltungsblatt.



Nr. 23. Vierzehnter Jahrgang. 1841.

Die bunte Antilope,

Antilope scripta.

(Mit einer Abbildung.)

Tab. XXIII.

Das zahlreiche Geschlecht der Antilopen, dem das schöne Thier angehört, welches unsere heutige Abbildung darstellt, bildet bekanntlich den Uebergang von den Rehen oder Hirschen zu den Ziegen. Die meisten Arten desselben gleichen den erstern an Schönheit der Gestalt und Feinheit des Gliederbaues und haben, wie sie, sogenannte Thränenbälge unter den Augen. Auch ihre Farbe und die Beschaffenheit ihrer Haare erinnern an das Hirschgeschlecht. Auf der andern Seite aber haben sie wieder Vieles mit den Ziegen gemein, besonders die hohlen Hörner, welche sie nie abwerfen, und den Aufenthalt. Denn sie gehören ausschließlich der alten Welt an, und auch nicht eine einzige Gattung derselben findet sich in Amerika. Die wärmern Gegenden Asiens und Afrikas, vorzüglich die Wüsten und die steilen Gebirge sind ihre Wohnplätze. Dort erblickt man sie oft in Heerden zu Hunderten, ja zu Tausenden.

Anmuth und Leichtigkeit haben alle Gattungen mit einander gemein. Von allen Thieren in der Welt haben sie die schönsten und mintersten Augen, und es ist kaum zu sagen, ob man daran mehr den Glanz und das Feuer, oder die Milde und Sanftheit bewundern soll. Daher vergleichen auch fast alle Dichter des Morgenlandes die Augen ihrer Geliebten mit denen der Gazellen oder Antilopen.

In der Regel ist der Gliederbau dieser Thiere noch feiner und schlanker, als der des Rehes, ihr Haar ist eben so kurz, aber sanfter und dichter. Die hintern Beine sind bei einigen Arten länger, wie die vordern, und daher können sie mit weit größerer Sicherheit und Gewandtheit steile Anhöhen hinaufsteigen. An Flüchtigkeit und Elasticität übertreffen sie den Hirsch bei Weitem, und wenn sie verfolgt werden, sieht man sie oft Sätze und Sprünge machen, daß dem Jäger aller Muth vergeht, ihnen weiter nachzusetzen. Die schnellsten Pferde und Hunde sind nicht im Stande, sie zu erreichen; sie überfliegen mit einer unglaublichen Sicherheit die breitesten Abgründe, oder stürzen sich an steilen Abhängen herab, wo kein anderes vierfüßiges Thier ihnen zu folgen vermag. Darum hat man in einigen Gegenden Asiens, wo sich die schnellsten und flüchtigsten Arten dieses Geschlechtes finden, die Kunst ersonnen, sie mit Falken zu jagen, und diese Jagd gehört zu den beliebtesten Vergnügungen vornehmer Orientalen. Die Araber, Perser und Türken gebrauchen zu diesem Zwecke den Edelfalken. Diesen richten sie ab und begeben sich mit demselben zu Pferde an den Ort hin, wo die Antilopen sich aufhalten. In tiefster Stille suchen sie sich der Heerde zu nähern; alle Hunde müssen zurückbleiben. Sobald nun der Falke eine Antilope erspäht, so schießt er mit der Schnelligkeit eines Pfeiles darauf los; das scheue Thier kennt seine Gefahr und sucht mit ungeheuren Sätzen zu entkommen; aber der geflügelte Feind erreicht es, schlägt seine Klauen in die Augen oder in die Gurgel desselben ein und verwundet sie so gefährlich, daß sie blutend zusammenstürzt. Jetzt reiten die Jäger, welche mit ihren flüchtigen Rossen bisher immer gefolgt waren, herzu, bemächtigen sich der Beute und belohnen den Falken mit einem Stücke blutigen Fleisches.

In Ostindien jagt man Antilopen oft mit der Unze, einer Art von Leoparden, die der Jäger auf einem kleinen zweirädrigen Karren, oder auf sein Pferd zu sich nimmt.

Digitized by Google

Hier sitzt das blutgierige Geschöpf, und läßt seine gierigen, glühenden Katzenaugen nach allen Seiten kreisen. Kaum erblickt er die Beute, so schleicht er sich, gleich einer Katze, bald lauernd, bald kriechend in weiten Wendungen heran, bis er auf eine gewisse Nähe gekommen ist. Jetzt springt er mit einem nie fehlenden Satze auf das harmlose Thier, tödtet es und saugt sein Blut. Wir haben eine solche Antilopenjagd schon in einem frühern Jahrgange dieses Blattes beschrieben.

Der berühmte Pallas gibt uns in seinen Reisen nach verschiednen Provinzen Rußlands und Asiens die Beschreibung einer Antilopenjagd, die er bei den Tunguſen am Baikalsee beobachtet hat. Sie wählen zum Jagdplatze Niederungen, oder offene Flächen an Flüssen oder am Saume der Berge und Wälder aus. Im Herbste nun, zur Zeit wenn ihre Pferde am munterſten und lebhaftesten sind, kommen sie in Gesellschaften zu Hunderten zusammen. Alle sind beritten und jeder hat einen abgerichteten Hund. Sind sie an dem bestimmten Platze angekommen, so senden sie drei bis vier wohlgeübte Jäger als Kundschafter aus, welche berichten müssen, wo die Antilopenheerde sich befindet. Kaum geben diese die verabredeten Signale, so bricht der Jägertrupp auf und zertheilt sich nach verschiedenen Richtungen so daß ein Reiter von dem andern etwa 50 bis 60 Ruthen entfernt ist. So bilden sie einen weiten Halbkreis, der die Thiere umzingelnd, sich allmählich zu einem Kreise schließt und immer enger und enger zusammenzieht. Kaum merken die wachsamen Thiere die ihnen drohende Gefahr, als sie nach allen Richtungen auseinander stäuben und zu entfliehen suchen. Aber die gewandten Reiter stoßen sie theils mit der Lanze nieder, theils senden sie den Flüchtigen ihre sicher treffenden Pfeile nach.

Auf eine ähnliche Weise richten oft die Hottentotten und Buschmänner im südlichen Afrika ungeheure Niederlagen unter den sanften und friedlichen Antilopen an. Zu gewissen Zeiten nemlich verlassen diese Thiere ihren nördlichen Aufenthaltsort an den Rändern der Wüsten und ziehen südlich um neue Weideplätze zu suchen. Bei solchen Wanderungen werden sie gewöhnlich von Löwen, Hyänen, Jakals, Panthern ꝛc. verfolgt, und halten sich schaarenweise beisammen. Sehen nun die Hottentotten das Herannahen eines solchen Zuges, so machen sie sich mit ihren Wurfspießen, Hassagaien genannt, auf, umzingeln sie und fallen wie wüthende Raubthiere, unter die armen Ankömmlinge ein, wobei sie oft mehr tödten, als sie gebrauchen können.

Die Alten kannten nur zwei Arten von Antilopen. In der neuern Zeit aber hat man bereits über 30 Arten aufgezählt. Sie unterscheiden sich unter einander theils durch ihre Größe, theils durch die eigenthümliche Gestalt ihrer Hörner, die bald geringelt, bald gefurcht in den seltsamsten Formen wechseln; theils aber auch durch ihre Farbe. Die meisten sind braun am Rücken und weiß am untern Theile des Körpers, und zwischen beiden Farben läuft gewöhnlich ein schwarzer Streif, der sie scharf von einander abzeichnet. Einige derselben aber sind durch ganz besondere Färbung ihres Felles ausgezeichnet, und zu diesen gehört die hierbei abgebildete bunte Antilope. Dieses Thier, von welchem man in den Wäldern und Ebenen des Landes Poder in Afrika große Heerden trifft, ist von Farbe rothbraun mit einem doppelten weißen Rost auf dem Rücken, nemlich jederseits zwei Längsstreifen mit 5 bis 6 Querstreifen und Flecken auf den Lenden. Unter jedem Auge befindet sich ein weißer Fleck, der untere Theil des Halses ein Theil des Gesichtes sind weiß, die Stirne und die Rückenlinie schwarz. Die Hörner sind fast gerade, etwas zusammengedrückt und leicht spiralförmig gewunden. Das Weibchen unterscheidet sich vom Männchen nur durch den Mangel der Hörner.

Die bunte Antilope hat ungefähr die Größe des Dammhirsches. Die ganze Länge, von der Schnauze an gerechnet, beträgt 4½ Fuß; die Schulterhöhe 2½ Fuß; Kreuzhöhe 2 Fuß 8 Zoll; die Länge der Ohren 5, die der Hörner 9 Zoll.

Das Vaterland dieser Art sind die Ufer des Senegals, in den Ebenen und Wäldern daselbst, besonders aber das Land Poder. Kolbe fand im Jahr 1708 schon beim warmen Bad am Vorgebirge der guten Hoffnung eine unglaubliche Menge, mehr als tausend auf einem Weideplatze beisammen. Bei seiner Annäherung that ihre Schildwache einen Schrei, auf welchen alle zusammenliefen und sich ordentlich in Reihe und Glied stellten. Er ritt mit mehreren Gefährten dicht an ihnen hin und erst, als er vorbei war und einen Schrei that, liefen sie zerstreut ins nächste Thal davon.

So schnell und flüchtig sie sind, so lassen sie sich doch, mit Güte behandelt, sehr zahm machen, und bekommen Zutrauen und Anhänglichkeit an die Personen, welche sie nähren. Ueber ihre eigenthümliche Lebensart im wilden Zustande ist noch nichts bekannt. Das Fleisch schmeckt sehr gut. In der Kapcolonie sind sie jetzt selten, und nur noch in den waldreichen Gegenden der Südküste in größerer Anzahl zu finden.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Lebkuchenhändler N.o 2.

Der Lebkuchenhändler.

(Fortsetzung von Seite 90.)

Morgen ist Sonntag, sagte lebhaft die Baronin; kommen Sie zeitig auf das Schloß.

Wohl, Madame; auch Euphrasia soll mich begleiten und erfahren, wer sie ist. Also, Frau Baronin, auf Morgen früh! —

Am folgenden Morgen nach dem Schlusse der Messe wandelten der Vater Bernard und Euphrasia dem Schlosse zu. Der Alte trug einen neuen Rock von seiner Lieblingsfarbe, Euphrasia ein einfaches weißes Kleid. Unterwegs antwortete er nur selten auf die Fragen seiner Tochter, stieß abgebrochene Worte ohne Zusammenhang aus, und gesticulirte heftig mit den Händen. Euphrasia wußte nicht, was das bedeuten solle.

Sie kamen bei der Baronin Düverger an; man empfing sie daselbst mit einer Höflichkeit, welche die bescheidene Euphrasia einschüchterte. Im großen Saal des Schlosses befanden sich noch der Graf Friederich von Lindorf und seine junge Gemahlin. Arthur war entfernt gehalten worden. Nach einigen Augenblicken eines beengenden Stillschweigens nahm Vater Bernard das Wort:

Frau Baronin, es war eine Zeitlang meine Absicht, niemals ein Geheimniß zu enthüllen, das Niemand außer mir besaß, und den Schatz, den der Himmel mich auf meinem Pfade finden ließ, für mich allein zu behalten. Aber Gott hat mir zu erkennen gegeben, daß es verwerfliche Selbstsucht wäre, wenn ich ein Kind, das der Stolz und die Freude meines Lebens gewesen ist, zu der Dunkelheit und Niedrigkeit verdammen wollte, die ich ihm allein bieten kann. Die Vorschläge, die Sie mir gemacht haben, das Land zu verlassen, haben mir meine Pflicht wieder vor Augen gestellt. Ich muß Ihnen daher sagen, was es mich auch kosten mag: Euphrasia ist nicht meine Tochter! . . .

Bei diesen Worten ward Euphrasia todtenbleich: O sage das nicht, lieber Vater, rief sie, sich in die Arme des Greises werfend, sage das nicht; du kränkest dich selbst. Ich bin deine Tochter; ich rufe die achtungsvolle Liebe, ich rufe meine ganze Zärtlichkeit zum Zeugen, die ich für dich fühle. O, Vater, habe Erbarmen, sage nicht mehr, daß ich deine Tochter nicht bin.

Ja, erwiederte Bernard, sich die Thränen trocknend, ja, du bist mein Kind, mein liebes theures Kind; aber siehe liebe Euphrasia; alle Liebe, alle Vatersorgen, die ich dir widmete, geben mir kein Recht über dich; du bist frei, und mußt es wissen, damit du über deine Zukunft entscheiden kannst.

Nun wohlan, fiel Euphrasia ein, wenn ich frei bin und meinen eigenen Willen habe, so erkläre ich, daß ich bei dir bleiben und deine Tochter seyn will. O, verstoße mich nicht!

Ich, dich verstoßen? — Nun, komm' her, weine nicht; lasse mir den Rest von Muth, den ich brauche, um erzählen zu können, was du wissen mußt.

Es war im Jahr 1814, als die alirten Truppen in unser Land einrückten. Meine Frau und ich wohnten damals zu Vernegan, einem kleinen Dorfe unweit dieses Schlosses, und lebten von unserm kleinen Handel. Bei der Annäherung der feindlichen Heere sandte ich meine Frau nach Rheims zu einer alten Tante; ich selbst aber blieb, um von unserer kleinen Habe zu retten, was ich konnte. Sie wissen, Madame, von welchen blutigen Kämpfen damals dieses unglückliche Land der Schauplatz war; unsere Stadte wurden eingenommen und im Sturme wieder erobert, unsere Felder verheert, unsere Dörfer geplündert und angezündet, die Einwohner genöthigt, sich in die Wälder zu flüchten, und nach ihrer Rückkehr fanden sie nichts mehr, als rauchende Trümmer. . . . Eines Tages nun rückte in Vernegay der Generalstab einer Abtheilung des russischen Heeres ein. Dabei befanden sich mehrere Offiziere vom höchsten Range und ein zahlreiches Gefolge von Wägen und Gepäck. Die Gegenwart der Befehlshaber hält immer den gemeinen Soldaten im Zaum; man ließ uns also ziemlich ruhig, als plötzlich mitten in der Nacht eine Colonne unserer Armee mit lahmem Wagnüß das Dorf wieder nahm. Ein fürchterliches Blutbad begann. Die Wohnungen wurden angezündet und bei dem Scheine dieser Flammen verfolgten die Franzosen die Feinde und hieben sie erbarmungslos nieder.

Als der anbrechende Tag diese Scenen der Verwüstung zu beleuchten begann, sah man nichts mehr als Asche und Leichname; die Kugeln hatten die Hütten zertrümmert, die das Feuer noch verschont hatte; überall Tod und Verwüstung! Ich eilte mit zerrissener Seele fort, um meiner Gattin unsern ganzlichen Ruin anzukündigen, als ich, um eine Hecke biegend, neben den Trümmern eines Pachthofes, plötzlich Seufzer und Stöhnen hörte. Ich trete hinzu; siehe, da lag eine reiche, durch eine Kanonenkugel zertrümmerte Calesche und neben ihr eine junge tödtlich verwundete Frau, welche ein wunderschönes Kind convulsivisch an ihre Brust drückte! Als das Kleine mich erblickte, lächelte es.

(Siehe die Abbildung Nro 2.)

Ich vermag Ihnen nicht auszudrücken, was ich bei diesem Lächeln empfand, mitten unter so vielen Todten und so vielem Blute. Die junge Frau bemerkte mich; sie sprach

Digitized by Google

einige Worte in einer mir unbekannten Sprache; aber was ich wohl verſtand, waren die Blicke, die ſie bald auf ihr Kind, bald auf mich heftete: Es lag darin etwas ſo Ausdrucksvolles, ſo unbeſchreiblich Bittendes, daß ich ſogleich darauf antwortete.

Ich nahm das Kind in meine Arme und drückte es an meine Bruſt; dann legte ich ihm meine rechte Hand auf das Haupt und nahm, gen Himmel blickend, Gott zum Zeugen, daß ich es an Kindesſtatt annehmen und es nie verlaſſen wolle. Ein Strahl der Dankbarkeit blickte aus dem brechenden Auge der unglücklichen Frau; ſie raffte ihre letzten Kräfte zuſammen und händigte mir dieſe Brieftaſche ein und ſank dann ſterbend in den Wagen zurück.

Beladen mit einer koſtbaren Laſt und tief verſunken in Gedanken kam ich nach Rheims; es fiel mir gar nicht ein, daß ich kein Haus, kein Geſchäft, keine Nahrungsquellen mehr beſaß. Das Kind war ſo lieblich, ſo freundlich, daß ich mich ganz glücklich durch ſeinen Beſitz fühlte.

Als ich bei meiner alten Tante ankam, hatte ich das Kind unter meinem Mantel verborgen und war ſehr in Verlegenheit, wie ich unſer Unglück und dazu die Bürde ankündigen ſollte, die ich mir aufgeladen hatte. Die erſten Fragen meiner Frau bezogen ſich auf das, was ſich im Dorfe zugetragen hatte; ich erzählte ihr, daß wir gänzlich ruinirt ſeyen. Meine gute Selige hatte Muth; ſie erſchrack nicht, ſondern rief: »Wohlan mein Freund, ſo werden wir arbeiten!« wir werden immer ſo viel erwerben, daß wir uns durchſchlagen können; wir haben ja keine Kinder. »In dieſem Augenblick fing das, welches ich unter meinem Mantel verborgen hielt, zu ſchreien an.« O, mein Gott, rief meine Frau, was iſt das? — Ich zog nun das ſchöne kleine Geſchöpf hervor, zeigte es ihr und erzählte die ganze Geſchichte. Meine ſelige Frau hatte ein ſanftes Gemüth. Sie trocknete ſich zwei große, helle Thränen ab, gab mir die Hand und ſprach: Freund, du ſollſt dein Verſprechen nicht durch mich brechen. Wir behalten das Kind; es iſt Gott, der es uns geſandt hat, und es wird uns Glück bringen! —

Voll Freude umarmte ich meine Frau; denn ſie hatte in meinem Herzen geleſen, und ihr heiliger Glaube hat ſie nicht betrogen. Denn von dieſem Tage an, Frau Baronin, hat Gott uns nicht verlaſſen. Wir haben zwar die Brieftaſche unterſucht, die Papiere darin aber nicht leſen können, da ſie in einer uns fremden Sprache geſchrieben ſind. Ueberdieß verſangte uns auch, da wir das kleine Weſen mit jedem Tage lieber gewannen, gar nicht ſehr nach ihrem Inhalte. Meine alte Tante ſtreckte uns ein kleines Kapital vor, mit welchem ich meinen Kram begann. Wir ließen unſer Kind taufen und gaben ihm den Namen Euphraſia. Sie wuchs heran und nach ihrer erſten Communion lehrten die guten Schweſtern vom heiligen Auguſtin, entzückt über ihre Artigkeit und ihre Talente, ſie nähen, ſticken, leſen, ſchreiben und rechnen. Ihre Verſtändigkeit und ihr anhaltender Eifer in der Arbeit thaten das Uebrige.

In ihrem 13ten Jahre war Euphraſia uns ſchon nützlich; ihre Arbeiten fanden vortheilhaften Abgang. Da ward mir meine edle Frau durch den Tod entriſſen. Die vortreffliche Tochter verdoppelte nun ihren Fleiß, ſie arbeitete Tag und Nacht; aber das war nicht Alles. O, hätten Sie ſehen können, Frau Baronin fuhr der alte Bernard mit geſteigerter Rührung fort, hätten Sie ſehen können, wie das treffliche Kind mich verlaſſenen, alten Mann über meinen Verluſt zu tröſten ſuchte, mit welcher zarten Aufmerkſamkeit ſie meine kleinſten Wünſche belauſchte, mit welcher aufopfernden Sorgfalt und Selbſtverläugnung ſie ihr ganzes Leben meiner Zufriedenheit weihte; — Sie hatten mit mir die Ueberzeugung gewonnen, daß der Entſchluß, dieſes verwaiſte Kind aufzunehmen, Gott angenehm geweſen ſeyn muß, und daß er es mir reichlich vergolten hat. —

Sie werden aber auch begreifen, wie viel es einen ſo glücklichen, ſo ſtolzen und ſeligen Vater gekoſtet hat, einen Schleier zu zerreißen, den ich kaum aufzuheben wagte, und wie ſehr ich meine Euphraſia lieben muß, daß ich freiwillig und einzig auf ihr Wohl bedacht auf einen Namen verzichte, welcher bisher das Glück meines Lebens ausmachte und der noch immer die Freude meiner alten Tage ausmachen würde. Aber ich kann ihr weder Rang noch Vermögen geben, ich beſitze kaum ſo viel, daß ich ſie als meine Tochter verheirathen kann, wenn Niemand ſie als ſeine Angehörige zurückfordert. Und wenn eines Tages ihre Eltern kämen und ſie mir abforbern, ſo kann ich ſie ihnen mit Hochgefühl entgegenführen; denn ſie wird ſich über mich nicht beklagen können. Nicht wahr Euphraſia? Statt aller Antwort ſtürzte Euphraſia weinend in die Arme ihres Vaters.

Mein Herr, ſagte Friederich, welcher bisher mit immer ſteigender Aufmerkſamkeit zugehört hatte, täuſchen Sie auch ihre Erinnerungen nicht?

Ich habe geſprochen, wie ich vor Gott ſprechen würde, wenn er mich fragte.

Wollen Sie mir wohl die Brieftaſche zeigen?

Gern, Herr Graf, — ich habe Ihnen ſchon geſagt, kein Opfer iſt mir zu groß für das Wohl meines Kindes.—

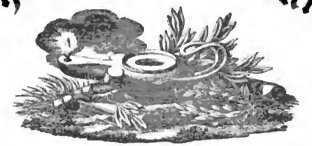
(Der Beſchluß folgt.)

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Karlsruher Unterhaltungsblatt.



№. 24. Vierzehnter Jahrgang. 1841.

Sultan Abdul Medschid.

(Mit einer Abbildung.)

Tab. XXIV.

Die Blicke des westlichen und nördlichen Europa ſind fortwährend mit geſpannter Aufmerkſamkeit auf den Orient gerichtet, und die Frage: „wer ſoll fortan Großtürke ſeyn? Die ſchlauen Füchſe in der Ottomaniſchen Pforte, oder der alte Löwe von Aegypten, oder keiner von beiden? — beſchäftigt noch immer die Köpfe der Politiker und die Federn der Zeitungsſchreiber. Ja, beinahe hätten uns darüber unſere liebenswürdigen Nachbarn über dem Rheine wieder einmal einen Freundſchaftsbeſuch abgeſtattet, und wir rüſteten uns ſchon auf ihren Empfang und ſangen neue Rheinlieder, und wer weiß, was noch Alles geſchehen und wer und wo man ſich noch in die Haare gekommen wäre, wenn man ſich nicht noch gerade zu rechter Zeit beſonnen und es — beim Alten gelaſſen hätte.

Indeſſen dauert doch der Streit zwiſchen dem grauBärtigen Vicekönig von Aegypten Mehemed Ali, und dem türkiſchen Sultan, oder vielmehr deſſen Regierung, noch immer fort, und es iſt entſetzlich, wie ſich die Kannegießer über die Frage zerzaufen, was für die Welt das Beſte wäre, wenn der ägyptiſche Paſcha den jungen Kopf des türkiſchen Sultans oder der türkiſche Sultan den alten Kopf des ägyptiſchen Paſcha's vor ſeinen Füßen liegen hätte. Das Unterhaltungsblatt könnte, wenn es wollte, ſich auch in den Knäuel der Kämpfenden miſchen und mithelfen ſchreien, deklamiren und dreinſchlagen, trotz einem Zeitungsſchreiber; aber es hat bei reiflicher Ueberlegung gefunden, daß es doch beſſer ſey, die beiden Herren vor der Hand noch neben einander leben zu laſſen, und dieß aus purem Wohlgefallen an dem ſtattlichen blutjungen Herrchen, das auf heiligendem Bilde von ſeinem brauſenden Rappen herab ſo gratiös kommandirt oder ſalutirt. Es iſt doch gewiß recht viel Herablaſſung und Gnade von dieſer Sonne oder eigentlich dieſem Monde der ganzen Türkenherrlichkeit, daß er, ſeinem heiligen Koran zuwider, uns Franken zu Liebe ſich abmalen ließ, und daß wir alſo dieſen Schattenriß von „Allah's Schatten auf Erden!“*) ganz ruhig und gemächlich beäugeln können. Wir müſſen ihn für dieſe Gefälligkeit ſchon nolentes volentes ein wenig loben.

Vor allen Dingen bringen wir dem jungen Beherrſcher der Gläubigen unſern unterthänigen Glückwunſch dar, daß er — noch exiſtirt, und nicht wie andere türkiſche Prinzen vor ihm im Harem, wo er das Licht der Welt erblickte, erdroſſelt oder erſäuft worden iſt. Sein ſeliger Herr Vater, der Großherr Mahmud II. hat in dieſer Beziehung keinen Spaß verſtanden. Er hat unter andern nicht nur ſeinen Vorfahren Muſtapha IV., ſondern auch das Kind des edlen Reformers Selims III. ſtranguliren und vier Cadinen, welche mit einer Nachkommenſchaft drohten, durch eine kleine Hinterpforte, die ſeit uralten Zeiten zu dieſem Zwecke im Serail an der Seite des Bosphorus angebracht iſt, hinausführen, in Säcke nähen und gnädigſt ertränken laſſen. Solche Kleinigkeiten erſcheinen dem billig denkenden Türken als löbliche Vorſichtsmaßregeln, um jeder allenfallſigen Einwendung gegen die Legitimität des regierenden Sultans zuvorzukommen. Vor Amurat II. war es ſogar eine unerläßliche Sitte, daß alles Männliche aus der

*) Dieß iſt der Haupttitel des Großſultans.

Digitized by Google

Familie des Sultans, mit Ausnahme seiner eigenen Kinder, den Weg alles Fleisches gehen mußte. Eine solche Familienzärtlichkeit hätte vielleicht auch unser Abdul Medschid erfahren können, wenn statt seiner ein anderer Bruder oder ein Oheim oder ein weitläufiger Vetter ꝛc. den Thron der Osmannen bestiegen hätte.

Seine Frau Mutter, die Sultanin Valide, (so heißen nämlich alle Sultaninnen Mütter) soll eine Französin von Geburt seyn, und es läßt sich nun schon der Grund angeben, warum der junge Herr so zierlich zu Pferde sitzt, und warum sich so viel Wind in seinem Mantel fängt. Dabei war sein Vater Mahmud II. gescheut genug, ihm eine bessere Erziehung geben zu lassen, als er selbst empfing. Denn diese bestand in nichts weiter, als in einer sorgfältigen Auffütterung; der junge Abdul dagegen ward im Serail, wo er seine Jugend zubrachte, von Lehrern aller Art unterrichtet. Er erlernte die griechische, arabische, persische und französische Sprache und übte sich in der Musik, Reitkunst und in der Führung des Djerid, eine Art Wurfspieß, des Säbels, des Bogens und des Gewehrs. Er empfing Unterricht in der Poesie, der Geschichte und Geographie und man gab sich alle Mühe, ihn zu einem tüchtigen Feldherrn zu bilden.

So vorbereitet auf seinen künftigen Beruf ward der junge Prinz am Todestage seines Vaters Mahmud II. den 1. Julius 1839 von dem Divan zu Constantinopel zum Kaiser proklamirt. Er war damals in seinem 16. Jahr *) benahm sich aber schon mit vieler Würde, als er nach dem Herkommen und der alten Sitte des Kaiserreiches die Huldigung aller versammelten großen Würdenträger, der hohen Geistlichkeit, der Oberbefehlshaber der Truppen, der Pfortenminister und Staatsbeamten empfing. Am 11. Juli begab sich der junge Herrscher in Begleitung aller Großen des Reichs und des Chors der Ulemas in die Moschee des Ejub. Hier gürtete ihm der Scheick der Newlewis oder tanzenden Derwische mit großer Feierlichkeit den Säbel Omars um, welche Ceremonie in der Türkei die in andern Ländern übliche Krönung vertritt. Der erste öffentliche Akt des jungen Großherrn war die Ernennung Chosrew und Halil Pascha's zu Ministern. In Anbetracht seiner Jugend hat er für gut befunden, eine mit der größten Gewalt, die einem Unterthan verliehen werden kann, ausgestattete Würde, das Großwesirat, wieder herzustellen. In Bezug auf Aegypten gab nun die Pforte an die Repräsentanten der vier Mächte die Erklärung, der Pascha von Aegypten habe Tarsus, Adana und Syrien zu räumen, auf Arabien Verzicht zu leisten und sich mit Aegypten zu begnügen. Dabei aber wurde an die Landarmee in Syrien und an die Flotte der Befehl erlassen, sogleich alle Feindseligkeiten gegen Mehemed Ali einzustellen, weil eine gütliche Verständigung mit diesem gefährlichen Gegner wünschenswerther schien, als seine Bekämpfung. Der alte Vicekönig aber wollte sich nichts befehlen lassen und setzte den Krieg in Syrien fort. Jetzt sprach Abdul Medschid die Absetzung Mehemed Alis und seines Sohnes, Ibrahim Pascha, aus. Aus diesem Dekrete aber schien sich Mehemed nicht das Geringste und verfolgte unaufhaltsam die bereits errungenen Vortheile bis zur Schlacht von Nisib. Nun ward von den europäischen Mächten deutlich erkannt, daß von Aegypten aus dem türkischen Reiche der Umsturz drohe, und hätten sie nicht im Verlauf des Jahres 1840 den Siegerschritten Ibrahims einen Damm entgegengesetzt, so wäre Abdul Medschid höchst wahrscheinlich bereits der Romulus Augustulus des türkischen Reiches geworden.

Auch hat er in seinem Charakter viele Aehnlichkeit mit diesem letzten der römischen Kaiser. Er ist von schüchterner und sanfter Gemüthsart und schwächlicher Natur, und dabey dem Hange zur Bequemlichkeit und zu den Zerstreuungen des Harems in solchem Grade ergeben, daß die Aerzte für seine Gesundheit und sein Leben zu fürchten anfangen. Mit Recht kann man daher behaupten: er repräsentirt in seiner körperlichen und sittlichen Schwäche den jetzigen Zustand seines morschen und sinkenden Reiches. Ein großer Mann wird er schwerlich werden, wenn er so fortfährt.

Wohl liebt er sein Volk und das Heer und will von Herzen ihr Bestes. Auch ist er, wie sein Vater, keiner Idee von vorgerückter Civilisation fremd. Aber ihm fehlt der durchdringende Geist und die Energie Mehemed Alis und schwerlich werden seine Minister im Stande seyn, die immer furchtbarer drohenden Gefahren vom Reiche abzuwenden.

Unsere Abbildung stellt den jungen Sultan in der Kleidung dar, die er bei der Umgürtung mit dem Schwerte Omars trug. Sie bestand in einem, einer europäischen Husarenuniform ähnlichen Anzuge, über welche ein kurzer Tuchmantel geworfen war, dessen Kragen mit einigen Diamanten glänzte. Auf dem Kopfe trug er, statt des Turbans, den sogenannten Feß mit einer diamantenen Agraffe.

*) Er ist geboren den 19. April 1823.

Digitized by Google

Der Lebkuchenhändler.

(Beſchluß von Seite 94.)

Jetzt folgte für alle Anweſenden ein Augenblick ſchrecklicher Spannung. Der junge Ruſſe durchlief mit eilender Haſt die in der Briefſtaſche enthaltenen Papiere. Von Zeit zu Zeit ſtieß er abgeriſſene Worte aus, welche ſeine Gedanken und Gefühle verriethen. Endlich rief er überwältigt von Erſtaunen und Entzücken: Kein Zweifel mehr, ſie iſt's, ſie iſt's! — Amalie, Amalie, rief er ſeiner jungen Gattin zu, umarme meine Schweſter, unſere arme, ſo lange beweinte Cathinka.

Was? rief der alte Bernard, ſich vor Euphraſia ſtellend, das wäre wohl recht ſchön. Aber ich verlange Beweiſe; ſo leicht gebe ich meine Tochter, mein geliebtes Kind nicht hin! ſo alt ich bin, ſo werde ich ſie doch bis in den Tod vertheidigen, wenn man mir nicht beweiſt! —

Hören Sie mich, fuhr der Graf Lindorf fort. Ich war in jener Zeit, von der Sie geſprochen haben, noch ſehr jung; aber ſeitdem habe ich immer das traurige Ereigniß erzählen hören. Mein Vater befehligte im Feldzuge gegen Frankreich ein ruſſiſches Regiment. In der Alliirten Armee ſprach man von dem Marſche gegen Paris nur wie von einem militäriſchen Spaziergange; dieß bewog meine Mutter, meinem Vater nachzureiſen. Sie hatte ihr kleines neugebornes Kind bei ſich — als in der Dunkelheit der Nacht das Dorf, worin ſie ſich befanden, überfallen und mein Vater von meiner Mutter und ihrem Kinde getrennt wurde, das er ſeitdem nicht mehr geſehen hat.

Nach dem Feldzuge ſtarb er aus Gram über den Verluſt ſeiner Gattin und ſeines Kindes. Ich finde in der Briefſtaſche den Geburtsſchein meiner Schweſter; hier ſtehen die Namen meines Vaters und meiner Mutter; hier liegen auch Briefe, authentiſche Beweiſe von ihrer eigenen Hand. O, Madame! rief er, ſich an ſeine Schwiegermutter wendend, theilen Sie meine Freude, die einzige Verwandte wieder zu finden, die mir auf dieſer Welt geblieben iſt!

Ja, gewiß, ich theile Ihre Freude, antwortete die Baronin gerührt; jetzt ſteht auch dem Glücke Arthurs nichts mehr im Wege, und ich hoffe, daß Ihre Schweſter mich bald ihre Mutter nennen kann.

Nun, ſagte Bernard, ſeine Thränen trocknend, ich ſehe wohl, daß für mich Alles vorbei iſt; ich bin nichts mehr für Sie, mein Fräulein! — aber ich bitte dich, Euphraſia, vergiß deinen alten Vater nicht ganz; bleibe ſeine Kundin, und verſprich ihm, von Zeit zu Zeit zu kommen, daß ich dich ſehen, hören und dir die Hand küſſen kann! —

„Mein Vater, mein guter Vater, was ſagſt du? — ich dich verlaſſen? — Nimmermehr! Wenn das Schickſal mir eine Familie wieder giebt, ſo nehme ich dieſes Geſchenk nur unter der Bedingung an, daß du immer mein Vater und ich immer deine Tochter bleibe und daß du mich nie verlaſſeſt. Ohne dieſe Bedingung verweigere ich Alles und werfe dieſe Briefſtaſche, welche die einzigen Beweiſe meiner Herkunft enthält, ins Feuer!“

Einen Monat ſpäter feierte man in dem nämlichen Schloſſe bei Rheims eine zweite Hochzeit, viel prächtiger noch, als die erſte, — und unter den Hochzeitgäſten ſaß ein Greis mit einem lebkuchenbraunen Kleide, dem die Neuvermählte die zärtlichſte Aufmerkſamkeit bewies. Es war der alte Bernard auf dem Gipfel der Freude; denn Euphraſia hatte eine Familie wieder gefunden und er hatte ſein Kind nicht verloren.

Die Erſcheinung.

(Eine Legende aus den ſchottiſchen Hochlanden. Nach Dick Lauders Legendary tales.)

Zwiſchen 1725 und 1730 errichtete die neue Regierung Georg I. in den Hochlanden die ſogenannte ſchwarze Wache (Black Watch), eine Art Nationalgarde, aus reichen Grundbeſitzern beſtehend, welche in kleinen Abtheilungen im Gebirge aufgeſtellt wurde, um die Ruhe des Landes zu erhalten. Sie war meiſt beritten und ließ ſich die Waffen von Pagen nachtragen, wenn ſie nicht im Dienſt oder auf der Parade waren. Den Namen, im Celtiſchen Freicandan Dubh, erhielt dieſes Corps von dem dunkelfarbigen Tartan, den es trug, im Gegenſatz zu den rothen Soldaten oder Seider Deargg, den engliſchen Truppen.

Anfangs wurde dieſes Corps nur für den genannten Dienſt in den Hochlanden gebraucht, ſpäter aber auch in dem Kriege in Flandern verwendet, und bei Gelegenheit des Verſuchs von Seite des Prätendenten, im Jahre 1745 die verlorene Krone ſich wieder zu erringen, leiſtete es der beſtehenden Regierung weſentliche Dienſte ſowohl während des Kampfes, als auch ſpäter bei Beruhigung des Landes.

In dieſer Zeit hatte auch der Laird von Inverawe, Duncan Campbell, drei Compagnien geworben und ausgerüſtet, mit gewohnter Treue gegen das Haus Hannover die Anhänger der Stuart verfolgt, und diejenigen von ihnen, welche ſich nicht ergeben wollten, aus ihren Wohnſitzen vertrieben, dieſe verbrannt und verwüſtet, ſo ſchwer

Digitized by Google

es ihm auch ward, auf ſolche Weiſe gegen ſeine Landsleute zu verfahren.

Auf einem dieſer Streifzüge war er auf dem Rückwege etwas hinter ſeinen Leuten zurückgeblieben. Die Nacht überfiel ihn, ehe er ſie wieder erreichen konnte, und in der Eile hatte er den Weg verfehlt. Gequält von Hunger und Ermüdung und in der Erwartung, von einem höhern Standpunkt aus die Richtung ſeines Weges wiederfinden zu können, verließ er den Thalgrund, in dem er bisher gegangen war, und ſtieg eine Bergwand hinauf. Mit eigenſinniger Beharrlichkeit verfolgte er ſeinen neuen Weg aufwärts, bis der Berg immer ſteiler, das Aufſteigen immer beſchwerlicher ward, und er ſich endlich überzeugte, daß er den Gipfel nicht erreichen könnte, wenn er nicht hinabſteige, um einen andern bequemen Pfad zu ſuchen. Doch dazu konnte er ſich nicht entſchließen, und mit mancher Verwünſchung ſeiner Unklugheit, ſeine Leute verlaſſen zu haben, und noch mehr des Dienſtes, der ihn zu einem Verwüſter ſeines Landes mache und ihn in dieſe Verlegenheit gebracht habe, ſtieg er mühſam höher hinauf, bis er endlich an einen Ort kam, wo ſenkrecht ſich die Bergwand vor ihm erhob und grauenvolle Abgründe zu ſeinen Füßen jeden Schritt vorwärts oder rückwärts verboten. Die Nacht war finſter und der Weg der Ziegen, den er bisher verfolgt hatte, kaum mehr zu ſehen.

Plötzlich hört er ſich von einer rauhen Stimme in gäliſcher Sprache angerufen. „Wer kommt?“ ſchallt es ihm entgegen.

„Ein Freund!“ ruft Inverawe in derſelben Sprache.

„Das iſt die Frage noch!“ entgegnet die Stimme wieder mit bitterem Spott. „Iſt er allein?“

„Er iſt allein!“ ertönt hinter Inverawe eine andere Stimme. „Wir ſind ſicher.“

„So kommt heran, Herr!“ ſagte die Stimme von vorn. „Ihr habt nichts zu fürchten.“

„Fürchten!“ erwiedert Inverawe mit einem Ton, welcher zeigte, daß dieß Gefühl ihm noch ſtets fremd geblieben. „Ich fürchte nichts!“

„Ich weiß, Ihr ſeid ein tapferer Mann, Inverawe!“ ſagte der Mann, der nun neben ihm ſtand. „Legt Eure Hand nicht an den Griff Eures Schwertes. Seid ohne Sorgen, hier thut Niemand Euch etwas zu Leide. Doch was bringt Euch hierher?“

„Ich habe den Weg verloren. Aber woher kennt Ihr mich ſo gut?“

„Laßt das. Genug, ich kenne Euch, und kenne Euch als einen tapfern Mann, dem ich gern jeden Gefallen thue. Sagt, was wünſcht Ihr, und was kann ich für Euch thun?“

„Ich wünſche nur, meinen Weg wieder zu finden, und dann ein wenig Nahrung, ich habe Hunger,“ entgegnete Inverawe.

„Für beides ſoll geſorgt werden!“ meinte die Perſon, mit der er ſprach. Doch das letzte Bedürfniß erfordert wohl am nächſten Befriedigung. Darum folgt mir, aber ſeht Euch vor, wohin Ihr tretet.“ Darauf gab er denen, welche die Dunkelheit vor Inverawe's Blicken verbarg, Befehl, wohl Acht zu haben, und ſchritt dem Laird voran eine ſteile Anhöhe hinan, wo ſie beide oft mit Händen und Füßen und der Anſtrengung aller ihrer Kräfte ſich an den ſteilen Felszacken hinanwinden mußten. Endlich kamen ſie auf eine ziemlich breite Felsplatte, über welche ein ungeheurer Felsblock ſich erhob, der Führer leitete ſeinen Gaſt um einen andern herabgefallenen Felſen, der hart an einem Abgrunde lag, und bald waren ſie am Eingange einer Höhle, aus der ein ſchwacher Lichtſtrahl brach und ein leichter Rauch aufſtieg. Der Führer bückte ſich unter die überhängende Klippe und ſchlüpfte in den engen Eingang hinein, Inverawe folgte ſeinem Beiſpiel und befand ſich in einer Höhle von unregelmäßiger Form, ungefähr 10 bis 20 Fuß weit; ſo viel ließ das Feuer und das Licht einer Fackel aus Fichtenholz erkennen. Jetzt konnte er auch ſeines Führers Züge ſehen. Es war ein langer Mann mit ſehr feinen Zügen, ſchon weit über das mittlere Lebensalter hinaus. Seine Kleidung beſtand aus einem grauen Plaid und Schurz, er war vollſtändig bewaffnet, ſein Haar hing in langen ſchwarzen Locken um ſeinen Kopf, und in ſeinen Augen und den Zügen ſeines Geſichts zeigte ſich der Ausdruck des höchſten Wohlwollens.

Nachdem Inverawe ihn genau angeſehen hatte, was er um ſo leichter konnte, da ſein Begleiter die Kienfackel vor ſich hielt, als wünſchte er, das ſein Gaſt ſein Geſicht deutlich ſehe, mußte er ſich geſtehen, daß er ihn nie zuvor geſehen, und als erriethe er den Gang ſeiner Gedanken, begann der Mann mit der Fackel: „Ihr habt Recht, Inverawe, Eure Augen ſahen mich nie zuvor. Wohl aber ſah ich es dieſen Morgen, wie Ihr und Eure Leute mein Haus zerſtörten und verbrannten, meine Habe zerſtreuten, und das kann ich Euch nie vergeſſen.“

(Fortſetzung folgt.)

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. Z. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Hardwar, ein indischer Wallfahrtsort.

Karlsruher Unterhaltungsblatt.

Nr. 25. Vierzehnter Jahrgang. 1841.

Hurdwar.

(Mit einer Abbildung.)
Tab. XXV.

Die Stelle, wo die Gewässer des Ganges in die Ebenen Hindostans einströmen, wird von den Hindus für besonders heilig gehalten, und Hurdwar, das Thor von Hari oder Vishnu, war seit undenklichen Zeiten das Ziel der Pilger, die dahin wanderten, um sich in dem mächtigen Strome zu baden. Man schreibt dem Wasser an dieser geheiligten Stelle eine solche Kraft zu, daß auch der Unreine, der Sünder und Verbrecher sich durch eine einzige Waschung von allen seinen Sünden reinigen kann, vorausgesetzt, daß er den Göttern eine hinlängliche Menge Goldes zukommen läßt. Dieses Gold — den schlechteres Metall hat die erforderliche Eigenschaft nicht — muß zur Zeit des Gebetes tropfenweise in den Strom gegossen werden, und die Braminen haben dann das Recht, den Sand des Flußbettes nach den wenigen Goldstückchen zu durchsuchen, welche die Götter ihnen, als eine Belohnung für ihre Dienste, zukommen lassen. Wenn man nun bedenkt, daß an dem großen Feste Mela, das alljährlich hier zu Ehren des Vishnu gefeiert wird, die Zahl der zuströmenden Pilger sich von 300,000 bis zu einer Million (!) Seelen beläuft, so wird man sich wohl vorstellen, daß der Schatz, der hier von den frommen Braminen gesammelt wird, beträchtlich genug sey. Freigebigkeit in diesem Falle wird natürlich als die erste Tugend eingeschärft. Ein goldenes Weihgeschenk, auf diese Weise dargebracht, reinigt noch viel sicherer von den größten Verbrechen, als selbst die strengsten Bußübungen; und wer nur genug von jenem kostbaren Metall hat, um alljährlich neue Gaben zu opfern, der kann ungestraft teuflische Schandthaten fortsetzen.

Die Gegend um Hurdwar gewährt die reizendsten Ansichten der Ufer des schönen, klaren Flusses. Die Stadt liegt am Fuße eines steilen Berges und ist von allen Seiten mit dichtem Gebüsche umgeben. Gerade über dem Paß durch den der Ganges strömmt, erblickt man die hohen, schattigen Wälder des Deprah Dhoon und am Fuße erstreckt sich eine ungeheure Wildniß viele Meilen weit hin. In der Mitte dieser romantischen Forstlandschaft erheben sich die stattlichen Wohnungen der reichen Hindus, zwischen welchen und dem Flusse ein freier Platz, wie eine schöne Esplanade, sich ausbreitet.

Die Stadt ist klein, aber wohl gebaut. Nur die reichen Pilger fordern ein Dach zu ihrem Unterkommen; die übrige Menge Volks begnügt sich mit Zelten oder lagert sich unter Baumen. Der jährliche Markt, der diesen ungeheuern Zustrom von Fremden veranlaßt, wird im Monate April gehalten, und obgleich geistliche Angelegenheiten als Hauptbeweggrund der Wallfahrt angegeben werden, so mischen sich doch auch viel weltliche Zwecke ein, und die Bodenden selbst sind auf vortheilhaften Kauf oder Verkauf ihrer Waaren bedacht, welche von allen Theilen der Welt diesem wilden, abgeschlossenen Orte zugeführt werden. Zur Zeit des Marktes wimmeln alle Wege von Tausenden, die auf jede mögliche Weise reisen, auf Elephanten, Stieren und Kammeelen, zu Pferd und zu Fuß. Wenn der Zug bei einer Pagode vorbeikommt, ertönt die Luft von dem Ausrufe: „Mahadeo-Bol" der auf der ganzen Reihe hinläuft. Auch viele Europäer besuchen Hurdwar während dieses Festes, und die große Verschiedenheit ihrer Zelte und Fuhrwerke von

Digitized by Google

denen der Menge machen ſie zu den auffallenſten Gegenſtänden dieſer bunten Gruppe. Die Aufmerkſamkeit der bloß aus Neugierde herangekommenen wird zwiſchen dem Markte und dem Ghaut oder Badeplatz getheilt. An letzterem iſt ein unaufhörliches Gedränge der zum Fluſſe eilenden Volksmenge. Vormals führte nur ein ſchmaler Gang von der Hauptſtraße zu dem Ghaut, und bei dem fürchterlichen Gedränge verloren viele ihr Leben. Man ſagt, daß an einem ſolchen Tage nicht weniger, als 600 Perſonen umkamen, die in enthuſiaſtiſchem Eifer mit andern Andächtigen ſich zum Fluſſe drängten. Auf Anordnung der oſtindiſchen Regierung iſt jetzt der Weg erweitert und ein bequemer Ghaut gebaut worden, und Dankſagungen vereinigen ſich mit dem Ausrufe Mahadeo für die den Pilgern erzeigte Wohlthat, daß ſie jetzt ohne Gefahr und Beſchwerde dieſen ſo weſentlichen Religionsgebrauch begehen können. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Braminen im Gedränge die Hauptperſonen ſind; ſie ſammeln Beiträge, ſonſt hat ihr Prieſteramt nichts mit dem Baden zu thun. Man findet auch Bettler in großer Anzahl, deren einige wegen ihrer Unreinlichkeit, Verrenkung der Glieder und Nacktheit die widerlichſten Geſchöpfe ſind, die man ſich denken kann.

Die ausſchließliche Richtung aller Gefühle der Badenden auf die Pflicht, ſich völlig von dem heiligen Waſſer des Ganges durchdringen zu laſſen, ſticht merkwürdig gegen das müßige, gleichgültige Weſen der europäiſchen Zuſchauer ab, die nachläßig auf ihren Elephanten ruhend, das Schauſpiel aus einer bequemen Entfernung betrachten. Einige chriſtliche Miſſionäre ſind beſchäftigt, Bibeln in verſchiedenen orientaliſchen Sprachen auszutheilen, und dieſe werden ſelbſt von den devoteſten Anhängern Bramas begierig in Empfang genommen, da die Hindus ſehr tolerant gegen andere Religionen ſind und ihren Lehren ein williges Ohr leihen. Müde, das Treiben der verſammelten Menge anzuſehen, welche die Ceremonie begehen, wendet ſich der Zuſchauer zu dem Markte, wo das Schauſpiel mehr Abwechslung zeigt und der Zudrang von Menſchen und Thieren faſt allen Glauben überſteigt. Abarten des Katzengeſchlechtes, vom Tiger herunter bis zur perſiſchen Katze, Pferde, Hunde, Bären, Affen, Vögel und Hieſche werden hier zum Verkaufe ausgeboten. Der Trompetenton der Elephanten, das klagende Geſchrei der Kameele, das Brüllen der Stiere, das Wiehern der Pferde und das Gekreiſch der Raubthiere und Vögel, wozu ſich der Ton der Menſchenſtimmen, die Mißtöne reifender Muſikanten und der wilde Schall der heiligen Hörner der Braminen geſellen, — dieſes Alles bringt ein Chaos ſo verwirrter und verwirrender Töne hervor, daß ſtarke Nerven dazu gehören, um den Lärm ohne Erſchütterung aushalten zu können. In den Läden ſind die köſtlichſten Erzeugniſſe des Orients und europäiſche Manufakturwaaren ausgelegt. Eiſenwaaren, Spiegel, wollenes Tuch, Mouſelin, Patent-Medicamente, Papier und Parfümerien aus England und Frankreich ſteht man neben den Koſtbarkeiten von Caſchmir, Perſien, den Ufern des rothen Meeres, China, den tartariſchen Ebenen und den Höhen Nepauls. Die auf dieſem Markte unverkauft gebliebenen Waaren werden nach den großen Städten Hindoſtans verführt, nach Cawnpore, Allahabad, Benares und ſogar bis Patna, der entlegenſten Station des Kameels.

Aus den letzten Berichten erſahen wir, daß wegen der verminderten Zahl der Pilger der Markt von Hurdwar in Verfall geräth. Die Braminen des Ortes verkündigen ohne Rückhalt das baldige Aufhören der Heiligkeit deſſelben. Das Erkalten des religiöſen Eifers wird dem Verkehr mit Europäern und deren Uebermacht im Orient zugeſchrieben. So lange Hurdwar ſtehe, glaubte man, könnten die Engländer nie völlige Herrſchaft über das Land erlangen, und nach deſſen Fall erwarteten mehrere, durch Runjeet Singh die einheimiſche Macht wieder hergeſtellt zu ſehen. Allein die Zuſammenkunft dieſes Herrſchers von Lahore mit dem General-Gouverneur von Oſtindien ſcheint dieſe Hoffnung wieder zerſtört zu haben. Sogar Braminen finden ſich williger, als vormals, in die Dienſte der Europäer zu treten; auch arten die religiöſen Feſtlichkeiten der Hindus in ganz Indien dermaßen aus, daß ſie verächtlich werden.

Hogan

oder die

Macht des Gewiſſens.

(Mit einer Compoſition von G. W. Faſel. Tab. XIII.)

Die Jahrbücher der Geſchichte ſind voll von Beiſpielen von den Wirkungen jenes mächtigen Gefühls, das die Hand der Vorſehung mit den innerſten Regungen unſerer Bruſt auf eine geheimnißvolle Weiſe verwebt hat, und deſſen ernſte Wohnungen ſelbſt die tiefſte ſittliche Verworfenheit nicht zu unterdrücken und zu beſchwichtigen vermag. Folgende Erzählung iſt hierzu ein neuer Beleg.

In einem kleinen, einſam ſtehenden Landhauſe Irlands wohnte vor etlichen zwanzig Jahren ein Mann, Namens Hegan. Als der Sohn wohlhabender, geachteter Eltern, empfieng er eine Erziehung, welche in vieler Hinſicht beſſer war, als die der gewöhnlichen Bauernkinder ſeines Landes. Wohl unterrichtet in allen Kenntniſſen, die man auf der

benachbarten Dorfſchule erlangen konnte, vertraut mit den Lehren der Religions- und Pflichtenlehre und eine Zeitlang gewiſſenhaft in der Erfüllung derſelben, galt er als Knabe für eine Zierde der ganzen Jugend; Eltern und Erzieher nannten ſeinen Namen, wenn ſie ihre Zöglinge auf ein ſchönes Vorbild hinweiſen wollten. Man ſah ihn ſelten in Geſellſchaft ſich miſchen; aber wenn er es that, war er das Leben und die Freude aller ſeiner Gefährten; er tanzte beſſer, aber keiner tanzte beſſer, er ſprach wenig, aber was er ſprach, war durchdacht, ſinnreich und gediegen.

Wenn ein Menſch, deſſen Kindheit ſo ungetrübt, ſo rein und tadellos war, zu einer Handlungsweiſe ſich wendet, die von allem dieſem das Gegentheil iſt, ſo kann dieſes nicht auf einmal und plötzlich geſchehen, es müſſen vielerlei Urſachen zuſammenwirken. Eine dieſer Urſachen war der Tod ſeiner Eltern, vorzüglich ſeiner Mutter, einer frommen, edlen zartfühlenden Frau. Von jetzt an ſah man Hogan öfter auf Märkten und Kirchweihen, als ſeine Geſchäfte es erforderten, und er kehrte nicht mehr, wie er bisher gewohnt war, am Nachmittag zurück, wenn die Geſchäfte auf einem Irländiſchen Markte zu Ende ſind und die Lufttharkeiten beginnen, ſondern oft erſt ſpät in der Nacht. Anfangs war es nur Gefälligkeit und Nachgiebigkeit, was ihn bewog, länger zu verweilen und mit dem Nachbar, dem er abgekauft oder verkauft hatte, ein Glas Whisky mehr zu trinken. Allmählig aber gewann das Wirthshausſitzen, das Tanzen und zuletzt auch das Boxen und Schlagen, (worin der Irländiſche Landmann leider ſo oft ſeinen Ruhm ſucht) für ihn ſeine beſondern Reize, und was anfangs nur zur Unterhaltung geſchah, ward in kurzer Zeit zur entſchiedenen Leidenſchaft. Dabei aber blieb es auch nicht. Da die nothwendige Folge ſeiner Lebensart, Dürftigkeit und Mangel, ſich einſtellte, da begann eine mit Trübſinn gemiſchte Sorgloſigkeit (jener bedenkliche Vorbote des innern Verfalls) ſich mit ſeiner wilden ausgelaſſenen Fröhlichkeit zu paaren. Die beſſer denkenden mieden ſeine Geſellſchaft und der bedauernswürdige Elende gerieth in Verzweiflung. Er trank, ſpielte, fluchte, überließ ſich den niedrigſten Ausſchweifungen und ward zuletzt ein Gegenſtand des Spottes, der Verachtung und des Mitleids im ganzen benachbarten Dorfe.

Von Stufe zu Stufe ſank der unglückliche Hogan jetzt tiefer in ſittliche Verworfenheit. Die benachbarten Pächter und Gutsbeſitzer fingen an ſich zu beſchweren, daß ihnen Torf, Feldfrüchte entwendet, ja ſogar Schaafe, Kühe und Pferde in der Nacht geſtohlen wurden, ohne daß ſie im Stande waren, zu entdecken, wer ihnen den Schaden zugefügt hatte. Die letzte That aber, durch welche die Fortſchritte dieſes Elenden zum Böſen auf ihren Gipfelpunkt gebracht wurden, war noch weit gehäſſigerer Art.

Am Saume eines Föhrenwaldes, ſtand in einer kleinen Entfernung von dem Dorfe ein einſames Haus, welches eine alte Dame bewohnte, die für reich galt und ſo feſt auf die friedliche und ehrliche Denkart der umwohnenden Landleute baute, daß ſie nicht einmal einen Bedienten für die Sicherheit ihres Hauſes hielt. Sie war gütig und wohlthätig, freigebig gegen die Armen und Kranken und in der ganzen Umgegend geliebt. Vorzüglich hatte ſie einen alten Bettler, Namens Damon, obwohl er manchmal mit frecher Zudringlichkeit ihre Güte mißbrauchte, viele Jahre lang mit Lebensmitteln unterſtützt, die er gewöhnlich auf der Treppe ihres Hauſes verzehrte. Alle Tage, wenn ſie ihr Mittagsmahl geendet hatte, pflegte ſie eine Schüſſel für ihren Koſtgänger zu füllen und ſie ihm ſobald er klopfte, mit eigenen Händen zu überreichen. Hogan hatte in frühern Tagen oft die Geſtalt des alten Bettlers auf der Treppe ſitzen ſehen; oft hatte er wahrgenommen, wie das grüne Hofthor aufging, die ehrwürdige Dame erſchien, ihre milde Gabe ſpendete, mit dem alten rauhen Damon ſcherzte und ſich dann zurückzog, um ihn das Geſchenk ihres Ueberfluſſes ungeſtört genießen zu laſſen. Oft, wann er an der Hofmauer vorüberging und Zeuge der friedlichen Scene war, bewunderte er die Mildthätigkeit der Mrs. Maunſel und ſah im Geiſte ihren Schutzengel bei der ſchönen That lächeln.

Eines Abends war Damon ungewöhnlich barſch und unverſchämt gegen ſeine Wohlthäterin. Er ſchimpfte ſie, tadelte das Eſſen und warf es verächtlich ſeinem Hunde hin. Von Mitleid gegen die Schwachheit des elenden Menſchen erfüllt, aber doch nicht geſonnen, ihn in ſeiner Unverſchämtheit zu beſtärken, ſagte ihm Mrs. Maunſel: »am folgenden Tage bekomme er von ihr kein Mittageſſen.« Die Gewohnheit ſagt man wird ein Recht, ſo wie ſie oft ein Geſetz wird. Der Bettler ſchmeichelte ſich anfangs mit der Hoffnung, ſie werde ihre Drohung nicht ausführen; als er aber am folgenden Tage ſich überzeugte, daß ſie eben ſo feſt und entſchloſſen, als gütig ſein konnte, ging er mit Drohungen und Flüchen fort, ſchwang ſeinen langen Stab, und ſchnaubte Rache. Einige Perſonen, welche gegenwärtig waren, tadelten ihn deßwegen und ermangelten nicht, ſeine Drohworte im Gedächtniß zu behalten.

Schon einige Wochen zuvor war das Andenken an die alte Dame am Föhrenwalde wieder in Hogan's Gedächtniß aufgefriſcht worden, aber mit Gefühlen, welche weit verſchieden von denen waren, mit welchen er ſie einſt bei ſeiner Rückkehr von der Schule oder von der Arbeit betrachtet hatte. Eine Anzahl Gauner, welche jetzt faſt ſeine

Digitized by Google

einzige Gesellschaft waren, gaben sich alle Mühe, ihn in ein Unternehmen gegen das Haus der Dame zu verwickeln, und zwar in derselben Nacht, in welcher dem Bettler das Mittagessen verweigert worden war. Gespornt durch seinen Mangel und durch die Versprechungen und Drohungen der verhärteten Böswichter, entschloß er sich, bei dem nächtlichen Ueberfall zugegen zu seyn, aber unter der Bedingung, daß keinem Menschen dabei etwas Leides geschehen dürfe. Sie machten sich kurz nach Mitternacht auf, um ihr abscheuliches Vorhaben auszuführen. Der unglückliche Hogan hatte bisher niemals einen Begriff von der Angst gehabt, welche Frevelsthaten zu begleiten pflegt; er fürchtete die verhärtete Schlechtigkeit seiner Gesellen, und nicht ohne Ursache.

Es schlug gerade ein Uhr, als sie den Föhrenwald betraten, welcher die Wohnung vor den Westwinden schützte. Die milde Eigenthümerin war so weit von jedem Gedanken an Gefahr entfernt, daß sie ihrer Magd, dem einzigen Dienstboten, den sie hatte, Erlaubniß gegeben hatte, die Nacht hindurch an einem Krankenbette in der Nachbarschaft zu wachen. Sie begab sich, nachdem sie Thüren und Fenster verschlossen hatte, in ihr Schlafzimmer, betete mit der gewohnten Andacht ihr Nachtgebet, löschte das Licht aus und legte sich zur Ruhe nieder.

Bald aber ward sie aus ihrem sanften Schlummer durch leise Fußtritte außen an ihrer Zimmerthür geweckt. Ohne einen Augenblick zu verlieren, begab sie sich ans Fenster und fragte wer da sey. Die Gauner stürzten auf sie; aber da sie eben so viel Körperkraft, als Entschlossenheit besaß, so widerstand sie mit äußerster Anstrengung und stieß ein lautes Hülfegeschrei aus, um die Bewohner der benachbarten Landhäuser aufzuwecken. Erschrocken und gereizt vergaßen die Unmenschen, was sie vorher unter einander ausgemacht hatten, und die unglückliche Dame fiel als ein Opfer ihrer Entschlossenheit und der Grausamkeit ihrer Angreifer.

Wer aber vermag nun den Gemüthszustand zu schildern, in welchen der unglückliche Hogan gerieth, als er erfuhr (denn er hatte außen an der Thüre Schildwache gestanden) daß die Verbrechen dieser Nacht, die an sich schon groß genug waren, auch noch durch einen Mord besiegelt waren. In seiner ersten Ueberraschung kam es ihm vor, als ob er bis diesen Augenblick ein ganz harmloses und unschuldiges Leben geführt, und, als ob er jetzt erst sein erstes wirkliches Verbrechen begangen hätte. Eine brennende Last schien ihm auf das Haupt gewälzt; es schwindelte ihm vor den Augen und er ließ sich wie bewußtlos von seinen Gefährten fortziehen, ohne die Kraft, auch nur ein Wort hervorzubringen oder seinen Geist auf einen einzigen Gedanken zu richten. Es war kein Rettungsmittel vorhanden, als die schleunigste Flucht. Ihre Beute welche viel beträchtlicher war, als sie anfangs geschätzt hatten, gewährte ihnen hinlängliche Mittel dazu, und ehe ein wirksamer Schritt zu ihrer Ergreifung geschehen konnte, waren sie alle außer dem Bereich der Gesetze, die sie verletzt hatten.

Es war jedoch nicht allein die Schnelligkeit ihrer Flucht, die sie vor Verfolgung in Sicherheit setzte. Der alte Yamen war kaum in der armseligen Hütte, die er bewohnte, angekommen, als er sein undankbares Benehmen zu bereuen begann. Er erinnerte sich an die Wohlthaten seiner gütigen Beschützerin und machte sich die bittersten Vorwürfe über seine unverzeihliche Grobheit. Nachdem er auf seinem Strohlager, von schrecklichen Träumen geängstigt, eine schlaflose Nacht zugebracht hatte, stand er mit Tagesanbruch auf, ergriff seinen Stab, und wandelte nach einer Versöhnung sich sehnend dem Walde zu. Aber wie groß war sein Erstaunen, als er bei seiner Ankunft am Hause das Küchenfenster zerbrochen und das Thor in dieser Frühestunde weit offen erblickte! wir wollen ihn nicht weiter durch die einzelnen Gegenstände seiner Entdeckung folgen. Genug, daß er, blaß, zitternd und schaudernd vor Schrecken aus dem Hause stürzte und in diesem Zustande von der Magd gesehen wurde, welche eben von ihrer Nachtwache mit einigen Gefährtinnen zurückkehrte. Sie erinnerte sich alsbald des Streites, den der Bettler am vorhergehenden Abend mit seiner Gebieterin gehabt und der Drohungen, die er gegen sie ausgestoßen hatte. Der alte Yamon ward ergriffen, verhört und ins Gefängniß gebracht. Die Umstände schienen, klar genug für das Verbrechen zu zeugen, und der unglückliche Mann ward nahe an dem Orte, wo die That geschehen war, förmlich hingerichtet.

Die Nachrichten dieser schrecklichen Ungerechtigkeit erreichten Hogan in Amerika. Sein Antheil an der Beute hatte ihn in Stand gesetzt, sich eine artige Wohnung zu erbauen und einen einträglicher Handel zu treiben. So hatte er einige Jahre verlebt, als er eines Tages einen seiner Landsleute, der eben aus Europa angekommen war, bei Erzählung einer in der Heimath vorgefallenen Geschichte, sagen hörte: »es war gerade in demselben Jahre, in welchem der alte Yamon wegen des an Mrs. Maunsel am Föhrenwalde verübten Mordes gehängt wurde.

(Der Beschluß folgt.)

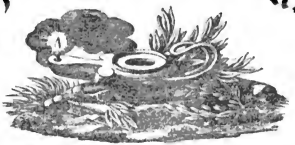
Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'schen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Der rothe und blaue Ara.

Digitized by Google

Karlsruher Unterhaltungsblatt.



Nr. 26. Vierzehnter Jahrgang. **1841.**

Der rothe und der blaue Ara.

(Mit einer Abbildung.)
Tab. XXVI.

Es giebt zwischen Thiergeschlechter, die dem Menschen weit weniger wegen des Nutzens, den sie ihm gewähren, als deßwegen interessant sind, weil sie in irgend einer ihm eigenthümlichen Fertigkeit nacheifern. Zu ihnen gehören unter den vierfüßigen Thieren die Affen und unter den Vögeln die Papageien. Jene ahmen seine Gebehrden und Handlungen, diese sogar seine Sprache nach, und es ist gewiß seltsam genug, daß beide nicht bloß ein und dieselbe Heimat, sondern auch die zahlreichsten Gattungen und Arten haben. Ihre Heimat sind nemlich sämmtliche Länder der Tropenzone; dort, sowohl in der alten, wie in der neuen Welt sind sie in ungeheurer Menge und Mannichfaltigkeit vorhanden, und man hat namentlich von den Papageien durchaus noch nicht alle Arten entdeckt, obgleich die Naturkundigen bereits über 220 zählen.

Den alten Griechen und Römern waren nur sehr wenige Arten bekannt, vor allen aber der sogenannte Alexander-Papagei, den ein Befehlshaber der Flotte des macedonischen Alexander von Indien aus nach Griechenland brachte. Der römische Luxus wurde bald bekannter damit, und der strenge Sittenrichter Kato hält seinen Zeitgenossen eine derbe Strafpredigt darüber, daß Weiber Hunde auf ihrem Schooß fütterten und Männer Papageien auf den Händen trugen, die sie um einen hohen Preis, als Sklaven einkauften, ja in Käfigen von Gold, Silber, Elfenbein und Schildpat unterhielten. Die größte Menge von Papageien der alten Welt wurden von der Zeit an entdeckt, als die Portugiesen den Weg nach Indien um Afrika herum wagten und dadurch die Küsten dieses Welttheils bekannter zu werden anfingen. Jetzt fanden sie in Guinea, in den Inseln des Indischen Oceans und auf dem festen Lande eine so ungeheure Menge, daß z. B. in Kalekut, Bengalen ꝛc. die eingebornen ihre Reis- und Maisfelder zur Zeit der Reife hüten mußten, um die zahllosen Schwärme von Papageien zu verscheuchen oder zu fangen. An einem Tage war es nicht schwer, ihrer 200 zu bekommen. Papageien waren auch die ersten lebendigen Wesen, die Columbus am Ziele seiner kühnen Reise entgegenkamen, und lange waren sie der erste Handelsartikel aus der neu entdeckten Welt. Dort, besonders in den Urwäldern Merikos, Guyanas, Brasiliens und auf den Antillen wimmelt es von solchen Geschöpfen, und sie machen darin zugleich mit dem Affen ein so fürchterliches Geschrei, daß man sein eigenes Wort nicht mehr hört, auch Australien, besonders Neu-Holland hat viele schöne und merkwürdige Papageiarten, und nur Europa, Nord- und Centralasien, die nördlichen Länder der vereinigten Staaten Kergnelenland und Südschetland haben gar keine.

Was am Papagei zuerst in die Augen fällt, ist die bezaubernde Schönheit seines Gefieders. Hier ist der Fall wo der Schriftsteller die Feder weglegen und den Maler um Hilfe bitten muß, und selbst dieser wird schwerlich die lebhafte Gluth, den blendeden Glanz, das wundervolle Schillern, die bald sanften Uebergänge, bald scharfen Abschnitte und das Volle, Sanftreiche der Farben erreichen. Das feurigste Roth, das schönste Gelb, das reinste blau, das herrlichste Grün ist bei dem einen oder dem andern bald vorherrschend, bald in bunter Lieblichkeit gemischt, und es ist bis jetzt unmöglich gewesen, die Gesetze aufzufinden, nach welchen die Farbevertheilung bei den Papageien statt

Digitized by Google

hat. Nur wenige Arten haben matte Farben, weiß oder schwarz; dagegen sind einige purpurfarb, rosenroth, violett und Lila in den zartesten und mannichfaltigsten Abstufungen.

Eben so viel, ja noch mehr Bewunderung, als das Gefieder, verdient der Schnabel. Der obere Theil desselben ist stark, hakenförmig, eingelenkt und mit vielen Muskeln verbunden, die ihn äußerst beweglich machen. Der untere Theil ist rund, weit, scharf und kurz, und der Vogel kann ihn vor- und rückwärts ziehen. Dieser sehr zweckmäßige und trefflich eingerichtete Schnabel ist der dritte Fuß des Papageis. Er hält sich damit ein, haut, wie der Specht, in Baumstämme, um sich mit diesem Anker, im Klettern hinaufzuhelfen, vertheidigt sich durch dieses Gewehr gegen seine Feinde, hängt sich zum Vergnügen an demselben an einem Baume auf, zermalmt damit die härteste Schale die einen wohlschmeckenden Kern enhält und bedient sich seiner auch zur Bildung seines Gesanges. Was die Kunst zu reden bei dem Papagei am meisten befördert, ist, außer der Einrichtung des Gaumens und des Schlundes, die länglich runde, dicke und fleischige Zunge, die fast wie ein Melonenkern gestaltet ist. Zwar ist es immer nur verstandlose Nachahmung der menschlichen Sprache; indessen geschieht dieß doch mit einer Deutlichkeit und Schärfe, ja mit so vieler Anwendung des Gedächtnisses, daß es unsere Bewunderung verdient. Allein nicht bloß Worte weiß er auszusprechen, sondern fast jeden Ton faßt er auf; er gähnt, schnarcht, pustet und niest; er räuspert sich, bellt wie ein Hund, miaut wie eine Katze, zwitschert wie ein Vogel, pfeift wie ein Mensch. Ja selbst Arien ihn singen zu lehre, hat man nicht ohne Erfolg Versuche gemacht. In der Anwendung seiner Fertigkeit ist er nicht selten so glücklich, daß man glauben könnte, er rede mit Verstand. Er lernt alle Leute nach und nach sehr gut kennen und bekommt Anhänglichkeit an seine Freunde und Wohlthäter; er hat Launen, kindische Einfälle, Eigensinn, Hochmuth, gerade wie der Mensch, dem er demnach nicht bloß im Sprechen ähnelt.

Der Körperbau der Papageien ist mehr zum Klettern, als zum Gehen eingerichtet. Auf der Erde gehen sie sehr langsam linkisch und ungeschickt, da ihre kurzen, aus einander stehenden Zehen den Gang schwerfällig machen und ihr großer Kopf und kurzer Körper nicht leicht ins Gleichgewicht gesetzt werden kann. Die Gelenke der Zehen sind so eingerichtet, daß der Papagei im Stehen und Sitzen zwei vorwärts und zwei rückwärts hält, ein Umstand, der ihm den Platz unter den Klettervögeln anweist. Er bedient sich des Fußes wie einer Hand, führt damit alle Speisen zum Schnabel und hilft sich im Auf- und Abklettern.

Was seine Nahrung betrifft, so gehört er mehr zu den Körner- als fleischfressenden Vögeln, obwohl er Fleisch und Fische fressen kann. Alle Arten von Früchten, Hanfsamen, Brod, in Wasser oder Wein eingeweicht, sind ihm am zuträglichsten. Fleisch dagegen verursacht ihm leicht die fallende Sucht.

Im Freien liebt man die Papageien gewöhnlich in großen Gesellschaften bei einander. Sie nisten in Baumlöcher, hängen aber auch öfters ihr Nest an einem schwachen Aste auf. Die Eier, deren Zahl von 2 bis 7 wechselt, sind so groß wie Taubeneier und punktirt, wie die von Rebhühnern. Lange hat man behauptet, die Papageien pflanzten sich nur in ihrem Vaterlande fort; allein man hat mehrere Beispiele, daß dieß auch in Europa geschah.

Im Freien fliegen sie sehr schnell mit starkem Flügelschlag, besonders des Abends vor dem Schlafengehen und des Morgens bei Aufwachen. Die Nacht bringen sie immer in dichten, schwer zugänglichen Wäldern, meistens auf Stromineln zu, und nach ihrem Morgengeschrei ziehen sie in einzelnen Truppen nach verschiedenen Gegenden, wo Saatfelder, Pomeranzenhaine, Gärten und dergleichen sind. Sie kommen daselbst ganz still an, um keine Ausmerksamkeit zu erregen und stellen eine Wache aus, die die Kameraden bei Gefahr warnt. Dennoch sind sie nicht mißtrauisch und lassen sich in Paraguay auf eine fast unglaubliche Art berücken und fangen. Man macht sich nemlich auf ihre Lieblingsbäume eine Art Hütte von Palmblättern und stellt einen zahmen Papagei davor. Die wilden kommen auf sein Locken herbei und lassen sich eine Schlinge an einen Steck ohne Weiteres über den Kopf ziehen. Die Brasilianischen Wilden schießen sie mit langen Pfeilen, deren Spitze mit Baumwolle umwickelt ist, hierdurch werden sie mehr betäubt, als verletzt, Fleisch und Federn aber vollkommen geschont. Die Karaiben pflegen durch den Rauch eines Harzes sie so zu betäuben, daß sie von den Bäumen herunterstürzen. Man fängt oder erlegt sie nicht bloß ihrer Federn, sondern auch ihres Fleisches wegen, das ziemlich gut schmeckt.

Die Papageien erreichen ein sehr hohes Alter, sowohl im Freien als in der Gefangenschaft. Man erzählt von einigen, die 100 bis 130 Jahre erreicht haben sollen. Sie sind dem Podagra, der fallenden Sucht und besonders durch Fleischfressen einem unnatürlichen Heißhunger unterworfen, der so weit geht, daß sie sich selbst in die Flügel beißen und die Federn, die sie sich ausreißen zerkauen. Sie abzurichten kostet nach ihrer größern oder geringern Gelehrigkeit auch mehr oder weniger Mühe. Die grauen und die grünen Amazonenpapageien sind die geschicktesten.

Vor Zeiten kamen nur wenige Gattungen dieses Thiergeschlechtes nach Europa; gegenwärtig sieht man sie aber bei den Thierführern in großer Mannigfaltigkeit, die sich

Digitized by Google

bei der flüchtigſten Ueberſicht zeugt. Die einen haben die Größe eines Hahns, andere die eines Sperlings; einige haben ſehr lange, andere ſehr kurze Schwänze; die einen glatten Scheitel und andere prangen mit Federkronen.

Aus dieſer Menge von Papageien der alten und neuen Welt haben wir heute zwei der ſchönſten ausgewählt. Sie gehören beide der Gattung der Aras an. Man bezeichnet mit dieſem Namen eine Anzahl von Papageiarten, welche nur in der neuen Welt vorkommen und als unterſcheidendes Merkmal einen nackten Kreis um das Auge, einen pfeilförmigen Schwanz, längere Flügel und einen ſchnellern Flug haben, als die andern Papageien. Der größte und ſchönſte unter ihnen iſt der hier abgebildete rothe Ara, Makao oder Indianiſche Rabe. Er erreicht eine Länge von 2½ Fuß, und zu ſeinem Gefieder ſcheint die Natur ihre ausgeſuchteſten Farben genommen zu haben. Purpur, Himmelblau und Gold ſcheinen hier um den Vorzug zu ſtreiten. Kopf, Hals und alle untern Theile, die Schenkel und die kleinen Deckfedern der Flügel ſind glänzend ſcharlachroth, in's Karmeſinrothe übergehend. Von dieſer Farbe ſind auch die vier längſten Schwanzfedern; die Schulterfedern, ſo wie die letzten Schwungfedern der Flügel ſind türkisblau, unten kupferroth, die erſten Schwungfedern azurblau violettſchillernd, die obern Deckfedern des Schwanzes ſind ultramarinblau, die untern weniger lebhaft blau; die mittlern Deckfedern der Flügel ſind grau gefleckt oder ganz grün. Die Stirn iſt dunkelröthlich ſammtartig, und der Schnabel nebſt den Füßen ſchwärzlich. Man findet indeß eine merkliche Verſchiedenheit in den Farben der einzelnen. Eine ſtolze Miene, ein zuverſichtlicher Blick, ein edler Gang und Anſtand verkünden ein gewiſſes Selbſtgefühl ſeiner Vorzüge, und ſeine Gemüthsart ſtimmt mit der Pracht ſeines Auges überein. Er iſt geſellig, lieht ſeinen Wohlthäter, wird ſein Hausgenoſſe, ohne ſich zu ſeinem Sklaven zu erniedrigen, und faſt eine ſo redliche Zuneigung gegen ſeinen Ernährer und das Haus, in dem er ſein Brod findet, daß man ihn von Zeit zu Zeit einen Beſuch bei ſeinen Brüdern im Walde machen laſſen kann, ohne beſorgen zu dürfen, er würde nicht von freien Stücken wieder zurückkehren. Am Orenoko werden dieſe Papageien wie anderes Geflügel von den Indianern auf Höfen gehalten, von denen ſie auf's Feld fliegen und wieder zurückkehren, wie die Tauben.

Der Ara findet ſich auf den Antillen und im ganzen öſtlichen Südamerika; dort verſchönert er die Einſamkeit jener ungeheuern Wälder, die ſchon ſeit der Urzeit der Schöpfung undurchdringlich zu ſtehen ſcheinen, und ziehen die Aufmerkſamkeit der Reiſenden durch ihr lautes Geſchrei auf ſich, das wie ihr Name klingt. Sie entfernen ſich indeß allmählig aus den bewohnten Gegenden, ſitzen in kleinen Geſellſchaften während der Mittagshitze im Schatten der Bäume und freſſen beſonders die Früchte der Palmen, des Topfbaumes und der ſogenannten Nüſſe Bertholletia, deren ſteinharte Schale ſie aufknacken. Ihre Brutplätze behalten ſie Jahre lang und legen ihre zwei Eier immer in dieſelben hohen Aeſte, welche ſie nöthigenfalls mit dem Schnabel erweitern. Sie halten ſich paarweiſe zuſammen, ſind übrigens ſcheu und laſſen ſchwer zum Schuß kommen. Es ſoll kaum einen ſchönern Anblick in der Natur geben, als eine Anzahl ſolcher Vögel auf einem der ohnehin ſo ſchönen amerikaniſchen Bäume. Als der Weltumſegler Anſon und ſeine Offiziere die Urwälder Südamerika's beſuchten, ſchwang ſich plötzlich eine Anzahl Ara's in die Luft und machte über ihren Häuptern tauſend Schwenkungen und Wendungen, als wollten ſie die ganze Pracht ihrer Federn zeigen.

Obgleich das Fleiſch der Ara's hart und ſchwarz iſt, ſo wird es doch ſehr gern gegeſſen und giebt kräftige Suppen; ihre Federn dienen dem amerikaniſchen Wilden zum Kopfputze und anderer Bedeckung; ja er ſteckt ſich beſonders ſchöne in die Ohren, Naſe und Backen. Die Jungen werden leicht zahm, lernen aber nie ſo gut ſchwätzen, als die eigentlichen Papageien.

Azara erzählt ein rührendes Beiſpiel von der Anhänglichkeit dieſer Vögel, die in Paraguay Quacamayo heißen. Jemand ſchoß Einen eine Stunde von der Hauptſtadt von Paraguay und band ihn hinter ſich aufs Pferd. Ein anderer Ara folgte ihm bis in die Mitte der Stadt und ſtürzte ſich im Hof auf den todten Vogel. Mehrere Tage faß er auf der Mauer, endlich auf dem Boden neben ſeinem Kameraden, wo er ſich fangen ließ und nachher gezähmt im Hauſe blieb.

Einerlei Wohnort, Sitten und Nahrung mit dem rothen Ara hat der hier abgebildete blaue. Er iſt mit dem langen Schwanze auch 2½ Fuß lang und dunkel hyacinthblau, Schwung- und Schwanzfedern blau violett, an der äußerſten Fahne grün; am Schnabelwinkel ſteht ein runder, gelber Fleck. Schnabel und Füße ſind ſchwarz, der Augenkreis gelb. Sie ſind nicht häufig in Südamerika, fallen aber vom 27. bis 33. Grad Südbreite gehen, und in Baum- und Uferlöchern niſten, welche ſie ſelbſt mit dem Schnabel machen. Der Glanz ſeines gelben und blauen Gefieders ſcheint den Indianern noch beſſer zu gefallen, als der rothe Schmuck des Vorigen. Wenigſtens enden ſie ihre Lieder öfters mit dem Ausrufe: „Gelber Vogel, gelber Vogel, Wie ſo ſchön du biſt“!

Hogan
oder die
Macht des Gewiſſens.

(Beſchluß von Seite 102.)

Es war ein Glück für Hogan, daß der kleine grüne Vorhang, welcher vor dem Fenſter ſeiner engen Wohnung hing, den Sprecher verhinderte, die Verwirrung in ſeinem Geſicht wahrzunehmen. Obwohl dieſe Nachrichten ſeine Sicherheit außer allen Zweifel ſetzten, ſo fügten ſie doch zu den Qualen ſeines Gewiſſens zehnfache Pein hinzu. Der erſte Mord hatte alſo einen zweiten zur Folge gehabt! Seine frühern Seelenleiden, welche durch Zeit und Gewohnheit einigermaßen gemildert waren, kehrten jetzt mit weit ſchrecklicherer Gewalt, als früher, zurück. Der Gedanke an die unbefriedigte Gerechtigkeit laſtete auf ſeiner Seele und erfüllte ſie mit einem düſtern, herben Trübſinn. Einige Monate gingen dahin; er ſuchte durch Zuflucht zur Religion die Pein ſeines Innern zu lindern; aber Reue, ohne gänz-

Digitized by Google

liche Wiederherstellung ist ein leeres Wort. Er konnte durch alles, was er that, keine Ruhe finden. Er mochte gehen, schlafen, essen, trinken, — die fürchterlichen Gestalten der unschuldigen Opfer schienen vor seinen Augen zu stehen, und ein Vorgefühl des Gerichtes ängstete sein Gemüth. Wohl suchte er sich zu zerstreuen; er richtete seinen Geist auf seine Geschäfte, er nahm Antheil an allen Vergnügungen, an welchen seine Freunde sich ergötzten — seine Gedanken kehrten immer wieder nach dem Föhrenwalde und zu der traurigen Scene zurück, die sich hier ereignet hatte.

Durch ein unerklärliches Gefühl ward nun der unglückliche Hogan mit unwiderstehlicher Gewalt nach dem Orte hingezogen, mit welchem sein ganzes Elend so innig verknüpft war. Er verkaufte sein Gütchen in Amerika und kehrte nach einer Abwesenheit von mehr als 20 Jahren an dem Schluß des vergangenen Herbstes wieder in seine Heimath zurück. Es war eine mondhelle Herbstnacht, als er das Dorf erreichte; und ohne sich irgend einem Menschen zu erkennen zu geben gieng er unverzüglich nach dem Föhrenwalde, und es ward ihm leichter ums Herz bei dem Gedanken, daß es doch jetzt in seiner Macht stehe, der verletzten Gerechtigkeit seines Landes Genüge zu leisten. Das Haus war noch nicht wieder bewohnt, aber die es umgebenden Felder waren sorgfältig bebaut und der Garten eben so schön bepflanzt, als zu Lebzeiten seiner edeln Eigenthümerin. Nachdem er mit der gespanntesten Theilnahme sich die Scene zurückgerufen hatte, von der er einst an diesem Orte Zeuge gewesen war, ging er in sein eigenes Landhaus, welches jetzt im Besitze eines seiner Verwandten sich befand. Er ward sogleich erkannt und bewillkommnet und erhielt von ihm einen ausführlichen Bericht über alle die den Prozeß und die Hinrichtung des unschuldigen Bettlers betreffenden Umstände. Am folgenden Morgen stand er früh auf und begab sich nach dem Orte, wo der arme Greis für seinen Zorn so schrecklich bestraft worden war. Gefoltert von den furchtbarsten Gewissensbissen brachte er nun länger, als einen Monat zu. Oft war es ihm, in solchen Augenblicken innerer Qual, wenn er um Mitternacht allein war, als müsse er sogleich hingehen und sich vor dem Richter als schuldig bekennen; aber mit dem anbrechenden Morgen kehrte immer wieder die Furcht vor zeitlicher Strafe und Schande zurück und gewann wieder das Uebergewicht über die weit empfindlichern Leiden seines Herzens. Ach, wie Wenige von uns sind in diesem Betracht nicht Kinder! Wie Wenige besitzen die Kraft des Steines, um den Unterschied zwischen den Tagen die gezählt sind, und zwischen zahllosen Tagen zu würdigen und Zeit und Ewigkeit gegen einander abzuwägen. So lebte er schwankend und unentschieden von Tag zu Tag, während Gewissensqual und Furcht vor Schande und Tod in seiner Seele fürchterlich mit einander stritten.

Eines Morgens, nachdem er eine angstvolle Nacht zugebracht hatte, stand der Schuldbelastete mit Tagesanbruch auf und betete unter einem Strom von Thränen, daß der Himmel doch in dieser Ungewißheit seinen Geist erleuchten und ihm Stärke geben möge, auszuführen, was die Gerechtigkeit von ihm fordere. Da wurde ihm etwas leichter ums Herz und er ging auf einen benachbarten Kirchhof, wo er gewöhnlich, als welle er seinen Geist mit Todesgedanken vertraut machen, einen bedeutenden Theil seiner Zeit zuzubringen pflegte. Der Morgen war still und schön; einige Kühe weideten zwischen den Grabern und die Holztauben girrten zwischen den Zweigen der dichten Erlen, welche den Ruheplatz der Todten beschatteten.

(Siehe die Abbildung.)

Der unglückliche Hogan las mit schweren Todesgedanken die Inschriften auf den niedern Grabsteinen und beneidete die Ruhe eines Jeden, der unter dem Hügel modert. Da sprang plötzlich ein Mann über die Kirchhofsmauer und rannte mit der Eile des Schreckens an dem Orte vorbei, wo er stand. Unmittelbar nachher vernahm er Stimmen, welche ausriefen: „Halt ihn, halt ihn!“ und zwei oder drei Landleute sprangen in den Gottesacker. Seiner heimlichen Schuld sich bewußt erschrack Hogan und floh unwillkührlich so schnell er konnte. Man verfolgte und ergriff ihn.

„Ich hab' ihn!“ schrie der Landmann, der ihn zuerst am Rocke gefaßt hatte. „Du Schurke, du sollst dafür Van Diemensland sehen! Wir wollen dich lehren, in der Nacht Gehäge zerbrechen und Schafe stehlen!“ —

„Recht so, Tom!“ schrie ein rothnasiger Pächter, dessen Wohlbeleibtheit ihm nicht erlaubt hatte, mit seinen Knechten gleichen Schritt bei der Jagd zu halten? Nun, Tom — was — wo ist der Dieb? — Dies ist er nicht! —

„Ich bin der Mann!“ sagte Hogan, bleich wie der Tod und mit einer Stimme, welche bei aller Festigkeit hohl klang.

„Ihr“, rief der Pächter, „Ihr seyd nicht der Schafdieb!“

„Ich bin nicht der Mann, der eure Schafe gestohlen hat“, erwiederte Hogan; „aber ich bin einer der Böswichter, welche Mrs Maunsel am Föhrenwalde gemordet haben, und anstatt deren James, der alte Bettler, ungerechter Weise gehängt worden ist.“

Dieses Bekenntniß ward von den Umstehenden mit Verwunderung und Staunen vernommen. Die Entdeckung seines Geheimnisses schien aber von dem Herzen des Unglücklichen Hogan einen großen Theil der Last hinweggewälzt zu haben, und im folgenden Herbste litt er mit weniger Angst, als er in seinen einsamen Betrachtungen empfunden hatte, die Todesstrafe die auf seinem Verbrechen stand.

Das kleine Haus, das er einst bewohnt hatte, ist zwar jetzt auf Befehl des menschenfreundlichen Grundbesitzers dem Erdboden gleich gemacht worden, um die Spur einer so erschütternden Begebenheit zu vertilgen. Aber es wird noch lange dauern, bis die Dorfbewohner, wenn sie an dem verhängnißvollen Orte vorbeigehen, aufhören werden, auf die ehemalige Lage der Wohnung zwischen den Bäumen hinzudeuten und sich schaudernd die Erinnerung an ihrem ehemaligen Eigenthümer zurückzurufen.

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'schen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Hogan, oder die Macht des Gewissens.

Digitized by Google

Digitized by Google

Coimbra.

Digitized by Google

Karlsruher Unterhaltungsblatt.

Nº. 27. Vierzehnter Jahrgang. **1841.**

Coimbra.

(Mit einer Abbildung.)

Tab. XXVII.

Coimbra, die Hauptstadt der Provinz Beira in Portugal, soll schon 300 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung von den Römern erbaut worden sein. Sie liegt in einer angenehmen Gegend am Abhange eines Hügels, an dessen Fuß der Fluß Mondego vorbeifließt. Nähert man sich der Stadt im Thale, so bietet sie nicht den vortheilhaftesten Anblick dar; desto schöner aber ist die Aussicht auf sie von der Höhe der südlich von ihr gelegenen Hügel herab. Der Mondego, über den eine steinerne Brücke führt, durchschlängelt sie, indem er aus dem steilen Felsenufer tritt, das ihn bisher gefangen gehalten hat. Die Stadt ist mit verfallenen Mauern und Thürmen umgeben, die Häuser eng und winkelig zusammengebaut, die Straßen schlecht gepflastert, und nur eine einzige derselben in der untern Stadt am Strome ist breit und geräumig. Man zählt ungefähr 3000 Häuser und 15000 Einwohner.

Das merkwürdigste Gebäude Coimbra's ist die Kathedrale, in gothisch byzantinischem Style. Außerdem besitzt die Stadt 8 Pfarrkirchen, 18 Stifte, 7 Klöster, ein Hospital und ein Armenhaus. Die Kirchen sind sehr reich an Marmorverzierungen und Malereien, doch ist alles überladen und geschmacklos. In dem schönen, reichen Augustinerkloster liegt König Alphons I. begraben und rings um dasselbe liegen höchst sehenswerthe Gärten.

Coimbra's größte Merkwürdigkeit aber ist die im Jahre 1291 vom König Dionys zu Lissabon gestiftete und 1308 hierher verlegte Universität, die einzige in ganz Portugal. Sie genießt ungeheure Einkünfte und besitzt außer den gewöhnlichen Lehrstühlen für die heiligen und profanen Wissenschaften, Sprachen u. s. w. einen vorzüglichen botanischen Garten, ein naturwissenschaftliches Museum, ein chemisches Laboratorium, eine Sternwarte, eine Buchdruckerei und eine dem Publikum offene Bibliothek von 60000 Bänden. In Verbindung mit der Universität ist ein Kollegium der Künste und eine Manuscriptensammlung in dem Kollegium de N. S. da Grace. Die Anzahl der Studirenden beläuft sich im Durchschnitt auf 1200; die der Professoren auf 50. Die meisten Collegia werden gratis gelesen; die Lebensmittel und Wohnungen in der Stadt sind so wohlfeil, daß ein Studirender recht gut mit 300 Gulden im Jahre ausreichen kann.

Unter den Männern, welche Coimbra ihre Bildung verdanken, verdient vor allen der große und berühmte Dichter Ludwig Camoens genannt zu werden. Mehrere Städte streiten um die Ehre seiner Geburt; wahrscheinlich hat er jedoch zu Lissabon das Licht der Welt erblickt. Er war der Sohn Simon de Camoens, dem Führer eines Handelsschiffes, der mit dem größten Theil seines Vermögens auf der See unterging. Früh schon offenbarte sich im Knaben der Geist der Dichtkunst und der Hang zum Romantischen. Seine angenehme Gestalt, seine muntere Laune und seine seltenen Talente und Kenntnisse verschafften ihm den Zutritt in die besten Gesellschaften Lissabons. Damals war es, wie jetzt noch in Spanien und andern südlichen Ländern, Sitte, daß ein Jüngling der Dame seines Herzens eine Nachtmusik brachte. Einst huldigte Camoens einer Dame von hohem Range durch eine solche nächtliche Serenade und stieß dadurch den Verwandten derselben so vor den Kopf, daß er am folgenden

Digitized by Google

Morgen den unbedingten Befehl erhielt, Liſabon zu verlaſſen. Von dieſem Umſtande ſchrieb ſich das mannigfaltige Mißgeſchick her, mit dem der berühmte Mann zu kämpfen hatte.

Verbannt aus ſeiner Vaterſtadt, ſuchte Camoens eine Freiſtätte bei der Mutter ſeiner Familie in Santarem. Hier reifte zuerſt die Idee in ihm, ein epiſches Gedicht über die Entdeckung Indiens durch Vaſco de Gama zu ſchreiben. Während er aber damit beſchäftigt war, laſtete das Gefühl ſeines thatenloſen Lebens ſo ſchwer auf ſeinem Geiſte, daß er einem Aufrufe zu den Waffen folgte und mit einer Truppenabtheilung ſich nach Afrika einſchiffte, welches damals der Sitz des Krieges war. Das Schiff auf welchem er ſich befand, wurde unterwegs von einer Mauriſchen Galeere mit bedeutender Uebermacht angegriffen; es folgte ein verzweifeltes Gefecht, in welchem der Dichter ſich durch die glänzendſte Tapferkeit auszeichnete und eins ſeiner Augen verlor. Der Sieg neigte ſich endlich für das Kreuz; Camoens landete mit ſeinen Streitgenoſſen in Afrika und gab hier bald neue Proben ſeines Muthes und ſeiner kriegeriſchen Talente. Man erzählt von ihm, daß er nach jedem Siege, den er erkämpfen half, ſein Schwert nicht eher in die Scheide ſteckte, als bis er die Thaten ſeiner Kampfgenoſſen durch ein Gedicht verherrlicht hatte, aber jedesmal dabei die ſeinigen überging. Seine Tapferkeit ward indeß von ſeinen Obern mit nichts weiter belohnt, als mit der Erlaubniß, nach Liſabon zurückkehren; immer trugen ihm ſeine Feinde noch die nächtliche Serenade nach. Er brachte einige Zeit in fruchtloſen Bemühungen hin, von dem Hofe von Liſabon eine Belohnung für ſeine Dienſte zu erlangen. Getäuſcht aber in ſeiner Hoffnung und entblößt von allen Mitteln zum Lebensunterhalt, ſchiffte er ſich im Jahre 1553 nach Indien ein, wahrſcheinlich mit dem Entſchluſſe nie wieder zu kehren. Denn, als er die Mündung des Tajo verließ, da hört man ihn die bedeutſamen Worte Scipio's ſagen: Ingrata patria, non possidebis ossa mea. (Undankbares Vaterland, du ſollſt meine Gebeine nicht haben.)

Er trat nun als Freiwilliger in die Portugieſiſche Armee in Oſtindien, zeichnete ſich in allen Schlachten gegen die Feinde aus und erhielt zuletzt eine Stelle als Diplomat. Als ſolcher bereiſte er mehrere Gegenden Indiens und Chinas, und ward in Macao angeſtellt, wo er einen großen Theil ſeines unſterblichen Gedichtes, der Luſiade vollendete. Auf ſeiner Rückreiſe von Macao litt er Schiffbruch an der Küſte von Malabar, wo er ſein Gedicht in der einen Hand haltend, ans Ufer ſchwamm. — Alles was er ſonſt beſaß, hatte er zurückgelaſſen und verloren.

Nach ſechzehn gefahr- und mühevollen Jahren kehrte er nach Liſſabon zurück, wo er ſeine Luſiade herausgab. Der König Sebaſtian, den die erſten Zeilen des herrlichen Gedichtes, die an ihn ſelbſt gerichtet waren, erfreuten, bewilligte dem Dichter eine Penſion von 15 Louisdor jährlich, eine Gnade, die dieſer indeß nicht lange genoß, denn da der König nicht lange hernach im Kriege umkam, zog zu ſeiner ewigen Schande ſein Nachfolger Heinrich das kleine Stipendium wieder ein. So erfuhr Camoens das faſt allgemeine Loos ausgezeichneter Dichter — er blieb im eigentlichen Sinn ein Bettler, und ſah ſich zuletzt genöthigt mit ſeinem von harten Anſtrengungen und Wunden geſchwächten Körper und mit ſeinem kummerbelaſteten, von tauſend getäuſchten Hoffnungen darniedergedrückten Geiſte ſeine Zuflucht in einem Armenhauſe zu ſuchen. Hier ward er durch die Allmoſen erhalten, die ein alter und treuer Diener von ihm in den Straßen von Liſabon für ihn erbettelte — deſſelben Liſabons das ſpäter um die Ehre ſtritt, die Geburtsſtätte des Mannes zu ſein, den es in die Verbannung gejagt und im äuſſerſten Elend dem kalten Mitleide der Welt überlaſſen hatte! In dieſem Zuſtande der Noth und des Jammers ſtarb Camoens lebensmüde in einem Alter von 62 Jahren, im Jahre 1579.

Sein Werk die Luſiade reiht ſich dem Treffſichſten an, was auf dem Gebiete der epiſchen Poeſie je erſchienen iſt. Es verherrlicht die Thaten Vaſco de Gamás, des Entdeckers des Vorgebirgs der guten Hoffnung und des Seeweges nach Oſtindien, und ſchildert in einer überaus herrlichen, blühenden und hinreiſſenden Sprache die Siege der Portugieſiſchen Helden auf jenem wunderreichen Schauplatze.

Coimbra iſt der Sitz eines Biſchofs und war ehemals der Centralpunkt eines ſehr gefürchteten Inquiſitions-Tribunals. Auch hatten dort die Jeſuiten, welche überhaupt in Portugal ſehr mächtig geworden waren, eins ihrer ſchönſten Collegien. Als aber der Orden aufgehoben und unter dem Marquis Pombal unterdrückt wurde, wurde das Collegium und andere Beſitzungen deſſelben zum Nutzen der Univerſität verwandt.

In den älteſten Zeiten ſchon war Coimbra ein Schauplatz kriegeriſcher Scenen; zur Zeit der Alanen wurde es von Ataris, einem ihrer Könige gänzlich zerſtört im Jahre 413 aber wieder erbaut und zur Hauptſtadt der erſten Könige Portugals erhoben. Im Jahre 1063, als es ſich im Beſitze der Araber befand, ward es von Ferdinand von Navarra ſieben Monate lang belagert und endlich erobert. 1109 dagegen belagerten es wieder die Araber unter dem König Ali Haben Joſeph,

wurden aber, ehe sie es erobern konnten, von dem Prinzen Heinrich von Portugal, der zum Entsatze herbeigekommen war, aufs Haupt geschlagen. Im Jahre 1136 rückten 300.000 Araber unter Euguni gegen die Stadt, und sie wäre unrettbar verloren gewesen, wäre im feindlichen Heere nicht die Pest ausgebrochen, die dasselbe zum Rückzuge zwang.

Auch in der neuesten Zeit war Coimbra öfters der Schauplatz von Kriegsereignissen; der englische Feldherr Wellington erfocht hier mit der Portugiesisch-Englischen Armee einen glänzenden Sieg gegen die Franzosen.

Was die Nahrungsquellen der Bewohner Coimbra's betrifft, so findet man hier beträchtliche Töpfereien und Leinwandwebereien; auch verfertigt man Weingeist und Hornwaaren. Der Handel ist blos Krämerei und Produktenhandel. Der bis zur Brücke der Stadt schiffbare Mondego wird wenig benützt. Eine Wasserleitung von 20 Bogen versorgt die Stadt mit Wasser. Ihr gegenüber am Mondego liegt das sogenannte Thränenhaus, worin Inez de Castro gefangen saß und ermordet wurde. Erwähnung verdient hier auch das in der Nähe befindliche Lustschloß der Gräfin Anadia hinsichtlich seiner ungeheuern und auf das prächtigste eingerichteten — Küche. Ein Fluß strömt mitten durch, aus dem der Koch erst unmittelbar vor dem Anrichten die Fische fängt. Der Herzog von Wellington soll hier manchen schönen Fisch gefangen haben.

Die zwei blinden Musikanten.

(Mit einer Composition von G. W. Fasel. Tab. XIV.)

In einem Dorfe bei Wien lebte ein junger Mensch, Namens Hanns, der in seiner Kindheit das Unglück gehabt hatte, durch die Blattern sein Gesicht zu verlieren. Dabei war er blutarm, und hätte ohne Zweifel auf eine jammervolle Weise darben müssen, wenn er nicht auf den Gedanken gekommen wäre, die Geige spielen zu lernen und ein wandernder Musikant zu werden. Ja, vielleicht hätte er selbst nichts Besseres ergreifen können, wenn er sehend geblieben wäre; denn er besaß gute musikalische Anlagen, ein feines Gehör und einen vortrefflichen Geschmack.

Sein Fleiß in der Erlernung der Kunst war unermüdlich; den ganzen Tag hörte man ihn in seinem einsamen Stübchen fideln. Anfangs freilich befanden sich die Hühner in der Nachbarschaft bei den Leistungen seines musikalischen Genies nicht ganz wohl, und mehrere Todesfälle, die sich unter diesem geflügelten Geschlechte ereigneten, hätten billig auf seine Rechnung gesetzt werden dürfen. Allmählig aber wurden die Töne, die er seinem Instrumente entlockte, wundervoller und lieblicher, und die umherwohnenden Landleute hörten ihm mit immer steigendem Vergnügen zu.

Jetzt bekam unser Künstler Muth, sich öffentlich hören zu lassen. Eines Abends begab er sich mit seiner Geige in eine etwas abgelegene Gasse der Hauptstadt, wo er nicht erkannt zu seyn hoffte, und gab da sein Debüt. Man bezahlte ihn nicht übel; Sechsbätzner, Sechzer und eine Anzahl Kreuzer und Pfennige regneten in seine Tasche. Seelenvergnügt ging er nach Hause, und sie groß sein Enthusiasmus für die Tonkunst war, so meinte er doch daß die Musik der klingenden Münze in seiner Tasche für diese Nacht bei Weitem die Töne seiner Violine überträfen. Von dieser Stunde an war Hanns eine tägliche Erscheinung in Wien, und jedes Kind auf der Gasse kannte ihn. Es war keine Kirchweih, auf der er nicht spielte, kein Tanzplatz, wo sich die lustige Jugend nicht nach dem Takte seiner Geige schwenkte; selbst bei Kindtaufen und Hochzeiten war der blinde Hans ein unentbehrliches Mitglied, und endlich gab es keine Festlichkeit, wobei er nicht mit figurirte.

Bei einer solchen Gelegenheit traf Meister Hanns eines Tags mit einem andern Musikanten zusammen, der ebenfalls von Jugend auf blind war und die Geige spielte. Man hieß ihn nur den Geigers-Matthäs. Hanns hatte sein Kolofonium verlegt und konnte es nicht sogleich finden; da bot ihm Matthäs mit gefälliger Freundlichkeit das seinige an, und von dieser Stunde an waren beide die aufrichtigsten und herzlichsten Freunde, und machten unter sich aus, als unzertrennliche Gefährten mit einander in den Straßen zu spielen und den gemeinschaftlichen Gewinn redlich und ehrlich zu theilen. Einstimmiger noch, als ihre Geigen waren die Herzen der beiden Blinden, und Jedermann freute sich über ihre gegenseitige Anhänglichkeit und Freundschaft. Bekam Hanns eine Einladung zu einer Kirchweih, so suchte er's immer so einzurichten, daß auch Matthäs dahin kam, und ward Matthäs begehrt, so nahm er den Hannsel mit. Da war keine Spur von Brodneid oder Eifersucht; Jedee freute sich, wenn's ihm der Andere in der Kunst zuvorthat; sie setzendirten einander mit der größten Gutmuthigkeit und Gefälligkeit, und ward dem einen ein Glas Wein oder Bier gereicht, so brachte er's richtig dem andern zu, nachdem er zuvor auf seine Gesundheit getrunken hatte. Kurz, es konnte gar keine innigere und uneigennützigere Freundschaft geben, als die der beiden blinden Musikanten.

Viele Jahre hindurch bestand auch dieser Bund in un-

Digitized by Google

unterbrochener Herzlichkeit; kein Mißverständniß, kein Zank und Streit, ja nicht einmal ein bitteres Wort störte ihre Eintracht und ihr brüderliches Vertrauen.

Sie spielten nun nicht bloß auf Tanzböden und in den Straßen, sondern machten auch Ausflüge auf Donauschiffen und Postkutschen, um mitzunehmen, was Glück und Gelegenheit ihnen zuwarfen — und jedesmal wenn sie den Tag über einen hübschen Verdienst gemacht hatten, setzten sie sich am Abend traulich zusammen in eine Schenke und thaten sich bei einem Gläschen gütlich — Mehr aber tranken sie nicht — auch nicht einen Tropfen.

Unter den Leuten, welche die beiden Fidler oft beisammen sitzen sahen, befanden sich jedoch auch solche, die an der Aufrichtigkeit, Uneigennützigkeit und Dauer ihrer Freundschaft zweifelten. Und in der That, so groß die Harmonie ihrer Gemüther war, so ward sie doch einmal auf eine schwere Probe gestellt, wobei der Zwietrachtsteufel beinahe den Sieg davon getragen hätte.

Eines Abends nämlich, als Hanns und Matthäs in einer Straße von Wien spielten, trat ein wohlgekleideter Herr, der einem Baron gleich sah, zu ihnen hin, hörte ihnen eine Zeitlang mit sichtbarem Wohlgefallen zu und ersuchte sie dann eine beliebte Arie zu spielen. Sie thaten es. Der Fremde forderte noch eine und wieder eine, und nachdem sie ohngefähr ein halb Dutzend Melodien gespielt hatten, fuhr er mit der Hand in die Tasche, klingelte mit dem darin steckenden Silbergelde und sprach dann, seine Hand hervorziehend: »Ihr spielt vortrefflich, meine lieben Leute; da habt Ihr eine halbe Krone!« — In diesem Augenblick fuhren Hanns und Matthäs mit der Hand nach ihren Hüten und dankten auf das Höflichste für die reiche Gabe. Der Geber ging weg und die Musikanten nahmen ihre Geigen wieder zur Hand und spielten fort. Alle ihre Melodien waren diesen Abend fröhlicher Art, und sie spielten mit sichtbarer Behaglichkeit und so unverkennbarer Wonne, als ob eine halbe Krone in beider Taschen stecke.

Der Fremde, der sie so glücklich gemacht hatte, war schon weit entfernt; aber die beiden Künstler waren immer noch der Meinung, er stehe bei ihnen und sie enthielten sich deßhalb jeder Bemerkung über das unerwartete Glück, das ihnen zu Theil geworden war. Als sie aber seiner Entfernung gewiß waren, flüsterte Hanns seinem Kollegen in's Ohr:

„Heut trink'n mer a Guts, Matthäsel,
He?? —"

„„Das will i wiss'n! antwortete Matthäs schmunzelnd— müssen doch Seiner Gnoden's Gsundhait trink'n.""

„A gueter Herr muß er sayn."

„„Jo und a Musikkenner, der sein's Gleich'n sucht.""

„Waß'n Tolent zu schätz'n!"

„„Un an ze zohlen!""

„Host also nix dergegen, wenn mer in's Röss'l gängen."

„„Nit im Geringst'n, Hannsel! —""

Und die beiden Musikanten packten ihre Geigen in die grünen Futterale ein, nahmen einander beim Arme und gingen geradeswegs nach einem Wirthshause, das sie gewöhnlich zu besuchen pflegten.

„Nu, wos woll'n mer for ane ausstauch'n?" fragte Hanns.

„„Ho, i denk, mer woll'n vom Olden trink'n, mahnst nit?""

„I bin's z'frieden! —"

Und in wenigen Minuten stand eine Flasche Ungarwein auf dem Tische.

Entzückt über dessen Geschmack und in der angenehmsten Stimmung über den glücklichen Abend schlug Matthäs vor, die Dosis zu repetiren. Hanns gab seinen Beifall, und bald war eine zweite Flasche ausgetrunken.

„He! Herr Röss'lwirth — noch a Seid'l!" riefen beide, wie aus einer Kehle! —

Es kam herbei, und mit jedem Glase wurden die beiden Collegien cordialer und gesprächiger und schon fing Hanns an, seinem Matthäs einmal über das andermal um den Hals zu fallen. —

„No, woll'n mer jetzt ham?" fragte dieser, als die dritte Flasche geleert war.

„„Loß mi nor erst mei Glas austrink'n. Kannst einstweilen di Zech zohl'n.""

Hanns lächelte; denn er meinte, sein Freund wolle Scherz mit ihm treiben.

„I denk', sagte er, du wirst's besser können, dann i."

Matthäs lächelte auch, weil er der Meinung war, sein Freund wolle ihn ein wenig necken, und antwortete: „Wer die halbe Kron' im Sack hot, der muß zohl'n, und Du host si. —"

„„Ich? a halbi Kron' in mein' Sack; i, i glaub' Hannsel, du willst spoß'n.""

"S'is mei Ernst; i thu nit spoß'n! Du mußt die halbi Kron' im Sack hobn, Matthäsel."

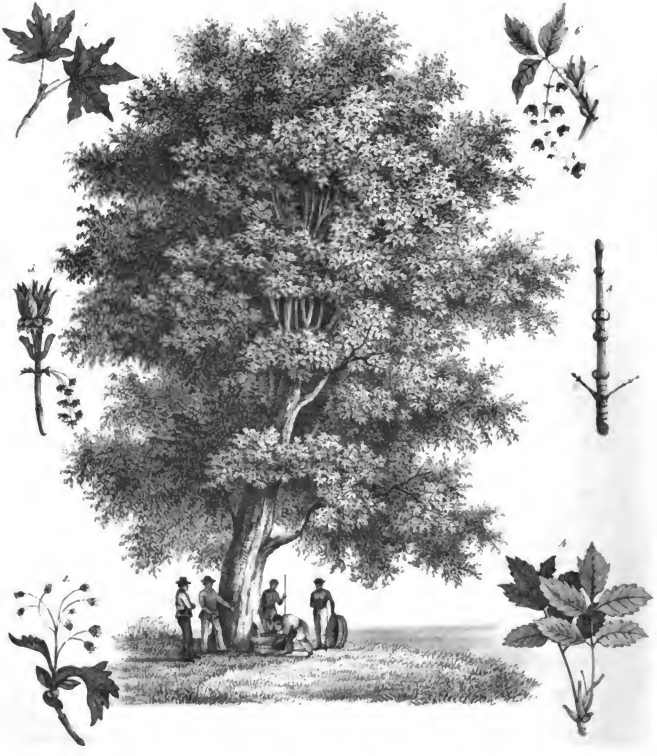
„„Greif h'nein, Hannsel; sollst a rechte Hexemeister seyn, wonn'st sie finden thust.""

Jetzt stieg in unserm Hanns der erste Verdacht über seinen Freund auf.

(Der Beschluß folgt.)

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'schen Hofbuchhandlung.

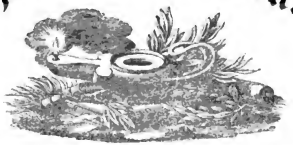
Digitized by Google



Der Zuckerahorn.

Digitized by Google

Karlsruher Unterhaltungsblatt.



Nro. 28. Vierzehnter Jahrgang. 1841.

Der Zuckerahorn.

(Mit einer Abbildung.)
Tab. XXVIII.

In den vereinigten Staaten von Nordamerika gibt es einen Baum, der einen trefflichen Zucker liefert. Er gehört dem Geschlechte des Ahorns an und erreicht gewöhnlich eine Höhe von 50, bisweilen auch von 70 und 80 Fuß, und einen Durchmesser von 2 bis 3 Fuß. Seine Blätter haben eine Breite von etwa 5 Zoll, sind fünflappig, tief eingeschnitten und ausgeschweift gezähnt und stehen auf langen, röthlichen Blattstielen; auf der obern Fläche sind sie schön hellgrün, auf der untern graulich und mit weichen Härchen bedeckt. Seine Blüthen bestehen in kleinen grünlichen Büscheln oder Doldentrauben, weßhalb ihn Linné unter die Pflanzen mit vermengten, halbgetrennten Geschlechtern rechnet, und seine Früchte liegen in zwei, in Flügelform verlängerten Saamenkapseln.

Von Kanada an bis hinab in die südlichsten Freistaaten trifft man diesen herrlichen Baum auf Anhöhen und in Thälern in Mengen an, und Pennsylvanien, die westlichen Theile von New-York, Oberkanada, Neuschottland und Neuengland haben unermeßliche Gebiete, die damit bis zum Ueberfluße angefüllt sind. Er liebt einen fruchtbaren aber kalten, feuchten und etwas steinigten Boden und die Nähe von Quellen. Zu Ende Aprils kommt das Laub und kurzvorher die gelbgrünliche Blüthe hervor. Der Saame ist schon im Juli reif. Das Holz ist sehr hart und fest und nimmt eine schöne Politur an. Anfangs ist es weiß, dann bekommt es einen röthlichen Schimmer. In den Theilen Nordamerikas, wo die Eiche selten ist, gebraucht man es zum Häuserbau und in verschiedenen Hafenstädten zu Schiffskielen. Seiner Härte und Stärke wegen verarbeiten es die Wagner, und da es oft eine Menge kleiner Augenflecken und schöner Adern hat, wodurch es sich sehr gefällig ausnimmt, gebrauchen es die Tischler zu allerlei Kunstarbeiten. Auch als Brennholz ist es vortrefflich und soll mehr Wärme geben, als Buchenholz. Dabei liefert es viel Asche, aus welcher eine große Menge Pottasche bereitet werden kann.

Den größten Nutzen aber gewährt dieser Ahorn durch seinen Saft, aus welchem der treffliche Ahornzucker bereitet wird. Schon die alten Kanadier bedienten sich dieses Zuckers als einer stärkenden Nahrung auf weiten Jagd- oder Kriegsparthien. Sie vermischten ihn hierbei mit Maismehl. Die Europäischen Kolonisten haben diese Eigenschaft des Zuckerahorns nun systematischer benutzt. Im Februar, wenn der Saft in die Bäume tritt, macht man vermittelst eines eigenen Eisens oder Bohrers einen Einschnitt in den Stamm, der aber nicht zu tief und nicht zu weit sein muß. Der Saft fließt sodann, wie im ähnlichen Falle bei unsern Birken, reichlich aus der Wunde. Nun steckt man in das Bohrloch eine hölzerne Röhre (Holunderröhre) oder Rinne und stellt unter diese ein Gefäß zum Auffangen des Saftes. Damit auch bei stärkerem Winde nichts vorbeilaufe, kann man in die Röhre einen bis in das Gefäß hinabgehenden Faden von Schafwolle legen, an welchem der Saft niederfließt. Einige Wochen läßt man den Saft fließen, (wenn die Bäume ausschlagen, hört das Fließen von selbst auf,) worauf man die Oeffnung im Stamme mit einem hölzernen Zapfen verschließt und mit Thon oder Harz verschmiert. Man sammelt den Saft alle 12 bis 24 Stunden, da er bei

Digitized by Google

längerm Sieden gähren würde, seihert ihn durch, kocht ihn unter stetem Abschäumen in Kesseln, stellt ihn dann zum Abklären einen Tag lang in einem hohen Gefäße hin, gießt ihn ab und dampft ihn zur Honig- oder Syrupsconsistenz ein, worauf man ihn noch in flachen Gefäßen an einem warmen Orte langsam austrocknen läßt. So erhält man einen schönen gelblichen, angenehm süß schmeckenden Zucker, der ganz wie der andere aus Zuckerrohr verwendet werden kann

Man rechnet in Nordamerika auf einen Zuckerahornbaum jährlich 5 bis 6 Pfund Zucker, hat jedoch auch Fälle, wo ein einziger über 20 Pfund gegeben hat. Die Menge und der Reichthum des Zuckersaftes ändern sich nicht blos nach der Art und Größe des Ahorns, sondern auch nach Witterung, Jahreszeit und andern Umständen. Je schneereicher und kälter der Winter war, desto reichlicher und süßer fließt der Saft im Frühlinge, desgleichen je kälter die jedesmal vergangene Nacht war. Am reichlichsten fließt er um Mittag bei einwirkendem Sonnenscheine, hört aber selbst in der Nacht nicht zu fließen auf, so lange die Temperatur über 0° ist, während bei oder unter dem Gefrierpunkt Stillstand erfolgt. Den meisten und süßesten Saft geben Bäume in steinigen, bergigen, hochliegenden Gegenden; ihr Saft enthält oft drei bis viermal mehr Zucker, als der von Bäumen in feuchten niedern Böden. Alte Bäume liefern wenig, aber süßen Saft. Bäume unter 18 Jahren bohrt man nicht an. Bäume, die öfters angebohrt werden, geben einen süßeren Saft, und im dritten und vierten Jahre des Anbohrens erhält man daher von einem Baum mehr Zucker, als im ersten Jahre. In Nordamerika kann man die Ahornbäume sechs Jahre hintereinander abzapfen, ohne daß sie merklich weniger Saft geben, oder absterben. Man ließ einst zwei Bäume stark verwunden und den Saft so lange fließen, als er wollte, ohne nachher die Wunden zuzuspoyfen. Nach mehreren Jahren fand man die Wunden verharscht und die Bäume so gesund, als die nicht angezapften. Das Abzapfen geschieht am besten so, daß man, wenn im Frühjahre bei Tage die Frostkälte nachläßt, die Bäume 1 bis 1½ Fuß über dem Boden, vorzüglich an solchen Stellen, wo ein hervortretender Wulst als Fortsetzung einer größern Hauptwurzel sich zeigt, am besten an der Südseite mit einem ¾ bis ¾ Zoll dicken Bohrer von unten schräg aufwärts 1½ Zoll tief anbohrt. In größeren Bäumen kann man 3 bis 4 Bohrlöcher machen.

Nach einer neuern Berechnung geben 250 Stämme 10 Zentner Zucker. Man behauptet, daß nur allein die Provinz Northumberland in Pennsylvanien über 250,000 Morgen Zuckerahornland enthalte, und das sey hinreichend, die vereinigten Staaten mit Zucker zu versehen. Dennoch wird hierbei nur 4 Pfund Zucker auf den Baum gerechnet. Diese Rechnung würde noch viel weiter führen, wenn man nach Einigen für ganz Pennsylvanien und New-York über anderthalb Millionen Morgen Zuckerahornland und auf jedem nur etliche 20 Bäume annimmt. Da der ganze Bedarf von westindischem Zucker, den die Staaten jährlich einführen, im Jahr 1830 um etwas über 60 Millionen Pfund betrug, so ergiebt sich durch jene Rechnung ein Ueberschuß von 60 Millionen Pfund, die zur Ausfuhr oder auch zu andern dortigen Bedürfnissen angewendet werden könnten. Denn der Ahornzucker gewährt überdieß noch andere, sehr nützliche Producte. Man bereitet daraus sehr guten Essig; ferner Cyder und eine Art Wein.

Wenn der Saft aus den Bäumen tritt, ist er so hell, und frisch wie klares Wasser und läßt in dem Munde einen höchst angenehmen leichten Zuckergeschmack zurück. Der Gesundheit ist er sehr zuträglich, und man mag davon so viel trinken, als man will, er wird keine Beschwerden verursachen. Die Wald- und Hausthiere sind darnach sehr begierig, und man muß daher bei der Einsammlung immer Wache halten.

Nach allen bisher mitgetheilten Bemerkungen verdient der Zuckerahorbaum sowohl wegen der trefflichen Eigenschaften seines Holzes als auch seines Zuckerstoffes wegen auch in andern Gegenden gepflanzt zu werden. Man hat bereits dazu im nördlichen Europa den Versuch gemacht, aber gefunden, daß er in Deutschlands Wäldern nicht wie andere Bäume, in ganzen Beständen, sondern nur einzeln eingesprengt, meistens zwischen Buchen fortkommt. Auch erfordert er zum kräftigen Gedeihen einen so guten Boden, wie ihn die verarmten deutschen Wälder nur selten darbieten. Ferner ist es schwierig, in freien Wäldern Menschen und Thiere bei Gewinnung des Ahornsaftes von den Vorräthen abzuhalten, da mehrere Thierarten, auf den Genuß des Saftes begierig, öfters die junge Bäume anfressen. Will man ihn auf andern Grundstücken anbauen, so ist wohl zu überlegen, daß er erst nach 20 Jahren Ertrag sichert und ob nicht Ernten anderer Art auf diesen Grundstücken mehr Gewinn sichern. Dagegen wäre er, wo ein rauheres Klima die Obstarten nicht gedeihen läßt, z. B. in Rußland, recht gut, statt dieser zu cultiviren und auch zur Besetzung von Landstraßen zu gebrauchen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die zwei blinden Musikanten.

Die zwei blinden Musikanten.

(Beſchluß von Seite 110.)

„Du biſt a ſchlauer G'ſell, Matthäſel, aber jetzt komm' zohl die Rechnung! 's wird ſpät."

„„Zohl du, Hannſel, rief Matthäs mit immer ſteigender Ungeduld; i bitt di, mach kan G'ſpoß meh. Du biſt ja immer der Hauptkaſſier gweſn. Raus mit'm halben Doler.""

„I ſog der's noch emol, daß i kei Geld hab — Du boſt's empfangen!"

„„I? — empfangen? i glaub Hannſ'l du willſt mi veriren? I ſog der's zohl! —""

Erſtaunt und tief gekränkt durch das Mißtrauen und die Zumuthung ſeines Gefährten erwiederte Hanns:

„Jetzt ſog' i der's zum Letztenmol, Matthäſel, mach den ehrlichen Mann! —"

„„Was? brauſ'te dieſer auf, du willſt mi zum Spitzbuben machen! i will ders weiſen!""

Mit dieſen Worten packte er ſeinen Freund am Kragen und ſchüttelte ihn unſanft. —

„Du boſt die halbe Kronen!"

„„Na du beſt ſie?"" brüllte Matthäs und ſchlug ſeinem Hannſel mit derber Fauſt hinter die Ohren, daß ihm der Kopf dröhnte.

Wie ein gereizter Bär ſprang dieſer auf, ergriff wuthſchäumend ſeinen Gegner an der Kehle und warf ihn ſo heftig an den Tiſch, daß dieſer mit allen daraufſtehenden Gläſern, Flaſchen und Krügen mit einem fürchterlichen Krachen umſtürzte und die obnfern liegende Violine ſeines Gegners in Trümmer zerſchlug.

(Siehe die Abbildung.)

Jetzt faßte den armen Matthäs die Wuth der Verzweiflung. Schnell wie ein Blitz ſprang er nach der Bank, auf welcher Hannſens Geige lag, faßte dieſe am Halſe, ſchwang ſie unter lautem Gebrüll wie eine Keule und zerſchlug ſie auf dem Hirnſchädel ſeines Gegners in tauſend Stücke.

Unfehlbar hätten ſich beide noch die Hälſe gebrochen, hätten ſich nicht zwei Herren, welche bisher ſtillſchweigende Zeugen des Auftritts geweſen waren, genähert und die Kämpfenden auseinander gerißen.

„Warum ſchlagt ihr denn ſo gräßlich auf einander los? fragte einer derſelben die Streitenden."

„Do, — do — der do, rief Hanns außer Athem und mit zitternder Stimme, hat mi um a halbi Kronen oder wenigſtens um a Tasperl bring'n wollen."

„„Glaubts mi, ihr Gnedi'n, er thut lüg'n, lüg'n, wie gedruckt. Er bot mi betrogen; er bot die halbi Kronen eing'ſteckt.""

„Was, eine halbe Krone? ſagte der Herr, der ſie auseinander geriſſen hatte. — Wie verhält ſichs damit?"

Matthäs erzählte nun die ganze Geſchichte umſtändlich.

„Aber ſeyd ihr auch gewiß, unterbrach ihn endlich der Fremde, ob einer von Euch die Krone eingenommen hat?"

Dieſe Frage ſchlug auf einmal die beiden Muſikanten nieder. Es ging ihnen ein neues Licht über den ganzen Hergang auf und ſie ahneten, wie Alles gegangen ſeyn mochte. Doch wollten ſie es noch nicht ganz bei ſich ausſtommen laſſen.

„Es kann doch faſt nit ſeyn, daß der Herr und alle zwa veriert hot, ſagte Matthäs mit einem Tone der deutlich genug ſeinen Zweifel verrieth; i heb den Herrn doch deutli ſag'n hör'n: „do is a halbi Kronen für Euch!" —

„Und doch iſt es ſo erwiederte der Fremde, man hat euch beide zum Beſten gehabt — Keiner von Euch hat das Geld eingenommen."

Die beiden unglücklichen Muſikanten konnten ſich nicht länger verbergen, daß ſie durch irgend einen Scherz geneckt und betrogen worden ſeyen und fingen an, ſich zu ſchämen, daß ſie nur einen Augenblick an ihrer gegenſeitigen Rechtſchaffenheit gezweifelt hätten. Noch mehr folterte ſie der Gedanke, daß ſie in trunkener Tollheit das einzige Mittel ihres Lebensunterhaltes, ihre Geigen zerſchlagen hatten und beide fingen an, wie die Kinder zu weinen, und es war rührend anzuſehen, wie ſie bke auf dem Boden umherliegenden Trümmer ihrer Violinen zuſammenſuchten und fragten, ob man ſie nicht mehr leimen könne! —

Hört, ihr lieben Leute, redete ſie jetzt der Fremde an, da ihr nun wieder geſcheut worden ſeyd und einſehet, was für Narren ihr waret, ſo will ich euch ſagen, daß ich es war, der Euch den Streich geſpielt hat.

Ihr, Herr? wie konntet ihr ſo grauſam ſeyn riefen die beiden weinenden Muſikanten.

Das will ich euch ſagen, erwiederte der Fremde. Ihr müßt wiſſen, daß ich einen Verſuch machen wollte. Jedermann behauptete, Eure Freundſchaft ſey untrennbar und beſtehe unter allen Umſtänden die Probe. Ich zweifelte daran, und ſo führte ich den Plan aus, der mir Gewißheit gegeben hat. Ich wußte zum Voraus, daß ihr ins Wirthshaus geben und trinken würdet und folgte euch nach, um, wie ich erwarten konnte, Zeuge eures Streites zu ſeyn. Wäret ihr Leute geweſen, die ſich nie betrinken, ſo wäret ihr unfehlbar in der Probe beſtanden. Jetzt laßt euch rathen, liebe Freunde; in Zukunft ſpart euer Geld und macht euch nicht mehr mit zu vielen Seideln gemein. Gedenket des Sprichworts:

„Trunk hinein,
Witz heraus!" —

Digitized by Google

„Das iſt wohl wahr, fiel ihm Hanns in die Rede; aber was ſoll'n wir nun anfang'n? Was ſoll aus uns ohne unſere Geigen werden? O, lieber Herr, mer können's nit verſchmerz'n, mer müſſ'n zu Grund geh'n."

„Dafür laß mich ſorgen, Hanns, fuhr der Fremde fort; Seht, hier iſt eine ganze Krone für jeden unter euch; die nehmt, und ſteckt ſie wohl ein! Und morgen Vormittag kommt zu mir; da ſoll jeder von euch wieder eine Geige haben, ſo gut wie die waren, die ihr zertrümmert habt." Mit dieſen Worten legte der Herr einen Kronenthaler in die Hand eines jeden, gab ihnen ſeine Adreſſe und verſchwand. Thränen des Dankes und Segenswünſche der neu verſöhnten Freunde folgten ihm nach.

Die Lektion war für Hanns und Matthäs nicht vergeblich geweſen. Sie gelobten einander gegenſeitig, ſich nie wieder zu berauſchen, ſondern Schöpplein, — aber auch nur an Sonn- und Feiertagen — in aller Stille zu trinken und zeitlebens nicht wieder einander zu mißtrauen.

Die Erſcheinung.

(Fortſetzung von Seite 98.)

„Ich kenne Euch nicht, das iſt gewiß," entgegnete Inverawe, „und die grauſame Pflicht, die ich heute erfüllen mußte, erſtreckte ſich ſo weit, daß ich ſelbſt nicht errathen kann, wer Ihr ſeyd."

„Von mir ſollt ihr es nimmer erfahren."

„Und warum nicht?"

„Nicht aus Furcht für mich, ſondern weil ich die Vorwürfe nicht vermehren mag, die Ihr Euch ſchon ohnedem machen müßt, zu Thaten Euch hergegeben zu haben, die Eurer ſo unwerth ſind. Doch ich table Euch nicht, ich haſſe Euch auch nicht, denn Ihr ſeid nur das Werkzeug in einer höhern Hand. Hier meine Hand, ich werde nie vergelten, was ich von Euch gelitten. Nur eines verlange ich von Euch. Ich habe Vertrauen gezeigt, indem ich Euch hierher geführt habe. Werdet nicht daran zum Verräther."

„Nie!" ſagte Inverawe, „nie, ſo lange ich lebe!"

„Ich weiß, ich kann auf Euer Wort vertrauen. Setzt Euch denn, und ſo niedrig als ihr könnt, der Rauch wird Euch um ſo weniger peinlich fallen, und nehmt, was wir Euch bieten können."

Und er öffnete einen Korb und nahm Wein und Lebensmittel heraus, die er ſeinem Gaſt vorſetzte, nahm dann neben ihm Platz und beide aßen und tranken zuſammen. Sie ſprachen wenig, und als der Hunger geſtillt war, krochen ſie wieder aus der Höhle, kletterten vorſichtig die ſteile Höhe hinab, und nach Verlauf einer Stunde, während welcher ſie einen beſchwerlichen Weg durch Wälder, Moorgründe und rauhe Gebirgspfade verfolgt hatten, und oft von Stimmen angerufen worden waren, deren Eigenthümer Inverawe nicht bemerken konnte, brachte ihn ſein Führer plötzlich auf die offene Straße, ſchüttelte ihm zum Abſchied traulich die Hand und verſchwand wieder im Gebüſch.

Inverawe erreichte ſeine Compagnie in ihrem Nachtquartier und wurde von ihr, die über ſeine Abweſenheit ſchon beſorgt geworden, mit Freuden bewillkommt. Ihre Fragen über ſein Abenteuer beantwortete er ausweichend, das Geheimniß des Fremden blieb in ſeiner Bruſt begraben. Bald darauf wurde ſeine Compagnie aufgelöſt, und Campbell von Inverawe kehrte in das uralte Schloß ſeiner Väter zurück, das romantiſch zwiſchen Bergen und dichten Waldungen am nordweſtlichen Fuße des Ben-Cruachan lag, und erfreute ſich nach den beſchwerlichen Hin- und Herzügen, doppelt beſchwerlich und peinlich wegen der Art des Dienſtes, zu dem er berufen war, doppelt der Ruhe und des häuslichen Glücks an der Seite ſeiner Gattin und im Verkehr mit treuen Freunden.

So hatte er einſt auch eine große Geſellſchaft gaſtfrei um ſich verſammelt. Der Wein war gut und in Fülle vorhanden, und weckte heitern Scherz, ſo daß man bis tief in die Nacht beiſammen blieb. Seine Gattin hatte ſich ſchon ſeit einiger Zeit in ihre Zimmer zurückgezogen, und immer noch hörte man das fröhliche Gelächter der Zechenden durch das Haus hallen. Endlich mahnte ein junger Verwandter, George Campbell, an den Abſchiedstrunk. Alles erhob ſich mit den gefüllten Bechern in der Hand, um ihn mit lautem Glückwunſch für ihren gaſtlichen Wirth zu leeren, als plötzlich ein furchtbarer Donnerſchlag das Haus erſchütterte. Alle fühlten ſich von einem ſeltſamen Bangen ergriffen. Zwar wollten einige einen Scherz daraus machen, doch klang er froſtig und wurde kalt aufgenommen. Die Diener wurden gerufen, die Pferde vorgeführt, und die Geſellſchaft erſtaunte, als ſie zum Hauſe heraustrat, den Himmel völlig wolkenlos zu ſehen. Niemand wagte eine Bemerkung darüber, und nachdem ſie den ſogenannten Steigbügeltrunk genommen, galoppirten ſie davon.

(Fortſetzung folgt.)

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Tempel des Mahadöh.

Karlsruher Unterhaltungsblatt.

Nro. 29. Vierzehnter Jahrgang. 1841.

Mahadeo oder Mahadöh-Tempel in Hindostan.

(Mit einer Abbildung.)
Tab. XXIX.

An vielen Stellen des langgewundenen Thales, durch welches der mächtige Ganges seine heiligen Fluthen wälzt, trifft der Reisende eine Art eigenthümlich gestalteter Tempel. Sie haben alle die Form eines schlanken, vierkantigen Thurmes, der in einer vergoldeten Spitze flammenähnlich endigt. Sie sind von Quaderstücken gebaut, welche man ohne sichtbaren Mörtel, oder Cement, aber bewundrungswürdig genau zusammenfügte. Skulpturen schmücken die äußern Wände, und man bemerkt, bei aller Roheit der Ausführung, in den Umrissen Geist und Freiheit.

Diese Tempel rechnet man zu den ältesten Hindostans, und sie sind alle dem Mahadeo d. h. dem großen Gotte geweiht, unter welchen die meisten Forscher den Schiwa verstehen. Dieser Gott, der dritte in der indischen Trimurti oder Dreieinigkeit, bedeutet die zerstörende, umwandelnde Kraft des Feuers, der Erzeuger sowohl als der Rächer, der Furcht und Thränen schaffende, der unwiderstehliche Streiter und Sieger des Todes, der Herrscher des Himmels der Erde und der Unterwelt. Seine Farbe ist die rothe. Er wird gewöhnlich auf einem Stiere, Rundi, dem Symbol der Weisheit, reitend, und seine Gattin die schöne Parwati auf seinem Schooße haltend, dargestellt. Er ist mit dem Dreizack und Schwerte bewaffnet, von Schlangen, Blitzen und Todtenschädeln umgeben und erscheint in furchtbarer Gestalt. Doch wie grausam er ist, wie blutdürstig er die schrecklichsten Opfer fordert, so ist er doch voll zärtlicher Liebe zu seiner Gattin und hat ihr selbst die Hälfte seines Körpers eingeräumt, damit sie nie von ihm getrennt sei. So ist er denn auch der Gott der Erzeugung alles Lebenden und der Erwecker alles Lebens, wie er der Zerstörer und Vernichter ist, ein Widerspruch, der sich dadurch auflöst, daß nach der Natur und Religionslehre der Hindus keine eigentliche Vernichtung Statt findet, sondern Alles nur Verwandlung, Veränderung der Form, Uebergeben aus einer Gestalt in die andere ist. Schiwa erscheint als unendliche Feuersäule, welche Brama und Wischnu nicht ermessen können, und als Mahadeo in einer großen Zahl von Awatara's d. h. Einkörperungen, in denen er durch Zerstörung für das Wohl der Welt wirkt. Sein Dienst ist daher höchst grausam und blutig. Ihm zu Ehre stürzen sich Tausende von Schwärmern, unter die Räder des Wagens, auf welchem sein Bild durch die Straßen geführt wird, und lassen sich zermalmen. Ihre Todtengebeine werden dann in der Nähe des Tempels aufgehängt.

Der wilde, rasende Schiwadienst war höchst wahrscheinlich die Religion eines wilden Stammes der Eingebornen, der sanftere Dienst des Wischnu und Brama dagegen die eines gesitteteren Volkes.

Alle Tempel des Schiwa haben die Gestalt einer spitz zulaufenden Flamme; sie stellen die Feuersäule dar, in welcher der Gott erscheint. Die meisten sind in Gegenden erbaut, die sich durch ihre Schönheit vor andern auszeichnen. Die gebildeten Hindus sind nemlich keineswegs unempfänglich für die Naturschönheiten und ihre Schriften sind voll von Beweisen dafür. So schildert z. B. Bushbanda Bamaian in seiner Beschreibung Indiens die Gegend der Mahadeo-Tempel. „Jede Luftwelle, die über die

Digitized by Google

Ebene ſtreicht, bringt ſüßen Wohlgeruch von den Bergen herab, welche ſich wie Himmelsgeiſter, in dünne und azurblaue Gewänder kleiden. Seht ihre fernen, ſchlanken Geſtalten. Schimmernde Kronen von Rubinen und Gold und Silber ſetzten die Götter ihren Lieblingen auf die hohen Häupter, und die klaren Bäche hängen an ihren Seiten wie diamantene Bänder. Hörſt du die Quellen rauſchen? — ſie eilen durch die dunklen Schluchten nach den ſonnigen Thälern, wie Kinder aus dumpfigen Stuben zum Spiel auf die grüne Wieſe. Horch! wie der Waſſerfall donnert und widerhallt durch die ferne Bergwelt. Das iſt der Sturz des Jumna, in deſſen Schaumwolken ſich die ſchwarzen Vögelſchaaren gebadet haben, die dort am Himmel hinziehen. Mit ihnen zieht auch die Sonne heim; denn ſieh, es glühen ſchon die Flammen auf den Tempeln unſeres großen Gottes."

Die meiſten Mahadeo-Tempel und auch der hierbei abgebildete befinden ſich in dem weiten Thale von Dehra-Dhoon, etwa 1500 engliſche Meilen von dem Gangesdelta aufwärts. Die Schönheit und das Klima dieſes Thales ſind durch ganz Hindoſtan geprieſen. Im Süden umfaſſen es die finſtern Sivaliberge, im Norden thürmt der Himalaya ſeine ſchneebedeckten Gipfel zwiſchen Wolken und Himmel. Dunkle Wälder umgürten das Gebirge, durch die Thäler wälzen ſich der junge Ganges und der Jumna und durch ihre Schluchten rieſeln tauſende der jenen zuſtrömenden Bäche, welche die heiße indiſche Sonne den Eis- und Schneewüſten des Hochgebirges entlockt. Herrlich ſind die Thäler jener größern Ströme und heilig geachtet ihre Fluthen. Auf jeder ausgezeichneten Stelle ſteht ein Tempel und dichte Bevölkerung drängt ſich um ſie in unzähligen Flecken und Dörfern. Jede dieſer Stätten hat einen wunderthätigen Ruf und iſt das beſondere Ziel von Pilgerſchaaren, welche aus allen Theilen Indiens herwandern, um zu beten, ein Gelübde zu erfüllen und Vergebung der Sünden zu ſuchen. Nach Hurdwar allein kommen öfters über eine Million Menſchen in einem Jahre; zu den Mahadeo-Tempeln ſchaaren ſich 40—50000. Ueberall in dieſer heiligen Gegend hält die prieſterliche Habſucht Ernte; für Geld theilt ſie im Namen der Gottheit an die ſchuldigen Gewiſſen Vergebung aus. In beſondern und ſchweren Fällen iſt es die prieſterliche Praxis, dem Pilger das Verſprechen abzunehmen, jedem Braminen, der ihn irgendwo und zu irgend einer Zeit um eine Gabe anſprechen werde, ſolche zu reichen, und häufig werden durch die Erfüllung dieſes Verſprechens reiche Leute zu Bettlern.

In jedem Tempel haben beſtändig zwei Braminen den Dienſt, während der Pilgerzeit aber viel mehr, und die Zahl der an ſämmtlichen Wallfahrtsorten dieſer Gegend anweſenden Prieſter beläuft ſich wohl auf Zehntauſend. Wie groß und vielfach müſſen die Opfer ſein, um ein ſolches Heer von Müſſiggängern und Gaucklern zu ernähren!

Der Landmann von Bretagne.

(Mit einer Compoſition v. G. W. Baſel. Tab. XV.)

An einem freundlichen Juniusmorgen des Jahres 1794 ſtand ein alter Landmann, mit Namen La Breuſſe, unter der Thüre ſeines Hauſes und überſchaute die blühende Landſchaft umher, als von einem der angränzenden Hügel, auf einem einſamen Waldpfade ein junges Weib herab und auf ihn zukam. Ihr ganzes Weſen verrieth die höchſte Beſtürzung und obwohl darin eine gewiſſe Anmuth und Würde nicht zu verkennen war, ſo nahete ſie ſich doch mit ſo unſicherm und vor Ermüdung wankenden Schritten, daß La Breuſſe von Mitleid bewegt, ihr unwillkührlich einige Schritte entgegenging. Kaum war er ihr nahe gekommen, ſo erkannte er auf den erſten Blick, daß ſie entweder die Gattin oder die Tochter eines der Vendée Anführer und vor den Revolutionsbanden auf der Flucht begriffen ſeyn müſſe.

Der ehrwürdige Greis konnte ſich kaum der Thränen enthalten. Die Fremde war jung, von edlem Anſtande und von ausgezeichneter Schönheit; aber Entſetzung, Schrecken, Kummer und Elend ſprachen ſich unverkennbar in allen ihren Zügen aus und ihre Kleidung war beſchmutzt, zerriſſen und an vielen Stellen mit Blut befleckt. Sie erzählte ihre Geſchichte ohne Rückhalt und mit ſo vielem Vertrauen auf die Theilnahme, den Schutz und die Zuverläßigkeit des Landmannes, als ob er ihr nächſter Verwandter wäre. Denn ſelbſt in den Zeiten der grauſamſten Verfolgung konnten die Freunde der königlichen Familie feſt auf die Anhänglichkeit und Treue der Landleute von Bretagne bauen. Clara de la Roche, ſo hieß die Fremde, war die Tochter des unglücklichen Marquis gleiches Namens, welcher im Gefechte bei Mans gefallen war. Nach dem Tode ihres Vaters theilte ſie die Schickſale ihres einzigen Bruders und folgte ihm durch alle Schrecken des Vendéekrieges, bis er eine Woche vor ihrer Ankunft bei La Breuſſe gleichfalls ſeinen Tod gefunden hatte. Von dieſer Zeit an war ſie heimathlos ohne Begleiter, Freund oder Beſchützer durch ein Land gewandert, wo der Hunger in Gefolge des Krieges wüthete, wo ſie nur der Mildthätigkeit einzelner guter Menſchen die Friſtung ihres Lebens verdankte und wo gewiß der ſchrecklichſte Tod ſie erwartete wenn ſie nur einen Augenblick gewagt hätte, eine Stadt

Digitized by Google

zu betreten. Der gute alte La Brousse hatte einst nach dem unglücklichen Ausgang eines Treffens schon ihrem Bruder eine Zufluchtsstätte in seinem Hause eröffnet; sie hatte sich dessen erinnert und diesen Ort wieder aufgesucht, und bat jetzt mit Thränen, er möge sie als eine Magd in seine Dienste nehmen, bis ihre Hoffnung auf den endlichen Sieg der königlichen Parthei erfüllt würde.

Der Greis führte sie nun mit so theilnehmender und zarter Liebe in sein Haus ein, wie wenn sie sein eigenes Kind gewesen wäre, und bethenerte, es solle ihr nimmer an Schutz und Brod fehlen, so lange er im Stande sey, es ihr zu reichen; doch müsse sich Mademoiselle, fügte er hinzu, gefallen lassen, verborgen zu bleiben. Dabei zeigte er ihr, wie der Rücken eines jener weiten Schränke, welche in jener Gegend so gewöhnlich sind, den Zugang zu einem kleinen Zimmer bildet, welches von einem verborgenen Fenster erleuchtet, und bei aller seiner Kleinheit doch freundlich und bequem war. Hier, sagte ihr La Brousse, müsse sie den größern Theil des Tages zubringen; wie auch ihr Bruder während seiner Anwesenheit im Hause gethan habe. Nachts aber, wenn die Thüren und Fenster alle geschlossen seyen, möge sie sicher hervorkommen, und nur zur Zeit der Morgendämmerung könne sie dann wagen einen Spaziergang längs der Haide zu machen.

Die Aussicht auf solch eine Lebensweise würde den meisten Menschen fürchterlich gewesen seyn; aber für Clara de la Roche bot sie jene gesegnete Ruhe und Sicherheit dar, welche sie in den Tagen des Schreckens und des Elendes während der letzten Monate täglich und stündlich sich gewünscht hatte, und freudig betrat sie ihren Zufluchtsort in dem Zimmer, welches sich freilich nur durch seinen Namen von einem Gefängnisse unterschied. Während der gute Greis noch damit beschäftigt war, ihr zu zeigen, wie man nach Belieben die Thüre öffnen und schließen könne, vernahmen sie hinter sich Tritte, und schnell sich umdrehend, sah Clara ein hübsches Landmädchen von achtzehn bis zwanzig Jahren, das in das Haus trat. Der alte La Brousse sagte ihr, sie mögen nicht erschrecken; es sey Ninette, das Kind eines Vetters, welche seinen Haushalt führe und auf die man sich so gut, als auf ihn selbst verlassen könne. Clara fürchtete sich nicht, als sie eine Bäuerin sah; sie freute sich im Gegentheil innig darüber, Jemand, von ihrem eigenen Geschlechte im Hause zu wissen. Auch das Landmädchen, an solche Scenen vielfach gewöhnt, schien ihre Lage ganz zu begreifen, trat herzu und sprach zu ihr mit vieler Güte. Aber eine Nachricht die sie zugleich mitbrachte, daß nämlich um den Hügel herum eine Anzahl Reiter Jemand aufzusuchen schienen, kürzte das Gespräch alsbald ab und Clara begab sich auf der Stelle in ihren Zufluchtsort.

Kaum war die Thüre im Rücken des Schrankes verschlossen, und das Innere des Landhauses wieder in der gewöhnlichen Ordnung, als Clara, welche ängstlich lauschte, das Getrampel von Pferden und die barsche Stimme von Soldaten vernahm, welche die einsame Stille ihres Zufluchtsortes unterbrachen. Gleich darauf traten sie in das Haus, und sogleich hörte sie auch, daß sie selbst nebst mehreren anderen Royalisten der Gegenstand ihres Nachsuchens sey. Mit athemloser Angst lauschte sie, während das ganze Haus, mit Ausnahme des Ortes, wo sie sich befand, durchsucht wurde. Auch war ihre Furcht noch nicht vorüber als die Soldaten sich überzeugt zu haben meinten, daß sie nicht da sey. Denn da sie den Pachthof zu einem Zusammenkunftsplatze für sich und mehrere ihrer Kameraden auf dem Hügel bestimmt hatten, so blieben die Dragoner mehrere Stunden lang da, tranken, sangen, spielten, fluchten und prahlten mit einer an Raserei gränzenden Wildheit. Endlich jedoch nach manchen schrecklichen Augenblicken, welche Clara in der gespanntesten Angst zugebracht hatte, sammen die erwarteten Gefährten an. Alle bestiegen ihre Pferde und ritten davon.

Für die Bewohner des Landhauses entelte der Rest des Tages in friedlicher Ruhe. Am Abend ward der Vertriebenen erlaubt, in die weite Küche des Hauses zu kommen, welche von einer einzigen kleinen Lampe spärlich erleuchtet wurde. Aber die Augen der armen Clara waren einen Augenblick ganz verblendet, und sie befand sich schon in der Mitte des Zimmers, ehe sie neben der Gestalt des guten Pächters und seiner jungen Verwandten noch eine andere stehen sah. Es war die eines Mannes von etwa sechs und zwanzig Jahren, im Anzuge eines Landmanns und sonnverbranntem Gesichte. Aber dabei war etwas in seinem Wesen, was Clara zweifeln machte, ob er das auch sey, was er schiene. Er stand, als sie eintrat, auf die Lehne eines sichenen Stuhls gestützt, mit emporgehobenem Haupte, seine Augen nach der sich öffnenden Thüre gerichtet. Aber kaum bemerkte er, daß der feste Blick, mit welchem er die schöne Vertriebene anschaute, ein helles Roth auf ihre Wangen trieb, als er seinen Blick zu Boden senkte und obgleich Raum genug für Alle da war, einen Schritt zurücktrat, wie wenn er ihr ehrfurchtsvoll Platz machen wollte.

Der alte La Brousse, der die Verwirrung bemerkte, die sich in Clara's Zügen, beim Anblick des Fremden malte, trat alsbald herzu, um ihre Furcht zu beschwichtigen, und rief: „Mein Neffe, Mademoiselle!“ — Ninette blickte mit gesammter Aufmerksamkeit abwechselnd auf beide und glaubte zu bemerken, daß Clara's Blicke Bewunderung für den

Digitized by Google

schönen jungen Mann, die Augen Augusts de la Brousse aber noch etwas mehr als Bewunderung für die schöne Fremde ausdrückten.

Diese Aufmerksamkeit, welche der junge Mann der Vertriebenen bewies, mißfiel Ninetten im höchsten Grade, und sie war einige Tage hindurch in der übelsten Laune. Vielleicht war es Clara de la Roche allein, welche die wahren Beweggründe dieses sonderbaren Betragens durchschaute. Ninette hatte sich nämlich vom ersten Augenblick, als August de la Brousse die Meierei betrat, in den Kopf gesetzt, dieser und kein anderer, müsse ihr künftiger Gatte werden, er möge wollen oder nicht. Sie übersah gänzlich, daß er sie mit der größten Gleichgültigkeit und Kälte behandelte und that alles Mögliche, um seine Aufmerksamkeit zu gewinnen. Clara's Seele dagegen war still, ruhig und leidenschaftlos. Die Scenen, die sie erlebt, die Gefahren, Schrecken, Entbehrungen, die sie erduldet hatte, hatten ihren Geist hoch über alles Irdische erhoben. Obwohl erst neunzehn Jahre alt, hatte sie doch auf alle Jugendträume Verzicht leisten und mehr auf das Wesen und in den innern Gehalt, als auf den Schein achten lernen.

Dabei trug sie noch einen andern Wächter in ihrer Brust. Ihre Hand war nämlich, wie sie wußte, dem Sohne eines alten und theuern Freundes von ihrem Vater zugesagt; und obwohl sie diesen Verlobten nie gesehen, und der Tod ihres Vaters und Bruders alle solche Verspfichtungen gelöst hatte, so war ihr doch das Andenken beider und die Ehre ihres Hauses so heilig, daß sie mit einer Art von Begeisterung den Entschluß faßte, ihr gegebenes Wort nie zu brechen.

Eines Morgens, nachdem Clara mehrere Tage an ihrem vorbergenen Zufluchtsorte zugebracht hatte, ward auf das Zeichen, das sie gab, um die Thüre ihres kleinen Kabinets zu öffnen, nicht geachtet. Betroffen horchte sie und hörte deutlich, wie Ninette in der Küche ihren gewöhnlichen Beschäftigungen nachging; darum gab sie das Zeichen zum Oeffnen noch deutlicher. Da man ihr wiederum nicht antwortete, schloß sie daß eine von ihr nicht beachtete Gefahr vorhanden seyn müsse, und öffnete leise das kleine Fenster, um die frische Sommerluft zu genießen. Die kleine Oeffnung war zwar viel zu hoch, als daß man etwas von der Außenwelt wahr nehmen konnte; desto aufmerksamer lauschte ihr Ohr nach jedem Tone, den die Morgenluft ihm zutrug. Die ersten Töne, die sie aus dem Hofe vernahm, waren leider nicht die willkommensten; denn dort war ein Geräusch von Waffen und unter dem Klirren der Musketen unterschied sie deutlich von der andern Seite die Stimme des alten Landmannes; der entrüstet über Ninette in die Küche stürzte:

„Schlechtes Geschöpf! rief er ihr zu, was sollen die Soldaten draußen? Du hast uns verrathen Ninette, — du hast den Fluch der Verrätherei über meinen häuslichen Heerd gebracht! — Hinaus mit dir! Hinaus mit dir, niedriges Geschöpf!"

Als er noch sprach, hörte man andere Töne in der Wohnung; und es war nun klar, daß das Haus in den Händen einer Schaar Revolutionstruppen von Nantes war. Clara zitterte an jeder Nerve; aber sie trat an die Thüre, welche durch den Schrank nach ihrem Kabinette führte, und hörte, wie der Anführer der Soldaten den alten La Brousse über ihren Aufenthaltsort ausforschte. Sie wurde bei Namen genannt, ihre Person ward beschrieben — und es war kein Zweifel mehr, daß diese Nachforschung zur Entdeckung führen würde. Noch widerstand der alte La Brousse, und verweigerte, da die Soldaten doch den wahren Aufenthaltsort Claras nicht fanden, standhaft und kraftvoll, sie dabei zu unterstützen. Da ward es plötzlich still — und darauf erscholl im Tone des Commando's die Stimme des Offiziers:

„Schleift ihn hinaus in den Hof! — stellt Euch auf — bindet den alten Schurken an's Scheuerthor und gebt ihm eine Salve! Wir wollen doch sehen, ob der Wolf stumm stirbt! Nur wenn du sie aufgiebst, rettest du dein Leben, Grautopf!" —

„Es ist nicht des Rettens werth!" erwiederte La Brousse; und schon hörte Clara Geräusch gegen das Thor hin. Obgleich das edle Mädchen an allen Gliedern zitterte, so besann sie sich doch keinen Augenblick; mit fester Hand packte sie das Schloß an der verborgenen Thüre, riß sie auf und stand im nächsten Augenblick vor ihren Verfolgern. Der Anblick, der sich ihr darstellte, mochte wohl ihr Herz mit eisigem Schrecken erfüllen. Mitten in einer Schaar wilder Galgengesichter saß der berüchtigte Carrier, eins der blutigsten Ungeheuer, das die französische Revolution erzeugt hat. Sein entblößter Säbel lag neben ihm auf dem Tische und mit der Hand zeigte er auf das Thor, nach welchem eine Anzahl Soldaten den armen alten La Brousse führten. In der andern Ecke des Zimmers lag, überwältigt von dem Bewußtsein ihrer Verrätherei, Ninette in Ohnmacht, unbeachtet von denen, welchen sie das ihr anvertraute Geheimniß verrathen hatte.

(Siehe die Abbildung).

(Fortsetzung folgt.)

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'schen Hofbuchhandlung.

Der Landmann von Bretagne.

Digitized by Google

Ansicht des Hudsonstroms.

Digitized by Google

Karlsruher Unterhaltungsblatt.

Nr°. 30. Vierzehnter Jahrgang. 1841.

Ansicht des Hudson-Stroms.

(Mit einer Abbildung.)
Tab. XXX.

Unter allen Strömen Nordamerikas hat der Hudson die reizendsten Ufer. Er entsteht im nördlichen Theile des Staates New-York aus zwei Armen, deren einer von Osten, der andere von Westen kommt; darauf fließt er südlich, verstärkt sich durch den aus Westen kommenden, ansehnlichen Mohawk und setzt immer in südlicher Richtung seinen mehr als 320 englische Meilen langen Lauf nach dem Meere fort, welches er bei der Stadt New-York erreicht. Bis zur Stadt Albany, 160 englische Meilen aufwärts ist er schiffbar.

Schon der erste Entdecker dieses Stromes, Capitän Hudson, rühmte die außerordentliche Schönheit seiner Ufer. Sie sind fast der ganzen Länge seines Laufes nach von waldigen Hügeln begränzt, welche sich bald steil, bald sanft erheben und durch die Mannigfaltigkeit ihrer Gestaltungen das Auge des Reisenden entzücken. Schon unfern der Stadt New-York stromaufwärts fangen diese romantischen Scenerien an. Hier erheben sich nemlich, gleich senkrecht emporstehenden Mauern, steile Felsenwände von Basalt zu einer beträchtlichen Höhe, und bilden auf der Seite von New-Jersey eine mächtige Verschanzung gegen den Fluß. Sie steigen von 50 bis 200 Fuß an und ziehen sich in einer Länge von 20 englischen Meilen längs des Stromes hin. An ihrem Fuße erblickt man kaum eine Spur des Lebens, das sonst auf dem prächtigen Strome herrscht, nur hie und da ankert an den steilen Pallisaden (so heißen diese Felsenwälle bei den Amerikanern) eine kleine Sloop mit Bausteinen für New-York belastet.

Weiter aufwärts gelangt man an einen Vorsprung des Gebirges. Auf dem Gipfel desselben, welcher hoch die herrliche Ebene umher überragt, steht die Stadt Hudson und im fernen Hintergrunde zur Linken schimmern in blauer Ferne die Catskill-Berge. Hier war es, wo der erste Entdecker des Stromes im Jahre 1610 eine gastfreie Aufnahme bei den Mohawks-Indianern fand, deren Stämme jetzt gänzlich aus dieser Gegend verschwunden sind. Als sein Schiff am Ufer landete, kamen die Eingebornen in ihren Kähnen daher gefahren, luden ihn und seine Mannschaft in ihre Hütten ein und bereiteten ihm gutherzig ein Mahl, das aus einem gebratenen fetten Hunde und zwei Tauben bestand, die sie mit ihren Pfeilen erlegt hatten. Nach Verfluß einiger Tage wollte Capitän Hudson zurückkehren und gab ihnen sein Vorhaben zu erkennen. Da zerbrachen sie in der Meinung, der Fremdling wolle aus Furcht vor ihren Waffen nicht bei ihnen bleiben ihre Bogen und Pfeile und warfen die Stücke ins Feuer. Hätten die armen Rothhäute gewußt, was diese Ankunft der bleichen Gesichter für ihre Nation für Folgen haben würde, sie hätten sie gewiß nicht so gastfreundschaftlich aufgenommen. Denn welch einen Contrast bietet der Spiegel des Hudson-Stromes in Vergleichung mit jener Zeit jetzt dem Auge dar! wo einst nur ärmliche Indianer-Canoes fuhren, da fliegen jetzt majestätische Dampfschiffe den Strom auf und ab, und hunderte von Handelsschiffen versorgen die an den Ufern liegenden blühenden Städte mit fernher kommenden Producten. Zwischen dem Zeitpunkt, wo die Gegend noch eine rauhe Wildniß war und dem der höchsten Civilisation liegen nur etwa 200 Jahre in der Mitte. Aber die Ureinwohner sind bis auf wenige Spuren verschwunden und selbst ihre Gräber sind unkenntlich geworden.

Digitized by Google

Der Landmann von Bretagne.

(Fortſetzung und Beſchluß von Seite 118.)

Verſchiedene Soldaten kamen eben die Treppe herab, die nach den obern Zimmern führete, wo ſie eine fruchtloſe Nachſuchung gehalten hatten. Die plötzliche Erſcheinung Clara's und ihre außerordentliche Schönheit ſchien für einen Augenblick ſelbſt Carrier zu überraſchen. Er ſtand auf, ſtarrte ſie an und gab zu gleicher Zeit den Soldaten, welche La Brouſſe nach dem Thore ſchleppten, einen Wink. Clara war bleich und ihr Herz ſchlug gewaltig im Kampfe zwiſchen Schrecken und edler Entſchloſſenheit.

Doch ihre Entſchloſſenheit ſiegte! „Ich halte ſie beim Worte, Herr! rief ſie auf den Führer losgehend! ſie haben geſagt, wenn Clara de la Roche ausgeliefert wird, ſo ſoll das Leben des Greiſes verſchont bleiben?“ —

Carrier ſchwieg und ſtarrte ſie abermals an. Darauf befahl er, den alten La Brouſſe frei zu laſſen, und mit der ſchönen Gefangenen, augenblicklich nach Nantes aufzubrechen. Gedultig ließ ſich dieſe auf ein Pferd ſetzen und von ihren Verfolgern fortführen.

Es war Nacht, und in der Wohnung des alten La Brouſſe herrſchte das tiefe Schweigen der Einſamkeit, denn er hatte voll Unwillen das unglückliche Mädchen, welches die Geheimniſſe ſeines Hauſes verrathen hatte, ihrer Familie zurückgeſandt und war, da er wohl wußte, daß ſein eigenes Leben in Gefahr ſey, in den tiefſten Wald gegangen, um dort den Jüngling zu ſuchen, den wir unter dem Namen Auguſt kennen gelernt haben. Aber durch einen unglücklichen Zufall hatten ſie ſich beide verfehlt; und nachdem der Platz eine Zeit lang ohne irgend ein athmendes Weſen geblieben war, wurde leiſe das Thor geöffnet und der junge Fremde trat in ſeiner gewöhnlichen Kleidung als Landmann herein. Er blickte in der Küche umher und erſtaunte, ſie ſo dunkel und leer zu finden; darauf näherte er ſich der Haustreppe und rief die Namen La Brouſſe und Ninette. Es erfolgte natürlich keine Antwort; aber indem er angſtvoll ein Licht anzuzünden ſuchte, wurde die Thür wieder geöffnet und der alte Pächter ſtand vor ihm.

„Eile, eile dich, La Brouſſe, rief der junge Mann. Zünde mir ein Licht an und bringe mir meinen Säbel und Hifthorn. Ich höre, Carrier durchſtreift die Gegend mit einer ſeiner hölliſchen Mörderbanden. Er wird uns aufſtoßen, ehe er nach Nantes zurückkehrt; und ich habe bereits die Mühle von Bobalart als Verſammlungsort für die Unſrigen beſtimmt.“

„Es iſt vergebens, mein Herr!“ erwiederte der Greis, es iſt vergebens! Er iſt ſchon längſt wieder in Nantes und hat das Fräulein de la Roche mit ſich fortgeſchleppt!“

Wäre ein Licht im Zimmer geweſen, ſo hätte der alte Mann geſehen, welche tiefen und mächtigen Gefühle in der Bruſt des Jünglings loderten; aber ſo entging es ihm, und während der junge Wanderer angewurzelt und ſtumm vor Schrecken ſtand, erzählte ſein Gefährte raſch und ausführlich, was ſich am Morgen zugetragen hatte. Als er geendet hatte, gab Auguſt einige Minuten lang keine Antwort, und ſeine erſten Worte waren wieder: „mein Säbel und mein Hifthorn!“ Sie wurden ihm gebracht, und nun flüſterte er: „Hinauf ans obere Fenſter, La Brouſſe! Ich höre ein Geräuſch im Hofe! Bewaffne dich ſo gut du kannſt, und dann bringe mir Nachricht von dem, was du unten ſiehſt. — Schnell! der Mond ſcheint!“

Der Greis kam ſchnell mit einer langen Entenflinte und einem breiten Schwerte bewaffnet zurück, und bedeutete dem Jüngling mehr durch Zeichen, als durch Worte, daß im Schatten der Hofmauer bewaffnete Männer ſtänden.

„Du ſiehſt Freund La Brouſſe, warum dein Leben verſchont wurde, ſagte der junge Mann; es geſchah blos, um auch mich dadurch in die Falle zu locken. Aber, ſie ſollen finden, daß wir unſer Leben theuer zu verkaufen wiſſen. Was meinſt du, wollen wir hervortreten?

„Mit ganzem Herzen, mein Herr,“ antwortete der ſtämmige Alte; ich habe für nichts mehr zu ſorgen und auch nichts mehr zu bedauern, als das Schickſal des armen Fräuleins; und vielleicht hätte ich ihr auch nichts mehr nützen können, wenn ſie mich auch am Leben gelaſſen hätten.“

„Wir müſſen ihr jetzt beide zu nützen ſuchen, Freund! Oeffne jetzt die Thüre; und mit der einen Hand eine Piſtole ziehend, die er im Gürtel verborgen gehalten und in der andern ſein Hifthorn, trat er im Augenblick, da der aus den Wolken hervortretende Mond den Hofraum erleuchtete, unter die Schwelle.“

„Wer da?!“ rief es von verſchiedenen Seiten her, und im nächſten Augenblick traten fünf Männer mit gefälten Musketen aus dem Schatten hervor. Er ſetzte das Hifthorn an die Lippen, ein lang gezogener Ton ſchallte durch die Nacht hin, und raſch trat der Jüngling, den Greis mit ſich zurückkreiſend wieder ins Haus. Einige Sekunden lang ſchienen die Soldaten ungewiß; aber als er verſchwunden war, knallten die fünf Musketen auf einmal. Drei Kugeln ziſchten durch den Hausgang vor dem jungen Wanderer und ſeinem Freunde vorüber.

„Nun, La Brouſſe, friſch daran! rief Auguſt, abermals vorwärts ſpringend und ſeine Piſtole dem erſten Gegner vor den Kopf abfeuernd. Der Alte hielt ſich an ſeiner

Digitized by Google

Seite, zielte mit großer Kaltblütigkeit auf den linken Flügelmann der Angreifenden, und einen Augenblick darauf stürzte ein zweiter Feind darnieder."

Jetzt erfolgte ein fürchterlicher Kampf, der vielleicht für La Brousse und August tödtlich geworden wäre, wenn nicht, als es grade noch Zeit war, neun bis zehn Vendeer Krieger, die den Ton des Hilfhorns gehört hatten, in den Hof gestürzt und den Kampf entschieden hätten. Die Revolutionssoldaten wurden augenblicklich zu Gefangenen gemacht, und bei der nun folgenden Untersuchung ihrer Personen und Gesichter, fand es sich, daß zwei davon, ein Vater und ein Sohn, früher Anhänger der Familie waren, zu welcher August gehörte, aber jetzt sich den Banden Carriers angeschlossen hatten. Der Vater hat mehr für das Leben seines Sohnes, als für sein eigenes. „Hört mich, rief er, wenn ihr uns schonen und in Freiheit setzen wollet, so will ich die, welche diesen Morgen hier ergriffen wurde, in Freiheit setzen!"

„Ha, rief August; wollt ihr mir sie frei und ungekränkt überliefern?" —

„Frei und ungekränkt, wie sie von hier weggieng," erwiederte der Andere. „Ihr thut wohl, mein Anerbieten anzunehmen, denn das allein kann sie retten. Behaltet meinen Sohn in euren Händen, und wenn ich euch Clara de la Roche nicht zur bestimmten Zeit an den bestimmten Ort überliefere, schießt ihn auf der Stelle todt."

Der Soldat bezeichnete nun eine Stunde der folgenden Nacht und einen Platz an den Ufern der Loire, ohngefähr zwei Meilen unter der Stadt Nantes. Er sprach zuverlässig und kühn im Trotze auf die Macht die er besäße, sein Versprechen zu erfüllen. Sein Sohn übergab sich willig als Geissel, und nach einer kurzen Unterredung der Vendeer unter einander ward der Vater in Freiheit gesetzt und reis'te ab.

Es war eine ruhige Nacht und der Mond schien hell und voll am sternbesäeten Himmel, als der junge Vendeer mit La Brousse und vier seiner treuen Krieger den Weg nach dem zum Austausche der Gefangenen bezeichneten Orte einschlugen. Der Bürge, den sie in Händen hatten, ward gebunden von ihnen mitgeführt. Endlich kamen sie an den niedern, sandigen Landungsplatz auf den Ufern der Loire. Alles war noch still, und sie blieben bis der Wind die Töne der Mitternachtsglocken von den Thürmen des entlegenen Nantes in ihre Ohren trug. Unmittelbar darnach wurde der dumpfe Ton von Rudern von dem Wasser vernommen und ein kleines Boot glitt schnell den Strom herab. In ihm erschienen nur zwei Personen und eine derselben war deutlich als ein Weib zu erkennen. Das Herz des jungen Vendeers schlug hoch auf, als der Ruderer sein Boot gerade nach dem Landungsplatze hin steuerte. Es landete an, und einen Augenblick hernach ruhte die Hand Clara's de la Roche in der ihres Befreiers.

Der junge Soldat wurde alsbald in Freiheit gesetzt, sprang ohne ein Wort zu sagen in das Boot und fuhr mit seinem Vater den Strom hinauf, während Clara, kaum ihren Sinnen trauend, mit ihren neuen Gefährten nach einer Stelle bineilte, wo einige Pferde zu ihrer fernern Flucht bereit standen.

„O Herr, rief sie mit dem Ausdruck des tiefsten Gefühls, ich habe Ihnen mehr, als mein Leben zu verdanken!"

„Nichts, nichts! edles Mädchen, antwortete er. Nein, staunen Sie nicht, fuhr er fort, als er die Ueberraschung wahrnahm, die der Ausdruck seiner Stimme in ihr hervorgerufen hatte; staunen Sie nicht; sagte Ihnen nicht der Mann, der Sie in Freiheit setzte, daß es August von Beaumont sey, in dessen Hände er Sie überliefere? Hat er Ihnen nicht gesagt, daß Sie der Sorge und dem Schutze Ihres Verlobten übergeben werden sollen?"

Clara hatte keine Zeit zum Antworten; denn ehe sie im Stande war, ihre so vielfach bewegten Gefühle auch nur mit einem Worte auszudrücken, hörte man ein Geräusch zwischen den nahen Bäumen, ein Geräusch von vielen Fußtritten. Ein kurzes Gefecht folgte, und in Folge desselben sah sich die Jungfrau an der Seite ihres Freundes abermals gefangen von einer Revolutionshande von Rantes, die sie mit Spott und Verwünschungen überhäufte.

Unter vielen Mißhandlungen wurden die Gefangenen, die jetzt wohl einsahen, daß die kurze Freigebung des Fräuleins nur eine Falle für sie alle werden solle, nach der Stadt Nantes geführt. Sie sprachen nur wenige Worte untereinander. Trost war vergebens, Hoffnung keine vorhanden, denn Robespierre lebte und Tod war ihre einzige Aussicht. August von Beaumont drückte die Hand Clara's, und Clara lispelte unter bittern Thränen: „Sie haben sich für mich geopfert!" — Dieß war Alles, was sich ereignete, ehe die Gefangenen in getrennte Kerker gebracht wurden, um ihr Schicksal zu erwarten. Clara duldete mit der ganzen Seelenstärke eines edeln Weibes, August von Beaumont aber rüttelte seine Ketten mit der ganzen Wuth eines Mannes, der bisher nur die Luft der Freiheit geathmet hatte.

Eine lange, fürchterliche Nacht verging; bei Tagesanbruch wurden Clara de la Roche, August von Beaumont und der gute alte La Brousse, mit vielen Andern, die im Gefängnisse saßen, zur Hinrichtung herausgeführt. Sie alle waren verurtheilt worden, in den Wellen der Loire ertränkt

Digitized by Google

zu werden, — eine in jener Zeit ganz gewöhnliche Todesart; der Zug ging, von einer kleinen Schaar von Reitern begleitet, vorwärts durch die Straßen von Nantes gegen den Strom hin, und obgleich es noch früh am Tage war, ſo ſtanden doch bereits große Menſchenmaſſen bereit, um ein Schauſpiel mit anzuſehen, das in dieſer unglücklichen Stadt gewiß nicht mehr den Reiz der Neuheit hatte. Es war eine tiefe, feierliche Stille, als die Karren mit den Verurtheilten mitten durch die gaffende Menge hindurchrollten, eine Stille die etwas wahrhaft Grauenvolles hatte, und ein dumpfes Gemurmel wie das Rauſchen einer ſturmbewegten Woge, lief durch das Volk, das ſich die Geſchichte der beiden jungen Opfer von Ohr zu Ohr flüſterte.

Die Revolutionsmänner aber hatten keine Furcht und die Fuhrwerke rollten langſam weiter, als plötzlich mitten in einer engen Straße, durch die der Weg führte, der Hufſchlag eines Pferdes in vollem Galop erſchallte. Der Reiter ſprengte heran, konnte aber vor der dichten Volksmenge nicht weiter. Eine Minute darauf hörte man lautes Geſchrei von dem andern Ende her. Wieder erfolgte eine tiefe, dumpfe Stille, während welcher man nur das Raſſeln der Karrenräder und das langſame Trampeln der Soldatenpferde vernahm. Nun aber, als der Zug gerade um eine Ecke herumbog, brüllte eine einzige Stimme laut wie die Poſaune des Weltgerichts:

„Robespierre iſt todt! Nieder mit den Tyrannen!"

Ein Freuden- und Triumpfgeſchrei ſchallte laut durch die Straßen. Die von einem Geiſte beſeelt — obgleich durchaus nichts verabredet — ſtürzten die Volksſchaaren von allen Seiten auf die Karren los und riſſen die zur Hinrichtung Beſtimmten herab. Die Soldaten wurden übermannt, und zwei oder drei auf dem Platze getödtet. Die Stricke, mit welchen die Gefangenen gebunden waren, wurden durchſchnitten — tauſend Hände ſchienen einander zu helfen, tauſend Stimmen zu rufen: „flieht hierhin, flieht dorthin!" — Und in wenigen Minuten war Auguſt von Beaumont, Clara und alle Mitgefangenen außerhalb der Thoren von Nantes.

Kaum war der Tumult ruchbar in der Stadt geworden, als Carrier ſein Pferd beſtieg und Lamberty die Truppen zuſammenrief. Aber in der Straße erhielt er die Nachricht, daß am 27. Juli, — gerade 4 Tage zuvor — Robespierre, ihr Patron und Vorbild, ſein Leben auf dem Schaffot geendet hatte.

Schrecken ergriff ſie; ihre Maaßregeln, den Tumult zu ſtillen und die Flüchtlinge einzuholen, waren ſchwach und wurden nicht befolgt; und ehe die Nacht kam, war Auguſt und Clara de la Roche außerhalb des Bereiches ihrer Macht. Noch eine Zeitlang dauerten die Kampfe in der Vendee fort; aber als endlich die Sache der Vendeer unterlag und alle ihre Hoffnungen in Frankreich ſcheiterten, da trug eine kleine Fiſcherbarke Auguſt von Beaumont und ſeine ſchöne Braut nach England. Was den alten La Breuſſe betrifft, ſo kehrte er ruhig in ſein Haus zurück, das er ſtets bewohnt hatte, und blieb unangefochten in ſeinem friedlichen Aufenthalte, bis ſich auf ſeine Augenlieder der Tod wie ein ruhiger Schlaf ſenkte.

Verſchiedenes.

Fortſchaffende Kraft ohne Dampf und Brennmaterial.

Unter dieſer Aufſchrift geben die Pariſer Blätter Nachſtehendes: Seit 10 Jahren beſchäftigt ſich Hr. Rouſſel, Uhrmacher zu Verſailles, mit der Verfertigung eines Apparates, den er jetzt glücklich vollendete. Es handelt ſich um nichts Geringeres, als den Dampf und alle Arten von Brennmaterial in den Locomotiven zu Lande wie zur See entbehren zu können. Comprimirte Luft ſoll den Dampf in dem ſinnreichen Apparat des Hrn. Rouſſel erſetzen. Was aber dieſe Maſchine auszeichnet, iſt die Kunſt, womit die comprimirte Luft ſtets in derſelben Spannung erhalten wird, ſo daß der Gang des Locomotives immer gleich geſchwind fortgeht. Dieſe Entdeckung iſt unermeßlich, ſie muß nothwendig zu einer Revolution in dieſem wichtigen Zweige der Induſtrie führen, und da der, oder vielmehr die Luftbehälter nicht mehr Raum einnehmen als ein gewöhnlicher Dampfkeſſel, ſo können ſie ohne Schwierigkeit dieſe erſetzen. Lange Fahrten ſind nicht mehr unmöglich, denn die Luft findet ſich allenthalben, und Exploſionen ſind nicht zu fürchten. Die Regelmäßigkeit im Gange dieſes Apparates und die Einfachheit machen ihn durch die zahlreiche Anwendbarkeit und den geringen Preis zu einer der nützlichſten Maſchinen. Die Akademie ſoll mit nächſtem darüber Bericht abſtatten.

Poſtverbindung in Indien.

Die engloindiſche Regierung hat jetzt eine Poſteinrichtung getroffen, wodurch Briefe regelmäßig von Lubianab durch den Pendſchab und den Kheiber-Paß nach Afghaniſtan expedirt werden.

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Palais Royal

Digitized by Google

Karlsruher Unterhaltungsblatt.

N°. 31. Vierzehnter Jahrgang. **1841.**

Palais royal.

(Mit einer Abbildung.)
Tab. XXXI.

„Ich lobe mir doch mein Paris!“ rief jener Franzose entzückt aus, als er nach einer Reise um die Welt zum erstenmal wieder in's Palais royal trat. Tausende von Franzosen und auch wohl Tausende von Deutschen, Engländern, Italienern, Polen und Russen haben dieses Wort nachgesprochen, und wer nur einmal dort gewesen ist, der wird den Eindruck nie vergessen, den dieser Prachtpalast mit seinem Garten, seinen Höfen, Galerien und Arkaden und seinen Millionen von Merkwürdigkeiten auf ihn gemacht hat. Wenn Paris das Herz von Europa ist, so ist das Palais royal wieder das Herz von Paris. Es bildet wieder eine kleine Stadt für sich und ist Lustort und Jahrmarkt zugleich, der Vereinigungspunkt aller Lebensgenüsse von den einfachsten bis zu den feinsten, von den erhabensten bis zu den üppigsten. Hier ist Palmyra und Babylon, Tyrus und Sidon und leider auch Sodom und Gomorrha beisammen!

Das Palais royal besteht aus dem eigentlichen Palaste, dem bisherigen Wohnsitze des Herzogs von Orleans mit einer Sammlung kostbarer Gemälde, dem Garten und den ihn umgebenden Galerien; die letztern sind es vorzüglich, welche diesem ungeheuer großen Palaste seinen Ruf verschafft haben. Sie erhalten durch offene Arkaden ihr Licht von der Gartenseite her und im Hintergrunde derselben sind Kaffehäuser und Restaurationen, wo man die feinsten, delikatesten und kostbarsten Leckerbissen zu jeder Tags- und Jahreszeit findet — und die brillantesten Kaufläden, worin Alles zu haben ist, was der Mensch nur zum Luxus und zur Ergötzung seiner Sinne wünschen mag. Der Haupteingang zu dem Palais royal befindet sich auf der Straße St. Honore. Die Antlihseite des Palastes sieht man von dem Château d'eau aus, einem Gebäude, wo die Wasserbehälter für die Tuilerien und das Palais royal angelegt sind. Zwei Pavillons mit jonischen und dorischen Säulen, deren jeder mit einem Fronton und mit Bildsäulen geschmückt ist, sind durch eine Mauer verbunden, die zwischen Säulen fortläuft und drei Eingänge in das Palais bildet. Tritt man in den ersten Hof, so breiten sich zwei Flügel vor dem Auge aus, mit jonischen und dorischen Pilastern verziert. Zwischen beiden ist der Vorhof, der aus dem ersten Hofe in den zweiten führt. Drei große hochgewölbte Thore eröffnen den Weg in denselben und hohe Säulengänge mit Eisengittern führen auf beiden Seiten in die prachtvolle Galerie d'Orléans, einen aus Stein und Eisen ausgeführten, mit einem Glasgewölbe gedeckten Raum, welcher zu beiden Seiten die elegantesten Kaufmannsläden enthält. Alle Thüren und Fensterrahmen sind hier von Messing, die Pfeiler von oben bis unten mit Spiegeln bekleidet, der Fußboden mit Marmor belegt; eine durchbrochene Galerie läuft innerhalb unter dem Glasdache rings herum, von aussen aber geht eine Reihe Säulen um die Galerie, welche eine Terrasse unterstützen, die mit kleinen Säulen welche vergoldete Kupeln tragen und mit einer doppelten Reihe Blumenvasen verziert ist.

Aus der Galerie tritt man in den 700 Fuß langen und 300 Fuß breiten öffentlichen Garten, der auf drei Seiten von einem gleich hohen, unten mit Bogengängen versehenen Gebäude

Digitized by Google

umgeben iſt. Wer in dieſem Garten Naturgenuß ſucht, der findet ſich getäuſcht; denn da der Boden aus feſtgeſtampftem Kieſe beſteht und die Sonnenſtrahlen glühend an den Gebäuden zurückprallen, ſo gedeihen die hier ſtehenden Bäume nur ärmlich und bieten keinen erquickenden Schatten. Die Kunſt aber, die hier wirkſam geweſen iſt, ſcheint die Natur überbieten zu wollen. Die Bogenhallen und Pavillons rufen beſonders Abends bei ſchimmernder Beleuchtung alle unſere Kinderträume von goldenen und ſilbernen Palaſten und alle Mährchen von Tauſend und Einer Nacht in unſer Gedächtniß zurück. Man glaubt in eine Zauberwelt verſetzt zu ſein. Kannelirte Pilaſter von zuſammengeſetzter Ordnung herrſchen rings umher und unterſtützen ein Geländer, auf welchem Vaſen ſtehen, die den ganzen Umfang des Gebäudes krönen. Zu ebener Erde läuft eine Galerie rings herum, die von 180 Bogenhallen durchbrochen werden, zwiſchen denen ebenſo viele ſtrahlende Gaslampen angebracht ſind. Feſtons und Basreliefs zieren alle Zwiſchenräume.

In den Bogengängen erblickt man die Läden und Werkſtätten aller erdenklichen Handelsleute, Künſtler, Handwerker, vom reichen Juwelier, Kunſt- und Modehändler bis zur Obſthändlerin und zum artiste decrotteur (Schuhputzer) hinab, deſſen Kabinet aber von oben bis unten mit Spiegeln ausgeſchmückt iſt. Hier gibt es Buchhandlungen, Leſekabinette, Kaffe- und Speiſewirthſchaften und Conditorien zwiſchen reichen Waarenmagazinen, im erſten Stockwerk, zu ebener Erde und in den Kellern darunter, die das Koſtbarſte, Schönſte und Seltenſte enthalten, was die Natur und die Kunſt nur zu bieten vermögen. Auch zwei Theater, das Théâtre français und das kleine Théâtre befinden ſich hier. Das erſte Geſchoß über den Bogenhallen hat hohe palaſtmäßige Fenſter, das zweite aber niedrigere, über dieſem befinden ſich Manſarden. Dieſe obere Räume ſind zum Theil von den Familien derjenigen bewohnt, welche unten ihre Gewerbslokale haben. Des Abends iſt Alles glänzend mit Gas beleuchtet.

Die Galerien des Palais royal iſt die beſuchteſte Promenade in Paris, die den ganzen Tag, vom Morgen bis zum Abend beſetzt und zu gewiſſen Tageszeiten ſo gedrängt voll iſt, daß man nicht aus der Stelle kann. Menſchen aller Klaſſen und Stände wogen hier in buntem Gewimmel durcheinander. Alle ſuchen hier, was ſie in der ganzen Welt nicht in ſolchem Grade finden, Genuß und Vergnügen in jeder Geſtalt. Man frage, wornach man will, hier kann man es erhalten. Das Bijouteriegewölbe, das drei Bogenhallen einnimmt, bietet der armen Braut den einfachen Ring und der reichen Fürſtin die brillantenen Armbänder; dem Stutzer das freiwollſte Buch. Hier walten in ihrem eigenthümlichſten Elemente die Beherrſcherinnen und das fac totum der ſchönen Welt, die Modehändlerinnen und bieten Alles zu Kauf, was die phantaſtiſche Laune nur erſinnen kann.

Koſtbare Seidenzeuge, Tücher, Merinos, Shawls, Stickereien, Uhren und Porzellan, Waffen — Alles was nur die raffinirteſte Einbildungskraft zu erdenken vermag, das liegt hier auf das Glänzendſte und Reizendſte geordnet und ausgebreitet, daß dem Käufer beinahe die Sinne vergehen. Hier duften die lieblichſten Pomaden und Eſſenzen, dort feſſeln den Blick die trefflichſten Oelgemälde, Kupferſtiche, Miniaturbilder und eben ſo lockend ſind die zierlichſten Bonbons in bunter Mannigfaltigkeit neben einander gereiht. Die gewählteſten Leckereien aller Länder und Zonen, aller Meere und Flüſſe ſind hier aufgethürmt, während man im Café de Foy das beſte Eis und die ausgeſuchteſte Geſellſchaft findet. Aus dem Café des Aveuglos ſchallt die fröhlichſte Muſik von lauter Blinden aufgeführt, während wilder Lärm und freche Ausgelaſſenheit aus den Cafes du caveau und du sauvage ertönen. Kurz hier iſt der Mittelpunkt der Franzoſenwelt, das eigentliche Schlaraffenland, und wer nur den Schlüſſel zu allen dieſen Herrlichkeiten mitbringt, dem ſtehen ſie alle zu Gebote. Dieſer Schlüſſel iſt Geld und wieder Geld. Das Aeußere, materielle Leben ſcheint hier über alles Innere und Geiſtige, der Schein über das Weſen, das Gemeine über das Heilige zu ſpotten und einen ewigen Triumph zu feiern.

Noch anlockender und verführeriſcher als die untern Galerien waren früher die obern Säle. Hier befanden ſich zwiſchen reichen Reſtaurations- und Waarenſälen jene verrufenen Spielzimmer, wo ſo mancher ſich Armuth und Verzweiflung holte. Vor einigen Jahren wurde endlich dieſem Uebel durch ein Geſetz geſteuert, welches in ganz Frankreich dieſe Spiele ſtreng verbietet. Schon am frühen Morgen werden die Gewölbe geöffnet, und die Kaffeehäuſer füllen ſich mit Zeitungsleſern, Müſſiggängern, Abenteurern, Stutzern ꝛc. Von 12 bis 2 Uhr trägt die vornehme Welt ſich im reichſten Glanze zu Markte. Die Bänke reichen nicht zu. Hunderte von Strohſtühlen, die unter den Bäumen bereit ſtanden, werden herbeigeſchafft und vermiethet. Von 2 bis 5 Uhr nimmt die wogende Menge ab; aber bald ſtrömt alles wieder herbei nach den Theatern, und Promenaden, die funkelnde Beleuchtung beginnt, und die Stunden bis 11 Uhr werden die rauſchendſten und mannigfaltigſten. Nach 11 Uhr verliert ſich allmählich das Getümmel und um 12 Uhr iſt alles leer und todtenſtill.

In dem Garten befindet ſich ein großes Baſſin mit

Digitized by Google

einem Springbrunnen, der in einer aus 24 Oeffnungen hervorſpringenden Garbe aufſteigt, und eine wohlthuende Kühle verbreitet. Aus dem Garten tritt man durch eine weite Galerie in den Hof, wo gewöhnlich die herrlichſten Blumen und fremde Gewächſe zu haben ſind.

Erbauer des Palais royal war im Jahr 1629 der Cardinal und Herzog von Richelieu. Der neue Palaſt hieß damals Palais Cardinal, und die darin herrſchende Verſchwendung drohte dem Cardinal die Ungnade Ludwigs XIII. zuzuziehen, der er aber durch das Vermächtniß des Palaſtes bei Lebzeiten verſöhnte. Nach des Königs Tod bewohnte ihn die Königin Anna von Oeſtreich mit dem unmündigen Ludwig XIV. und nun erhielt er den Namen Palais royal. Im Jahre 1692 erhielt Ludwigs Bruder, Herzog von Orleand daſſelbe eingeräumt und die Familie Orleans beſaß es bis zur Revolution und beſitzt es jetzt aufs Neue wieder. Im Palais royal erhielt Louis Philipp vom franzöſiſchen Volke die Königswürde und ſeitdem er die Tuilerien bezogen, hat er es dem Threnerben abgetreten.

Die gutgemeinte Lüge.

(Mit zwei Compoſitionen v. G. W. Faſel. Tab. XVI. u. XVII.)

Es gibt noch Leute genug, welche die ſogenannte Nothlüge für erlaubt halten. Es mag ſein, daß eine ſolche Lüge Manchen ſchon aus großer Verlegenheit geriſſen hat; aber in andern Fällen wurde dadurch auch unſägliches Unheil, alſo ganz das Gegentheil von dem angerichtet, was der gutmeinende Falſchmünzer der Wahrheit bezweckte. Es wird daher beſſer und klüger ſein, lieber in allen Fällen die Wahrheit zu ſagen, als zu einer Nothlüge ſeine Zuflucht zu nehmen. Dies beweiſt folgende Geſchichte.

Edgar Vernon war der Sohn eines Geiſtlichen in Weſtmoreland und zeichnete ſich vor allen ſeinen Brüdern durch eine ungewöhnliche Lernfähigkeit, Geſchicklichkeit und Gutmüthigkeit aus. Dieſe guten Eigenſchaften wurden indeß durch eine außerordentliche Heftigkeit, Unruhe und Tollkühnheit überwogen, welche alle Erziehung an ihm fruchtlos machte und das Glück ſeines Lebens ſchon frühe zu untergraben drohten. Als ſein Vater nicht mehr Herr über den Ungeſtümm ſeines Sohnes werden konnte, ſandte er ihn mit der Hoffnung auf Beſſerung in eine öffentliche von ſeiner Heimath entfernte Schule. Die zartfühlende Mutter weinte beim Abſchied heiße Thränen, und Edgar ſelbſt ward von dem Gefühle der Trennung ſo überwältigt, daß er eine gänzliche Aenderung ſeines Sinnes verſprach und ſeinen tiefbetrübten Eltern noch in den letzten Augenblicken Troſt und Hoffnung gab.

Aber dieſe Hoffnung war nur kurz. In wenigen Monaten ſchrieb der Lehrer der Schule einen Brief voller Klagen über den Ungehorſam ſeines neuen Zöglings. In ſeinem nächſten Briefe erklärte er, daß er bald genöthigt ſein werde, ihn auszuweiſen, und noch waren keine ſechs Monate verfloſſen, als Edgar der gedrohten Entfernung dadurch zuvorkam, daß er, man wußte nicht wohin, davonlief. Vier Jahre hindurch vernahm auch ſeine Familie nichts weiter von ihm; und während dieſer Zeit vermochte auch die zärtlichſte Kindesliebe und treuſte Pflichterfüllung von Seiten der übrigen Söhne nicht das brechende Herz der Mutter zu heilen oder den tiefgebeugten Geiſt des Vaters aufzurichten. Endlich kehrte der verlorne Sohn zurück, krank, mager, zerlumpt und elend und erbielt Aufnahme und Verzeihung.

„Ach, wo biſt du denn ſo lange geweſen, mein Kind!“ fragte die Mutter zärtlich weinend, als ſie auf ſeine bleiche, eingeſunkene Wangen blickte.

„Frage mich nicht, Mutter!“ antwortete Edgar Vernon ſchaudernd, „es iſt genug, daß ich hier bin.“

„Es iſt genug!“ rief ſchmerzlich die Mutter und warf ſich an ſeinen Hals! — „denn dieſer, mein Sohn war todt, und iſt wieder lebendig; war verloren und iſt wieder gefunden! —“

Aber der Vater empfand und dachte verſchieden; er wußte, daß es ſeine Pflicht ſey, ſeinen Sohn auszuforſchen, und er beſchloß nicht nachzulaſſen, bis er wiſſe, wo derſelbe die vier langen Jahre zugebracht hatte. Um indeß ſeinem Edgar nicht zu ſchaden, nahm er ſich vor, ſeine Fragen bis zu der Zeit aufzuſchieben, bis deſſen Geſundheit wieder hergeſtellt ſei. Als dieſe Zeit kam, ſagte er ihm, daß er alles wiſſen müſſe, was ſich ſeit ſeiner Entfernung aus der Schule zugetragen habe.

Gib mir nur Zeit bis morgen, erwiderte Edgar Vernon; da ſollſt du alles erfahren. Der Vater gab ſich zufrieden; aber am nächſten Morgen war Edgar verſchwunden und hatte folgende Zeilen hinterlaſſen:

„Ich kann und darf Euch nicht ſagen, was für ein Böſewicht ich geweſen bin, obgleich ich Euer Recht, mich darnach zu fragen, anerkenne, darum muß ich wieder aufs Wandern gehen! bete für mich theure Mutter; bete für mich guter Vater! Ich ſelbſt wage nicht für mich zu bitten, denn ich bin ein elender und geſunkener Menſch, wenn ich auch nie aufhören werde, Euer dankbarer und liebender Sohn zu ſeyn. E. V.

Obgleich dieſer Brief die Mutter der Verzweiflung

Digitized by Google

nahe brachte, so enthielt er doch etwas Tröstendes für den Vater.

Nun, wie mag wohl Edgar Vernon die vier Jahre zugebracht haben? — diesen wichtigen Abschnitt in dem Leben eines Jünglings, die Zeit vom vierzehnten bis zum achtzehnten Jahre?

Es genüge, zu sagen, daß er unter einem falschen Namen, um nicht verrathen zu werden, an Bord eines Kauffahrteischiffes gegangen, daß er aber dasselbe verlassen hatte, nachdem er eine Reise darin gemacht; daß er in die Dienste eines Spielers und Abenteurers getreten, den er auf dem Schiffe kennen gelernt und der auf Edgars Talente und Geist eine seiner unwürdigen Speculationen gegründet hatte. Da dieser Mensch nehmlich erkannte, daß er der Sohn einer achtbaren Familie war, behandelte er ihn als solchen und weihte ihn stufenweise in die verschiedenen Spielerkünste und Kniffe und in die Laster der Hauptstadt ein. Aber in der Nacht wurden beide von der Polizei in einem verdächtigen Spielhause ergriffen, und nach einem verzweiflungsvollen Widerstande entkam Edgar verwundet und halbtodt in ein Haus der Vorstadt. Hier blieb er, bis er vor Verfolgung sicher war; darauf, als er sich in Gefahr zu sterben sah und die Sehnsucht nach Trost im Vaterhause in ihm erwachte, kehrte der verlorne Sohn zu seinen verzeihenden Eltern zurück.

Das Bekenntniß solcher Verirrungen vor einem frommen und edeln Vater schien Edgar viel fürchterlicher, als eine zweite Flucht. Sein Vater jedoch schmeichelte sich noch immer mit der Hoffnung auf seine Besserung und war daher sehr betroffen, als ihm einige Zeit hernach ein Freund schrieb, Edgar sei eingezogen worden, weil er falsche Wechsel ausgegeben habe; er werde in kurzer Zeit überwiesen und mit seinen Mitschuldigen vor die Assisen von Middleser gestellt werden.

Der ehrwürdige Vernon wäre anfangs dieser Nachricht beinahe erlegen; aber der vertrauungsvolle Christenglaube, der in ihm lebte, rang mit dem Geiste des Kummers und überwand ihn, als er zuletzt fähig war, auszurufen: „Ich will zu ihm gehen! ich will vor Gericht ihm nahe seyn; ich will sogar im Tode nicht von seiner Seite weichen, wenn auch der Tod ihn erwarten sollte. Man wird mir erlauben ihn zum Gefühle seiner Schuld zu erwecken und ihn mit Gott zu versöhnen!"

Aber gerade, als er nach Middleser abreisen wollte, wurde seine Gattin, welche bisher immer körperlich leidend gewesen war, so krank, daß er sie nicht verlassen konnte. Sie hatte eine Ahnung gehabt daß nicht alles mit Edgar richtig sei und nicht nachgelassen, bis sie die Wahrheit erfahren, welche man ihr bisher aus Schonung aber gewiß irrig verborgen gehalten hatte. Sie war unter dem plötzlichen Schlag zusammengesunken, und als endlich die willkommene Nachricht kam, daß der Ankläger seine Klage zurückgenommen habe, da hatte der Schmerz des tiefgebeugten Gatten das Herz des Vaters gegen die Stimme der Freude zugeschlossen.

Diese guten Nachrichten kamen zu spät, um dich zu retten, armes Opfer! — rief er schmerzlich aus, als er vor der Leiche derjenigen kniete, die er so lange und so zärtlich geliebt hatte; und ich fühle, daß ich mich nicht so darüber freuen kann, wie ich sollte.

Unterdessen beschloß Edgar Vernon, der so unerwartet der gewissen Todesgefahr entgangen war, seine Eltern zu besuchen; denn er hatte von der Krankheit seiner Mutter gehört, und sein Herz drängte ihn, sie noch einmal zu sehen. Aber nur in der Dunkelheit des Abends wagte er es, sich dem Vaterhause zu nahen, und es war seine Absicht, sich anfangs nur der Mutter allein zu entdecken. Er erreichte ungesehen die Hausthüre und klopfte leise an. Niemand öffnete, Niemand antwortete; alles war still darin und rings umher. Was sollte das bedeuten? Er ging dann um das Haus herum und sah zu einem Fenster hinein; alles war finster und ruhig, wie das Grab. Nur die Kirchenglocke läutete, und er ermüdet, von Ahnungen durchbebt und überwältigt, lehnte sich an die Thüre.

(Siehe die Abbildung Nro. 1.)

Da gingen zwei Männer in schwarzen Leichenmänteln vorbei und einer davon sprach: „Ich fürchte wir kommen zu spät zum Begräbniß! Ich will nur sehen, ob der arme alte Mann es überleben wird; denn er liebte sie so innig!" „„Ach und auch den bösen Buben liebte er so, der die Ursache ihres Todes ist!"" antwortete der andere.

Diese Worte schossen wie ein Pfeil durch das noch nicht verhärtete Herz Edgar Vernons; er warf sich auf die Erde nieder und stöhnte laut im schrecklichsten innern Schmerze. Aber in der nächsten Minute rannte er mit der Eile der Verzweiflung gegen die Kirche hin und erreichte sie gerade als der Gottesdienst vorüber war. Er sah noch, wie die Leichenbegleiter hinausgingen und wie sein Vater halb bewußtlos in den Armen seiner tugendhaften Söhne hinweggebracht wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'schen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Die gutgemeinte Lüge № 1.

Digitized by Google

Digitized by Google

Google

Der langräßlige Bär.

Digitized by Google

Karlsruher Unterhaltungsblatt.

Nro. 32. Vierzehnter Jahrgang. 1841.

Der langrüsselige Bär.

(Mit einer Abbildung.)

Tab. XXXII.

In Oſtindien giebt es einen Bären, welcher in ſeiner Geſtalt ſehr viel Aehnlichkeit mit dem Faulthier hat. Er hat ohngefähr die Größe unſeres europäiſchen Bären, aber eine ſehr verlängerte, rüſſelähnliche Naſe und um den Kopf dicke ſchwarze Haarbüſche, wodurch eine ungewöhnliche Dicke dieſes Theils entſteht. Seine Lippen ſind lang und ausgedehnt, und die Unterlippe ſteht mit ihrer Spitze über die obere vor und bewegt ſich, bald verlängert, bald ſich verkürzend faſt beſtändig nach allen Seiten. Der Kopf iſt klein, die Ohren groß, die Beine lang und der Körper an ſich ſchlank; aber das Haar iſt ſo lang, daß es faſt den Boden berührt. Die Bewegungen des Thieres ſind lebhaft und leicht. Die Farbe des Körpers iſt ſchwarz, nur auf der Bruſt ſteht ein breiter weißer Fleck in der Figur eines verkehrten Hufeiſens, deſſen Aeſte ſich an die Beine erſtrecken.

Das Vaterland dieſes Bären iſt Bengalen, vorzüglich die Gebirge von Silhet. Dort wird er öfters erlegt; aber er läßt ſich auch zähmen und zu allerlei Künſten abrichten, weßhalb die indiſchen Gaukler mit dieſen Thieren im Lande herumziehen, und durch ihre Kunſtſtücke das Volk beluſtigen, wie unſere Bärenführer. Sie geben ihnen eine Schale in die Tatze, um das Geld von den Zuſchauern zu ſammeln; legt man nun nicht genug darauf, ſo brummen ſie auf ein Zeichen des Führers, um mehr zu bekommen. Die ſehr bewegliche Naſe dieſes Thieres ſcheint ein vorzügliches Geruchsorgan bei ihm anzudeuten. Seine Nahrung ſcheint mehr Pflanzenkoſt, als thieriſche zu ſeyn. Von ſeiner übrigen Lebensart iſt noch ſehr wenig bekannt; wahrſcheinlich aber hat er dieſelbe mit den andern Landbären gemein.

Die gutgemeinte Lüge.

(Fortſetzung und Beſchluß von Seite 126.)

In einem ſolchen Augenblick war Edgar im Stande, unerkannt in die Kirche zu dringen; denn aller Augen waren auf ſeinen betrübten Vater gerichtet. Der von ſeinem Gewiſſen Verdammte wagte es nicht, ſich zu dem Vater zu drängen, den er ſo ſchrecklich beleidigt hatte; aber ſein armes, gepreßtes Herz fühlte, daß es entweder ſeinen Kampf durchkämpfen oder brechen müſſe. Ehe daher der Sarg in die Gruft hinabgeſenkt wurde, ſtürzte er vorwärts, warf ſich über denſelben, und rief den Namen ſeiner Mutter in einem ſo durchdringenden und herzzerreißenden Tone, daß die Umſtehenden, obgleich ſie ihn anfangs nicht erkannten, unfähig waren, ihn hinwegzureißen.

Endlich ſtand er auf und ſtrengte ſich an zu ſprechen; aber vergebens. — Seine krampfhaft gerungenen Hände vor die Stirne haltend, rief er aus: „Der Himmel bewahre meine Sinne!“ und ſtürzte aus der Kirche mit der Eile der Verzweiflung. Noch einen langen, ſehnſuchtsvollen Blick warf er über die Stätte ſeiner Kindheit hin, dann floh er für immer das Haus der Trauer, der Erniedrigung und der Rettung.

Einige Tage darauf ſchrieb er ſeinem Vater, ſchilderte ihm die Gründe ſeines Beſuches in der Heimath und den Seelenkampf, den er während ſeines Aufenthaltes in derſelben beſtanden hatte. Dieſer Brief war für das gebeugte,

Digitized by Google

trauernde Vaterherz voll Trostes! aber er beklagte jetzt nur um ſo ſchmerzlicher, daß ſeine geliebte Gattin nicht mehr lebe, um die Reue ihres Sohnes zu ſehen.

„Möchte er doch wiederkommen! rief er, ich würde ihm ja verzeihen!“

Aber der Brief hatte keinen Datum und der arme Vater wußte nicht, wohin er ſich wenden ſollte, um ſeinen Sohn zu ſich einzuladen.

Allein wo war dieſer indeß und was that er um dieſe Zeit? — In Spielhäuſern, bei Hahnengefechten, Boxerkämpfen und überall, wo das ſittliche Verderben am meiſten waltete. An allen dieſen Plätzen war er ſo recht eigentlich zu Hauſe, da war er überall der erſte — und hier ging auch der letzte Reſt von edlerem Gefühl zu Grunde, das ihn an dem Grabe ſeiner Mutter beſeelt hatte. Er verachtete die leiſe Warnungsſtimme in ſeinem Innern bis er ſie endlich gar nicht mehr vernahm.

Einſt in einer Nacht, als er gerade zu einem Pferdewettrennen nach Y.... reiſen wollte, hielt er an einem Wirthshauſe an, um ſein Pferd füttern zu laſſen. Da er vom Ritte erhitzt und ermüdet und von einem bedeutenden Verluſt im Spiel aufgeregt war, trank er ſehr viel von den geiſtigen Getränken, die er gefordert hatte. In dieſem Augenblicke ſah er einen Zugendgefährten im Zimmer, der gleich ihm auf dem Wege nach Y. war. Dieſer junge Mann war von rauher und barſcher Gemüthsart, und da er gerade kurz zuvor eine bedeutende Erbſchaft gemacht, voll Einbildung und Stolz auf ſeinen Reichthum. Als daher Edgar ſich ihm näherte, ſeine Hand ausſtreckte und ihn fragte, wie es ihm gehe, trat Dunham plötzlich zurück, zog ſeine Hände zurück und antwortete, ſo daß es mehrere Anweſende hörten; „ich kenne Sie nicht mein Herr!“, „Du mich nicht kennen, Dunham?“ rief Edgar erbleichend. „Ich wollte ſagen, ich will Sie nicht kennen.“ „Und warum nicht?“ rief Edgar mit einem drohenden Blick ſeinen Arm ergreifend. „Weil, weil es mir keine Ehre bringt, mit einem Menſchen bekannt zu ſein, der ſeine Mutter ermordet hat.“

„Seine Mutter ermordet!“ riefen die Umſtehenden mit aufgehobenen Händen, auf Edgar Vernen einen Blick des Schreckens werfend.

„Schuft!“ rief dieſer, und faßte Dunham mit der Fauſt am Halſe, „erkläre dich dieſen Augenblick, oder .....“ „Dann thun Sie erſt ihre Hand von meinem Halſe weg!“ Edgar that es und Dunham ſprach: „Ich wollte nur ſagen, daß ſie durch Ihre ſchlechte Aufführung das Herz Ihrer Mutter gebrochen haben; das iſt gerade ſo gut, als ob Sie ſie gemordet hätten.“

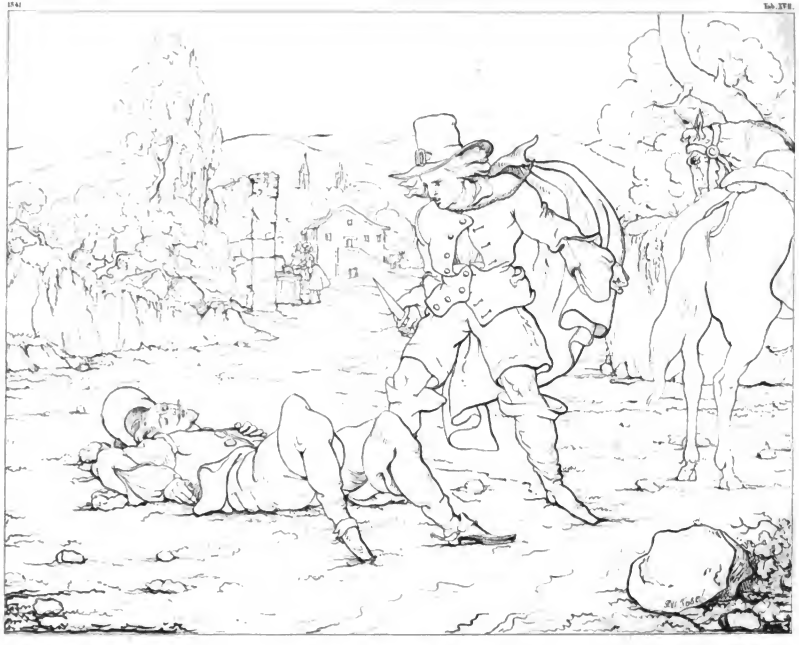
Edgar Vernon ſtand unterdeß mit verſchränkten Armen, und maß mit wild rollenden Augen einen Umſtehenden nach dem andern. Es war ihm, als ob alle ihn mit Entſetzen und Verachtung anſchauten. Als Dunham ausgeredet hatte, rang Edgar ſeine Hände in Verzweiflung und ſprach: „Wahr, ſehr wahr, ich bin ein Mörder, ein Muttermörder!“ — Darauf ſtürzte er plötzlich ein großes Glas Branntwein, das vor ihm ſtand, hinunter, verließ das Zimmer, beſtieg ſein Pferd und ritt in vollem Galopp davon. Ein Ziel hatte er nicht, er wollte nur vor ſich ſelbſt entfliehen, und vor den Blicken des Schreckens und der Verachtung, die Dunhams Bemerkungen hervorgerufen hatten. Aber welches Recht hatte Dunham, ihn ſo zu beſchämen und in Verzweiflung zu jagen?

Als Edgar dieſe Frage ſich vorhielt, ſtand Dunhams Bild, das verächtlich ſeine Hand zurückgewieſen hatte, ganz allein vor ſeinem wuthentbrannten Geiſte und ſein Herz durſtete nach Rache. Der Reiz des Augenblicks ſpornte ihn, ſie unmittelbar zu ſuchen. — Die Gelegenheit war, wie er richtig vermuthete, in ſeiner Gewalt. Dunham mußte ohne Zweifel auf dieſem Wege kommen, und Edgar wollte ihm entgegen. Er that es, und als er ihn erblickte, ritt er auf ihn zu, ergriff den Zügel ſeines Pferdes und rief: „Du haſt mich einen Mörder genannt, Dunham, und du haſt nicht geirrt; denn obgleich ich meine Mutter innig liebte und mein Leben für das ihrige gegeben hätte, habe ich ſie doch durch meinen ſchlechten Lebenswandel ins Grab gebracht!“ — „Nun ja, ich weiß das, erwiederte Dunham, ſo laſſen Sie mich geben, denn ich ſage Ihnen, ich möchte nicht gerne mit einem Menſchen, wie Sie ſind, geſehen werden. Laſſen ſie mich gehen, ſag' ich!“ — Edgar ließ ihn gehen; aber nur wie der Tiger ſeine Beute fahren läßt, um deſto grimmiger auf ſie zu ſtürzen. Ein Schlag ſeines nervigen Armes ſtürzte den Beleidiger vom Pferde, und in der nächſten Minute lag Dunham, ein blutender Leichnam, auf der Straße hingeſtreckt.

(Siehe die Abbildung Nro 2.)

Am folgenden Morgen rückten Polizeibeamte aus, um den Mörder zu verfolgen. Der Unglückliche war bald aufgefunden und gefänglich eingeſetzt, er hatte ſich auch nicht einmal Mühe gegeben, ſeine Verfolger zu vermeiden, denn ſobald die Aufregung in der Trunkenheit entſchwunden und die Rache geſtillt war, bemächtigten ſich Gewiſſensbiſſe ſeines Herzens und er geſtand ſein Verbrechen unter den bitterſten Reuethränen. Kurz, Edgar Vernon ward als ein überführter Verbrecher nach der Stadt gebracht, die er als ein glücklicher Spieler zu verlaſſen gehofft hatte, und von den Aſſiſen zum Tode verurtheilt.

Digitized by Google



Die gutgemeinte Lüge. Nr 2.

Digitized by Google

Digitized by Google

Seine Aufführung im Gefängniſſe war ſo vortrefflich, daß ſie wohl bewies, er habe die guten Lehren ſeines Vaters nicht vergeſſen, obwohl er nicht darnach gehandelt hatte, und ſeine Brüder, nach welchen er ſandte, fanden ihn in einem Gemüthszuſtande, der ihnen den beſten und einzigen Troſt gab. Dieſelbe chriſtliche Demuth und Ergebung begleitete ihn auch auf den Richtplatz, und man darf wohl von ihm ſagen „nichts in ſeinem Leben glich dem Ende deſſelben!“

Wahrhaft peinvoll war die Angſt Edgars und ſeiner Brüder bei dem Gedanken, es möchte ihr Vater die ſchreckliche Kunde erhalten. Aber da der Schuldige unter einem erdichteten Namen verhört und das Verbrechen, die Unterſuchung und die Hinrichtung in ſo kurzen Zwiſchenräumen auf einander folgten, ſchmeichelten ſie ſich doch mit der Hoffnung, daß der würdige Greis nie erfahren werde, wie und wo Edgar geſtorben ſei, ſondern daß er glauben werde, was man ihm ſagte. Sie ſchrieben ihm daher, daß Edgar in einem Wirthshauſe bei London auf ſeiner Heimreiſe erkrankt ſei und daß ſie wenig Hoffnung auf Geneſung hätten. Nach dieſem Briefe voll gutgemeinter Lügen ſandten ſie einen zweiten ab, in dem ſie ihn berichteten, daß alles vorüber ſei.

Bei ihrer Rückkehr ſagte der Anblick ihrer Trauerkleider dem Vater, was er zu hören fürchtete. Er drückte ſchweigend ihre Hände und verließ das Zimmer. Bald darauf aber kehrte er zurück und ſagte mit überraſchender Faſſung: „Wohl, nun vermag ich die nähern Umſtände von meines Sohnes Tod zu hören!“ Jetzt wäre es Zeit geweſen, den wahren Verlauf der Sache zu erzählen. Aber unglücklicherweiſe ward die Wahrheit verſchwiegen. In kurzer Zeit gewann der gebeugte Vater wieder in gewiſſem Grade ſeine Seelenruhe, und drückte den Wunſch aus, während der Sommermonate einen alten Univerſitätsfreund in Yorkshire zu beſuchen. Die Söhne mißbilligten dies im höchſten Grade aus Furcht, er möchte vielleicht das wahre Schickſal ſeines verſtorbenen Sohnes erfahren. Daß er aber auf der Abreiſe beharrte, konnte ſie keinen hinreichenden Grund finden, ihn aufzuhalten; er beſtieg den Poſtwagen und reiſte ab.

Der Poſtwagen hielt an einem Wirthshauſe außerhalb der Stadt York, und da Vernon keine Luſt hatte, ein Mittagsmahl zu nehmen, ging er längs der Straße hin, bis er an eine kleine Kirche kam, die von einem Gottesacker umgeben war. Er trat in den Friedhof, um ſeiner Gewohnheit nach die Inſchriften auf den Grabſteinen zu leſen. Während er damit beſchäftigt war, ſah er den Todtengräber, der ein neues Grab grub und begann mit ihm ein Geſpräch. Der Mann erzählte ihm Verſchiedenes von den Todten, welche hier ruhten. Während der Unterhaltung gingen beide über den ganzen Kirchhof hin, und ſchon wollte Vernon wieder aus der Thüre treten, als der Todtengräber anhielt, um einige Weiden von einem Grabe neben der Mauer zu ſchneiden. Auch Vernon blieb neben einem kleinen Weidenbäumchen ſtehen, das in eine Ecke gepflanzt war.

Als der Mann von ſeiner Beſchäftigung zurückkam und ſah, wo Vernon ſtand, lächelte er bedeutungsvoll und ſprach: ich habe dieſe Weide gepflanzt, und ſie ſteht auf einem Grabe, obgleich kein Hügel ſichtbar iſt.

„So?“

„„Ja, es iſt das Grab eines Mörders!““

„Eines Mörders, wiederholte Vernon unwillkührlich ſchaudernd und von dem Grabe weggehend.“

„„Ja, fuhr jener fort, von einem Mörder, der zu York gehängt wurde. Armer Junge! ihm iſt zwar Recht geſchehen; aber es war kein verhärteter Böſewicht — und er ſtarb ſo reuevoll! und da ich ihn kannte, als ich noch Aufwärter in einem Hauſe war, das er oft zu beſuchen pflegte, konnte ich's nicht über das Herz bringen — ich mußte dem alten Bekannten dieſen Baum pflanzen.““

Bei dieſen Worten fuhr er mit der Hand über die Augen.

„Er war wohl nicht von niederer Herkunft?“

„„O nein; ſein Vater war, glaub ich, Geiſtlicher.““

„Geiſtlicher! armer Mann: lebte er zu der Zeit noch? ſagte Vernon mit einem tiefen Seufzer.

„„O, ja, ſein armer Sohn war voller Angſt, der Vater möchte erfahren, was er gethan hatte; er ſagte, es ſei ein Engel auf Erden, und er könne den Gedanken nicht ertragen, wie betrübt ſein Vater ſein werde; denn der arme Junge liebte ſeinen Vater und ſeine Mutter auch, obgleich er ſo übel gethan hat.““

„Lebt ſeine Mutter noch?“

„„Nein, wenn ſie noch lebte, ſo würde er auch noch am Leben ſein; aber ſein übler Wandel hat ihr das Herz gebrochen, und er hat den Mann, der durch ihn das Leben verlor, nur deßwegen getödtet, weil er ihm vorgeworfen hat, ſeine Mutter gemordet zu haben.““

„Armer, raſcher, verirrter Jüngling! — So ward er alſo gereizt?“ —

„„Ja, ſehr gereizt; aber es war ihm doch ſehr leid, was er gethan hatte, und es würde gewiß euer Herz gebrochen haben, wenn ihr ihn von ſeinem armen Vater hättet reden hören.““

„Ich bin froh, ihn nicht gehört zu haben“ ſagte Ver-

Digitized by Google

non haſtig und mit bebender Stimme, denn er dachte an Edgar."

„„Und doch Herr, es würde eurem Herzen auch wohlgethan haben.""

„Alſo hatte er tugendhafte Gefühle und liebte ſeinen Vater bei allen ſeinen Irrthümern?"

„„Gewiß.""

„Und ſein Vater hat ihn wohl auch geliebt, trotz ſeiner Fehler?"

„„Sicherlich hat er das, erwiederte der Mann, denn unſere Kinder ſind ja unſer Fleiſch und Blut, und es kann ſein, der junge Mann da wurde bei ſeiner Erziehung verdorben.""

„Kann wohl ſein, ſagte Vernon tief ſeufzend."

„„Der arme Junge hat aber doch ein gutes Ende genommen.""

„Das freut mich! — und er liegt hier?" fuhr Vernon fort, mit innigſter Theilnahme auf den Platz hinblickend und ihm näher tretend.

„Friede ſei ſeiner Seele!" — und war Niemand von ſeinen Verwandten bei ihm? —

„„Ja, ſeine Brüder; ſie kamen zu mir und wir begruben ihn ſtill in der Nacht.""

„Seine Brüder kamen! — und wer waren ſeine Brüder?"

„„Kaufleute zu London; — ſie waren außer ſich vor Schmerz; aber ſie trugen Sorge, daß ihr Vater nichts davon erfuhr.""

„Nichts!" rief Vernon, und es fuhr ihm durch's Herz.

„„O, nein; ſie ſchrieben ihm, daß ſein Sohn krank ſei; dann gingen ſie nach Weſtmoreland und —""

„Sagt mir," unterbrach Vernon, halb außer Athem, ſeine Hand auf den Arm des Todtengräbers legend — „ſagt mir den Namen des armen Jünglings!"

„„Warum? er wurde unter einem falſchen Namen hingerichtet, um ſeiner Familie willen; aber ſein rechter Name war Edgar Vernon!""

Der unglückliche Vater taumelte zurück, ſchauderte heftig und ſchlug ſeine Augen zum Himmel auf; darauf ſtürzte er auf den dunkeln Ort los, der die Aſche ſeines Sohnes bedeckte, warf ſich darauf und breitete ſeine Arme darüber aus, als wollte er den darunter liegenden Todten umſchlingen. Seine Hände ruhten auf dem Graſe, er ſprach nicht, er bewegte ſich nicht. Nur ein Seufzer noch — und alles war ſtill!

Sein erſchrockener und erſtaunter Gefährte ſtand einige Minuten bewegungslos, — dann bückte er ſich, um ihn aufzuheben. Aber das Vaterherz, von dem plötzlichen Sturme gebrochen, hatte zu ſchlagen aufgehört.

Fabeln.

Der Tiger kämpfte mit dem Büffel. Er erlag ſchier gar den gewaltigen Hörnern des Gegners. Da blickte er in der Angſt ſeines Herzens umher und gewahrte einen Weſpenſchwarm. „Brüder," brüllte er, „zu Hilfe! Tragen wir nicht eine Farbe." Des Tigers Zuruf ſchmeichelte den Weſpen und ſie flogen herbei und vertrieben den Büffel mit zahlloſen Stichen, wo ſie ihn nur immer zugänglich fanden. Als aber die Weſpen ſpäter bei des Tigers Höhle ihr Neſt aufbauen wollten und er ſie forttrieb, und ſie fragten: Tragen wir nicht eine Farbe! Da ſprach der Tiger mit ſtolzem Hohne: „Nur dann, wenn ich Euch brauche!"

Den Raben hungerte, dieweil er nichts zu eſſen fand. Er hatte aber den Adler in den Lüften ſchweben ſehen, und herabſchießen auf ſeine Beute. Da ſprach er zu den Krähen und Elſtern, die ſich um ihn verſammelt hatten, was erkennen wir den Räuber als König an, der nur raubt und frißt, was unſer wäre, und uns dem Hunger preis giebt. Das hörte der Adler, der plötzlich über der Verſammlung ſchwebete. Aber er zürnete dem Raben nicht, ſondern warf einen Theil der Beute, die er ſo eben erjaget, herunter vor des Raben Füße. Da ſtillte dieſer ſeinen Hunger und blickte zufrieden hinauf zu dem Geber. Als er aber gefreſſen hatte und ſatt war, ſprach er zu den Vögeln, die ihn umgaben: Gehet heim und preiſet den König ihr geliebten Brüder, iſt er es doch, der uns alle ſchützt und nährt.

Der Leopard hatte ſich vorgenommen, mild zu ſeyn und ſanftmüthig gegen ſeine Natur und Gewohnheit. Alſo ließ er Thiere niedern Rangs zu ſich treten, und bat ſie, ihm ſeine Fehler und Gebrechen vorzuwerfen, auf daß er ſeine Demüthigkeit an den Tag lege und ſeine Sanftmuth. Und er war ruhig, als der Haſe ihm Feigheit vorwarf, und der Eſel Dummheit, und das Faulthier Unentſchloſſenheit, und der Guckuk Geſchwätzigkeit, und der Wiedehopf Schmutz, als aber der Wolf zu ihm trat, und ſagte: Du biſt grauſam und blutgierig! da ſchlug der Leopard mit dem Schweife nach ihm, daß er zur Stunde lahm wurde an einem Fuße.

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Skelettengruppe in der Höhle von Ellora.

Digitized by Google

Karlsruher Unterhaltungsblatt.

Nro. 33. Vierzehnter Jahrgang. 1841.

Skeletten-Gruppe in der Höhle von Ellora.

(Mit einer Abbildung.)
Tab. XXXIII.

Unter allen den unzähligen und Erstaunen erregenden Werken der Kunst, die zur Bewunderung der Nachwelt erhalten worden sind, wird der Tempel von Ellora in Hindostan, selbst in diesem Lande der Wunder, als das ausserordentlichste erscheinen. Wir haben schon im Jahrgang 1836 Nro. 43. eine Abbildung und Beschreibung dieser Bauwerke geliefert, und erwähnt, daß in jener Gegend eine ganze Bergreihe durch Künstlerhände in Tempel und Paläste über und unter der Erde aufgehauen und mit Verzierungen ausgeschmückt sey, die alle Vorstellungen übertreffen. Kein Alterthumsforscher ist noch im Stande gewesen, die ursprüngliche Bestimmung dieser Riesengebäude, oder die Zeit ihrer Entstehung nachzuweisen. Die letztere fällt höchst wahrscheinlich noch Jahrtausende vor die Erbauungszeit der Aegyptischen Pyramiden, und diese Tempel sind mithin das älteste Bauwerk, das auf der Erde zu finden ist, so wie sie das ungeheuerste sind, was man kennt.

Eine dieser Tempelhöhlen, die mit Hammer und Meisel in den lebenden Granitfelsen gehauen sind, enthält die merkwürdige Skelettengruppe, die unsere heutige Abbildung darstellt. Die Höhle selbst heißt der Tempel von Rameswar. Er enthält eine schöne Halle, 72 Fuß hoch. Das Hauptgemach wird von Pfeilern und Pilastern getragen, die ein schönes Verhältniß haben, und die Wände und Decken sind mit Figuren geziert, die hauptsächlich die Spiele und Belustigungen der Gottheiten vorstellen, wie sie von den Regierungssorgen sich erholen und wie Sterbliche sich an Tanz und Lustbarkeiten erfreuen. Die in unserm Bilde vorgestellte Gruppe, welche unter den Gelehrten viel Neugier und Streit erregt hat, bildet einen auffallenden Contrast mit der Heiterkeit, welche die Gruppen der andern Felder auszeichnet. Die Hauptfiguren sind Gerippe und die Braminen, welche die Fremden herumführen, sind nur zu geneigt, die Volkssagen den weniger belustigenden Theorien der Gelehrten vorzuziehen. Sie sagen, daß die Skelette die Schuld und Bestrafung einer gottlosen Familie vorstellen, welche die Tempel geplündert, und nachdem sie sich mit dem Raub der Götter und von dem Volke erpreßten Beiträge bereichert, diesen übel genommenen Schatz aufgehäuft habe, wodurch sie die Rache des Himmels auf sich gezogen. Während sie nemlich vor Darben und Enthaltsamkeit fast verhungert waren, hatten sie noch dazu den Schrecken, zu sehen, wie ihre Reichthümer vor ihren Augen weggetragen wurden. Der vermuthliche Räuber ist in der Figur in der Ecke vorgestellt, welche mit einem Sack davonfliegt.

Diese Geschichte wird von allen Antiquaren verworfen, und obgleich die Braminen sie fortwährend erzählen, bestehen sie doch nicht sehr hartnäckig auf der Wahrheit derselben, sondern geben zu, daß sie im Irrthum seyn mögen. Doch sind sie der Meinung, daß die Gerippe gewiß Rakshesas (Dämonen) vorstellen. Man vermuthet, daß diese sonderbare Gruppe zum Theil Unglückliche darstellen solle, die man bei Gelegenheit eines Festes aufopfern wollte, in welchem die Now Ratree, die sieben weiblichen Figuren

Digitized by Google

in dem ſchönſten Felde) eben beſchäftigt ſind und daß die mittlere Geſtalt, der Vater einer darbenden Familie, ſein Weib und ſeine Kinder zu dieſem Zwecke zu verkaufen im Begriffe ſei.

Mehr über dieſe Skelettengruppe mitzutheilen, iſt den größten Gelehrten bis jetzt unmöglich geweſen. Sie tappen alle im Finſtern und werden es wohl bis an den jüngſten Tag. Denn dieſe Werke gehen über alle Geſchichte hinaus, und daher begnügen ſich auch gewöhnlich die Reiſenden, welche Ellora beſuchen, blos mit der Bewunderung der Bildhauerei, ohne ſich darum zu bekümmern, wen die Geſtalten vorſtellen ſollen.

Sonderbar iſt es, daß die Hindus dieſem Werke die religiöſe Verehrung verſagen, die ſie doch ſonſt an die Gegenſtände ihrer Abgötterei verſchwenden. Niemand wagt eine Vermuthung über den Urheber dieſes ungeheuern Werkes oder wenigſtens es von dem Volke unbeachtet iſt, das noch eben die Gottheiten anbetet, deren Abbildungen in dieſem prächtigen Tempel ſie vernachläßigen. Einige armen Braminen ſchleichen noch da herum; doch geſtehen ſie zu, daß der Ort ſeine Heiligkeit verloren habe, und der geringe Erwerb, den ſie von den Beſuchenden haben, welche dieſe Wunder des Berges anzuſtaunen kommen, wird ihnen von chriſtlichen Reiſenden gereicht, die begierig ſind, ihre Augen an der Pracht zu weiden, welche Alles übertrifft, was orientaliſche Mährchen von dem Zauberhau der Genien erzählen. Dieſen wird der Gruß zugerufen: „Ram! Ram! und Mahadeo!“ Die Bewohner des Landes ſind ihnen dankbar für die ausgetheilten Gaben und ſtolz darauf, daß die Gegenſtände ihrer Anbetung und die herrlichen Werke ihrer Vorfahren die Aufmerkſamkeit ihrer fremden Beherrſcher auf ſich ziehen.

Die Reiſen der Europäer zu den Tempeln von Ellora ſind indeſſen weder ſo allgemein, noch ſo häufig, als ſich erwarten ließe. Ein großer Theil der Anglo-Indier, die ſich viele Jahre in der Präſidentſchaft Bombay aufgehalten haben, wiſſen kaum mehr von den auſſerordentlichen Bauwerken der Nachbarſchaft, als was ſie von Hörenſagen haben. Und doch iſt nichts belohnender, als eine Reiſe nach dieſen Heiligthümern. Die feierliche Abgeſchiedenheit der Höhlen, der wilde Bergrücken, von den volkreichen Sammelplätzen der Menſchen weit entfernt, und das großartige Schöne, das überall hier ins Auge fällt, verbunden mit den Gedanken an die Urwelt aus der dieſe ungeſtalten Trümmer ſtammen, machen auf das Gemüth des Wanderers einen Eindruck, der mit nichts anderem zu vergleichen iſt.

Die Erſcheinung.

(Fortſetzung von Seite 114.)

Als Inverawe allein war, durchſchritt er einigemal in düſtern Gedanken den Hofraum, ſtieg dann in das Gemach hinauf, rückte ſeinen großen eichenen Lehnſtuhl an den Kamin und überließ ſich ſeinen Gedanken, die unwillkürlich über das ſeltſame Zeichen, das ihm geworden, in ihm aufſtiegen. Die Diener waren zu Bett gegangen, das ganze Schloß ſtill wie das Grab; nur eine Fliege, die von dem flackernden Feuer aus ihrer Ruhe geſtört war, flog ſummend durch das weite Gemach. Der Laird dachte an ſeinen einzigen Sohn, der damals im Auslande reiſte, und der Gedanke ergriff ihn mit Entſetzen, daß ihm dieſes Zeichen gegolten haben könnte. Kinderlos ſich zu denken, ſeinen Sohn vor ſich ins Grab ſinken zu ſehen — es war ein furchtbarer Gedanke. Gern wäre er vom Seſſel aufgeſtanden, um durch Bewegung die peinigende Idee zu verſcheuchen, doch er vermochte es nicht. Aber — was war das? — Deutlich hörte er das große Thor ſich in ſeinen Angeln drehen. Er wußte zwar, daß er den Riegel nicht vorgeſchoben, aber es zugemacht hatte — Und jetzt — Leiſe, ſchnelle Fußtritte kamen die Treppe herauf. Nacheinander öffneten ſich eine, zwei Thüren — die Fußtritte näherten ſich vorſichtig, und während Inverawe noch mit athemloſer Aufmerkſamkeit lauſchte, öffnete ſich die Thüre ſeines Gemachs und herein ſah ein menſchliches Antlitz, und ein Mann ſtand vor ihm, einen Dolch in der Hand, mit triefenden Kleidern, ſeine Haare wild über ſein Geſicht hängend, ebenfalls triefend.

Inverawe ſprang auf und griff nach ſeinem Dolch, doch ehe er ihn noch hatte aus der Scheide ziehen können, war der Fremde zu ſeinen Füßen geſunken, und rief mit erſchöpfter, dumpfer Stimme: „Um Gottes willen, vergebt mein ungeſtümes Eintreten in Euer Haus und ſeyd ruhig. Ich komme in keiner feindlichen Abſicht gegen Euch. Ein Unglücklicher, der in einer Aufwallung der Leidenſchaft einen Mitmenſchen erſchlagen, ſteht vor Euch. Es war ein Mann von Lorn. Seine Freunde haben mich verfolgt, und wie weit ich ihnen zuvorgekommen bin, ſie ſind auf meiner Spur. Um ſie davon abzulenken, bin ich durch den Fluß geſchwommen und flehe jetzt von dir Schutz und Rettung, was noch Niemand im Hauſe von Inverawe verweigert ward.“

„Bei Cruachan!“ rief Inverawe, indem er ſeinen Dolch wieder in die Scheide ſtieß und mit der Hand auf ſeinen Griff ſchlug, „bei Cruachan! ſchwöre ich du ſollſt beides haben. Dieß war der feierlichſte Schwur, den ein

Digitized by Google

Campbell von Inverawe geben konnte. Aber ſage mir," fuhr er fort, „wie geſchah das Unglück?"

„Wir waren bei einer Hochzeit," entgegnete der Fremde, „und ich tanzte. — Doch — ich höre Stimmen! Sie nähern ſich dem Schloß! Ich bin verloren, wenn Ihr mich nicht verbergt."

„Hieher!" rief Inverawe, ihn zu einer Seite des Gemachs führend. „Hilf mir dieſe Fallthüre öffnen. So — jetzt hinunter und halte dich ſtill."

Er hatte kaum Zeit, die Fallthüre zuzudrücken, ſich auf ſeinen Stuhl zu ſetzen und eine Stellung einzunehmen, als wenn er ſchliefe, als er Stimmen hörte, und drei Männer in Haſt ins Gemach traten, bloße Schwerter in der Hand. Inverawe ſprang auf, als wenn er eben erwachte. „He, Mörder!" rief er in verſtelltem Schrecken. Dann muß ich mein Leben ſo theuer verkaufen als ich kann."

„Keine Mörder!" riefen die Männer. „Verzeih, Inverawe, daß wir bei ſo ſpäter Stunde dich ſtören. Wir verfolgen einen Mörder. Dürfen wir nach ihm ſuchen?"

Er gab ſeine Erlaubniß, doch war ihr Bemühen natürlich vergeblich, beſonders da zwei von ihnen der Meinung waren, daß der Flüchtling einen andern Weg genommen habe, und bald ließen ſie ihn allein. Kaum hörte er ihre Stimmen in der Ferne verklingen, als er ſeinen Schützling aus ſeinem Verſteck hervorholte, und während er einige Erfriſchungen ihm vorſetzte, welche die Diener noch nicht entfernt hatten, packte er andere in einen Korb und führte ihn in eine Höhle des Ben Cruachan, wo allein Sicherheit für ihn war.

Ihr Weg war lang und rauh, und ohne ein Wort zu ſprechen, führte Inverawe ſeinen Gaſt, der in manchem halb unterdrückten Ausruf eine Angſt verrieth, wie ſie eher einem Mörder zukam, als dem, der im Getümmel ſeinen Gegner erlegt hatte. Dieſe Bemerkungen waren nicht geeignet, ihn für den Fremden einzunehmen. Endlich erreichten ſie die Höhle, die er als den ſicherſten Zufluchtsort erkannte, und indem er aus ſeinem Korbe eine Lampe und ein Feuerzeug nahm und das Licht entzündete, ſagte er: „Der Ort iſt zwar nicht ganz ſo, wie ich ihn zur Ausübung meiner Gaſtfreundſchaft wünſchen möchte, doch gibt er Euch Schutz, und das iſt für Euch am nöthigſten. Ich laſſe Euch die Lampe und die Flaſche Oel zurück, braucht ſie vorſichtig, daß ſie nicht zum Verräther wird. Ich kann erſt morgen Abend wieder zu Euch kommen, wo ich friſchen Vorrath von Lebensmitteln bringen werde."

„Dank, tauſend Dank! gütiger Inverawe!" ſagte der Mann in großer Aufregung. „Aber — müßt ihr mich hier allein laſſen? Allein, hier eine ganze Nacht in dieſer Wildniß! Das tobende Rauſchen des Waſſerfalls, das Geheul des Windes zu Geſellen! Dieſe Höhle — ſah ſie nicht ſchon vielleicht einen — einen — Mord? Iſt es kein Aufenthalt der Geiſter!"

Inverawe tadelte ihn über ſeine Furcht, verſicherte ihm, dem ruhigen Gewiſſen ſei kein Geiſt gefährlich, und Einſamkeit allein ſei ſein beſter Schutz. Der Mann ſchien aber nicht ruhiger zu werden, und er verließ ihn mit dem quälenden Gedanken, daß er ſeine Güte vielleicht an einen Unwürdigen verſchwendet habe. Er eilte nach dem Schloſſe zurück, das Feuer im Kamin war erloſchen und die Lampe, die er brennend zurückgelaſſen, dem Verlöſchen nahe. Er trank noch einen Becher Wein, um ſeine erſchöpften Lebensgeiſter zu ſtärken, und begab ſich dann in das Schlafgemach, wo er ſeine Gattin in tiefem Schlafe fand.

Wie lange er geſchlafen, konnte er nicht ſagen, als er plötzlich aufgeweckt wurde. Mit Verwunderung ſah er, daß das Zimmer, das in tiefer Finſterniß geweſen, in ſtrahlender Helle leuchtete. Das Licht wurde immer blendender. Ein eiſiger Schauer durchrieſelte ſeinen Körper, als er durch die Vorhänge die Umriſſe einer menſchlichen Geſtalt wahrnahm, die ſich ſeinem Bette näherte. Sie ſtreckte den Arm aus und zog den Vorhang des Bettes zurück, und vor ihm ſtand jener Mann, der ihm einſt im Gebirge von Lorn Gaſtfreundſchaft erzeigt hatte. Aber ſeine Züge waren erſtarrt und todtenbleich, und aus einer tiefen Wunde in der Bruſt floſſen Ströme Blutes herab. Seine Lippen bewegten ſich nicht, und doch ſprachen ſie langſam in dumpfem Grabestone: „Inverawe! Blut fordert Blut! Schütze den Mörder nicht!"

Langſam ſank der Vorhang zurück, die Geſtalt ſchwand und das Licht ſtarb hinweg, ehe Inverawe ſeine Beſinnung völlig wieder gewinnen konnte. Er rieb ſich die Augen, richtete ſich im Bett auf und zog die Vorhänge zurück — tiefe Nacht umgab ihn, und er dachte, es ſey ein Traum geweſen. Doch die Ruhe der Nacht war dahin. Kein Schlaf kam in ſeine Augen, und als ſeine Gattin am Morgen erwachte, fand ſie ihn in fieberhafter Aufregung. Beſorgt fragte ſie ihn, was ihm fehle, und er gab ſein Unwohlſeyn dem bis in die ſpäte Nacht verlängerten Gelage zu, verließ ſein Bett und ſuchte in den Geſchäften des Tages die peinigenden Gedanken zu vergeſſen.

So lange es Tag war, gelang es ihm wirklich, aber der herannahende Abend führte alle Beſorgniſſe und Beängſtigungen wieder herbei. Er mußte den Mann in der Höhle wieder aufſuchen, den er jetzt als einen ſchändlichen Mörder betrachten mußte, wenn er die Erſcheinung als wahr annahm, woran er doch ſo gern gezweifelt hätte.

Digitized by Google

Seine Gattin, die ihn mit Theilnahme und ängſtlicher Sorge beobachtete, ermahnte ihn, zeitig die Ruhe zu ſuchen, doch er ſchützte vor, Fallen für Ottern am Fluſſe legen zu müſſen, verſprach bald wieder zu kommen, und als ſie ihn verlaſſen, packte er wieder einige Lebensmittel zuſammen, und verließ mit ihnen, über welche er ſeine Fallen gelegt, das Schloß.

Gewiſſenhaft in der Erfüllung ſeines Wortes, ging er zuerſt nach dem Fluß, ſeine Fallen zu ſtellen, und als es dunkler geworden war, eilte er den Ben Cruachan hinan. Als er in die Nähe der Höhle kam, ward er in etwas beunruhigt über den Schein eines Lichtes, das ihm entgegenleuchtete. Vorſichtig ging er weiter, und wie er eintrat, ſah er den Fremden in dem fernſten Winkel auf der Streu ſitzen, in ſeinem Geſicht alle Zeichen der Angſt und höchſten Schreckens, während ſeine Augen unſtät umherſchweiften. Anfangs glaubte Inverawe, es ſey ihm etwas zugeſtoßen, doch bei dem Geräuſch ſeines Eintrittes ſprang er auf und eilte ſeinem Beſchützer entgegen.

„O, Inverawe,“ rief er, „wie gut, daß Ihr kommt! Wie lang dehnte ſich die Zeit, ſeit Ihr mich verlaſſen.“

„Doch konnte ich nicht früher kommen,“ anwortete Inverawe, dem die ſchuldbewußte Miene ſeines Schützlings unangenehm auffiel. „Ihr ſcheint erſchöpft. Ihr ſolltet ein wenig Wein trinken.“

„Ach ja, ja — gebt mir Wein — viel Wein!“ rief der Fremde, nahm haſtig den Becher aus Inverawe's Hand und verſchlang gierig ſeinen Inhalt. „O wie habe ich die Zeit zugebracht.“

„Der Ort iſt ſicher, Ihr habt keine Urſache zu Furcht, wenn ihr nur vorſichtig ſeyd. Aber warum laßt ihr die Lampe brennen? Wie leicht kann ein Schäfer oder Jäger dadurch Euch entdecken, und ihr wäret verloren ohne Rettung.“

„Ich konnte nicht im Dunkeln bleiben,“ entgegnete der Mann mit einem kalten Schauer. „Es war zu entſetzlich. Fürchterliche Geſtalten umgaben mich fortwährend! fürchterliche, entſetzliche Geſtalten! — Selbſt wenn ich die Augen ſchloß, wichen ſie nicht! O ſolch eine Nacht, wie die letzte!“

Inverawe leerte ſeinen Korb aus, und ihm nochmals Vorſicht empfehlend, meinte er, es wäre wohl beſſer, wenn er die Lampe wegnähme; dazu wollte ſich aber der Fremde nicht verſtehen, und deutlich ließ ihm Inverawe merken, welchen Verdacht er gegen ihn habe.

Zu Hauſe angekommen, fand er ſeine Gattin noch wach, und erſchöpft von den Anſtrengungen des Tages, ſank er bald in tiefen Schlaf. Nach einigen Stunden aber, wie er glaubte, weckte ihn wieder dieſelbe Erſcheinung, die er in vergangener Nacht gehabt hatte. Um ſich zu überzeugen, daß er wach ſey, blickte er nach ſeiner Gattin, ſie ſchlief ruhig und feſt, wie er bei dem Schein des Lichtes deutlich ſehen konnte. Die Vorhänge wurden zurückgezogen, wieder ſtand der Mann von Lorn vor ihm, mit ſeinem erſtarrten Antlitz und den Strömen Blutes, die aus ſeiner Bruſt floßen, und mit dumpfer Stimme ſprach er: „Inverawe, mein erſter Verſuch iſt fruchtlos geweſen. Noch einmal ſage ich, Blut fordert Blut. Schütze den Mörder nicht länger! Zwinge mich nicht, zum drittenmal zu kommen, wo jede Warnung umſonſt iſt.“

Inverawe wollte fragen, ſeine Zunge verſagte ihm den Dienſt; er wollte aus dem Bett ſpringen und den Vorhang zurückſchlagen, als das Licht ſchwächer ward, er vermochte es nicht. Erſt als völlige Dunkelheit ihn wieder umgab, fühlte er ſeine Lebensgeiſter zurückkehren. Wohl durchſuchte er jetzt das Gemach, nicht ohne Furcht, den kalten, blutigen Leichnam vielleicht zu berühren, aber es war vergebens, und er kehrte ins Bett zurück, ein Raub der quälendſten Gedanken.

Als am andern Morgen ſeine Gattin ſein zerſtörtes Ausſehen bemerkte, drang ſie ſo lange in ihn, bis er ihr den Vorfall erzählte. Sie ſuchte ihn auf alle Weiſe zu überreden, den Verbrecher ſogleich der Gerechtigkeit zu übergeben, doch er hielt an ſeinem geleiſteten Eid feſt, den er, ohne ſich zu entehren, nicht brechen könne. Sie ſchwieg bei ſeinen Gründen, doch ihre Beſorgniß ſtieg, wie der Abend herankam, und Inverawe ſich rüſtete, die Höhle wieder zu beſuchen. Während des Tages hatte ſich das Gerücht verbreitet, man ſei einem Mörder auf der Spur, der in dieſer Gegend ſeine Zuflucht gefunden hätte, und faſt wünſchte Inverawe, man möchte ihn finden und ihn von ſeiner Sorge befreien.

Mit einbrechender Dunkelheit füllte er ſeinen Korb und ſchlich ſich vorſichtig wieder zur Höhle. Er fand den Mann noch aufgeregter als zuvor, wie im Wahnſinn raſte er, als er wieder davon ſprach, ihm die Lampe wegzunehmen, ſie wäre ſein einziger Schutz gegen die furchtbaren Geſichter, die er im Dunkeln ſähe, und das grauenvolle Geſpenſt, das ſich nun auch nicht mehr durch das Licht bannen laſſen wolle — und mit Entſetzen eilte Inverawe nach Hauſe zurück. Er war angenehm überraſcht, als er ſeine Gattin allein am Kaminfeuer ſitzend fand, die von tauſend ängſtlichen Gedanken gequält, ſeiner harrte.

(Fortſetzung folgt.)

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Alcazar zu Segovia.

Digitized by Google

Karlsruher Unterhaltungsblatt.

Nro. 34. Vierzehnter Jahrgang. 1841.

Der Alcazar, in Segovia.

(Mit einer Abbildung.)

Tab. XXXIV.

Unter allen Denkmälern der Vorzeit, welche Spanien aufzuweisen hat, fesseln die maurischen am meisten die Aufmerksamkeit der Reisenden. Bei ihrem Anblick tritt uns das Bild eines Volkes vor die Seele, das in seiner weltgeschichtlichen Bedeutsamkeit einen ehrenvollen Platz neben den Römern und Griechen einnimmt. Die Araber waren es, bei denen sich zur Zeit des Mittelalters die Blüthe der Cultur erhielt, welche Künste und Wissenschaften pflegten, während die übrigen Völker unseres Welttheils in der tiefsten Nacht der Barbarei versunken lagen. Sie waren es, vor deren Waffen einst das christliche Europa erzitterte und welche auf dem Boden, auf dem sie ihre Reiche gründeten, Denkmäler hinterließen, welche noch bis auf den heutigen Tag von ihrer Größe, ihrem Heldenruhme und ihrem Kunstsinne zeugen. Wer tritt wohl hinein in die Hallen der Alhambra, in Grenada,*) oder in die Moschee von Cordova, ohne sich von einem heiligen Schauer durchbebt zu fühlen, wer bewundert nicht in diesen unsterblichen Werken der Baukunst den Geist eines großen und edeln Volkes! —

Zu den früher mitgetheilten Ansichten maurischer Denkmäler in Spanien, gewährt unsere heutige Abbildung eine, in ihrer Art eben so interessante Zugabe. Es ist der Alcazar in Segovia, jenes berühmte Schloß, welches eine Zeitlang die Residenz der maurischen, später der kastilischen Könige war. Es steht auf dem Abhange eines ungeheuern Felsens, der wie das Vordertheil eines mächtigen Schiffes vorspringt und ist ganz von weißem Stein erbaut, ein tiefer, trockener Graben, über den eine steinerne Brücke führt, trennt es von der Stadt. Die Vorderseite, ungefähr 50 Fuß lang, ist mit einer Menge kleiner Thürmchen besetzt und an jedem Flügel erheben sich zwei zugespitzte runde Thürme. Längs der steilen Abhänge des Felsens ziehen sich starke, mit Thürmchen und Zinnen versehene Mauern in mannigfaltigen Wendungen bis zu dem Flüßchen Ereśma herab, das an der Stadt Segovia vorbeifließt. In der Mitte erhebt sich ein viereckiger, von Ziegeln erbauter Thurm, welcher mit schmalen, runden Thürmchen und vorstehenden zugespitzten Fenstern umgeben ist. Längs der Vorderseite des ersten Gebäudes läuft ein offener Gang unter dem Karnies hin. Das Ganze ist mit Ausnahme des mittlern Thurmes mit Blei gedeckt. Höfe, Treppen und Gemächer weichen in ihrer Form und Einrichtung von einander ab, je nachdem sie einem frühern oder spätern Zeitalter angehören. Eins der merkwürdigsten Gemächer des Schlosses ist der sogenannte Königssaal (la sala de los Reyes.) Er ist viereckig und sehr groß. Das Tafelwerk ist mit Sculpturen im reinsten gothischen Geschmack verziert und mit einem Gesimse gekrönt, das eine Reihe hölzerner Statüen der Könige von Oviedo, Leon und Kastilien trägt, welche mit den lebhaftesten Farben und mit Gold im schönsten Kostüm ihrer Zeit dargestellt sind. Unter ihnen erblickt man den berühmten Cid. Wahrscheinlich sind alle diese Bildnisse sprechend getroffen, da die künstlerische Einbildungskraft vermuthlich schönere Köpf hervorgebracht hätte. Von den Fenstern des Schlosses aus, genießt man eine herrliche Aussicht, eben dieselbe, welche

*) Siehe die frühern Jahrgänge unseres Blattes.

Digitized by Google

uns der franzöſiſche Dichter **Lo Sage** in ſeinem berühmten **Gil Blas** anpreißt. „Du ſiehſt, läßt er doct den **Don Andrea de Tordesillas** zu ſeinem Helden ſagen, du ſiehſt von deinem Fenſter aus die blühenden Ufer der Ereſma und das höſliche Thal, das ſich von dem Fuß der Berge, die beide Kaſtilien ſcheiden, bis Coca hinzieht. Anfangs zwar wirſt du für eine ſo ſchöne Ausſicht wenig Sinn haben; iſt aber erſt dein heftiger Kummer durch die Zeit in ſanfte Schwermuth verwandelt worden, ſo wirſt du mit Vergnügen deine Augen über ſo ſchöne Gegenſtände hinfliegen laſſen.“ **Gil Blas** hatte freilich eine andere Meinung von dieſer Landſchaft; allein der Fehler lag an ihm. Er ſah hin, ehe er jene ſanfte Schwermuth erlangt hatte, die uns die Dinge in einem ſo eigenthümlichen Lichte zeigt. „Ich begann,“ erzählte er, „das Fenſter zu öffnen, um etwas friſche Luft einzulaſſen, und betrachtete die Landſchaft, von der mir eine ſo ſchmeichelhafte Beſchreibung gemacht worden war, aber ich fand nichts, was dieſelbe beſtätigte. Die Ereſma, von welcher ich glaubte, ſie habe mindeſtens die Breite des Tajo, war ein kleiner Bach; ihre blumigen Ufer bedeckten nur Diſteln und Neſſeln, und das herrliche Thal war nichts als eine langweilige Fläche.“ Indeſſen hatte **Gil** doch Unrecht, er konnte freilich nicht mehr ſehen, als das Fenſter ſeiner Haft geſtattete; denn die Ereſma iſt ein hübſcher Strom und der ganze Rand, am Hügel erſcheint prächtig, der Abhang waldig und die Ufer-Landſchaft hat ſchöne Wieſen, während der Hintergrund aus den ſchneebedeckten Bergen und den dunkeln Wäldern von **San Ildefonso** beſteht. Vor dem großen äuſſern Thurme nach der Stadt zu, iſt ein geräumiger Hof, von **Lo Sage** beſchrieben, der aus dem Alcazar ein klaſſiſches Gebäude für ganz Europa gemacht hat. Der übrige Theil des Gebäudes bildet einen alten Palaſt nur von Staatsgefangenen bewohnt, wenigſtens ſeit **Ferdinand** und **Iſabella**, die noch manche Monate hier reſidirten. Es ſind dort noch prächtige Hallen in halb barbariſchem Geſchmacke, durch viele Vergoldungen ausgeziert.

Als Spanien noch eine Seemacht und Kriege mit den afrikaniſchen Staaten hatte, diente ein Hof dieſes alten Schloſſes zu einem Gefängniſſe algieriſcher Schiffskapitaine, deren Mannſchaft zu harter Arbeit in dem Arſenal von Carthagena angehalten wurde. Ein älterer Reiſender ſpricht von dieſen Leuten auf folgende Weiſe: „Dieſe Türken haben ein ſtattliches Anſehen, ſie werden gut behandelt und ſind ſich ſelbſt überlaſſen. Sie verbringen ihre Zeit mit Rauchen, Plaudern, Schach ſpielen, oder ſie geben eine lange Gallerie auf und ab; es fehlt ihnen nichts als Freiheit und ihre Heimath. Als einer unſerer Bedienter ihnen in der **lingua franca** berichtete, daß die ſpaniſche Flotte vor Algier geſchlagen ſey, erhoben ſie ihre Hände zum Himmel und es ſchienen in dieſem glücklichen Augenblick ihre Leiden ihnen durch die Freude über den Sieg ihrer Landsleute aufgewogen zu ſeyn.“

Man zeigt im Alcazar auch das Zimmer, in welchem **Alphons der Weiſe** von Kaſtilien ſeine aſtronomiſchen Beobachtungen anſtellte, und das Kabinet, worin er die aſtronomiſchen Tafeln verfertigte und in welches der Blitz um ihn her eingeſchlagen haben ſoll.

Die Zeit der Erbauung dieſes Schloſſes fällt in das achte Jahrhundert.

Die Erſcheinung.

(Fortſetzung und Beſchluß von Seite 134.)

Beim Eintritt in das Schlafzimmer hatte er die Vorſicht, die Thüre zu verriegeln, und legte ſich dann mit ſeiner Gattin nieder, die letztere mit dem feſten Vorſatz, wach zu bleiben, um zu beobachten, welche Erſcheinung kommen würde, und, im Fall es nur ein Traum wäre, im Stande zu ſein, Inverawe zu enttäuſchen. Doch ungeachtet aller ihrer Anſtrengungen fiel ſie ſchnell in einen unerklärlich tiefen Schlaf, und auch Inverawe entſchlummerte. Aber auch in dieſer Nacht wurde er erweckt. Anfangs gedachte er ſeine Gattin zu wecken, doch zog er vor, ihr den Schrecken zu erſparen. Wieder erſchien die entſetzliche Geſtalt in dem blendenden Lichtſtrahl, nur war der Ausdruck ihrer Geſichtszüge düſterer und ſtrenger als das erſtemal, und wieder hörte er von den bewegungsloſen Lippen die Worte: „Inverawe! — Meine Warnung iſt vergeblich geweſen. Die Zeit iſt vorbei! Doch Blut fordert Blut. — Das Blut des Mörders hätte geopfert werden können — jetzt muß dein Blut für das ſeinige fließen! — Wir treffen uns wieder bei Ticonderega!“ —

Die Wirkung der Erſcheinung und beſonders dieſer Worte auf Inverawe war fürchterlich. Er gedachte auf ſeinem ſchlafloſen Lager des Donnerſchlags bei jenem Toaſt, er gedachte ſeines Sohnes, der in fernen Ländern weilte und die Beſorgniß, daß er als Opfer für ihn fallen würde, ergriff ihn ſo quälend, daß, als ſeine Gattin mit dem erſten Strahl des Morgens aus ihrem Schlaf erwachte und ſie ſein erſchöpftes, kummervolles Antlitz ſah, es ihr leicht ward, die Begebenheit der letzten Nacht von ihm herauszulocken, die er gern vor ihr geheim gehalten hätte. Von neuem drang ſie in ihn, den Fremdling den Gerichten auszuliefern, doch ſein Ehrgefühl gab das nicht zu, und alles, was ſie von ihm erlangen konnte, war, daß er ihn nöthigen wolle, einen andern Zufluchtsort zu ſuchen.

Digitized by Google

Das helle Licht der Sonne, die Thätigkeit und Geschäftigkeit des Tages ist ein treffliches Heilmittel gegen alle Phantome nahenden Unglücks, welche die schweigende Nacht wohl in uns erwecken kann. Auch Inverawe und seine Gattin fühlten sich leichter, als sie vielleicht für möglich gehalten hatten, und selbst der Name des Orts, wo sein Schicksal sich entscheiden sollte, gab Inverawe Mittel an die Hand, sich zu überreden, das Ganze sey doch nur ein Gebilde seiner eigenen Phantasie. Aber die dunkler werdenden Schatten des Abends führten alle Schrecken der vergangenen drei Nächte wieder herbei. Doch bereitete er sich zum letzten Gange nach der Höhle vor. Ein Korb ward mit Lebensmitteln gefüllt, und auf dem gewohnten Umwege begab er sich zu seinem Schützling, unterwegs seine Gedanken ordnend, wie er ihm die Nothwendigkeit vorstellen könne, seinen jetzigen Zufluchtsort zu verlassen.

Als er der Höhle nahte, sah er kein Licht leuchten, und als er ihn mit Vorsicht rief, antwortete ihm nur der Wiederhall seiner eigenen Stimme. Er rief noch einmal und lauter — keine Antwort. Ein kalter Schauder erfaßte ihn. Er gedachte der letzten Worte der Erscheinung. Doch sich ermuthigend ündete er ein Licht an und kroch in die Höhle; ein kurzer Ueberblick des Innern überzeugte ihn, daß der Fremde gegangen sey. Noch einmal ließ er laut und kräftig seine Stimme erschallen — er war fort, den er rief. Und wenn er sich auch zum Theil erleichtert fühlte, daß er seines Wortes ohne sein Zuthun entboben sey, ergriff ihn doch ein geheimes Bangen, wenn er der Worte der Erscheinung gedachte: „Dein Blut muß jetzt fließen.“

Die nun folgende Nacht schlief er zwar wenig, doch die Erscheinung fürtan ihn fortan nicht mehr. Die Zeit ging hin, der Schrecken des Erlebten erblich, je mehr es in die Vergangenheit zurücktrat. Sein Sohn war in Fülle der Gesundheit wiedergekehrt, und sie gedachten fast nicht mehr dessen, was einst so vermalmend in ihr Leben eingetreten war.

Eines Abends saß Inverawe mit seiner Gattin, seinem Sohn und jenem jungen Verwandten, George Campbell, im traulichen Gespräch, als ein Packet Briefe gebracht wurde. Er öffnete sie hastig, und rief, als er den ersten Brief gelesen: „Ha, die schwarze Wache wieder! Hier gibt es Neuigkeiten!“ Sein Freund Grant schrieb ihm, daß er zum Obristlieutenant, Inverawe zum Major und sein Verwandter George Campbell zum Fähndrich bei dem neu errichteten schottischen Regiment ernannt sey, und daß man mit jedem Augenblick einem Befehl entgegen sehe, die Truppen nach Amerika einzuschiffen, wo der Krieg mit den Franzosen bedeutendere Streitkräfte erfordere. Die beiden zum Dienst Berufenen waren doch erfreut über die Nachrichten, nur Inverawe's Sohn, Donald; konnte seinen Unmuth nicht unterdrücken, bei dieser Gelegenheit übergangen zu seyn. Wohl gab er sich scheinbar zufrieden, als seine Eltern ihm vorstellten, daß er als Stütze seiner Mutter zu Hause nothwendiger sey, als im Felde, und in den eifrigen Vorbereitungen zur schleunigen Abreise übersah man ganz die Niedergeschlagenheit des jungen Mannes.

Inverawe ging mit seinem jungen Vetter zum Heere ab und wurde mit Herzlichkeit von seinem alten Freunde empfangen, der ihn erzählte, wie er seine Anstellung als Obrist der freien Wahl seiner Landsleute verdanke. Inzwischen war der Befehl zum Aufbruch des Regiments angekommen, und George Campbell war am Abend vor ihrer Einschiffung eifrig mit den letzten Vorbereitungen beschäftigt, als Jemand an seine Thüre klopfte, und auf seinen Ruf: „herein!“ stand sein junger Vetter Donald vor ihm. Verwundert und erfreut, den weit entfernt Geglaubten so plötzlich vor sich zu sehen, ließ er sich leicht das feierliche Versprechen abnehmen, seinen Jugendfreund in einer höchst wichtigen Angelegenheit zu unterstützen, hatte es aber gern wieder zurückgenommen, als er hörte, daß diese in nichts Geringerem bestehe, als ihn ohne seines Vaters Wissen mit nach Amerika zu nehmen, wo er als Volontär dienen wolle. Doch mußte er sich fügen, und da er zu einem andern Schiff als der alte Inverawe gehörte, war der Wunsch sehr leicht zu erfüllen, indem er ihn für einen seiner Diener ausgab, wie denn viele Hochländer ihre eigenen Diener mit sich führten.

Die Ueberfahrt war glücklich und schnell; das Regiment landete in New-York in Kraft und Gesundheit, und machte sich nach kurzer Rast nach Albany auf den Weg. Die Indianer glaubten in der Kleidung der Hochländer Aehnlichkeit mit der ihrigen zu finden, und boten sie für ihres Stammes. Daher stellte sich bald ein sehr freundliches Verhältniß her, das nur zuweilen durch die Rohheit einzelner Europäer getrübt wurde.

Der junge Inverawe schützte einen jungen Indianer vor einer solchen böhnenden Beleidigung, und es entspann sich zwischen diesen beiden jungen Leuten eine Freundschaft, die mit ihrer längern Bekanntschaft nur inniger und fester wurde. Später hatte der Indianer der sich „Adlers Auge“ nannte, Gelegenheit, den Vater seines jungen Freundes von einer drohenden Gefahr zu retten, indem sein scharfer Blick im Gebüsche, wohin er einige englische Offiziere zur Jagd begleitet hatte, einen feindlichen Indianer gewahr ward, und nur dadurch den Major vor dem Pfeile desselben rettete, daß er ihn zu Boden warf, wobei er selbst leicht an der Schulter verwundet wurde, aber auch mit seiner sicher treffenden Kugel den Gegner erlegte. Der alte Inverawe verlangte zu wissen, wie er ihn belohnen könne, und nahm den Indianer, auf seine Bitte, an Sohnes Statt an, bei welcher Gelegenheit er auch die Gegenwart seines Sohnes im Lager erfuhr, und die Ueberraschung und Freude, die er über dieses unerwartete Zusammentreffen empfand, ließ ihn ganz vergessen, daß er seines Sohnes Ungehorsam zutadeln hätte.

Die englische Armee, welche im Jahre 1757 ziemlich unthätig gewesen war, bekam in ihrem neuen General Abercromby, der Lord London folgte, einen thätigen Führer. Die Operationen begannen mit dem Anfange des Jahres 1758 mit erneuter Kraft, und auch das schottische Regiment erhielt Befehl, sich der Operationslinie anzuschließen.

Es war einige Tage vor diesem Ereigniß, als Oberst Grant mit dem Major Campbell im freundlichen Gespräche des Abends bei einander saßen. Der Zufall brachte das Gespräch auf Geistererscheinungen, die der Oberst geradezu als unmöglich verwarf. Die Erinnerung an jene merkwür-

Digitized by Google

digen drei Tage seines Lebens traten mit einer Lebendigkeit vor Inverawe, daß er erbleichte, und, von dem spottenden Tone seines Freundes verletzt, und gedrängt von seiner freundlichen Zusprache, die bald an die Stelle des Spottes trat, ihm jene Erscheinungen erzählte, und auch die Prophezeihung nicht verbarg die ihm geworden.

Am andern Tage wurden die höhern Offiziere des Heeres zu einem Kriegsrathe ins Zelt des Oberbefehlshabers gerufen. Die Berathung dauerte lange, und als endlich Oberst Grant zu seinem Regiment zurückkehrte, eröffnete er ihnen, daß sie bestimmt seien, das Fort Defiance zu stürmen. Inverawe und mit ihm alle übrigen Officiere des Regiments waren doch erfreut über diese Nachricht, und ihre Fröhlichkeit nahm bei dem folgenden Banquet, das der Oberst ihnen gab, immer mehr zu, während der Oberst, von eigenthümlichem Trübsinn davon zurückgehalten, zeitig aus der Gesellschaft der Fröhlichen sich begab; am aufgeregtesten waren die Inverawes, Vater und Sohn.

Am andern Morgen brach das Regiment auf, und ohne vom Feinde bemerkt zu werden, schiffte er über den See George und landete in geringer Entfernung vom Fort. Seltsam wurde der Major und sein Sohn während der Ueberfahrt von der täuschenden Aehnlichkeit der Gegend mit ihrer Heimath ergriffen. Schweigend und in Erinnerung verloren, betrachteten sie die Gegend umher; doch schwanden diese Gefühle bald in der Erfüllung ihrer Dienstpflichten, und als am nächsten Morgen ein erster Angriff auf die Außenwerke der Festung gemacht wurde, zeichneten sich beide durch ihren Muth und die Ausdauer aus, mit der sie den Feind bekämpften, der nach hartnäckigem Kampfe in die innern Verschanzungen zurückgedrängt wurde.

Die zur Recognoscirung der Werke ausgeschickten Officiere und mehrere Spione hatten von den Werken als von noch unvollendeten gesprochen. Es zeigte sich anders. Ein furchtbarer, ununterbrochener Kugelregen empfing die Stürmenden, und mähte die anrückenden Engländer colonnenweise nieder, noch ehe sie mit dem Feinde hatten handgemein werden können. Das schottische Regiment war zur Reserve aufgestellt; da es im ersten Treffen activ gewesen war. Aber wie es die Verheerungen des feindlichen Geschützes unter seinen Kampfgenossen sah, verlangte es stürmisch vorgeführt zu werden, um Theil an dem heißen Tage zu nehmen, und trotz der Bitten und Befehle des Obristen rückte es vor und drang wüthend gegen die Wälle an. Aber auch ihre Bemühungen waren fruchtlos, und nach einem großen Verlust ließ der General Abercromby zum Rückzug blasen.

Mit Mühe sammelte der Obrist vom Regiment der Hochländer einige kleine Trümmer. Er vermißte den Major und seinen Sohn, und da die Franzosen das Feuer eingestellt hatten, durchsuchte er mit trübem Vorgefühl das mit Leichen und Verwundeten dicht übersäete Schlachtfeld. Er sah viele ihm bekannte und innig befreundete Gesichter, die entweder schon erkaltet lagen oder den letzten Todeskampf kämpften. Endlich bemerkte er einen Indianer unter einem Eichbaum sitzend, bewegungslos und ernst blickten seine Augen nieder auf das Antlitz eines jungen Mannes, der kalt und starr vor ihm ausgestreckt lag — es war der junge Donald und sein Freund „Adlers Auge." Wenige Schritte davon lag ein Officier, schwer verwundet, sein Rücken zum Theil unterstützt von dem Körper seines Pferdes, das unter ihm getödtet worden war. Mit Schmerz erkannte der Oberst in ihm seinen Freund, Major Campbell von Inverawe. Seine Augen starrten mit einem Ausdruck des Schreckens in die Luft. Adlers Auge legte den Leichnam Donalds neben seinen Vater, der, als er die Züge seines Sohnes erkannte, seinen Blick auf ihn hin wandte. „Mein Sohn!" sagte er leise und schwer. „Es ist, wie ich dachte! — Er ist dahin! — Doch ich werde bald bei dir seyn, Knabe! — Gott helfe und friste deine Mutter!"

Wohl wollte ihm Grant Muth einsprechen, doch er winkte schwach mit der Hand. „Meine Stunde ist gekommen. — Vergeblich wollte deine Freundschaft mir die Wahrheit verbergen. Ich habe ihn gesehen — fürchterlich gesehen! — Und das ist Ticonderoga!"

„Verzeih mir, Inverawe," sagte der Oberst, „meinen Betrug, er war wohl gemeint. Freilich ist es Ticonderoga — doch ermanne dich — was du fabst war nur ein Gebilde deiner Phantasie! — Inverawe! Barmherziger Himmel, er ist todt!"

Die Sclavenameisen.

Das Sonderbarste, was wir in der Naturgeschichte der Ameisen kennen, ist, daß gewisse Gattungen andere sich unterwerfen, und sie nöthigen, als Sclaven zum allgemeinen Besten zu arbeiten, wobei das Merkwürdige, daß die Ameisen, welche die andern zum Frohnen zwingen, hellbraun oder roth sind, diese aber schwarz. Die Zeit, in der die Ameisen ihre Sclaven einfangen, währt etwa zehn Wochen, wenn die Farren aufgewachsen sind. Sobald ein rother Haufen eine schwarze Kolonie entdeckt, werden Spione ausgeschickt, um die Stellung derselben genau zu erforschen. Ist Dies geschehen, so zieht der rothe Haufen auf den Zug aus mit einer Vorhut von zehn oder zwölf Stück, die aber immer wechselt, denn so wie sie dem Armeekorps ein wenig vorgerückt sind, halten sie still, und werden durch andere aus dem nachgerückten Haufen ersetzt. In weiten Umkreisen umzingeln die Angreifer die Kolonie der Schwarzen, doch so, daß diese sie nicht gewahren, bis sie so nahe, daß sie den Angriff beginnen können. Die Vorhut greift an, und wird nicht selten von den Wächtern der Schwarzen getödtet; augenblicklich hat sich aber in dem angegriffenen Haufen Allarm verbreitet, und zu Tausenden rücken die Schwarzen hervor, und werden sogleich heftig von den rothen Ameisen angegriffen. Von beiden Seiten wird aufs hartnäckigste gestritten, doch unterliegen gewöhnlich die Schwarzen, die sich dann in wilder Flucht in ihren Haufen zurückziehen. Die rothen Ameisen umstellen jetzt den Haufen, und wühlen denselben auf, um hineindringen zu können, und die Plünderung zu beginnen. Trotz der Vertheidigung der Schwarzen rauben ihnen die Rothen alle Larven, die sie im Munde fortragen, sich in derselben Ordnung zurückziehend, wie sie auf den Raub ausgezogen sind. Die Larven werden im Neste der Feinde wie ihre eigenen behandelt, und schicken sich, so wie sie ausgefallen sind, zu allen Arbeiten an; sie bessern das Nest aus, machen die Aus- und Eingänge, sammeln Nahrung, füttern die Larven, tragen sie an die Sonne, und thun überhaupt Alles, was die Kolonie ihrer Herren nur nöthig hat; — die schwarzen Ameisen sind vollkommen die Sclaven der rothen.

(Spectator.)

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'schen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Ein türkisches Frühlzimmer.

Digitized by Google

Karlsruher Unterhaltungsblatt.

Nr. 35. Vierzehnter Jahrgang. **1841.**

Ein türkiſches Kühlzimmer.

(Mit einer Abbildung.)

Tab. XXXV.

Die Türken ſind bekanntlich die raffinirteſten Genußmenſchen unter der Sonne. Alles, was den Sinnen ſchmeichelt, wird von ihnen mit beharrlicher Begierde geſucht und gepflegt. Ihren Leib auf weiche Polſter zu betten, zu füttern, zu ſchmücken, zu präſentiren und zur Schau zu tragen, iſt die einzige Bemühung des düſtern Kobolds, der die Stelle der Seele in ihnen einnimmt. Die ausgeſuchteſten Speiſen müſſen auf ihrer Tafel erſcheinen, die koſtbarſten Wohlgerüche in ihren Zimmern duften, die prachtvollſten Gewänder ihren Leib ſchmücken, die ſchönſten Frauen ſie bedienen, und wenn ihnen ihr Koran auch den Wein unterſagt, ſo trinken ſie doch den gewürzreichſten Kaffee oder erheitern ihren von Opium und Tabak abgeſtumpften Geiſt durch Kaffee, Scherbet und Punſch.

In keiner Art von Sinnengenüſſen ſollen ſie es aber den andern Nationen Europas ſo ſehr zuvorthun, als in ihren Bädern. Die Badezimmer der Reichen und Vornehmen in Conſtantinopel verwirklichen gleichſam die Märchen von „Tauſend und Eine Nacht,“ ſie ſind ſo glänzend und prachtvoll, ſo mit Marmor, Arabesken, Glasmalereien, Stickereien und köſtlichen Stoffen angefüllt, daß ein Europäer, der zum erſtenmal hineintritt, ſich in ein Feengemach verſetzt glaubt. Jedes türkiſche Bad, ſo klein es auch ſonſt ſein mag, beſteht aus drei Zimmern, der Vorhalle, in welcher die Badekleider liegen, dem Kühlzimmer, einem mit Polſtern und Kiſſen aller Art verſehenen mäßig geheizten Gemach, das dazu beſtimmt iſt, die Badenden eine Zeitlang aufzunehmen, ehe ſie in die reine, friſche Luft des äußern Zimmers treten, und dem Bade ſelbſt, wo die Atmoſphäre ſo mit ſchwefelichten Dämpfen überladen iſt, daß in den erſten Sekunden der Athem ſtockt und die Bruſt beengt wird.

Das kaiſerliche Bad im Sommer-Palaſte von Beglier-Bey iſt eins der ſchönſten und koſtbarſten in Conſtantinopel. Man gelangt in daſſelbe durch ein reich mit Vergoldungen geziertes Gitterthor und betritt zuerſt eine kleine Halle, mit einem ſchönen Baſſin von weißem Marmor, in welchem zwei marmorne Schwäne in klarem Waſſer zu ſchwimmen ſcheinen. Aus der reizenden Quelle, die im Baſſin ſprudelt, fließt das Waſſer durch Röhren in kleinere Baſſins, welche dazu beſtimmt ſind, die Badenden aufzunehmen. Das Licht dringt in das Gemach nur durch kleine Sterne von gemaltem Glas, die gleich Juwelen oben am Marmordache glänzen, und es bleibt darum immer in demſelben ein magiſches Helldunkel. Das Kühlzimmer, das unmittelbar an dieſes düſtre Gemach ſtößt, iſt mit reich geſtickten Seidenſtoffen behangen, und der große Spiegel, der die Mauer einnimmt, iſt mit einem Rahmen von Gold und Email eingefaßt und oben mit den Inſignien des Ottomaniſchen Reiches geſchmückt. Glänzender Atlaß mit bunten Webereien überzieht den Divan, und gleicht mit den auf demſelben umherliegenden Kiſſen von gleichem Stoffe einem einladenden Blumenbette. Das Bad beſteht in einer großen Halle von den angenehmſten architektoniſchen Verhältniſſen, die mit Marmor gepflaſtert und gedeckt iſt. Sie iſt, wie das Kühlzimmer, erleuchtet, mit herrlichen Springbrunnen geſchmückt und gibt bei jedem Fußtritt, der die tiefe traumhafte Stille in ihr unterbricht, ein langes nachhallendes Echo zurück.

Digitized by Google

Die Paschas und Beys haben alle in ihren Häusern ähnliche Einrichtungen, die sich nur nach der größern oder geringern Pracht unterscheiden. Hier bringen die schönen Türkinnen ganze Stunden lang zu, eingewickelt in lange golddurchwirkte Muslingewänder, während ihr schwarzes Haar aufgelöst auf ihre weißen Schultern niederwallt; mit Behagen athmen sie die schwefelartigen Dämpfe, schlürfen den von den köstlichsten Früchten und Gewürzen bereiteten Scherbet und versinken mit halbgebrochenen Augen in jene süße Schlafrigkeit, in welcher die Knoten der Gedanken sich lösen, und die Bilder der Außenwelt in gefälligem Wahn sich verwischen.

Einen von diesem ganz verschiedener Anblick bietet ein öffentlicher Hammam dar. Kein traumbastes Stillschweigen, keine ruhige Versunkenheit in sich selbst ist hier in der weiten Halle wahrzunehmen, wo Hunderte sich versammeln und wo die Echos der hochgewölbten Räume jeden Ton in zehnfachen Mißtönen vervielfältigen. Man trifft solche Bäder sehr häufig in Constantinopel, und ihre Eigenthümer erwerben sich gewöhnlich ein großes Vermögen, obgleich sie dem Staat eine beträchtliche Abgabe entrichten müssen. Sie sind von acht Uhr des Morgens bis zu Sonnenuntergang offen und werden abwechselnd einen Tag über den andern von Männern oder von Frauen besucht.

Das Bad ist das eigentliche Paradies der morgenländischen Frauen. Hier versammeln sie sich um jeden Gegenstand ihrer Neugierde oder ihres Vergnügens zu besprechen, sey es nun Politik — denn auch Türkinnen politisiren — oder Neuigkeiten oder Stadtscandale. Hier stiften sie Heirathen oder verhindern sie, hier ertheilen oder empfangen sie guten Rath, und alle häuslichen Angelegenheiten, Mißhelligkeiten und Beschwerden werden hier verhandelt. Das Liebste von Allem ist ihnen aber doch der Lärm, das Hin- und Herrennen und die Aufregung, die einen so großen Contrast mit der Einförmigkeit und Ruhe ihres Harems bildet.

Sobald der Badende aus der äußeren Halle in die innere tritt, so werden ihm ein Paar hölzerne Pantoffeln gereicht, welche mehrere Zoll hoch über den Fußboden ragen, der so heiß ist, daß man ihn unmöglich mit bloßen Füßen berühren kann. Diese Pantoffeln sind bei den Vornehmen ein Gegenstand des größten Luxus, da das Band, das sie am Fuße befestigt, öfters mit Juwelen eingelegt ist. Versehen mit ihnen begiebt sich nun der Badende in das Kühlzimmer, wo eine Anzahl kleiner Rinnen voll warmen Wassers den Fußboden in allen Richtungen durchkreuzen. Diese Kanäle vermehren zwar die Hitze, tragen aber sehr viel zur Verminderung des Dunstes bei, welcher jedesmal, wenn die Thüre geöffnet wird, aus dem Badezimmer dringt, einer geräumigen achteckigen Halle, mit acht Springbrunnen, die von kleinen Kabinettchen für solche umgeben sind, welche nicht in dem öffentlichen Zimmer baden wollen.

Die Beobachterin, der wir unsre Abbildung eines solchen öffentlichen Bades verdanken, beschreibt den Eindruck desselben folgendermaßen:

„In den ersten Augenblicken nach meinem Eintritt war ich sehr überrascht und betäubt. Die schweren, dichten, schwefelichten Dämpfe, welche den Platz füllten und mich beinahe erstickten, das wilde, gellende Geschrei der Sklavinnen, welche durch die hallenden Räume rannten, das schnatternde Gelächter und Flüstern ihrer Herrinnen, der Anblick von nahe an dreihundert Frauen, welche in feine Leinwand oder Muslintücher eingewickelt dasaßen und sich bedienen ließen, das geschäftige Hin- und Herrennen lieblicher Mädchen, welche sich einander Backwerk, Scherbet und Limonade zutrugen — dazwischen einzelne Gruppen spielender Kinder, die ganz gleichgültig gegen die dichte Atmosphäre zu seyn schienen, in der ich beinahe erstickte — und vor allen Dingen ein plötzlich losrauschender Chor von Singstimmen, welche eine der wildesten und gellendsten Melodien sangen — dieß Alles rief mir jene Saturnalien von Dämonen ins Gedächtniß, von denen die alten Sagen erzählen, und ließ mich in Zweifel, ob ich Wirklichkeit sähe oder Teufelsspuk.

In dieser Halle versammeln sich die Badenden um die Fontainen, aus welchen heißes oder kaltes Wasser springt. Jede Dame hat eine oder zwei Sklavinnen bei sich; ihre Haare werden gekämmt und mit Wasser benetzt, das man aus einem metallnen Gefäße darüber ausgießt; die Sklavinnen müssen ihnen die Arme mit den Händen reiben, über welche sie feine kamelgarnene Handschuhe angezogen haben. Darauf tauscht sie ihre Kleider gegen andere um und geht in das Kühlzimmer. Hier liegen nun die Badenden hingestreckt auf Matten oder Teppiche, stundenlang eingewickelt in weiße Tücher. Röthete nicht der heiße Dampf ihre Wangen und schwatzten sie nicht dabei unaufhörlich miteinander, so würde man sie für eine Anzahl von Leichnamen halten, die man für die Beerdigung vorbereitet hat.

Kommen sie endlich in die äußere Halle, dann legen sie sich auf Sopha's, wo dann die aufmerksamen Sklavinnen sie in warme Gewänder hüllen, Rosenöl und andere wohlriechende Essenzen auf ihre Haare gießen und diese dann in farbige gestickte Tücher hüllen; auch über das Gesicht und die Hände werden duftende Wasser gegossen und die erschöpfte Badende sinkt dann in einen süßen Schlummer unter einer Decke von Atlaß oder Eiderdaunen.

Die Mitte des Zimmers gleicht unterdessen einem

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Ochsenmenuet.

Markte, wo frische eingemachte Früchte, Scherbet und Buttermilch von alten Frauen feilgeboten werden, zwischen ihnen bieten ſchlanke Negerinnen mit grinſenden Geſichtern Erfriſchungen aller Art und geſtopfte Pfeifen dar; man flüſtert ſich zu, vertraut ſich Geheimniſſe an und empfängt Briefe; kurz die ganze Scene iſt ſo ſonderbar, neu und anziehend, daß kein Europäer einen Türkiſchen Hammam ohne Intereſſe und Vergnügen betreten wird.

Der Ochſenmenuet.

(Eine Scene aus Haydn's Leben.)

(Mit einer Compoſition von G. W. Faſch. Tab. XVIII.)

Im Jahre 1770 hatte ſich der Ruhm des großen Componiſten Joſeph Haydn über ganz Europa verbreitet. Er hatte Paris und London beſucht und war in beiden Städten bewundert und gefeiert worden. Dennoch war er froh, als er wieder nach Wien zurückkehrte, wo er bei ſeinem Abſchiede Thränen geweint hatte wie ein Kind. Das Haus, das er in Oeſtreichs Hauptſtadt bewohnte, war ein ſehr beſcheidenes und lag in der Vorſtadt; aber es war dennoch öfters geehrt und beſucht von allen großen Herren des Hofes, welche gern dafür angeſehen ſein wollten, als wären ſie Liebhaber, Kenner und Beſchützer der Muſik und ihrer Meiſter. Haydn war von armen Eltern geboren und ſelbſt in dürftigen Umſtänden; aber dennoch unterſtützte er, ſo viel er nur konnte, arme Künſtler, und hatte bei ſeinem Edelmuthe, ſeiner Tugend und kindlichen Einfachheit vollkommen glücklich ſein müſſen — wäre nur Eins nicht geweſen. Er hatte, als er noch jung und unerfahren war, eine Frau geheirathet, deren Perſönlichkeit einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Unglücklicherweiſe aber hatte ſichs hintendrein gezeigt, daß ihr Geiſt und Gemüth auf einer ſehr niedern Stufe ſtand, und ſchon dreißig Jahre lang hatte der große Tonkünſtler in Folge ſeines Mißgriffs viel häusliches Kreuz erdulden müſſen. Bei allem dem aber war er ein treuer Gatte und liebte ſeine Ehehälfte bis an ihr Ende mit aller Macht ſeiner erſten jugendlichen Neigung.

Bei ſeiner Rückkehr von London nach Wien fand Haydn ſeine Frau gerade wie er ſie verlaſſen hatte, mürriſch, eigenſinnig, herrſchſüchtig und zänkiſch. Alles, was der arme Künſtler zu thun vermochte, war, daß er ſich in ſein kleines Studierzimmer rettete und in dieſem Zufluchtsorte Troſt bei ſeiner geliebten Kunſt ſuchte.

Eines Nachmittags nun, als einmal wieder ein Sturm der gewöhnlichen Art über ſeinen häuslichen Horizont hingezogen war, flob Haydn in ſein Heiligthum und hatte ſeine Leiden bereits über ſeinem Klaviere vergeſſen, als ihm gemeldet wurde, daß ihn ein Mann in einer ſehr dringenden Angelegenheit zu ſprechen wünſche.

„Laßt ihn herein,“ ſprach Haydn.

„„Bitte um Verzeihung — werden gefälligſt entſchuldigen,““ ſagte im Hereintreten ein vierſchrötiger, wohlgenährter Rieſenkerl, der eine ſchwere Börſe in der Hand hielt und in der Tracht eines Viehhändlers oder Metzgers prangte. „Sie ſind ein berühmter Herr ſo zu ſagen“ fuhr er fort, „denn ſie ſind der größte Menuetſetzer in ganz Oeſtreich oder in der ganzen Welt, ſo zu ſagen, und da ich Morgen meine Tochter verheirathen will, ſo bin ich gekommen, ſie unterthänigſt zu bitten, mir einen Menuet auf die Hochzeit zu machen.“

„Mein lieber Freund, ſagte der Muſiker, ihr bringt mich durch eure Bitte in Verlegenheit. Ich haben nur wenig oder keine Menuets verfertigt, und die Paar Kleinigkeiten, die ich gemacht habe, ſind nicht, um darnach zu tanzen. Es ſind Sachen mehr für Künſtler geſchrieben und viel zu künſtlich, wißt ihr, und nicht luſtig genug.“

Deſto beſſer, entgegnete der dicke Viehhändler; ſo will ich ſie gerade haben. Denn ſehen ſie, mein Tochtermann, iſt ſix und fertig auf der Clarionette, und mein Kätherl ſpielt's Clavier; und ſo ſehens holter Herr Haydn, daß Ihre ſchöne Muſik nicht, ſo zu ſagen, wie Perlen vor die Schweine geworfen wird. Dann muß ich ihnen ſag'n, ich bin meines Gewerbes zwar nur ein Metzger, aber ich bin ſo ſtolz als wie der Kaiſer. Ich habe Ihre ſchöne Meſſe am Geburtstag unſeres lieben gnädigen Kaiſers Joſeph gehört, und da habe ich zu mir ſelbſt geſagt: „So machts kaner mehr, das iſt der Mann, der mir'n Menuet bei mein's Katherl's Hochzeit mach'n muß, oder ich will nicht Herrmann von Rorbau heißen!“

„Von Rorbau!“ rief Haydn; „was! ſeid ihr aus Ungarn!“

„„Das will ich glauben, antwortete der Beſucher, und was iſt denn mehr?““

„Da bin ich ja auch geboren,“ rief der ehrliche treuherzige Haydn; „ich bin zu Rorbau geboren und bin ſchon vierzig Jahre nicht mehr hingekommen! Kommt, lieber Freund, mein lieber, lieber Landsmann, kommt an mein Herz!“ Die Thränen rannen von der Wange des Künſtlers herab, und als er Herrmann umarmte, da war es ihm, als ob er ſeine Arme um alle ſchlinge, die er in ſeiner Kindheit geliebt, da er noch arm und niedrig im Chore der Dorfſchüler ſang, um ein Stück Brod für ſeine verwittwete Mutter zu gewinnen.

„Und ihr ſeyd von Rorbau!“ wiederholte Haydn, ganz ſelig von den Erinnerungen, die in ihm erwacht waren;

Digitized by Google

kommt, ſetzt euch nieder, ich bitte euch, und laßt uns ein wenig von unſerm Geburtsorte ſchwatzen — man kann die Heimath doch nicht vergeſſen, was einem auch Alles im Leben begegnen mag!"

Herrmanns Herz war eben ſo ſehr gerührt als das ſeines berühmten Landsmannes. Er ſetzte ſich nieder, obgleich erſt nach einigen Umſtänden, und ſprach mit dem Künſtler von Rorhau. Endlich kamen ſie wieder auf den Menuet, Haydn verſprach, ihn zu fertigen und Herrmann ging ganz glücklich von dannen.

Gefühlvoll wie ein Kind, fühlte Haydn über ſeine neue Bekanntſchaft eine ungewöhnliche Freude und ſchickte ſich mit liebevollem Herzen an, ſeinen Hochzeitsmenuet zu componiren. Aber wie erſtaunte er, als er ſich nach ſeinem Claviere, dem Vertrauten aller ſeiner Sorgen und Freuden wandte; da lag die ſchwere Börſe voll blanker Kaiſergulden, welche Herrmann beim Hereintreten ins Zimmer in ſeiner Hand gehalten hatte. Auf der Börſe hing ein Papier und darauf ſtanden die Worte geſchrieben „Herrmann, Metzger in der Stephansſtraße, dem größten Componiſten in Deutſchland."

Haydn war eben ſo überrascht als erfreut über das Zartgefühl, mit welchem dieſe Gabe gegeben werden war. Aber er rief ſogleich ſeinen Bedienten und befahl ihm, in einer Stunde ſich bereit zu halten, um mit der gewünſchten Muſik die Börſe wieder in das Haus des Fleiſchers zurückzutragen. Nun machte er ſich einſam und ſtill an die Compoſition des Menuets.

Oft hatte Haydn zuvor im Auftrage von Königen geſchrieben; aber ſelten hatte er ſich ſo begeiſtert gefühlt, als jetzt, da er ſeine muſikaliſchen Gedanken zur Hochzeitfeier der Fleiſchertochter zu Papier brachte. Die Melodie, die er erſann war munter und lebhaft und athmete ganz den Geiſt der ländlichen Einfachheit von ſeinem Geburtsort. Aber ehe das Stück noch ganz vollendet war, wurde die ſchöpferiſche Begeiſterung des Künſtlers durch den Eintritt ſeiner edelichen Hausfrau unterbrochen. Ihre Gegenwart zagte den Genius des guten Mannes ſchnurſtracks in die Flucht und rund um ihn, wo kurz vorher himmliſche Harmonien wogten, erſchallten ſchneidende Mißklänge.

„Iſt's wahr, was der Franzel ſagt? redete Frau Haydn ihren Mann mit allen Indicien eines ausbrechenden Sturmes an; iſt's wahr, daß du das Geld, das du ſo eben empfangen haſt, wieder zurückſenden willſt?"

„Meine Liebe, erwiederte Haydn ſanft, ſey nicht böſe darüber. Iſt denn ein elender kleiner Menuet eine Börſe voll Gulden werth? Es würde ein wahrer Raub ſeyn, wenn ich ſie nehmen wollte."

„Du biſt halter immer der alte Tropf! ſchrie Frau Haydn; haſt für keinen Pfifferling Verſtand, und deine ſchöne Freigebigkeit wird dich noch . . ."

„In den Tempel des Ruhmes bringen!" unterbrach Haydn die Zankende mit einem Lächeln.

„Ja in's Hoſpital — du Tropf, du erbärmlicher Schwachkopf!"

„Nun, meine Liebe, fuhr Haydn fort, komme nur her, ſprich nicht von dieſer Kleinigkeit, ſondern laß mich das Stück fertig machen. Ich habe es verſprochen und breche, wie du weißt, niemals mein Wort. Drum gieb dich zufrieden, meine liebe Eliſabeth."

Frau Haydn konnte, ſo zänkiſch ſie war, doch bisweilen der Sanftmuth ihres Mannes, deſſen zarte Geſundheit ihn ſo oft zum Gegenſtande des Mitleids machte, nicht widerſtehen. Aber bei dieſer Gelegenheit ſetzte ſie ihren Kopf auf; ſie ſtieß deßwegen die ihe zur Verſöhnung dargebotene Hand kalt und unfreundlich zurück und wiederholte ihre Forderung, daß er Hermanns Börſe behalten ſolle. Der Künſtler wollte nicht einwilligen und da ſie ſeinen Entſchluß in ſeiner unveränderlich ſanften Miene las, wurde Frau Haydn nur noch wüthender und ſchritt zu Maasregeln, durch die ſie wenigſtens ihres Mannes Beharrlichkeit zu beſtrafen dachte, wenn ſie in Bezug auf die Börſe das Schlachtfeld nicht behaupten konnte.

(Der Beſchluß folgt.)

Verſchiedenes.

Salmen-Fiſcherei in England und Schottland.

Die Salmen kommen gewöhnlich im April aus dem Meere in die Flüſſe, die größte Menge aber im Juni, Juli und Auguſt. Kurz nach Ankunft aus der See iſt dieſer köſtliche Fiſch am beſten, denn im ſüßen Waſſer friſt er verhältnißmäßig weniger und ſein Fleiſch verliert an Güte. Einige der an engliſchen und ſchottiſchen Flüſſen etablirten Salmenfiſcherein werfen ihren Eigenthümern eine jährliche Rente von 60000—84000, einige ſogar bis zu der Summe von 120000 bis 144000 rhein. Gulden ab. An der Mündung des Fluſſes Eden allein wurden im verfloſſenen Jahre im Laufe von 72 Tagen 182,000 Salmen gefangen.

Nirgends in der Welt vielleicht ſind Straßenräuber ſo honette und artige Leute, wie in Spanien. Hat der Räuber einen Fremden ausgeplündert, ſo ſtellt er ihm in aller Form ein Zeugniß darüber aus, und du darfſt ſicher ſein, auf deinem Wege nicht weiter beläſtigt zu werden.

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Ansicht von Innsbruck.

Karlsruher Unterhaltungsblatt.

36. Vierzehnter Jahrgang. 1841.

Innsbruck.

(Mit einer Abbildung.)

Tab. XXXVI.

Innsbruck, die Hauptstadt der gefürsteten Grafschaft Tyrol, zeichnet sich sowohl durch eine höchst reizende Lage, als auch durch wichtige historische Erinnerungen aus, die beim Anblick dieser Hauptstadt des getreuen Landes in uns rege werden. Sie liegt im Kreise Unterinnthal und Wippthal, am Einflusse des reißenden Stillbaches in den Inn, über welchen Fluß zwei 70 Fuß lange Brücken führen.

Der erste Anblick der vom hohen Gebirge auf drei Seiten eng begränzten Stadt ist wahrhaft großartig und zeigt sich besonders von Zierl her durch seine ausgedehnte Lage wegen seiner vielen Thürme und anstoßenden Dörfer größer, als er in der That ist. Am rechten Ufer des Innstromes erhebt sich der historisch merkwürdige Berg Isel, welcher im Jahre 1809 zweimal der Schauplatz des Heldenmuthes der getreuen Tyroler und ihrer Siege war, dann die in der vaterländischen Geschichte hochberühmte Burg Ambras. Am linken Ufer des Stromes erheben sich schroff ansteigende, fast 7000 Fuß hohe Felsenmassen, die oft in den heißesten Sommermonaten noch mit Schnee bedeckt sind.

Innsbruck theilt sich in die Alt- und Neustadt, welche letztere schöner gebaut ist, in der Mitte eine schöne, marmorne Säule und zwei Brunnen enthält und hauptsächlich in einer sehr breiten, jedoch nicht ganz geraden Straße besteht, die sich gegen Süden in ein schönes Thor, die Triumphpforte genannt, endigt, auf welchem die Brustbilder von Maria Theresia, Franz I. und Joseph II. und mehreren andern Gliedern der kaiserlichen Familie in Basrelief aus carrarischem Marmor angebracht sind. Mit Einschluß der Vorstadt Mariahilf zählt die Stadt 574 Gebäude mit ungefähr 12000 Einwohnern. Die Häuser sind größtentheils aus Stein, und zwar aus einer Art Breccia erbaut, gewöhnlich nach Art der ältern deutschen Städte, 4 bis 5 Stockwerke hoch, doch im Ganzen von gefälliger Bauart. Auf den größtentheils flachen, mit gemalten Schindeln oder Brettern gedeckten Dächern sieht man noch häufig die in Oberitalien, namentlich in Venedig, üblichen Altanen, Galerien und Geländer, wohin eine Treppe emporführt. Man nennt sie Feuerpumpe und benutzt sie zur Anbringung einiger Wasserbehälter zum Schutze gegen Feuersgefahr, auch zum Genuß der mildern Abende, der Aussicht und zum Trocknen der Wäsche, so daß Innsbruck oft an allgemeinen Waschtagen dem ununterrichteten Reisenden von ferne den Anblick einer segelnden Stadt gewährt. Der ansehnlichste Platz ist der Rennplatz in der Neustadt, ein angenehmer, mit Alleen und einer englischen Anlage besetzter Spaziergang mit der Statüe Leopolds V. zu Pferde. Auf diesem Platze ist ein Theil der landesfürstlichen Burg oder alten Residenz, ein großartiges Gebäude mit den sogenannten Kaiserzimmern, dem Riesensaale und der anstoßenden Kapelle, welche Maria Theresia an der Stelle erbauen ließ, wo ihr Gemahl Franz I. vom Schlage gerührt todt gefunden wurde. In diesem Schlosse haben nun die Regierungscollegien ihren Sitz. Der mit Statüen verzierte Schloßgarten, nahe am Pallaste, ist ebenfalls ein Spaziergang. Andere merkwürdige Gebäude sind die alte Burg, das Landhaus, das Kanzleigebäude, das große Rathhaus, das an der Straße nach Salzburg und Baiern

Digitized by Google

schön erbaute Pack- und Zollhaus, das Schauspielhaus und geräumige Redoutengebäude, vor welchem die Statüe Josephs II. auf einem erhabenen Fußgestelle aufgerichtet ist, das Universitätsgebäude und mehrere ansehnliche Privatgebäude. Auf einem Erker des Kanzleigebäudes oder der sogenannten Hofkammer steht das bekannte goldene Dach, eigentlich aus vergoldetem Kupfer, welches Friedrich mit der leeren Tasche für eine Summe von 30000 Gulden erbauen ließ.

Die sehenswertheste der 12 Kirchen ist die Franziskaner oder Hofkirche, welche von Kaiser Ferdinand I. in den Jahren 1553 bis 1563 aus Quadersteinen erbaut wurde und zwei merkwürdige Denkmäler enthält. Das erste wurde dem Andenken des Kaisers Maximilian I. errichtet: Man sitzt in Bronze nachgebildet auf einem, im Schiff der Kirche stehenden großen, oblongen Sarkophage von röthlichem Tyroler Marmor, auf welchem 24 in carrarischem Marmor von Collin und Mecheln mit großem Fleiß und Kunst gearbeitete Basreliefs das ganze öffentliche Leben Maximilians darstellen. Sie gleichen vollkommen den künstlichen Elfenbeinarbeiten, und schwerlich giebt es Marmorarbeiten, die sie in der Feinheit der Ausführung und zahlloser Menge der oft dreifach übereinander aufgetragenen, in Hautrelief übergehenden, ganz frei heraustretenden Gegenstände übertreffen. Um den Sarkophag stehen bronzene Statüen ausgezeichneter Männer und Frauen, meist aus dem habsburgischen Hause, und über demselben auf dem Architrav, der den Chor von der Kirche scheidet, in halber Mannsgröße bronzene Abbildungen heiliger Männer und Frauen.

Das zweite Denkmal ist das des Erzherzogs Ferdinand und seiner Gemahlin, der schönen Patrizierstochter Philippine Welser. Es ist in der Silberkapelle auf einer Emporkirche befindlich; auf dem Deckel des Sarkophags ist derselbe mit seiner Gemahlin in Tyroler Marmor abgebildet, und vier größere, ganz vortreffliche Basreliefs sind daran angebracht. Jetzt befindet sich in dieser Kirche, die man sonst auch Kirche zum heiligen Kreuz nennt, noch das Grab des 1810 in Mantua erschossenen Sandwirths Andreas Hofer.

Die Stadtpfarrkirche St. Jakob hat einen prächtigen Hochaltar und das Grabmal des Deutschmeisters Erzherzogs Maximilian.

Der Ursprung der Stadt Innsbruck liegt, wie der so vieler anderen deutschen Städte aus dem Mittelalter, fast ganz im Dunkeln. Am wahrscheinlichsten ist die Vermuthung, daß in der Nähe des uralten Klosters zu Wilten zuerst eine Brücke über den Innfluß gebaut wurde, und an derselben sich nach und nach ein Ort bildete, woraus denn auch der Name Innsbruck (Oenopons) erklärlich wird. Doch schon im 11. Jahrhundert tritt Innsbruck als ein, durch seinen Transithandel wohlhabender Flecken aus dem historischen Dunkel hervor. Otto I. Herzog von Meran (Meran war früher die Hauptstadt Tyrols) umfing um das Jahr 1230 zuerst Innsbruck mit Mauern, Gräben und Thürmen, begabte es mit besonderen Rechten und Freiheiten und erhob es auf diese Art nicht nur zu einer Stadt, sondern auch durch die Erbauung einer Burg zur landesfürstlichen Residenz. Gleich wohlthätig bewiesen sich auch Otto's Nachfolger Otto II. und Albrecht, Graf von Tyrol.

Im Jahr 1361 übergab die in der Geschichte vielbekannte Margaretha Maulbosch, welche nach dem Tod ihres Gemahles Ludwig Markgraf von Brandenburg Erbin und Alleinregentin von Tyrol geworden war, die Regierung an die Herzoge von Oestreich Rudolph, Albrecht und Oestreich. Seit dieser Zeit ist Tyrol Bestandtheil österreichischer Fürsten, unter deren Scepter sich Innsbruck immer mehr erhob und zu Ende des 15ten Jahrhunderts würdevoll in den Rang der deutschen Hauptstädte dadurch eintrat, daß die Monarchen Maximilian I., Karl V. und Ferdinand I. oft innerhalb seiner Mauern ihr kaiserliches Hoflager aufschlugen.

Indessen wurde die Stadt Innsbruck und ihre Umgegend auch von manchem Unglücke heimgesucht. Zu Ende des Jahres 1564 rissen verderbliche Seuchen ein, und im Januar 1572 wurden die Mauern durch ein fürchterliches Erdbeben erschüttert.

Besonders aber hatte die Stadt während des großen Kampfes gegen Frankreichs Uebermacht Vieles zu leiden. Den 13. Oktober 1805 riefen mitten in der Nacht die Töne der Sturmglocken und das Wirbeln der Trommeln die Bewohner Innsbrucks unter die Waffen. Der Landsturm wurde allenthalben aufgeboten; die kaiserlichen Truppen mußten sich zurückziehen und am 5. November rückte Ney mit einem französischen Corps in die Stadt ein, und im Jahr 1806 wurde Tyrol in Gemäßheit des Preßburger Friedens an Baiern übergeben. Nun aber entwickelten die Tyroler einen Enthusiasmus gegen ihr altes Herrscherhaus, welcher unvergänglich in den Jahrbüchern der Geschichte strahlt. Schon am 12. April griff das Landvolk um Innsbruck unter Anführung des biedern Sandswirths Andreas Hofer zu den Waffen, und drang in die offene Stadt, wo die baierische Besatzung die Waffen strecken mußte. Die kaiserlichen Truppen rückten bald darauf in Innsbruck ein. Zwar siegte die heranrückende baierische

Digitized by Google

Armee den 14. Mai bei Wörgl und beſetzte den 19. neuerdings die Hauptſtadt; aber ſchon den 29. griffen die Landſturmmaſſen, von öſterreichiſchen Hülfscolonnen unterſtützt, neuerdings die baieriſche Armee in der Gegend des Berges Iſel an und zwangen ſie, nach Innsbruck zurückzuweichen. Den 30. Mai zogen die Baiern in der Stille der Nacht ab, und marſchirten zur großer Armee nach Deutſchland. Verſtärkt kamen ſie den 30. Juli wieder nach Innsbruck zurück, drei Tager von 24,000 Mann umzingelten die Stadt. Das zweitemal war der Berg Iſel eine blutige Stätte des Kampfes; die Baiern wurden mit großem Verluſte zum Rückzuge genöthigt und räumten den 15. Auguſt Innsbruck völlig. Hofer zog nun ſiegreich in die Stadt und übernahm die Verwaltung und Vertheidigung des Landes, unter dem Titel eines Oberkommandanten von Tyrol. Allein bald drang die baieriſche Armee auf mehreren Punkten bis Unterinnthal's wieder in Tyrol ein; es erfolgte eine dritte blutige Schlacht auf dem Berge Iſel, in welcher die baieriſche Taktik über die braven Tyroler ſiegte. Hofer mußte flüchtig werden, und fiel bald darauf als ein Opfer des erbitterten Feindes. Seine Gebeine wurden von Mantua nach Innsbruck gebracht und in der Domkirche beigeſetzt, wo ihm ein prächtiges Monument errichtet wurde. Tyrol und Innsbruck blieben in feindlichem Beſitz, bis ſie 1814 wieder dem treugeliebten Herrſcherhauſe anheim fiel.

Als Hauptſtadt iſt Innsbruck der Sitz der Landesbehörden, nämlich des Guberniums und des Appellationsgerichtes für Tyrol und Vorarlsberg ꝛc. Von wiſſenſchaftlichen Bildungsanſtalten befinden ſich hier: die Univerſität, mit welcher eine Bibliothek, ein botaniſcher Garten und ein ſehenswerthes phyſikaliſches Kabinet verbunden ſind, das Gymnaſium mit ſchönen Sammlungen vaterländiſcher Natur- und Kunſtprodukte, die Normalhauptſchule.

In der Stadt dienen der Hofgarten und der Kronplatz, mit Alleen beſetzt, zu Spaziergangen. Reizend in jeder Hinſicht aber ſind die Umgebungen von Innsbruck, wo ſich das lachendſte Gelände mit gigantiſchen Alpenmaſſen zu einem zauberiſchen Ganzen vereinigen. Die Ausflüge um Innsbruck ſind ſowohl der entzückend ſchönen Gegend, als auch der wichtigen hiſtoriſchen Erinnerungen wegen, die manche derſelben darbieten, höchſt anziehend und lohnend. Die unzerſtörbare Fülle der Wunderwerke einer ſchöpferiſchen Natur breitet hier ihre herrlichen Schätze vor den ſtaunenden Augen ihrer Verehrer aus. Entzückend iſt die Ausſicht von den Zinnen des Schloſſes in das reizende Thal; unmittelbar vor Augen liegt das hübſche Dorf das von der benachbarten Burg ſeinen Namen erhielt und deſſen nördliches Ende ein fiſchreicher See ſchimmernd beſpült; weiter hin erblickt man die Städte Innsbruck und Hall, mit zahlreichen Dörfern, Meierhöfen, Feldern Wieſen und Auen, durch welche der Innſtrom ſeine ſmaragdene Fluthen bald unter hohen Brückenpfeilern auf Augenblicke ſchäumend zertheilt, bald zum weitern und kühnern Laufe vereint und angeſchwellt durch die zuſtrömenden Gewäſſer der Thäler und Berge immer ſtolzer und größer ſeine weite Laufbahn verfolgt. Majeſtätiſch tauchen die umliegenden Gebirge ihre zackigen Rieſenhäupter in das Blau des Aethers und umkränzen die heitern Stirnen mit den Roſen des früh erwachten Morgenlichtes, oder umſtehen in mondheller Nacht wie ſchauerliche Geiſtergeſtalten das ſchlummernde Thal.

Der Ochſenmenuet.

(Fortſetzung von Seite 142.)

Haydn's Zimmer war, wie das manches andern großen Mannes, nicht eben in muſterhafter Ordnung. Der Künſtler liebte es ſeine muſikaliſche Einfälle zerſtreut auf loſen Blättern um ſich liegen zu ſehen — um, wenn es ihm einfiel, den erſten beſten weiter zu einem Werke für die Unſterblichkeit ausarbeiten zu können. Sein Zimmer war alſo eine Art von Confuſions-Cabinet, und Frau Haydn wußte recht wohl, daß der ſicherſte Weg, ihren Ehemann zu kränken, war, wenn ſie nach ihrer Weiſe aufräumte. Sie ergriff alſo einen Kehrwiſch, das Scepter, mit welchem ſie ihren Hausbalt regierte, und fing an zu fegen und das Zimmer in Ordnung zu bringen. Die erſte Folge dieſer Maaßregel war, daß eine Staubwolke aufſtieg, die ſich alsbald dem armen Mann auf die Bruſt und dermaßen anſetzte, daß er huſtend und beinahe erſtickend eilig aus dem Zimmer floh. Seine Abweſenheit benutzend, raffte ſie die Noten, die auf dem Tiſch, auf dem Klavier, auf dem Stubenboden — kurz überall herumlagen, zuſammen, und einen kleinen Wiſch warf ſie, unbekümmert, was er enthalten konne, in's Feuer. Ach! es war der Menuet für die Hochzeit von Herrmann's kleiner Tochter.

Haydn trat unmittelbar hernach wieder ins Zimmer, und wie groß war ſein Schreck, als er in der hellloderndem Flamme des Kamins augenblicklich ſeinen unvollendeten Menuet in Aſche ſinken ſah. Ihn ergriff ein Schwindel, er ſtieß ein Zammergeſchrei aus und fiel halb ohnmächtig auf das Sopha. Seine Frau ſtand dabei und wartete ganz ruhig ab, bis ſie ihn wieder zu ſich kommen ſah;

Digitized by Google

dann eilte ſie, mit dem behaglichen Bewußtſeyn, ihn gehörig geſtraft zu haben, wieder in ihre eigene Region des Haushaltes zurück.

Haydn befand ſich in der größten Verlegenheit über den verlornen Menuet. Er vermochte ihn nicht aus dem Gedächtniß niederzuſchreiben, und die Stunde war nahe, in welcher er ihn zu ſenden verſprochen hatte. Ueberdieß hatte die erlebte häusliche Scene ihn krank und zu einer neuen Anſtrengung unfähig gemacht, ſelbſt wenn er noch Zeit gehabt hätte. In dieſer traurigen Lage fielen ihm glücklicherweiſe einige Minuete ein, die er kurz zuvor ſeinem Verleger übergeben hatte, und er ſandte alsbald ſeinen Bedienten ab, um ſie holen zu laſſen. Glücklicherweiſe waren ſie noch nicht herausgegeben und die Manuſcripte wurden zurückgegeben. Haydn wählte den beſten und theilweiſe dem verlornen Menuet ähnlichen aus, gab ihm noch die letzte Feile durch einige neue und ſchöne Stellen und ſandte ihn dann ſammt der Guldenbörſe ſeinem Freund Herrmann. Hierauf ward es ihm wieder ein wenig leichter ums Herz.

Der dem Fleiſcher übersandte Menuet, war, wenn er auch dem von den Flammen verzehrten nicht ganz glich, doch eine herrliche Compoſition, munter, zierlich und originell. Als Herrmann das koſtbare Manuſcript empfing, umarmte er es mit Entzücken und gab es alsbald einem Copiſten, um die einzelnen Inſtrumentalparthien geſondert ausſchreiben zu laſſen. Der künftige Schwiegerſohn des Metzgers, der in der That kein ungeſchickter Muſiker, war, hatte einige andere muſikaliſche Hochzeitsgäſte zuſammen gebracht, und dieſe verſammelten ſich nun am Abend, an welchem der Menuet gebracht worden war, und begannen ihn einzuſtudiren. Am folgenden Tage, bei der Hochzeit wurde er geſpielt und verſetzte die ganze Verſammlung in unausſprechliches Entzücken. Dem ehrlichen Herrmann glänzten vor Freuden die Augen und mit triumphirendem Geſichte rief er im Uebermaas des Entzückens.

„Der Haydn hat'n gemacht!“ — und für mich, für mich, ſeinen Landsmann, hat er dieſen wundervollen Menuet componirt.

„Der Haydn ſoll leben!“ ſchrien die Hochzeitsgäſte einſtimmig.

„Kommt, laßt uns auf der Stelle hingehen und ihm für die Ehre danken, die er uns angethan hat“ rief der Bräutigam.

„Hab' ſchon daran gedacht, lieber Sohn, erwiederte Herrmann und überdies meinem lieben Landsmann noch eine Ueberraſchung vorbereitet. Ich hab' ihm geſtern einen Beutel voll Geld dort gelaſſen, aber er hat ihn mir zurückgeſchickt, da er nun mein Geld nicht haben will, ſo will ich auf eine andere Art mit ihm quittiren; ich will ihm metzgermäßig bezahlen.

„Nun was wollt ihr ihm den ſchicken, rief einer der Gäſte.“ —

„Einen Ochſen!“ rief der Metzger, und ſtämmte beide Fäuſte in die Seiten, und zwar einen lebendigen. — Und was für einen Kerl! der Maſtochſe geſtern auf dem Markt war nur ein Kalb gegen ihn. Er iſt hier in meinem Stall, er ſteht ſchon in Bereitſchaft.

„Fort in den Stall! — in den Stall! ſchrien alle wie aus einer Kehle, griffen ihre Hüte und ſchwenkten ſie nach allen Seiten. Sie gingen in den Stall; da ſtand ein majeſtätiſcher ungariſcher Ochſe, weiß wie aus Pariſchem Marmor gebauen und mit langen gewundenen Hörnern, über und über mit buntfarbigen Bändern geziert. Die ganze Hochzeitsgeſellſchaft, Männer und Weiber, ordneten ſich nun in einen Zug und ſetzten ſich in Proceſſion nach Haydns Haus in Bewegung; voran die Muſikanten, welche den Menuet des großen Componiſten ſpielten. Es war noch nicht ſpät in der Nacht, aber Haydn war ſchon zu Bette gegangen. Die Töne der Muſik und die in ſeinen Hof tretende Geſellſchaft erweckte ihn aus dem Schlummer. Anfangs war er ein wenig daeüber ungehalten, daß er in ſeiner Ruhe geſtört worden war, aber als er ſeinen eigenen Menuet erkannte, war er höchlich erſtaunt. Er war gewiß, daß es ſein Menuet war, aber doch kam es ihm vor, als ſei ein ſonderbarer Baß dabei der nicht immer ganz taktmäßig einfiel. Es war dieſes die Stimme des Ochſen, der die Muſik gelegentlich mit einem Gebrüll accompagnirte, das dem Getöſe des ſturmbewegten Oceans glich.

Haydn warf nun ſchnell ſeinen Schlafrock um, nahm eine Lampe in die Hand und erſchien am Fenſter. Ein donnerndes Vivat begrüßte ihn. Der Künſtler dankte ſeinem Landsmann aufs herzlichſte für ſeine Aufmerkſamkeit, aber als der treffliche Fleiſcher auf den herrlichen Ochſen hinzeigte und um deſſen Annahme als einen Beweis der Dankbarkeit und Verehrung bat; da brach der gute Haydn entzückt von dem originellen Gedanken, in ein herzliches Gelächter aus, das alsbald die ganze Hochzeitsſchaar unten im Hofe wiederhallen ließ.

(Siehe die Abbildung.)

(Der Beſchluß folgt.)

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der amerikanische und Levaillantische Anhinga.

Digitized by Google

Karlsruher Unterhaltungsblatt.

№. 37. Vierzehnter Jahrgang. 1841.

Der amerikaniſche und levaillantiſche Anhinga.

(Mit einer Abbildung.)

Tab. XXXVII.

In den wärmern Zonen beider Welten ſtoßen den Reiſenden zuweilen Vögelgattungen auf, die zwar nicht größer als eine wilde Ente ſind und auch ohngefähr dieſelbe Geſtalt haben, ſich aber durch einen ungewöhnlichen langen Hals, einen kleinen Kopf und ſpitzen Schnabel auszeichnen. Die Färbung ihres Gefieders iſt ganz ſchwarz mit grünem Schiller, oben weißgrau geſchäckt; der Schnabel iſt bläulich grün, die Iris ihrer Augen goldgelb; bei den Jüngern ſind Hals und Bruſt weißlich; Stirn, Backen und Kehle ſind nackt, Flügel und Schwanz ziemlich lang und der letztere abgeſtumpft aus 12 Federn.

Wegen des langen Schnabels, Halſes und Schwanzes beträgt die Länge ihres Körpers faſt 3 Schuh.

Ihre eigentliche Heimath iſt das öſtliche Amerika, und zwar zwiſchen den Wendekreiſen von wo ſie jedoch auch bis Mexiko und Florida, kommen. Doch findet man ſie auch in Oſtindien und im ſüdlichen Afrika. In Braſilien leben ſie an den großen Flüſſen, welche die Urwaldungen durchſchneiden, ſetzen ſich gewöhnlich auf Bäume oder Felſen am Ufer und lauern auf Fiſche; verjagt man ſie, ſo ſtürzen ſie ſich ſenkrecht mit ihrer ganzen Schwere ins Waſſer, oder ſtreichen mit ausgeſtrecktem Hals und ſchnellem Fluge davon und geben einen kurzen Laut von ſich.

Die Nahrung des Anhinga beſteht in Fiſchen und Gewürm. Zur Brütezeit lebt er einſam und niſtet auf Bäumen; nachher ſammelt er ſich in kleinen Truppen von 6 — 8 Stück. Im Sitzen hält er den Leib und Hals aufrecht und ſieht ſtolz und wild aus. Sein Flug iſt gerade und raſch, und er erhebt ſich manchmal hoch in die Luft. Gewöhnlich aber ſchwebt er an der Oberfläche hin, ſetzt ſich bald auf den Strand, bald auf Steine, Wurzeln und Bäumen, und läßt ſelten ein Geſchrei hören. Beim Schwimmen iſt der Leib ſo tief unter dem Waſſer, daß man nur den halben Hals ſieht. Wenn die Anhinga's erſchreckt werden, ſo tauchen ſie ſchnell unter. Sie verfolgen die Fiſche lange unterm Waſſer, und dabei können ſie ihre Naſenlöcher mit einer Art Klappe verſchließen. Will man ſie fangen, ſo geben ſie heftige Schnabelhiebe. Allein ſelten laſſen ſie den Menſchen nahe kommen und ſind deßhalb auch ſehr ſchwer zu ſchießen. Will man zum Schuſſe kommen, ſo muß man ſich in einen Nachen legen und denſelben ganz ſtill treiben laſſen. Sobald der Vogel auf einem Aſte die Flügel lüftet, muß man ſchießen; ſonſt ſtürzt er ſich in's Waſſer, taucht lange unter, ſchwimmt oft unter dem Nachen durch und ſteckt nichts anderes, als den dünnen Schnabel hervor. Man muß ſich ſchnell nach demſelben umſehen und wieder ſchießen.

In Paraguay iſt der Anhinga auch ſehr ſcheu. Einmal ſtürzte ſich einer von einem Baum in ein Schiff und verſteckte ſich darin. Zehn Tage nachher, als man in Aſſumtion die Ladung herausſchaffte, fand er ſich noch lebendig. Die Jungen ſind mit weißen Flaumen bedeckt, freſſen in der Gefangenſchaft nichts, leben jedoch 8 Tage und halten den Hals gebogen, wie ein Waldhorn.

Auch in Carolina, Georgia, Florida und Luiſiana giebt

Digitized by Google

es dieſen Vogel, jedoch nicht ſo häufig, als in Cayenne und Braſilien. Gewöhnlich ſitzt er auf einem vorſpringenden, ins Waſſer tauchenden Aſt, auf welchen er klimmt und ſich ganz ſtill aufrecht ſetzt. Dreht er ſeinen Hals aus dem Laube hervor, ſo glaubt man eine Schlange zu ſehen. Nähert man ſich, ſo fällt er plötzlich ins Waſſer, mit ſo wenig Geräuſch und Wellenſchlag, wie wenn ein Aal hineingeglitten wäre. Erſt nach einigen Minuten ſteckt er weit entfernt ſeinen Hals ganz ſenkrecht heraus, wie eine Waſſerſchlange.

Bei großer Hitze ſitzen ſie mit ausgeſpannten Flügeln und ausgebreitetem Schwanz, als wenn ſie Kühlung ſuchen wollten, oder ſteigen ſehr hoch über den Seen und Flüſſen. Das Weibchen iſt größer, faſt 3^1 Fuß lang; der Unterleib iſt auch ſchwarz, aber der Kopf ſchmutzigbraun, Vorderhals und Bruſt roſtfarben. Sie bauen ihr Neſt auf Bäume in den Sümpfen, aus Reiſig und legen 8 himmelblaue Eier. Das Fleiſch ſchmeckt ſehr thranig, und iſt kaum genießbar.

Der Ochſenmenuet.

(Beſchluß von Seite 146.)

Um dem ehrlichen Herrmann nicht wehe zu thun, nahm Haydn das Geſchenk mit vielem Danke an. Darauf ſtieg er in den Hof hinab, küßte die Braut, ließ den Ochſen in Stall ſtellen und kehrte endlich, ganz mit Blumenſträußen und Bändern beladen, in ſein Haus zurück.

Noch einmal rauſchte die Serenade los; alle Fenſter in der Nachbarſchaft waren mit weißen Schlafmützen garnirt, um, ſollte es auch einen Schnupfen in der kalten Nachtluft abſetzen, den prächtigen Menuet zu hören.

Aber der Ruf des Menuets war hier noch nicht zu Ende. Die Geſchichte ward bald in ganz Wien ruchbar, und Jedermann wünſchte das Stück zu beſitzen; ſo daß wirklich dieſe Kleinigkeit dem großen Componiſten nicht bloß Ruhm, ſondern auch Geld eintrug. Der Menuet erhielt und behielt bis auf den heutigen Tag den Namen:

„Ochſen-Menuet.“

Unter dieſem Titel kann man ihn in jedem Katalog der Werke Haydn's angezeigt leſen. Was nun den Ochſen ſelbſt, den lebendigen Beweis von Herrmanns Dankbarkeit, betrifft, ſo ſchenkte ihn der Künſtler, nachdem er ihn eine Zeitlang behalten und ſich an ſeinem Anblick erfreut hatte, in ein Hoſpital, daß er ein würdiges Ende nehmen möge, indem er den Armen zu ſtatten kam. Dieß war ein Gedanke ganz des edelmüthigen und menſchenfreundlichen Künſtlers würdig aber keineswegs nach dem Kopfe der Frau Haydn.

Sie überlebte das erzählte Ereigniß nicht lange. Ihr Gatte trauerte um ſie aufrichtig und herzlich — aber wer möchte daran zweifeln, daß nach ihrer Abreiſe im Hauſe des großen Mannes, auf den Deutſchland ſtolz iſt, der längſt erſehnte Frieden einkehrte.

Favori.

(Mit zwei Compoſitionen v. G. W. Faſel. Tab. XIX. u. XX.)

„Kapitän!“ rief ein Lanzier, indem er leiſe die Thüre eines Zimmers öffnete, wo auf den Stühlen umher ein Mantelſack, ein Säbel, ein Tſchako und ein Paar Piſtolen lagen.

„Was willſt du, Peter?“ antwortete der Kapitän, welcher an einem Briefe ſchrieb, ohne den Kopf umzudrehen.

„Was ich will? — Nichts weiter, als daß das Regiment, ſich ohne Sie auf den Marſch begeben hat.“

„Sage dem Major, daß ich nachkommen werde.“

„Ganz wohl!“ —

Peter griff mit der rechten Hand an das Viſier ſeines Tſchakos und machte die Thüre wieder eben ſo leiſe zu, wie er ſie geöffnet hatte.

„Meine liebe Mutter, ſchrieb der junge Offizier, mein Regiment hat ſo eben Befehl erhalten, in's Feld zu ziehen. Wenn Sie meinen Brief empfangen haben werden, werden wir ſchon über den Rhein ſeyn. Dieſer Krieg beginnt unter den glücklichſten Vorzeichen; die Armee ſoll über 500,000 Mann ſtark ſein. Verſtehen Sie, liebe Mutter 500,000 Mann und der Kaiſer an ihrer Spitze. O, wie vielen Siegen gehen wir entgegen. Es iſt eine herrliche Sache um den Krieg — und unſere Lanziers — das Feuer blitzt ihnen aus den Augen. Ich erwartete meinen braven Favori, welcher vor Ungeduld den Boden ſtampft und beim Schall der Trompete vor Luſt wiehert. Ja, Mutter, Sie ſollen ſtolz auf Ihren Sohn werden. Auf dem erſten Schlachtfelde gedenke ich das Ehrenkreuz zu gewinnen, und der Geiſt meines Vaters wird vom Himmel herabblicken und ſich mit uns freuen. Dann, arme Mutter, komme ich wieder und wohne bei Ihnen und tröſte und entſchädige Sie für alle die Sorgen und Unruhen, die ich Ihnen verurſache . . . Leben Sie wohl, Liebe, weinen Sie nicht, beten Sie für mich. Adieu, Adieu.“

Digitized by Google

Mit auf die Hand gestützem Haupte blieb der Kapitain noch eine Zeitlang sitzen; darauf wischte er sich eine große helle Thräne ab, siegelte seinen Brief, schrieb die Adresse und rief seinem Peter.

Der Lanzier wartete im Vorzimmer.

„Das war aber einmal schön, als das Regiment auszog, sagte er, den Mantelsack und die Pistolen aufpackend, während sein Herr sich den Säbel umschnallte. Die ganze Stadt stand unter den Thüren und an den Fenstern; man sah nichts, als weiße Schnupftücher, die in der Luft wehten, um unsere alte dreifarbige Fahne zu grüßen. Alle Wetter, das sechste Lanzierregiment kann sich rühmen, hier manches Köpfchen verrückt zu haben." — Bei diesen Worten zupfte Peter selbstgefällig an seinem langen blonden Schnurrbart.

Der Kapitain lächelte über die Eitelkeit des Soldaten, der nichts weniger, als schön war, denn er war ein kurzer dicker Bursche mit kleinen, grauen Augen, einer Stumpfnase und einem ungeheuern Kinn, kurz ein ächter Bretagner.

Als der junge Offizier mit der Wirthin abgerechnet hatte, übergab er ihr seinen Brief.

„Glückliche Reise, Herr Kapitain, glückliche Reise, Herr Soldat riefen die Kellnerinnen im Wirthshause und die Stallknechte und hoben noch einmal die Flaschen in die Höhe."

Längst waren die beiden Kriegshelden schon verschwunden, als die Wirthin immer noch auf der Schwelle ihrer Hausthüre stand und ihnen nachschaute. „Armes junges Blut, rief sie endlich aus, kaum fünfundzwanzig Jahre, schlank wie eine Weide, freilich ein bischen gebräunt vom vielen Exerciren, in freier Luft; aber die blauen Augen, und die blondgelockten Haare stehen ihm nur um so hübscher und wenn ich daran denke, daß diese schöne kleine Hand Menschen morden will! . . . Er hat seiner Mutter noch einmal geschrieben, fuhr sie, den Brief betrachtend fort. Die arme Frau, Gott schütze sie. Ach, ich habe schon manchen fortziehen und nicht wiederkommen sehen! Wem sollte es nicht das Herz brechen, diese schöne Jugend, die ihre alten Eltern ohne Stütze daheim lassen muß . . . Lieber Gott, wo soll das noch hinaus?" —

Einen tiefen Seufzer ausstoßend ging die Wirthin auf das Postamt zu und warf den Brief mit eigener Hand in die Briefladr.

Der Kapitain fand nicht nöthig, sich zu übereilen, er wußte, daß er bei der nächsten Station sein Regiment einholen werde und ritt ganz gemächlich die Straße entlang. Peter folgte ihm in der Entfernung von einigen Schritten und schmauchte seine Pfeife, deren Dampf in wirbelnden Wolken gen Himmel stieg. Kaum hatten sie eine Meile zurückgelegt, als ein stattliches Haus die Blicke des Offiziers auf sich zog und seine Gedanken verscheuchte.

„O daß ich doch eine solche Wohnung hätte, dachte er, wie glücklich würde sich meine Mutter hier fühlen, anstatt daß sie jetzt im fünften Stock wohnen muß. Es ist wahr, den Ruhm suche ich für mich; aber das Vermögen möchte ich nur um meiner guten Mutter willen besitzen. Es ist doch recht gut, daß man beim Kaiser zu Beidem gelangen kann. Mein Vater freilich ist, als alter Soldat der Republik, arm gestorben; natürlich, die Republik war nicht reich! . . ."

Während er noch solche und ähnliche Luftschlösser baute, drang plötzlich aus dem Hause, dem er unterdeß nahe gekommen war, ein lautes Jammergeschrei in sein Ohr. Er hielt sein Pferd an und sprach zu seinem Diener:

Peter, hörst du nichts?

Doch, Herr Kapitain!

Mich dünkt, da schreit ein junges Mädchen.

Ja, Herr Kapitän, — wahrscheinlich könnte man uns hier nöthig haben! Wie wäre es, wenn ich anklopfte?

Während Peter auf die Schwelle trat, um zu klingeln, umritt der Offizier die Mauer, gelangte an einen Haag, übersprang ihn mit seinem Pferde und sah sich in der Mitte eines geräumigen Hofes. Sogleich sprang er vom Pferde, öffnete die Hausthür und trat in einen Speisesaal, wo noch die Reste eines Frühstücks standen. Da lag ein Mann ausgestreckt auf dem Boden, vom Schlage getroffen ohne Bewußtsein. Ein junges Mädchen unterstützte ihm das Haupt, das sie mit Küssen und Thränen bedeckte. „Mein Vater, rief sie, mein Vater! o Gott, rettet meinen Vater!" Während sie nun die Hände rang und verzweiflungsvolle Blicke gen Himmel warf, während die Dienerschaft hin und her lief und sich nicht zu rathen und zu helfen wußte, kehrte der Kapitain plötzlich um, bestieg sein Pferd, setzte wieder über den Haag vor Peter, der noch immer klingelte, vorbei und rief ihm zu: „Mache, daß du zum Regiment kommst, ich werde dir folgen!" Darauf gab der rem Pferde die Sporen und sprengte in hellem Carriere nach dem Orte zurück, den er verlassen hatte.

Erstaunt blickte der Soldat ihm nach und schüttelte den Kopf: „Ich werde dir folgen!" — ja, den Hals brechen! armes Roß, das heißt einmal reiten! da muß was pressiren . . . Traurig und mißvergnügt drückte Peter den Tabak in seine Pfeife mit dem Finger nieder, bestieg wieder sein Pferd und ritt dem Regimente nach.

Der Kapitain gelangte bald wieder in die Stadt; kaum befand er sich bei den ersten Häusern, so rief er mit lauter Stimme: „ein Chirurg, ein Chirurg!"

Digitized by Google

„Hier, Herr Offizier, hier" — rief ein kleiner Bettelbube mit schwarzen Augen und zeigte mit dem Finger auf ein hübsches weißes Haus hin, dabei lief er unmittelbar vor dem galloppirenden Pferde her und nahm, als der Kapitain abſtieg und in das Haus trat, die Zügel deſſelben. Bald kehrte dieſer in Begleitung eines Chirurgen zurück, warf dem Jungen ein Fünffrankenſtück zu und galloppirte mit jenem davon.

„Dank, Herr General, Herr Prinz, Herr Kaiſer, Gott vergelts tauſendmal", rief der kleine Bettler, das Geldſtück in die Luft werfend und wieder fangend. Jetzt werde ich nicht mehr betteln, ſondern ein neues Kleid kaufen. Und in vollem Laufe rannte er nach der Stadt.

Die beiden Reiter galloppirten ſchweigend neben einander. „Hier iſt's!" ſagte endlich der junge Offizier und zeigte von fern auf die ſtattliche Wohnung.

„O, mein Gott, das iſt die Wohnung des Herrn Henner, meines Freundes! rief der Arzt. O, mein Herr, wenn es nur nicht zu ſpät iſt, ein ſo braver, ein ſo würdiger Mann."

Im Augenblick öffnete ſich das Hofthor, und ein Kammerdiener trat heraus.

Eben will ich zu Ihnen, Herr Doktor, rief der Diener; da herein, da herein; Sie hat der Himmel geſandt.

Die beiden Reiter ſprangen nun aus den Sätteln ihrer mit Schweiß und Staub bedeckten Pferde und folgten dem Kammerdiener.

Sie fanden den Herrn Henner auf ſeinem Bette ausgeſtreckt; ſeine Tochter vermochte nicht zu weinen und nicht zu beten; — in einer düſtern, ſchweigenden Verzweiflung verfuchte ſie vergebens geiſtige Eſſenzen und Reibungen. Bei dem unerwarteten Anblick eines Arztes ſtieß ſie einen Freudenſchrei aus, warf ſich auf ihre Kniee und flehte mit krampfhaft gerungenen Händen, ihrem Vater das Leben zu retten.

(Siehe die Abbildung Nro. 1.)

Ein tiefes Schweigen herrſchte bald im Saale, der ſo eben noch ein Schauplatz troſtloſer Verzweiflung geweſen war; die Spannung zwiſchen Furcht und Hoffnung erlaubte den Umſtehenden, kaum laut zu athmen.

Der junge Offizier nahm den leblosen Arm des Herrn Henner; der Arzt öffnete eine Ader und in das Geſicht des jungen Mädchens ſprang ein Strom ſchwarzen Blutes. — Es brauſte ihr in den Ohren, ſie fühlte einen kalten Schweiß aus ihrer Stirne dringen und ſank mit den Worten: „Mein Vater, mein Vater, Gott er iſt gerettet!" in Ohnmacht.

Nur kurze Zeit jedoch dauerte die Ohnmacht der guten Tochter; bald ſchlug ſie die Augen wieder auf und ſah, wie ihr Vater ſich allmählig erholte. Noch bleich und zitternd von der überſtandenen Angſt ging ſie zu ihren Gäſten und drückte mit Heftigkeit die Hand des Doktors in die des Capitäns: „Mein guter Herr Guichard, redete ſie den erſtern an, ſagen ſie mir doch, durch welchen glücklichen Zufall ſie ſo ſchnell zu meinem Vater kamen?"

„Mademoiſelle Helena, antwortete der Doktor, nicht dem Zufall verdanken ſie das Leben ihres Vaters, ſondern dieſem edeln jungen Mann. Er wollte zu ſeinem Regiment reiten, da hörte er ihren Hülferuf, ſah die gefährliche Lage meines Freundes und ritt zurück um mich zu ſuchen."

Helena erröthete und erblaßte; Thränen ſtürzten aus ihren Augen. „O mein Herr rief ſie, wie ſoll ich ihnen danken; Sie haben meinen Vater gerettet!" —

„Und ich, fügte der Arzt hinzu, indem er dem Capitän ein Glas Wein reichte, ich verdanke ihm die Erhaltung eines Freundes, über deſſen Verluſt ich untröſtlich geweſen wäre, hätten wir nur fünf Minuten verloren, ſo wäre alles zu ſpät geweſen."

In dieſem Augenblick trat ein Diener ins Zimmer und meldete ſeiner Herrin leiſe, daß das Pferd des Capitäns von der übermäßigen Anſtrengung und der darauf folgenden Erkältung lahm geworden ſei. Sie gab ſogleich ihre Befehle und kehrte zu ihren Gäſten zurück, die ſich zur Abreiſe anſchickten. Mit Herzlichkeit umfaßte der Arzt noch einmal den jungen Fremden und ſagte mit halberſtickter Stimme: „Auf Wiederſehen Capitän! Ziehen ſie hin zu Gefahren und Ruhm; aber möge Sie der Ehrgeiz des Kaiſers nicht zu weit führen."

"Seyn ſie verſichert, Doktor antwortete der Soldat! Der Kaiſer hat ſeinen Glücksſtern, der uns leitet; ihm leuchtet auf ſeinen Schlachtgefilden die Sonne von Marengo und Auſterlitz."

„Wer es überleben wird, wird es ſehen;" erwiederte der Doctor, wehmüthig den Kopf ſchüttelnd.

Je mehr der Augenblick der Abreiſe herannahte, deſto mehr wurde Helena bleich und traurig. Noch war der Mann, dem ſie ſo viel zu danken hatte, ihr nicht mehr als ein Unbekannter . . . und er ſollte von ihr ſcheiden, ohne daß ſie ihn vielleicht je wiederſah.

(Fortſetzung folgt.)

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. Z. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Favori Nro 1.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ansicht von Simla.

Digitized by Google

Karlsruher Unterhaltungsblatt.

№. 38. Vierzehnter Jahrgang. 1841.

Ansicht von Simla.

(Mit einer Abbildung.)

Tab. XXXVIII.

Die Engländer dehnen bekanntlich ihre Macht immer weiter in Hindoſtan aus und haben, beſonders in den letzten zehn Jahren, ſich mehrerer Provinzen im Norden dieſes ſchönen Landes bemächtigt, wo der mächtige Himalaya ſeine Rieſengipfel in den blauen Aether erhebt. Ihre Hauptſtation in dieſen Gebirgsdiſtrikten iſt das hier abgebildete Simla. Dieſer Ort ſtieg zu ſeinem jetzigen Range durch den Umſtand empor, daß der engliſche Botſchafter, der, um ein gutes Einverſtändniß ſeiner Regierung mit den verſchiedenen indiſchen Fürſten in der Nachbarſchaft zu unterhalten, gewöhnlich zu Subathon reſidirt, hier ſeinen Sommeraufenthalt gewählt hat. Da er einſt in ſeinem Hauſe unter den Cedern des Gebirges von einigen Freunden beſucht wurde, welche gleich ihm der drückenden Hitze der Ebenen entflohen waren, ſo wurde das Bedürfniß eines größeren Hauſes zur Aufnahme der Gäſte gefühlt, und ſogleich Hand zur Erbauung deſſelben angelegt. Nachkommende engliſche Familien folgten dieſem Beiſpiel, und ſo erhob ſich nach und nach eine beträchtliche Anzahl maleriſcher und bequemer Wohnungen nach allen Richtungen. Im Jahr 1827 beſuchte ſogar der Graf von Amherſt, Generalgouverneur von Indien dieſen Ort, und Lord Combermere ſchlug eine Zeitlang hier ſein Hauptquartier auf. Dieſer edelgeſinnte Mann nahm an dem Aufblühen der neuen Niederlaſſung den lebhafteſten Antheil und verſchaffte ihr mehrere weſentliche Vortheile, namentlich eine ſchöne breite und ſichere Straße, auf welcher man gefahrlos dahin gelangen kann, und eine Brücke, von welcher das beiliegende Bild eine Anſicht giebt. Die Straße umkreiſt einen der höchſten Hügel, der ohngefähr zwei engliſche Meilen im Umfange hat; ein anderer Weg, ebenfalls von beträchtlicher Breite, ſo daß man bequem auf ihm reiten und fahren kann, führt weiter in das Land hinein. An jeder Station ſind Bungalows oder Poſthäuſer, ohngefähr 8 bis 12 engliſche Meilen aus einander, errichtet, worin die Reiſenden, die über die innern Berge des Himalaya nach der Chineſiſchen Tartarei reiſen, eine bequeme Aufnahme finden. Simla liegt ohngefähr 7 bis 8000 Fuß über der Meeresfläche. Die Häuſer ſind größtentheils von Holz erbaut, einige von den Dächern ſind beinahe flach und haben nur ſo viel Neigung, daß der Regen abfließen kann; der Stoff, aus dem ſie beſtehen, iſt Chnuam, ein in Indien gebräuchliche Art von Mörtel, mit bindurchlaufenden Balken und wohlverkitteten Spatren. Andere Häuſer haben Giebeldächer und erinnern mehr an die chineſiſchen Gebäude. Viele ſind auſſerordentlich ſchön gelegen; man wählte zu ihrem Standpunkt gewöhnlich einen kleinen grünbewachſenen Hügel, der von der hintern Seite durch einen ſteilern und höhern Hügel überragt wird, von der vordern aber den Blick hinab in ein Thal gewährt; rings herum ſtehen prachtvolle Gruppen von allerlei Fichten, Tannen, Cedern, Lerchen, immergrüne Eichen und Rhododendron.

Auch zahlreiche ſchöne Gärten hat man in dieſem Bergparadieſe angelegt, worin gute Kartoffeln, Kohl und andere Gemüſe aufs trefflichſte gedeihen. Schöne Blumenbeete enthalten gleichfam eine Muſterkarte der mannichfaltigen wilden Blumen des Gebirges. Doch auch die Saamen aus der Ebene kommen hier in reicher Fülle empor. Man ſieht hier die Schwertlilie und das Veilchen, die Schlüſſel-

Digitized by Google

blume, rothe und weiße Rosen, buntfarbige Winden, zartblühende Pelargonien und andere ſeltene Blumen. Oft ſteigen die Roſen rankend an den ſchlanken Bäumen empor und winden ſich tauſendfach blühend durch die Kronen der grünen Lerchen. Auch Obſt giebt es genug; es erfordert aber einige Pflege; Birn- und Aepfelbäume wachſen in den tiefern Thälern und könnten durch Propfen oder Oculiren noch ſehr veredelt werden. Zu Muſſooree wurde ein engliſcher von Liverpool hergebrachter Apfelbaum gepflanzt. Es war der einzige, welcher die lange Reiſe nach den nördlichen Provinzen Indiens überlebte. Er koſtete 70 Pfund Sterling, bis er gepflanzt war, belohnte aber die auf ihn verwandte Mühe durch ein treffliches Gedeihen. Schon trägt er Früchte und wird wahrſcheinlich der Stammvater vieler Kinder auf den Hügeln des Himalaya werden. Vorzüglich gut gedeihen in Simla die Wallnüſſe, Pfirſiche, Aprikoſen und Erdbeeren. Außerordentlich ſchöne Trauben bringt man dahin von den Gegenden des Sublejdj und der Obſtmarkt iſt oft reich beſetzt mit Mangopflaumen und Orangen. Da man bis jetzt noch räthlich fand, die Vorurtheile der Eingebornen in Bezug auf Schlachten des Rindviehes zu ſchonen, ſo haben die Engländer in Simla ſich bisher mit Hammel- und Schweinefleiſch begnügt. Das Schaaf der Gebirge ſoll viel vorzüglicher ſein, als das in den indiſchen Ebenen, und Wild kann man bekommen, ſo viel man nur immer wünſcht. Hausgeflügel wollte bisher nicht recht gedeihen; es ward blind und krank. Unter den Vögeln des Waldes, auf welche ſehr häufig Jagd gemacht wird, befinden ſich Auerhahnen und Faſanen in großer Menge. Man muß aber vorſichtig ſein und ſich nicht zu tief in das Dickicht wagen, weil Hyänen oder Leoparden öfters über die Hunde herfallen und ſie erwürgen. Die erſtern ſtreifen des Nachts nach Beute umher und wagen ſich in die Nähe der europäiſchen Wohnungen; der Leopard greift dagegen nur am Tage an und verbirgt ſich, wenn man ihn verfolgt, ſo geſchickt, daß man glauben ſollte, er ſchlüpfe unter die Erde. Manchmal ſtreift auch ein einſamer Tieger in der Gegend von Simla umher. In dieſem Falle aber gehen ihm die wegen ihrer Herzhaftigkeit ſonſt mit ausgezeichneten Eingebornen, kühn zu Leibe und tödten ihn. Einer derſelben traf einſt einen ſolchen Gaſt gerade in dem Augenblicke, da er eine Kuh niederriß, ſchoß ihm eine Kugel durch den Kopf und hieb ihm das Rückgrad entzwei.

Zu Simla iſt auch ein vortrefflicher Bazaar, ausgerüſtet mit fremden Produkten und Erzeugniſſe der Ebenen. Die Preiſe dieſer Gegenſtände ſind aber ſehr hoch, ſo wie überhaupt auch der Aufbau der Häuſer eine koſtſpielige Sache iſt. Ein gewöhnliches Haus kann nicht unter 3 bis 500 Pfund Sterling gebaut werden, und ein Gaſthaus, an dem es noch gebricht, würde wenigſtens 3000 Pfund koſten. Freilich wäre es ſehr einträglich; denn es würden daſelbſt alle Familien, welche der geſunden Luft wegen die Hügel beſuchen, und alle Reiſende von Meerut, Lodianah und Kurnaul einkehren. Auch zum Handelsplatze iſt Simla ſehr gelegen. Wachs, Oel, Kirſchbranntwein und Thierfelle von höchſtem Werthe liefert das reiche Land, und die Eimwohner verfertigen von der feinen Wolle der Schaafe von Thibet jene koſtbaren Shawls, und von einer gröbern Sorte jene zarten, warmen und trefflichen Teppiche die in ganz Europa geſucht ſind.

Die Anſiedelungen auf den Höhen des Himalaya kommen mit reiſender Schnelligkeit empor, und wer ſein Geſchäft verſteht und mit Einſicht betreibt, kann dort bald zu Reichthum und Anſehen gelangen. Auch iſt man dort keineswegs von der übrigen Welt getrennt; im Gegentheil, der Verkehr mit Fremden, welche von den entfernteſten Orten herkommen, dauert die Sommermonate hindurch beinahe ununterbrochen fort und hört ſelbſt im Winter nicht auf.

Simla hat ein Theater und Geſellſchaftsſäle und iſt oft, wenn die reichen und vornehmen Engländer von der oſtindiſchen Compagnie hinkommen, der Schauplatz einer lauten Fröhlichkeit. Für die Kinder der Eingebornen, Ghoorka's genannt, hat man bereits auch eine Schule errichtet, in welcher ſie leſen, ſchreiben, ſtricken und nähen lernen.

Favori.

(Mit zwei Compoſitionen v. G. W. Faſel. Tab. XIX. u. XX.)

(Fortſetzung von Seite 150.)

„Mein Herr, ſagte ſie mit zitternder Stimme: wenn ich für das Glück unſerer Waffen zu Gott beten will, welchen Namen ſoll ich dann dem geben, dem ich das Leben meines Vaters verdanke?“ —

Der junge Mann überreichte ihr eine Adreſſe.

Jetzt hörte man Pferdewiehern.

„Ihr Pferd ruft ſie Capitän, rief der Doktor, er ſehnt ſich nach ſeinen Kameraden.“

O, nein, das iſt nicht die Stimme meines Favori, erwiederte der junge Offizier.

„Ach, mein Herr, ſagte Helene traurig, ihr ſchönes Pferd kann jetzt nicht in Dienſt. Sie müſſen das meinige in Tauſch nehmen.“

Der Capitän war ſehr betrübt; er ging nach dem Stalle, um den braven Genoſſen ſeiner Gefahren und Mü-

Digitized by Google

den noch einmal zu ſehen. Helena hielt ihn zurück. „Erregen ſie nicht ſeinen Schmerz und den ihrigen, ſagte ſie, ich werde für ihn ſorgen. Sehen ſie das ſchöne Thier, das ihnen jetzt gehört.“

Der Stallknecht führte Helena's Pferd heraus, das mit dem Sattel Favori's geſchmückt war.

„Sehen Sie, rief das Mädchen, mit welchem Stolze er ſie anblickt; welches Feuer aus ſeinen Augen ſprüht! Nennen ſie ihn auch Favori und bringen ſie mir ihn wieder nach dem Feldzuge.“

„Ich verſpreche es ihnen, Mademoiſelle, ſagte der Offizier, ſeine Hand auf das Herz legend. Darauf ſchwang er ſich auf ſeinen neuen Kriegsgefährten, bot dem Doktor noch einmal die Hand, grüßte Helena militäriſch, und verſchwand in einer Staubwolke.“

Helena ſtieg, um ihn noch in der Ferne zu ſehen, auf den höchſten Balkon des Schloſſes und als er auch da ihren Blicken entſchwand, ſchaute ſie mit thränenvollem Auge zum Himmel empor und betete.

Einige Tage nach dieſem Ereigniß ging Herr Henner, auf den Arm ſeiner Tochter geſtützt, auf der Terraſſe ſeines Gartens ſpazieren, wo in bunter Mannigfaltigkeit und reicher Fülle die ſchönſten und ſeltenſten Blumen blühten. Von Zeit zu Zeit drängte ſich ein Seufzer aus ſeiner Bruſt und die Falten ſeiner Stirne verkündeten einen nahen Sturm. Helena wagte nicht zu reden; plötzlich ſtand er ſtille, kreuzte ſeine Arme und rief: „das iſt ſchlimm, ſehr ſchlimm!“

„Was denn? mein Vater.“

„Ich ſage dir ſchlimm, ſehr ſchlimm! — Warum haſt du den jungen Offizier nicht zu mir geführt, dem ich das Leben verdanke.“

„Mein guter Vater, du warſt ſo ſchwach.“

„Ich war ſo ſchwach! welche kalte Berechnung! Hat er auch ſo kalt gekügelt, als er ſich der Gefahr ausſetzte, von ſeinen Obern geſtraft zu werden und ſein Pferd zu verlieren?„

Helena blickte erröthend zu Boden.

„Du haſt ihm Pferd gegen Pferd gegeben und geglaubt, damit ſei es abgethan; aber ohne Zweifel liebte er ſein Pferd, es war an die Schlacht, an Strapatzen, an den Donner der Kanonen gewöhnt. Wenn nun das deinige kein Feuer blitzen, kein Pulver riechen kann, ſich überſchlägt und den braven Mann tödtet oder wohl gar vor dem Feinde davonläuft und ſeinen Reiter entehrt!“ —

„Ach, Vater, rief Helene weinend, das wird nicht geſchehen; der Himmel wird die ſchöne That des jungen Mannes nicht ſo belohnen.“

„Nun wohlan, wir wollen annehmen, alles gehe gut für ihn vorüber; aber für mich iſt es ſchmerzlich, daß ich nicht einmal meinem Retter die Hand drücken konnte. — Jetzt kann ich ihm vielleicht begegnen und ziehe nicht einmal den Hut vor ihm ab.“ —

„Ich kenne ihn, ich . . . rief Helena, das Haupt erhebend.“

„Du kennſt ihn? mein Kind, rief Henner, wieder freundlich und zärtlich; du kennſt ihn — nun das iſt gut. Warum haſt du's nicht früher geſagt. Helena zog nun ein kleines Briefchen hervor und bot ihrem Vater die Adreſſe dar.“

Felix Gérard, Capitän beim ſechſten Lanziers-Regiment, bei Frau Wittwe Gérard, Straße Saint Claude Nro. 2.

„Alſo zu Paris! das iſt ſchön. Dieſe Frau iſt ohne Zweifel arm; das ſchließe ich aus dem Stadtviertel, in dem ſie wohnt; ſie hofft vielleicht auf das Wiederkommen ihres Sohnes. Wenn der Capitän Gérard in dieſem Kriege fällt, ſo verlange ich, daß du dich gegen dieſe gute Frau wie eine Tochter betrageſt.“

„Das iſt auch mein Wunſch, Vater, rief Helena, erbleichend . . Aber warum denn ſo traurige Gedanken.“

„Es iſt wahr, liebe Tochter: Siehe, ich bin unzufrieden über dich, — über mich ſelbſt. Ueberdies betrüben mich auch die öffentlichen Verhältniſſe. Ich liebe mein Vaterland über Alles; traurige Vorgefühle ängſtigen mich; es ſcheint mir, wie wenn der Geſichtskreis um Frankreich ſich verdunkeln wollte. Des Ruhmes müde, der unſerm Volke bereits theuer genug zu ſtehen kommt, wünſchte ich ihm mehr Ruhe, mehr Freiheit, mehr Glück! — Ich fühle mich unwohl an Leib und Seele — und bedarf Zerſtreuung meiner trüben Gedanken. Was meinſt du, wollen wir nach Paris reiſen?“

Statt zu antworten ſtürzte die Tochter dem Vater in die Arme und beide kehrten in das Schloß zurück, um Vorkehrungen zur Reiſe zu treffen.

Am 23. Juni 1812 ſetzte Napoleon mit 500,000 Mann über den Niemen und betrat das ruſſiſche Gebiet. Das Regiment, zu welchem unſer Held gehörte, bivouakirte neben einem Tannenwalde; ein fürchterlicher Sturm hatte in den Wipfeln und in Strömen ſchoß der Regen vom Himmel. Peter ſchlief und ſein Kapitain theilte mit Favori das Strohlager, das für ihn auf der Erde ausgebreitet war. Aber die Unruhe ließ ihn nicht ſchlafen. Denn vom Niemen bis zur Dilia hatte die franzöſiſche Armee nur Spuren der Verwüſtung hinterlaſſen; zehntauſend Pferde waren in Folge des unaufhörlichen Regens und der ungeheuern

Digitized by Google

Anſtrengung gefallen; es fehlte an Futter und die Unordnung und Plünderung nahm immer mehr überhand.

Jetzt fielen der Reihe nach Witepsk, Smolensk, Wiasma, es erfolgte die blutige Schlacht an der Moskwa, und am 14. September zog Napoleon in der zweiten Hauptſtadt des ruſſiſchen Reiches ein.

Allein bald verkündeten die Flammen Moskau's, daß hier für die Franzoſen kein Bleiben ſey. Schon am 18ten Oktober befand ſich das ganze Heer wieder auf dem Rückzuge; Kälte, Hunger, Krankheit und das Schwert des Feindes rafften Tauſende hin. Zahlloſe Leichen von Menſchen und Pferden, zerbrochene Transport- und Pulverwagen, Geſchütz und Munition, Alles lag hingeſtreut auf der Heerſtraße.

„Kapitain, ſagte Peter, mit einem tiefen Seufzer, ich kann nicht mehr weiter; ich bin nicht gewohnt, zu Fuß zu gehen . . . und, daß ich ſagen muß, ich habe von dem armen Thiere gegeſſen!" Kapitain das bricht mir das Herz.

„Peter, antwortete Felix traurig, ich habe ja auch von deinem Pferde gegeſſen. Ohne daſſelbe wären wir vor Hunger geſtorben und würden unſer Vaterland nicht wiederſehen." Dabei zog er Favori, der ſich kaum mehr auf den Beinen halten konnte, am Zügel nach.

„Ich, Kapitain, ich habe Niemand mehr im Vaterlande, der mich erwartet. Gehen kann ich nicht mehr, darum will ich mich da in den Graben legen und ſchlafen."

„Aber, das wird dein Tod ſein!"

„Es iſt mir einerlei . . . oder vielmehr, es wäre mir gerade recht."

„Peter, mein lieber Peter! liebſt du denn deinen Kapitain gar nicht mehr? Du der du ſchon das Leben für mich gewagt und Gutes und Schlimmes mit mir getheilt haſt, Du willſt mich verlaſſen?"

„Ich will mich dort droben an den letzten meiner Kameraden anſchließen, der eben hier am Wachfeuer verſchieden iſt . . ."

„Peter, ich bitte dich, . . . ich befehle es dir."

„Ich will ſchlafen . . ."

Felix ergriff von Schrecken durchdrungen ſeinen Säbel, ſchlug mit der flachen Klinge auf ſeinen Diener los, und zwang ihn ſo ſein Leben zu retten. Seit dieſem Tage gehorchte Peter pünktlich ſeinem Vorgeſetzten. Beide ſuchten ſich jeden Abend eine Ruheſtätte, legten ſich neben Favori nieder, und am Morgen ging der Kapitain, ehe er noch Brod für ſich ſelbſt kaufte, aus, und holte halb vertrocknetes Gras, um damit den Hunger ſeines lieben Pferdes zu ſtillen.

Nach unſäglichen Mühſeligkeiten kam endlich die franzöſiſche Armee an der Berezina an; während hier ein Theil derſelben auf mehreren Brücken unter dem fürchterlichſten Gedränge über den Fluß zog, mußte ein anderer beſtändig mit dem ringsum drohenden Feinde kämpfen. Der Kapitain ſammelte um ſich eine Schaar Soldaten von allen Waffengattungen; Peter beſtieg ein ledig umherlaufendes Pferd und kämpfte tapfer an der Seite ſeines Herrn. Die Koſacken entſtehen; aber Felix bekam eine Schußwunde in den Arm. Schnell eilte Peter dem Kapitän zu Hülfe und beide wollten über die für die Reiterei geſchlagene Brücke eilen. Aber ach! hier herrſchte die grauenvollſte Verwirrung; man drängte, ſtieß, und ſtürzte ſich einander in den Fluß hinab; der Reiter rang mit dem Fußgänger, der Soldat mit dem Offizier; Weiber, Kinder, Verwundete, Alles ſchrie, weinte, bat durch einander, aber keiner hörte darauf, jeder dachte nur an ſich ſelbſt.

„Seyn Sie ruhig Kapitän," ſagte Peter, ich werde Ihnen Bahn machen. „Platz für einen verwundeten Offizier!"

Nein, mein armer Freund, ſpare deine Mühe; in einem ſolchen Augenblick ſind alle Bande gelöſ't.

Er wandte die Augen von dem gräßlichen Schauſpiel und ritt am Ufer des Fluſſes hinauf. Als er endlich einen Ort fand, wo die Eisdecke etwas dichter zu ſeyn ſchien, befahl er Peter, voranzuſchreiten und folgte ihm mit Favori nach. Schon glaubten ſich beide gerettet! . . . da brach das Eis . . . Peter ſchwamm, und das Pferd vom kalten Strom ergriffen, wankte. „Fürchten Sie nichts, Kapitain," ſchrie Peter, am Ufer ſich anklammernd — werfen Sie mir nur den Zügel Favori's zu." Während er nun mit feſtem Arm das Pferd zu ſich heranzog, half der Kapitain zugleich mit dem Sporne nach; das wackere Thier nahm ſeine letzte Kraft zuſammen, und erreichte glücklich das Rettungsufer. Erſt als der Abend herbeikam, konnte der Kapitain ſeine Wunde verbinden laſſen, und am folgenden Morgen folgte er und ſein treuer Lanzier den Colounen, welche nach Wilna zogen.

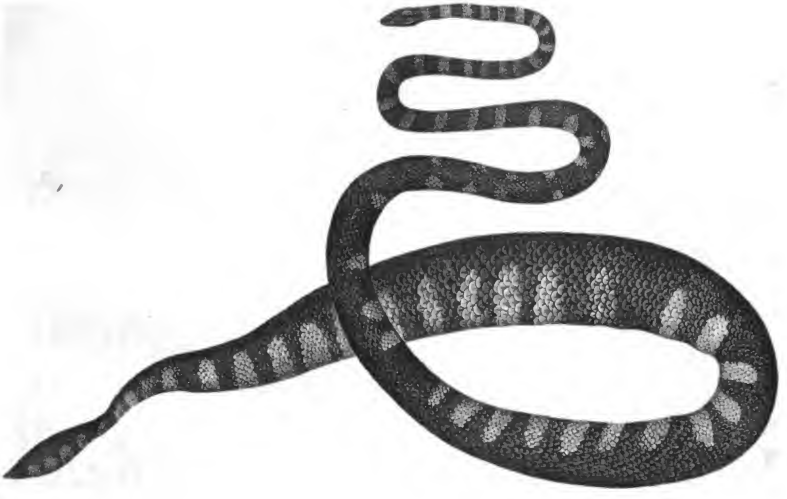
Einige Monate ſpäter erreichten unſere Unglücksgefährten ſpät in der Nacht einen Fluß, über den man ſie noch vermittelſt einer ſteigenden Brücke förderte. Sie zogen weiter, um die nächſte Stadt zu erreichen, aber da ging der Mond, der bisher ihren Pfad beleuchtet hatte, am weſtlichen Himmel unter, und finſtere Gewölke zogen ſich über ihrem Haupte zuſammen.

(Fortſetzung folgt.)

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google



Granringige Pelamide

Digitized by Google

Karlsruher Unterhaltungsblatt.

Nro. 39. Vierzehnter Jahrgang. 1841.

Grünringige Pelamide.

(Mit einer Abbildung.)

Tab. XXXIX.

Es liegt in dem Plane unseres Blattes, von den verschiedenen Thiergattungen in der Natur wenigstens einen Repräsentanten zu geben, damit das reiche Gebiet des animalischen Lebens nach und nach in seinen Hauptformen vor dem Leser sich entfalte. Oefters haben wir bisher in den verschiedenen Jahrgängen unserer Schrift Abbildungen von Landschlangen geliefert; noch aber enthielt sie keine Wasserschlange. Aus diesem Grunde geben wir heute das Bild einer solchen, die in dem Bau ihres Körpers ganz besonders die charakteristischen Merkmale dieser Schlangengattung an sich trägt. Die Wasserschlangen bilden nemlich durch ihren ausgezeichneten Bau, durch ihre Lebensart, ihren Aufenthalt und ihre geographische Vertheilung eine eigenthümliche Familie, die man nicht mit andern Familien verwechseln muß.

Sie haben alle einen kleinen Kopf, einen, in Vergleich mit demselben in der Mitte merklich verdickten Körper, und einen senkrecht zusammengedrückten, ruderförmigen Schwanz, der ihnen vorzüglich zum Schwimmen dient, wodurch aber die Bewegungen auf dem Lande verschieden von denen der übrigen Schlangen werden müssen. Bei fast allen findet man Querbänder oder Ringe am Körper und die bei ihnen vorherrschenden Farben sind blau und gelb. Ihren innern Bau und die Beschaffenheit ihrer Zähne kennen wir nur sehr unvollkommen, weil sie nur sehr selten an der Oberfläche des Meeres verweilen und ihr Fang mit Schwierigkeit und Gefahr verbunden ist. Die meisten Arten derselben sind giftig.*) Ihre Giftzähne sind aber nicht beweglich, sondern stecken fest in den Kiefern, und zwar einzeln vor den andern, kürzern Zähnen. Das Gift ist bei einigen absolut tödtlich. Ein Vogel der von einer Wasserschlange in die Schenkel gebissen wurde, starb nach 7 Minuten, ein anderer nach 5 Minuten. Sie schwimmen beständig im Meere umher, kommen aber oft in die Nähe der Küsten und selbst in die Mündungen der Flüsse, wo sie den Badenden sehr gefährlich werden. Es ist wahrscheinlich, daß sie zur Fortpflanzung an das Land gehen, ausser dieser Zeit jedoch ist ihre Erscheinung auf dem Trockenen sehr selten. Würden sie im Wasser sich fortpflanzen, so müßten sie lebendige Junge gebären, wie die Vipern, was auch einige Naturforscher für wahrscheinlich halten.

Die Wasserschlangen nähren sich von Schalthieren oder Fischen. Es wäre sehr merkwürdig, zu wissen, welchen Einfluß das Gift, das die meisten Wasserschlangen besitzen, auf diese Thiere hat. Niemand hat noch Versuche darüber angestellt, ob das Schlangengift auch auf die Fische wirke. Nur die Rattern mit gekieltem Rücken und die Boas scheinen freiwillig in's Wasser zu gehen und Fische zu fressen; aber beide Gattungen sind nicht giftig. Sollte daher das ausgezeichnet gefährliche Gift der Wasserschlangen ihnen nicht auch wie den Vipern und Klapperschlangen zum leichtern Fang ihrer Beute dienen? Alles dieses sind Fragen, welche in der Naturgeschichte dieser merkwürdigen Thiere noch zu lösen sind.

Man hat die Wasserschlangen bisher vorzugsweise in den ostindischen Gewässern, an der Nordküste von Neuholland,

*) Cuvier und Fitzinger hielten alle Wasserschlangen für giftig; man hat aber in neuster Zeit einige giftlose Arten entdeckt.

Digitized by Google

im ſtillen Ocean und im rothen Meere angetroffen. Peron, der viel von ihnen erzählt, bemerkte ſie mehrere hundert Meilen weit vom Lande entfernt. Eine Schaar dieſer Schlangen, von welchen einige an 12 Fuß lang waren, ſchien kleine Fiſche aus der Familie der Häringe zu verfolgen; andere fand er unbeweglich auf der Oberfläche der See ruhend, und vermuthet, daß der an Betäubung gränzende Schlaf ſonſt ſo beweglicher Thiere mit dem Geſchäfte der Verdauung in Verbindung ſtehe. Auch Reinwardt fand ſchlafende Seeſchlangen auf dem Meere ſüdlich von der Inſel Borneo. Sie ſind ſchnell im Schwimmen und in allen ihren Bewegungen ſehr lebhaft. Im atlantiſchen Meere, ſo weit es Amerika beſpült, hat man niemals Seeſchlangen angetroffen, wohl aber iſt dieſes Meer der Schauplatz, wo die große Seeſchlange angetroffen werden ſoll, deren Exiſtenz aber noch ſehr bezweifelt wird. Ein amerikaniſcher Kapitän, ſo berichteten nämlich vor einigen Jahren die Zeitungen, habe mitten auf dem atlantiſchen Meere plötzlich in einiger Entfernung von ſeinem Schiffe ein heftiges Rauſchen der Meereswellen vernommen, und gleich darauf habe die ganze Mannſchaft ſtarr vor Schrecken eine aus der Tiefe auftauchende Schlange von wenigſtens 180 bis 200 Fuß Länge und 4 bis 5 Fuß Durchmeſſer erblickt. Der Kapitän habe ſogleich befohlen, eine Kanone auf das Ungeheuer loszuſchießen; die Kugel habe aber wahrſcheinlich daſſelbe nur geſtreift; denn plötzlich ſey daſſelbe ſchnell wie ein Pfeil auf das Hintertheil des Schiffes losgeſchoſſen, ſo daß das Steuer abbrach, gleich darauf aber wieder vor den Augen der von Todesangſt bebenden Matroſen in der Tiefe des Meeres verſchwunden. Die Berichte von ungeheuern Seeſchlangen, die uns die Seefahrer ſchon öfters und von verſchiedenen Seiten her mitgetheilt haben, ſcheinen nicht ganz erfunden zu ſeyn. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß ſich in den unergründlichen Tiefen des Oceans noch Ungeheuer, namentlich aber Schlangen, aufhalten, deren Oekonomie einen beſtändigen Aufenthalt unter den Wellen erfordert, ſo daß ſie nur ſelten an der Oberfläche erſcheinen und ſogleich wieder verſchwinden, wenn ſie einmal ſichtbar geworden ſind.

Abgeſehen von der großen Seeſchlange, deren Exiſtenz wir dahingeſtellt ſeyn laſſen müſſen, ſind die meiſten Waſſerſchlangen klein, nicht viel über zwei Fuß lang; doch hat man auch ſchon einzelne von 12 Fuß Länge angetroffen.

Wahrſcheinlich giebt es viel mehr Arten, als wir kennen. Mehrere ſollen nur im ſüßen Waſſer leben, andere nur im Meere. Die letztern behalten den Seegeruch bei, wenn ſie auch Jahre lang im Weingeiſt aufbewahrt worden ſind. In den Sammlungen gehören ſie indeß zu den Seltenheiten.

Sie ſchwimmen ſchlängelnd und ſchnell; man ſieht ſie an ſchönen Tagen bei ruhigem Meere. Bei Verfolgungen tauchen ſie nicht; ohne Zweifel aber thun ſie dieſes, wenn ſie Fiſche fangen, die ihre Nahrung ausmachen. Nach dem kleinen Kopfe und dünnen Halſe zu urtheilen, müſſen ſie nur langſam ſchlingen können. Wie ſie ſich bei Stürmen bergen oder ſchützen, iſt unbekannt. Da man ſie ſo weit vom Ufer antrifft, können ſie nicht dahin flüchten.

Die Waſſerſchlangen waren ſchon den Alten bekannt; Aelian ſpricht von großen Sumpfſchlangen in Indien mit breiten Schwänzen.

Von den Arten derſelben heben wir folgende als die merkwürdigſten hervor.

1) Die Ruſſel'ſche Waſſerſchlange, 3 Fuß lang, oben von blaugrauer, unten von weißgelber Farbe. Sie iſt in Tranquebar zu Hauſe und ſehr giftig.

2) Die ſchwarzgeſtreifte Waſſerſchlange 3½ Fuß lang, oben olivengrün, unten gelb, mit 58 ſchwarzen oder dunkelblauen Bändern, wohnt in Bengalen und hat ein ſo gefährliches Gift, daß ſich bei gebiſſenen Vögeln, in 5 Minuten Convulſionen und 7 Minuten der Tod einſtellte.

3) Weniger, vielleicht gar nicht giftig iſt die hier abgebildete grünringige Pelamide. Sie hat einen ſehr kleinen, mit 12 Schilden bedeckten Kopf und Schuppen am Bauche und Schwanze. In der obern Kinnlade ſteht ein kleiner Hauzahn und hinter dieſem drei andere gewöhnliche Zähne, welche in Beziehung auf die Gaumenreihe etwas ſchief ſtehen. Die Augen ſind rundlich, der Hals ſehr ſchmal, lang, und wie der Vordertheil des Körpers ſehr dünn, der hintere Theil dagegen dick, ſeitlich zuſammengedrückt, die Bauchſchuppen gekielt, der Schwanz glatt, etwas krumm, mit abgerundeter Spitze.

Die Farbe iſt dunkelblaugrünlich; am Halſe abwechſelnd grüngelbe Bänder, an den Seiten des Körpers und des Schwanzes breitere, grüngelbe Flecken. Die Länge iſt faſt 5 Fuß. Das Vaterland iſt die Küſte Coromandel. Ob ſie giftig ſeyen, wird vom dem Naturforſcher Ruſſel, der ſie beobachtete nicht bemerkt.

Favori.

(Fortſetzung und Beſchluß von Seite 154.)

Die Nacht iſt doch verzweifelt finſter, Kapitain, ich kann den Weg nicht mehr unterſcheiden.

Stütze dich auf Favori, er wird dich leiten. Es ſcheint, als wollte er heut gar nicht müde werden; man möchte ſagen, daß er mit Luſt die Luft einathmet . . . Wir ſind in Frankreich, Peter.

Digitized by Google

Das muß wohl ſein; denn ich fühle, daß mir das Herz ſtärker ſchlägt, und ich würde ſingen und tanzen, wenn nur Sie nicht ſo traurig wären.

Der Kapitain ſeufzte tief, und Peter wagte das Schweigen nicht zu unterbrechen. Ach, dachte der junge Offizier, welcher Abſtand zwiſchen der Abreiſe und der Heimkehr. Einſt träumte ich von Ruhm, Reichthümern und Glück, und jetzt bleibt mir nichts, als Armuth und Unglück. Ja ſelbſt das Bild des holden Mädchens, das mir in Rußlands Schneegefilden unwandelbar vor der Seele ſtand, iſt ſeit dem Uebergange über die Bereſina mir ein Gegenſtand der Pein, meine Träume ſind ſchreckliche Wirklichkeit geworden — und ich denke nur noch an meine Mutter die mich nicht verlaſſen, die im Gegentheil mich herzlicher lieben wird, als je. Ach wir werden wohl beide recht lange Tage verleben müſſen, ſie und ich! Aber durch welchen unglücklichen Zufall geſchah es, daß ich auch nicht einen Brief ſeit meiner Reiſe nach dem Heere empfangen habe?

Peter fing an zu pfeifen — ein Zeichen, daß er ſich langweilte.

Bemerkſt du nichts? fragte ihn der Kapitän; keine Bäume, keine Häuſer, die dich an die Nähe des Schloſſes des Herrn Henner erinnern?

Als Peter ſeine Augen öffnete, um ſich umzuſchauen, ſtand Favori ſtill und ſtieß ein luſtiges Wiehern aus, dem ein anderes Wiehern antwortete.

Wir ſind da! ſagte der Soldat, ich erkenne mich wieder und Favori auch.

Der Kapitain fühlte mit der Hand nach dem Herzen, es ward ihm plötzlich unwohl. Wohlan rief er, mit Peters Hülfe vom Pferde ſteigend, lebe wohl, mein guter Favori, wir werden uns nicht wiederſehen!

„Alſo ich ſoll viele Empfehlungen vom Herrn Capitän Gerard melden, rief Peter, den Zügel des Pferdes ergreifend, und dem Herrn des Schloſſes berichten, daß ich ihm hier das Pferd zurückbringe, das er ihm zu leihen die Güte hatte. Aber, ſoll ich hinzuſetzen, ſie könnten die Ehre nicht haben, dem Herrn und der Fräulein Henner aufzuwarten, weil Sie genöthigt ſeyen, eiligſt nach Paris zu Ihrer Frau Mutter zu reiſen.“

In dieſem Augenblick warf ein am Fenſter erſcheinendes Licht ſeinen Strahl auf das Antlitz des Offiziers. „Sie ſind ſehr blaß, lieber Herr Kapitain,“ ſagte der Soldat gerührt. . . . „Ich verlaſſe Sie nicht.“

„Nein, gehe ſchnell, mein Freund; ich werde dich da auf dieſer ſteinernen Bank erwarten.“

Der Soldat klopfte, das Hofthor öffnete ſich ſchnell, und Franz, der Stallknecht erſchien an der Pforte. Favori rannte ihn beinahe nieder und ſchnurrstracks nach dem Stalle, wo er ſeinen Stellvertreter bereits zu beißen anfing, als Franz zeitig genug herbeikam, um durch ſein „Holla“ dem Unfug zu ſteuern.

Im Salon des Herrn Henner befand ſich noch Geſellſchaft, obwohl es ſpät in der Nacht war. Peter trat ein, geführt von einem kleinen Jockey mit ſchwarzen Augen.

Kaum aber hatte der Soldat nach militäriſchem Gruſſe, dem Herrn Henner ſeinen Auftrag gemeldet, als ſich ein allgemeines Freudengeſchrei vernehmen ließ. Der eine ergriff eine Lampe, der andere ein Wachslicht, der dritte einen Wandleuchter und alle ſtrömten nach dem Hausgang.

Der Kapitain erwartete in ſeinen grünen Mantel gehüllt, die Rückkehr Peters, als er ſich plötzlich von hunderten von Lichtern geblendet ſah, welche die Dunkelheit der Nacht verſcheuchten. Aber mitten aus dieſem Gedränge vernahm er einen Schrei, der ihm bis ans Herz drang; — es war die Stimme ſeiner Mutter. — Wie in einen Traum verſunken ließ Felix ſich in den Saal führen, wo der gute Doktor Guichard ihn durch ſtark riechende Eſſenzen ins Bewußtſein rief.

„Mein lieber Kapitain, ſagte Herr Henner gerührt, aus der Art und Weiſe wie Sie dieſes Haus zu vermeiden ſuchten, ſcheint hervorzuleuchten, daß Sie ihre Mutter hier nicht zu finden hofften. Wir haben ſie veranlaßt, zu uns zu kommen, um Sie bei der Durchreiſe aufzuhalten, da Sie ja meiner Tochter verſprochen hatten, ihr ihren Favori zurückzubringen. Aber ich halte ſie auch meinerſeits auf, und habe dazu das Recht, denn ich habe Ihnen, meinem Lebensretter, eine Schuld zu bezahlen!“ Und mit tiefem Dankgefühl bot der Greis dem Jüngling die Hand.

Der Kapitain verſuchte aufzuſtehen, um die Hand ſeines Wirthes zu ergreifen; er ſah ihn mit einem Blick des innigſten Dankgefühls an, weil er ihm das Glück bereitet hatte, ſeine Mutter hier zu ſehen. Aber er wagte es nicht, ſeine Augen auf Fräulein Helene zu richten, die mit dem kleinen lieblich gelockten Köpfchen über die Schultern des Greiſe blickte.

Madame Gerard nahm den Helm ihres Sohnes herab und trocknete ſeine blaſſe Stirne.

Armer junger Mann, ſprach der Doktor bei ſich ſelbſt, wie viele Seelenleiden zu ſo vielen Leiden des Körpers! Aber wir wollen dich pflegen, fügte er laut hinzu — wir wollen dich heilen und dir das höchſte Glück bereiten, von dem deine Seele je träumen möchte.

In dieſem Augenblick warf der Kapitain ſeinen Mantel zurück. Das Kreuz der Ehrenlegion ſchmückte ſeine Bruſt; aber ſeine Mutter ſtieß einen durchdringenden Schrei des

Digitized by Google

Schmerzes aus, denn dem Jüngling fehlte ein Arm — er hatte ihn in einem Gefecht bei der Berezina verloren. Es erfolgte ein tiefes, nur durch Seufzer unterbrochenes Stillschweigen, und als der Krieger ruhig und gefaßt das Haupt erhob, stand Helena neben ihm an der Seite des verlorenen Armes.

(Siehe die Abbildung Nro 2.)

„Wir sind Verlobte, mein Herr!“ sagte sie mit zitternder Stimme, indem sie ihm ihre Hand bot.

„Bravo, Bravo! rief der Doktor mit Thränen in den Augen; bravo; daran erkenne ich die Edelste ihres Geschlechts.“

Der Kapitain beugte sich in tiefer Verehrung gegen das vortreffliche Mädchen und eine Thräne fiel auf ihre dargebotene Rechte.

„Ich glaube, ihr wollt mir den Mann umbringen, der mir das Leben gerettet hat,“ rief rasch Herr Henner, der die Rührung des Kapitains sah und diesen Vorwand ergriff, um ihn aufzuheben und an sein Herz zu drücken.

Die Thüre öffnete sich.

„Kapitain“ rief Peter herein, „Favori der Erste steht fertig und erwartet Sie.“

Dein Kapitain bleibt bei uns, mein Freund, entgegnete Herr Henner, und ich hoffe, du sollst ihn auch nicht verlassen.

„Ich bins zufrieden,“ antwortete Peter. „Ich kenne ihn, euern Herrn,“ sagte der Jockey, indem er ihn in das Vorzimmer führte, „er hat mir fünf Franken gegeben, weil ich ihm das Pferd an der Thüre des Chirurgen hielt, und die Geschichte von diesen fünf Franken hat mir meinen Dienst bei Mademoiselle Henner verschafft.“

„Mein Kapitain konnte euch nur Glück bringen,“ antwortete der Lanzier, der auf alle Weise geschmeichelt, geliebkos't und von der Dienerschaft des Schlosses auf Händen getragen, sich viel auf die Erzählung der erlebten Abenteuer zu Gute that.

Drei Monate später sah man eine Reihe Chaisen von hochzeitlich geschmückten Kutschern geleitet, aus dem Schlosse des Herrn Henner fahren. Hinter dem Wagen der Braut folgten zwei reich aufgezäumte Pferde, die ein schwarzäugiger schmucker Jockey in der Livree des Brautpaares läßig am Zügel führte. Als Jedermann in die Kirche getreten war, näherte sich der Jockey der Hauptthüre, welche offen geblieben war, nahm sein Käppchen ab, kniete zwischen die beiden Pferde und betete, so lange die heilige Handlung dauerte, für Mademoiselle Henner und den braven Kapitain Felix Gerard.

Fabeln.

Der Strauß trat vor das Nest der Eule, und zwar zur Mittagsstunde und streckte seinen Kopf in das Nest, und sprach zur Eule: „Liebe, sey so gut, und fliege ein wenig aus, im hellen Sonnenschein!“ „„Sehr gerne, krächzte die Eule ihm entgegen, wenn du ein wenig mit mir fliegst, Lieber!““

Die Katze saß auf einem Baume. Der Tiger kam herbei und sprach: „Freundin, iß mit mir!“ Die Katze schüttelte den Kopf, obgleich der Tiger ihr eine junge Gazelle versprach. „Kannst du denn kein Fleisch mehr fressen?“ fragte der Tiger. „Das wohl,“ erwiederte die Katze, „aber auch dabei gefressen werden.“

Verschiedenes.

Ein Afrikanischer Fürst.

Die Audienz einer dänischen Gesandtschaft bei dem Könige von Abhanter wird von einem Gliede derselben in folgender Weise beschrieben.

Der König saß auf einem massiv goldenen Throne unter dem Schatten eines künstlichen Baumes mit goldenen Blättern. Sein ganzer Körper, außerordentlich mager und ungewöhnlich groß, war mit Fett beschmiert und darüber Goldstaub gestreut Ein europäischer Hut mit Goldborten eingefaßt, bedeckte seinen Kopf; um die Hüften trug er eine Art Schürze von Goldstoff. Von oben bis unten war der Körper behängt mit kostbaren Steinen aller Art, in Form von Armbändern, Ketten und dergleichen, seine Füße ruheten auf einem goldenen Schemel. Die Großen des Reichs lagen auf dem Boden, ihre Köpfe mit Staub bedeckt. Ueber Hundert Kläger und Angeklagte waren in ähnlicher Stellung. Hinter diesen erwarteten zwanzig Henker mit gezogenem Säbel das königliche Signal, welches gewöhnlich jeder Streitigkeit mit Enthauptung einer der beiden Parthien ein Ende macht. Die dänische Gesandschaft kam auf dem Wege zum Throne an einer Parthie gerade erst abgeschlagener Köpfe vorüber, — wahrscheinlich ein höchst ermuthigender Anblick! Der König geruhte den Gesandten in folgender gnädigen Weise anzureden: — „Gern würde ich dich einige Monate in meinem Reiche zurückhalten, um dir eine Idee von meiner Größe zu geben. Hast du je etwas Aehnliches gesehen?“ „Nein, Herr und König aller Könige,“ erwiederte der Gesandte, „du hast in der Welt deines Gleichen nicht!“ „Das ist wahr,“ lautete die Antwort, „Gott im Himmel selbst steht nicht viel über mir!“

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'schen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Favori N° 2.

Digitized by Google

Digitized by Google

Das Innere des grossen Tempels zu Balbec.

Digitized by Google

Karlsruher Unterhaltungsblatt.

Nro. 40. Vierzehnter Jahrgang. 1841.

Das Innere des großen Tempels zu Balbec.

(Mit einer Abbildung.)

Tab. XL.

Das Interesse, welches die Bewohner des westlichen Europa an den Angelegenheiten des Orients nehmen, hat in der neuesten Zeit sehr viele Reisende in jene schönen und merkwürdigen Länder gezogen, an die sich für uns so große und heilige Erinnerungen knüpfen. Syrien, Palästina, Kleinasien und Aegypten wurden aufs Neue Gegenstände sorgfältiger Forschung, und Männer wie Chateaubriand, Schubert, Lamartine ꝛc. haben uns eine Menge wichtiger Aufschlüsse und anziehender Schilderungen über diese einst so blühenden, jetzt aber so tief gesunkenen Wohnorte früherer Cultur gegeben. Durch diesen regeren Verkehr mit dem Morgenlande hat aber auch dieses selbst gewonnen. Seine Bewohner haben sich mehr mit den Europäern befreundet und die Länder sind viel zugänglicher geworden, als ehemals. Sonst war eine Reise nach Jerusalem, nach Damaskus und nach dem Libanon mit den größten Schwierigkeiten und Gefahren verbunden; jetzt reist man ziemlich bequem und sicher dahin. Die Rudeplätze für die Nacht sind wohl eingerichtet, die Wege sind verbessert und die Scheiks der Städte und Dörfer sind viel zuvorkommender und gefälliger, als ehemals. Eine Reise z. B. von Beirout nach Balbec kostete früher drei volle Tage, jetzt nur einen Tag, und macht man sich am frühen Morgen von der Küste aus auf den Weg, so kann man die Ruinen dieser merkwürdigen Stadt am Abend erreichen, und der Europäer darf sicher seyn, dort Leute genug von allen Theilen der civilisirten Welt zu finden, Amerikaner von Massachusetts und New-York, oft Familien mit Frau und Kindern; Russen aus dem fernen Norden, Deutsche, Polen und Griechen ꝛc. Denn die Prachtruinen von Balbec, dem alten Heliopolis, welche in wunderbarer Majestät in der einsamen Wüste Cölesiriens prangen, ziehen fast beständig eine solche Menge Reisende an, daß man in ihrer Nähe oft die buntesten Gesellschaften, unter Zelten und bei zahlreichen Wachfeuern trifft.

Es kann hier nicht unsere Absicht seyn, diese Ruinen zu beschreiben, denn wir haben dieses schon ausführlich im Jahrgang 1838 unseres Blattes gethan, und verweisen, um uns nicht wiederholen zu müssen, auf unsere dortige Abbildung und Beschreibung. Nur den Glanzpunkt dieser herrlichen Trümmer, den großen Tempel des Sonnengottes, wollen wir heute näher in's Auge fassen. Dieses Prachtwerk, übertrifft an Großartigkeit und Schönheit selbst die berühmten Tempelruinen von Palmyra. Es steht auf einer Anhöhe, die sich etwa 20 Fuß über die umliegende Ebene erhebt, und zu demselben führt eine majestätische Treppe, von welcher die Zeit auch noch keine einzige Stufe zerstören konnte. Denn sie besteht, wie das ganze Riesenwerk selbst aus behauenen Quadersteinen von so ungeheuerm Umfang, daß kein jetzt bekanntes mechanisches Hülfsmittel im Stande wäre, sie von ihrer Stelle zu bringen. Ein Thorweg, der zum Theil durch Trümmer gesperrt ist, führt in den ersten Hof des innern Heiligthums, welches von großer Ausdehnung ist. Von diesem gelangt man in einen offenen noch größern Raum, der die Gestalt eines länglichen Viereckes hat, und mit abwechselnd

Digitized by Google

viereckigen und runden Nischen umgeben iſt, in welchen wahrſcheinlich einzelne Standbilder von Göttern oder andern Heiligthümer aufgeſtellt waren. Alle dieſe Nischen ſind mit ſinnvollen architektoniſchen Verzierungen, wie jeder andere Theil des Gebäudes geſchmückt und ein erhabenes Karniß oben vollendet den imponirenden Eindruck des Ganzen.

In einem ſo ungeheuern Gebäude und ſo unüberſehbaren Einzelnwerken kann kaum ein zu großer Reichthum von Verzierungen Statt finden, obwohl ein Reiſender davon bemerkt: „die Steine ſeufzen unter der Laſt ihrer eigenen Pracht; Kapellen, Hallen, Nischen, Friese und Karniße, alle mißfallen dem an die klaſſiſche Baukunſt gewöhnten Künſtlerauge und erinnern an die Periode des Verfalls der Kunſt, die ſich bei Römern und Griechen durch eine zu große Ueberladung kund giebt. Die Denkmäler des reinen Bauſtols in Athen und Rom ſind einfach, aber in ihrer Einfachheit unendlich erhaben. Wer ſie geſehen hat, wird durch den Glanz und den Reichthum der Formen in den Tempeln von Balbec nicht in dem Grade befriedigt werden, als wer die letztern zuerſt erblickt.“

An dem zur rechten Hand gelegenen Ende dieſes viereckigen Raumes befindet ſich ein geräumiger und prachtvoll geſchmückter Thorweg. Man kann nicht mehr ausmitteln, ob derſelbe in einen andern Theil des Gebäudes, das jetzt zerſtört iſt, oder aus demſelben hinausführte. Es ſcheint ein wahres Wunder, daß die Zeit an dieſem, der Decke beraubten Prachtwerke nicht mehr zerſtört hat. Von den zahlreichen Bildſäulen, die einſt in dem Tempel ſtanden, iſt kein Bruchſtück mehr übrig. In einem ſo trockenen Klima und einer ſo reinen Atmoſphäre geht der Vermitterungsproceß ſehr langſam vor ſich. Die gewaltigen Gewölbe unter dem Tempel, welche ineinander führen und aus ungeheuern Steinblöcken beſtehen, ſind noch bis auf die heutige Stunde ſo trocken und rein von aller dumpfigen Luft, daß man ſie als Getraideballen benutzt und große Vorräthe darin aufhäuft.

Der Sage nach wurde der Tempel von Balbec vom römiſchen Kaiſer Antonius Pius erbaut. Vier und fünfzig Säulen trugen einſt ſeine Decke und ihre Schäfte ſind 84 Fuß hoch und haben 22 Fuß im Umfange. Welcher Gottheit dieſe Heiligthümer geweiht waren, iſt nicht mit Gewißheit auszumitteln. Wahrſcheinlich aber waren ſie dem in Syrien allgemein verehrten Sonnengotte heilig, der in Vorderaſien Bel oder Bal d. h. Herr hieß. Daher auch der Name Balbec, griechiſch Heliopolis, Sonnenſtadt.

Welcher Gott aber auch darin verehrt und zu welcher Zeit ſie erbaut worden ſeyn, mögen ſie zeugen von einer auſſerordentlichen Blüthe und großem Reichthum der Stadt, die ſie zierten. Dieſen Wohlſtand konnte Balbec nur durch ausgebreiteten Verkehr und Handel gewinnen. Seine herrliche Lage in einem fruchtbaren Thale unfern des Antilibanon war ſehr zu einem Centralpunkt des Handels geeignet, der im Alterthume zwiſchen Indien und den Städten der ſyriſchen Küſte getrieben wurde. Zur Zeit als die Römer ſich Kleinaſiens und Syriens bemächtigten, kam auch Balbec unter römiſche Oberherrſchaft, und unter Auguſtus lag dort immer ein römiſches Kriegsheer. Nach dem Zeitalter des Kaiſers Conſtantin (333 nach Chr.) geriethen dieſe Prachtgebäude in Verfall, bis ſie, wie noch erhaltene Spuren zeugen, dem chriſtlichen Gottesdienſte gewidmet wurden.

Dem Schickſal, das ſo viele Städte des ungeheuern Römerreichs zur Zeit der Völkerwanderung traf, entging Balbec glücklich. Denn ſelbſt zur Zeit, als die Araber Syrien eroberten (640 nach Chr.) war es noch eine blühende Stadt voll ſtattlicher Paläſte und Tempel, mit einem Ueberfluſſe an Quellen, Bäumen und paradieſiſchen Anlagen. Der Reichthum ſeiner Bewohner wird aus einer geſchichtlichen Ueberlieferung erkannt. Nach der Einnahme von Damaskus ward nemlich Balbec von den Arabern belagert und während derſelben wurde von den Belagerern eine Caravane weggenommen, welche 400 Kameelladungen Seide, Zucker und andere koſtbare Waaren enthielt, und als endlich die Stadt ſich von dem Feinde Gnade erkaufen mußte, überlieferte ſie demſelben 1000 Unzen Gold, 4000 Unzen Silber, 2000 ſeidene Gewänder und 1000 Schwerter. Im Jahre 748 ward die Stadt vom Kalifen von Damaskus geſchleift und viele Einwohner umgebracht und im Jahre 1400 plünderte ſie der tartariſchen Erobrer Timur.

Zuletzt brachte ſie Djezzar Paſcha unter türkiſche Oberherrſchaft.

Man ſieht durchaus keine Spuren von alten Begräbnißplätzen in Balbec; keine Höhlen, keine Grabmäler in den Felſen und Hügeln zeugen, wo die Erbauer dieſer herrlichen Ueberreſte ſchlafen. Jedes Denkmal des Glanzes und Reichthums ſeiner Bewohner iſt verſchwunden. Die Herrſcher und die Weiſen und die Krieger dieſer Stadt ſtarben, ohne daß man nur weiß, wo ihre Aſche ruht, ohne daß ein Geſchichtsſchreiber oder Künſtler ihre Thaten verewigte. Man weiß ſo wenig vom uralten Balbec, daß es den Anſchein hat, als wäre es eine jener Städte, von denen die arabiſchen Märchen erzählen. Vielleicht liegt aber ſelbſt darin etwas Großes, daß nichts von ſeinem Ruhm zu zeugen beſtimmt war, als ſeine herrlichen Ueber-

Digitized by Google

reſte. Kann wohl irgend ein anderes Zeugniß ſo bedeutungsvoll reden, als dieſe ſtummen Trümmer in ihrer ſtillen Einſamkeit? Ruhig, ernſt und erhaben ſtehen ſie da, wie ein verwirklichtes Traumbild, und ſo wunderbar und ſchön, ſo geheimnißvoll und feierlich blicken die ſchlanken Säulenreihen aus den Sandhügeln auf den Wanderer hernieder, als wäre der Ort, wo ſie ſtehen, gar nicht die Stätte ihrer Geburt, als ſeyen ſie durch einen mächtigen Zauber aus der Tiefe der Erde gehoben, und warteten nur eine Zeitlang, um wieder auf ewig zu verſinken.

Schiffbruch der Blendenhall.

Im Jahr 1821 lief ein Kauffahrteiſchiff, die Blendenhall, das von England nach Bombay ſegeln ſollte, aus der Themſe und ſetzte ſeine Reiſe mit der Ausſicht auf günſtigen Erfolg durch das Atlantiſche Meer fort. Hier aber wurde es unglücklicherweiſe von widrigen Winden und Strömungen ergriffen und von ſeinem Laufe zu weit ſüdwärts und weſtwärts getrieben, ſo daß es der Mannſchaft wünſchenswerth wurde, die Inſel Triſtan d'Acunha zu erreichen, um ſich wieder zu orientiren. Dieſe Inſel, welche ihren Namen von ihrem Entdecker dem berühmten Portugieſiſchen Admiral hat, gehört zu einer der drei Inſelgruppen, von denen die eine die Unzugänglichen und die andere die Nachtigallen-Inſeln heißen. Sie liegen alle viele hundert Meilen vom feſten Lande entfernt in ſüdweſtlicher Richtung vom Vorgebirg der guten Hoffnung. Die Ufer ſind äuſſerſt ſteil und felſig, und bilden vielleicht die gefährlichſte Küſte, an welche je ein Schiff getrieben werden kann.

Während man nun auf dieſe Inſelgruppe zuſteuerte, geſchah es eines Morgens, daß ein Reiſender, welcher ſich zufällig früher als gewöhnlich auf dem Verdecke befand, eine große Menge Seegras zur Rechten des Schiffes erblickte. Dies erregte die Aufmerkſamkeit, es wurde ein Matroſe alsbald in den Maſtkorb geſandt, um Wache zu halten. Das Wetter war obgleich gemäßigt, doch in hohem Grade nebelig; das Seegras kam in immer größerer Menge, die Segel wurden halb eingezogen und der Hochbootsmann pfiff zum Frühſtück. In weniger als zehn Minuten, verſteinerte der Ruf: „Brandung vornen!“ jedes Herz und in einem Augenblick ſtürzte Alles auf das Verdeck, „Brandung rechts! Brandung links, Brandung rings umher!“ erſchallte es verhängnißvoll einen Augenblick ſpäter und alles gerieth in Verwirrung. Kaum waren dieſe Worte ausgeſprochen, als das unglückliche Schiff ſtrandete und nach einigen fürchterlichen Stößen gegen das verborgene Riff entzweibrach. Seile und Maſten wurden gekappt, alle ſchwammen wie inſtinktmäßig vorwärts und hatten kaum das Vordertheil erreicht, als mit einem heftigen Krachen, das Hintertheil zerbrach und für immer unterſank. Zwei der Seeleute kamen dabei erbärmlich ums Leben — die übrigen, mit Einſchluß der Offiziere, Reiſenden und der Mannſchaft hielten ſich am Vordertheil und an den Seiten feſt — es war ein Kampf auf Tod und Leben.

In dieſem Augenblick kam die Unzugängliche Inſel, welche bis jetzt in Wolken und dichte Nebel verhüllt geweſen war, zu Geſicht. Das Wrack war mehr als zwei engliſche Meilen von dem ſchrecklichen Ufer entfernt. Der untere Theil der Inſel war noch in einen unburchdringlichen Nebel verborgen. In dieſer gefährlichen Lage wollte der eine den Anker, der für Nothfälle am Vorderrtheil hieng, ein anderer den Fockmaſt kappen. Da verſchwand der Nebel gänzlich und die ſchwarze Felſeninſel ſtand in ihrer fürchterlichen Ungeſtalt vor den erſchrockenen Augen. Plötzlich ſchien die Sonne in vollem Glanze, als ob ſie den Leidenden noch heller ihre fürchterliche Lage enthüllen wollte. Verzweiflung durchbebte jedes Herz, und der Tod mit allen ſeinen Schrecken ſchien über dem Wrack zu ſchweben. Jeder ſtrengte ſich nach Kräften an, und Alles, was menſchliche Kraft vermochte wurde ausgeführt. Das Wrack, an welchem das Heil und die Rettung Aller hing, wurde von der Fluth und dem Winde zwiſchen Klippen, eingeſunkenen Felſen und donnernden Bruchwellen getrieben, bis es nach Verluſt von ſechs Stunden an den einzigen Ort der Inſel gerieth, wo eine Landung ausführbar war. Denn alle andern Theile der Küſte beſtanden aus ſenkrechten Granitwänden die von der unterſten Seeteife bis zu einer Höhe von zwanzig, dreißig und ſechzig Fuß emporſtiegen. Als man ſich dem Unſer näherte, ward ein Floß verfertigt und auf dieſem ruderten einige nach der Bucht. Endlich trieb auch der Wrack in dieſelbe; es wurden alsbald Seile ausgeworfen und die Mannſchaft und die Reiſenden, mit Einſchluß von drei Damen und einer Dienerin wurde aus dem Wellengrabe, welches wenige Stunden zuvor unvermeidlich geſchienen hatte, gezogen und glücklich ans Ufer gebracht. Nun brach der Abend heran und Alles ſtrengte ſich an, um noch von dem Schiffe zu retten, was zu retten war, Ballen Tuch, Fäſſer voll Wein, einige Kaſten voll Käſe, einige Schinken, eine todte Kuh, welche ans Ufer getrieben wurde, Zuber, Schöpfkeſſel, ein Näbzeug mit Scheren und Nadeln, eine Anzahl ſchöner Bettladen von Mahagoni, und Modewaaren für die Indiſchen Märkte wurden ans Land gebracht. Der Regen ſchoß in Strömen herab —

Digitized by Google

und alle Hände arbeiteten, um ein Obdach gegen das Wetter aufzurichten — und mit Hülfe der Bettladen, Tücher und einem Theil des Vordersegels wurden ſo viele Zelte errichtet, als nöthig waren.

Durchnäßt von Seewaſſer und Regen, hungrig und von Kälte erſtarrt, tauſend Meilen von ihrem Heimathlande entfernt und von jeder menſchlichen Hülfe abgeſchnitten, zogen ſich die unglücklichen Schiffbrüchigen unter ihre Zelte zurück. Am folgenden Morgen war der Wrack in Stücken zertrümmert, Planken, Sparren, Bretter und was noch auf den Wellen ſchwamm, wurde ans Land gezogen.

Kaum war das unglückliche Schiff zertrümmert, als Viele von allen Schranken des Gehorſams und der Ordnung ſich entbunden glaubten und ſich anzueignen ſuchten, was nur ans Land trieb. Kapitain, Offiziere, Reiſende und Matroſen waren auf dieſelbe Linie des Ranges zurück geführt und mußten ſich bequemen Waſſer zu holen und im Eilande nach Nahrung zu ſuchen. Dieſes Werk der Erforſchung war indeß bald gethan. Da war kein Vogel, kein vierfüßiges Thier, ja nicht ein einziger Baum zu ſehen. Alles war wüſte und leer, die niedern Theile der Inſel waren mit Steinen und Sand überſät, zwiſchen welchen nur niedrige Weiden, Farrenkräuter, Mooſe und andere Pflanzen dürftig wuchſen. Der Gipfel des Berges beſtand aus einem harten Urgeſtein voll tiefer Schluchten, in welchen kleine Waſſerrinnen hell wie Kryſtall herabrieſelten — und daneben ſchoß in Ueberfluß wilde Peterſilie und Sellerie auf. Die Gegend bot einen traurigen Anblick der Verwüſtung, ohne einen einzigen Hoffnungsſtrahl, um das Elend der verzweifelnden Mannſchaft zu lindern. Nach wenigen Tagen waren die todte Kuh, die Schinken und der Käs verzehrt und kein Biſſen Nahrung mehr übrig. Nur einige Flaſchen Wein waren noch vorhanden, welche man zur Sicherheit in die Erde vergraben hatte. Der Hunger begann zu drohen. Man unterſuchte jeden Stein an der See, um Fiſche oder Muſcheln zu finden — es war vergebens.

Während nun in dieſer fürchterlichen Noth die halbverhungerten Seeleute in düſterer Niedergeſchlagenheit um ihre Feuer gelagert waren, rauſchte auf einmal von dem Scheine der Flammen angezogen ein großer Zug Seevögel mitten unter ſie hinein, und alsbald wurde ein Theil von ihnen ergriffen, gerupft und an Bratſpieße geſteckt. Mehre Nächte nach einander kamen ähnliche Schwärme an, und da man die Feuer vervielfältigte, wurde ein großer Vorrath davon zuſammengebracht. Dieſe Beſuche jedoch ließen endlich nach, und die Unglücklichen waren aufs Neue dem drückendſten Mangel ausgeſetzt. Als ihr Vorrath von wildem Geflügel bereits länger als zwei Tage erſchöpft war, begann Jeder zu fürchten, daß nun jener Augenblick der höchſten Noth nahe ſey, wo nur die Wahl zwiſchen dem Tode und dem fürchterlichen Entſchluſſe blieb, das Loos darum werfen, wer ſich den übrigen aufopfern und zur Nahrung für ſie hergeben ſollte. Während nun der Schrecken und die Angſt vor einem verzweiflungsvollen Mittel die Gemüther Aller beſchäftigte, bemerkte man, daß ſich plötzlich der Horizont verdunkelte und alsbald ließen ſich dichte Wolken von Pinguins auf der Inſel nieder. Der Boden war davon im eigentlichen Sinne bedeckt; und ehe der Abend kam, konnte man vor lauter Eiern, welche gleich friſch gefallenem Schnee auf der Oberfläche der Erde lagen, den Sand nicht mehr ſehen. Die Pinguine blieben vier bis fünf Tage lang auf der Inſel, als wie auf ein gegebenes Zeichen der ganze Schwarm die Flucht ergriff und verſchwand. Einige davon hatte man getödtet; aber das Fleiſch war ſo außerordentlich zähe und ranzig, daß man es nicht genießen konnte. Dagegen wurden jetzt die Eier geſammelt und auf alle Weiſe zubereitet, und ſie lieferten einen Ueberfluß an Nahrung für mehr als drei Wochen, Nach Verlauf dieſer Zeit ſchien abermals eine Hungersnoth unvermeidlich; ſchon begann über die unglücklichen Seefahrer der dritte Morgen nach gänzlicher Erſchöpfung ihres Vorrathes zu tagen; — vierzig Stunden lang waren ſie bereits ohne Nahrung geweſen, und ſie begannen elend und kraftlos zuſammen zu ſinken, als, wie wenn dieſer öde Fels wirklich ein Wunderland wäre, ein Matroſe in das Lager mit der unerwarteten und erfreulichen Nachricht gelaufen kam, daß Tauſende von Seekühen an das Ufer gekommen ſeyen. Die Mannſchaft erſtieg nun die über ihre Zelte emporragenden Felſengipfel und erblickte mit unausſprechlichem Entzücken eine unabſehbare Heerde von Manatis zwiſchen denſelben. Sie kamen mit der Fluht an und blieben in den Lachen und Höhlungen zurück. Dieſer Vorrath reichte abermals für drei Wochen hin. Das Fleiſch war zwar thranig und zur Nahrung untauglich; auch vermochte es kein einziger in ſeinem Magen zu behalten; dagegen war die Leber dieſer Thiere vortrefflich und reichte lange Zeit für alle hin.

(Fortſetzung folgt.)

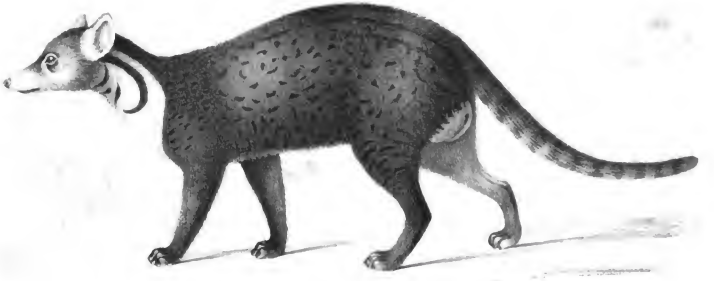
Verſchiedenes.

Wittwen in Paris.

Keine Hauptſtadt der Welt iſt ſo gut mit Wittwen bevölkert wie Paris. Nach der letzten Zählung fand man in der Hauptſtadt ſelbſt 53625, in den Provinzen 64082.

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google



Das Zebhlthier

Digitized by Google

Karlsruher Unterhaltungsblatt.

№. 41. Vierzehnter Jahrgang. 1841.

Die Zibethkatze.

(Mit einer Abbildung.)

Tab. XLI.

Aus allen drei Reichen der Natur bereitet ſich der Menſch Arzneimittel. Das Pflanzen- und Mineralreich liefern ihm die meiſten, aber einige, und zwar ſehr koſtbare, auch das Thierreich. Das hierbei abgebildete Säugethier iſt eine lebendige Apothekerbüchſe; es liefert uns den koſtbaren Zibeth.

Seiner Geſtalt nach gehört das Zibeththier zu der ziemlich zahlreichen Gattung der Viverren, zu welcher auch der Schneumon, die Ginſterkatze und der Palmenmarder gerechnet werden. Es iſt gegen 2 Schuh lang und etwa 13 Zoll hoch, hat feine, überall am Körper gleich lange Haare von grauer Farbe, mit ſchwarzen, meiſt wellenförmigen Flecken. Das Rückgrat iſt ſchwarz, der 14 Zoll lange Schwanz ſchwarz und weiß geringelt und der Hals weiß, mit einigen ſchwarzen Längsſtreifen. Obwohl das Thier viel Aehnlichkeit mit der Katze hat, ſo iſt doch ſeine Schnauze viel ſpitziger, als bei dieſer, und wie beim Fuchs, mehr nackt. Sie ziſchen auch wie die Katzen, knurren aber wie die Hunde und ſind im Stande, in einer Nacht ein Brett durchzunagen.

Das merkwürdigſte an dieſem Thiere iſt ein ſehr großer, doppelter Beutel, der am hintern Theil des Körpers, wie zwei Wülſte, hervorragt. In dieſem Behälter wird eine ſehr ſtark riechende Feuchtigkeit abgeſondert, die unter dem Namen Zibeth ſonſt ſehr häufig in der Medizin und zur Bereitung von wohlriechenden Eſſenzen gebraucht wurde.

Die Zibethkatze lebt im ganzen Orient, beſonders aber in Oſtindien, Siam, Syrien, Arabien, den Molucken und Philippinen und wird ſehr häufig um des Zibeths willen zahm gehalten. Man nimmt ihr denſelben wöchentlich zweimal mit einem ſilbernen Löffelchen aus der Oeffnung des Drüſenſacks und drückt ſodann denſelben zuſammen, wodurch noch mehr von dieſer Subſtanz aus vielen Drüſengängen in Geſtalt von Nudeln gewonnen wird. Die ganze Maſſe beträgt auf einmal etwa ſo viel, als eine Nuß.

In Oſtindien bindet man den gezähmten, welche man in einem Stalle hält, einen Strick um den Leib, zieht denſelben nach vorn, den Schwanz nach hinten, ſtülpt mit den Fingern den Beutel ſachte um und drückt den Zibeth aus den vielen Ausführungsgängen, welche ſich wie Schweißlöcher öffnen. Dann ſtreicht man ihn mit einem Löffelchen oder Bambusſpahn ab und beſchmiert die Theile mit Kokosmilch, um den Schmerz zu ſtillen. Dieſer Zibeth hat im friſchen Zuſtande eine gelblich weiße Farbe, iſt mit Haaren gemengt und riecht ſo ſtark, daß Manchen übel dabei wird. Die Männchen geben den beſten, aber weniger. Um denſelben zu reinigen, ſtreicht man ihn ſehr dünn auf Siriblätter, zieht die Härchen aus, ſpült ihn mit Meerwaſſer ab, wäſcht ihn mit dem Saft von ſauern Limonen, trocknet ihn an der Sonne und bewahrt ihn in zinnernen oder bleiernen Flaſchen.

Der beſte Zibeth findet ſich auf der Inſel Buro, einer der Molucken, welche die eigentliche Heimath des Zibeththier's ſind.

Die Wirkung, welche der Zibeth als Arzneimittel hat, ſoll krampfſtillend und erregend ſeyn. Wenn die Lebens-

Digitized by Google

kräfte eines Nervenkranken am Dahinſchwinden ſind und kein anderes Arzneimittel mehr anſchlagen will da gab man ehemals, den Zibeth, wie jetzt den Biſam, und manche Patienten, die ſich vielleicht ohnedies gebeſſert hätten, wurden darauf wieder geſund. Mit Recht betrachtet man daher dieſe Medicin als eine Art Viaticum oder Reiſegeld in die Ewigkeit, gleichſam als die letzte Oelung des Arztes, und wenn etwa um das Haus eines alten reichen Geizhalſes eine Zibethatmoſphäre ſchwebte, da war dieſes den öffentlich betrübten, aber heimlich lachenden Erben von ſehr guter Vorbedeutung.

Ehemals, in der Perückenzeit, wo unſere Damen die weiße und rothe Schminke nicht in feinen ätherischen Anflügen, ſondern pfundweiſe auf die Wangen legten, gehörte auch eine gehörige Doſis Zibeth an den Kleidern zu dem guten Tone — oder vielmehr zum guten Geruch — und in den Salons wandelten die eleganten Herren und Damen, ausgerüſtet mit dieſem Viaticum, gleichſam wie lebendige Momento mori's umher. Jetzt hat ſich dieſer Geſchmack geändert; man plündert nicht mehr die Beutel der Zibethkatzen, um nach der Mode zu riechen, ſondern die Darmkanäle der Pottfiſche. *)

Die Lebensart der Zibethkatzen ſtimmt ſehr mit der der Katzen überein; ſie klettern leicht auf Bäume, ſtecken den Schweif oft ins Waſſer und werfen Garnelen, Seekrebſe ꝛc., die ſich daran hängen, ſchnell herauf und freſſen ſie auf. Den Zibeth drücken ſie in der Wildniß an Bäumen heraus. In der Gefangenſchaft füttert man ſie mit Geflügel, mit der ſtark riechenden Frucht des Durianbaums, des Surſacks, (Brodbaums) und des Piſangs.

Es iſt ſehr auffallend, daß die Alten nichts von dieſem Thiere reden. Ohne Zweifel kannten ſie es, machten aber keinen Gebrauch von ſeinem ſtark riechenden Arzneimittel.

Schiffbruch der Blendenhall.

(Fortſetzung und Beſchluß von Seite 162.)

Unterdeſſen hatte der Zimmermann mit ſeinen Arbeitern ein Boot verfertigt, und vier Matroſen waren mit demſelben in der Hoffnung ausgefahren, Triſtan d'Acunha zu erreichen, und von da aus ihre Gefährten aus ihrer gefährlichen Lage zu erlöſen. Unglücklicherweiſe aber ging das Boot verloren. Ob es durch die Gewalt der Strömungen zwiſchen die Inſeln geworfen oder durch die Brandung zerſchellt worden war, konnte nicht ausgemittelt werden, denn es ward keine Spur vom Boote noch von der Mannſchaft wieder gefunden. Ehe jedoch die Monati's das Ufer zu verlaſſen anfingen, war ein zweites Boot von Stapel gegangen, in welchem ein Offizier und einige Seeleute einen zweiten Verſuch machten. Sie waren nach vielen Mühen und Gefahren ſo glücklich, eine Landung auf Triſtan d'Acunha zu bewerkſtelligen, wo ſie von dem Gouverneur Glaß mit vieler Herzlichkeit und Freundlichkeit aufgenommen wurde.

Triſtan d'Acunha ſoll, wie man glaubt bis zum Jahre 1811 unbewohnt geblieben ſeyn. In dieſer Zeit aber wählten es drei Amerikaner zur Wohnung, in der Abſicht, dort Produkte aus dem Pflanzenreich, vorzüglich Kartoffeln, zu erziehen und ihren Ueberfluß an die Schiffe zu verkaufen, welche ihr Weg von Indien, dem Kap oder den andern Theilen des Südmeers an der Inſel vorüberführte. Dieſe Amerikaner blieben die einzigen Einwohner der Inſel bis zum Jahre 1816, wo nach der Sendung Benaparte's nach Helena, die britiſche Regierung nöthig fand, ſich der Inſel zu bemächtigen und eine Colonie von vierzig Perſonen dahin zu ſenden, welche im Monat Auguſt daſelbſt ankamen. Um dieſe Zeit war das Haupt der amerikaniſchen Coloniſten geſtorben und nur zwei waren übrig geblieben. Bald aber ward die britiſche Beſatzung wieder aufgegeben, die Colonie verlaſſen, und Alle kehrten nach dem Kap der guten Hoffnung zurück, mit Ausnahme eines Mannes, Namens Glaß, eines Schotten, welcher Corporal der Artillerie war und eine Creolin vom Kap zur Frau hatte. Eine oder zwei Familie kamen ſpäter zu denſelben und ſo ward der Grund zu einem kleinem Staate gelegt. Glaß mit dem Titel und Rang eines Gouverneurs war, wie ein zweiter Robinſon Cruſoe, der unangefochtene Beherrſcher und Geſetzgeber des Ganzen. Als die kleine Colonie im Jahre 1824 von Mr. Auguſtus Earle beſucht wurde, war ſie im ſchönſten Wachsthum begriffen; denn eine große Anzahl von Kindern war unterdeß geboren worden.

Die verſchiedenen Familien bewohnten ein kleines Dorf, das aus hübſchen mit Schilf gedeckten Landhäuſern beſtand und das Anſehen von Reinlichkeit, Wohlſtand und Behaglichkeit nach echt engliſcher Weiſe hatte.

Dieſe Inſel nun war es, an welche die Mannſchaft vom Boote der Blendenhall gelangte, und der erſte Bewohner derſelben, Gouverneur Glaß, bewies ihnen alle Aufmerkſamkeit nicht bloß, weil ſie Nebenmenſchen ſondern auch weil ſie ſeine Landsleute waren. Denn Glaß hatte nicht nach abſoluter Herrſchaft auf der Inſel getrachtet, ſondern war ſtets ein treuer Unterthan des Königs Georg geblieben.

*) Der Pottfiſch liefert bekanntlich den köſtlichen Ambra.

Als er das Schickſal der Mannſchaft auf der unzugänglichen Inſel erfuhr, ließ er ſogleich ſein Boot ausſetzen und ſteuerte, muthvoll allen Gefahren trotzend und ſelbſt ſein Leben wagend, auf die Inſel zu, um ſeine ſchiffbrüchigen Landsleute aus ihrer Noth zu erretten. Nach unſäglichen Mühſeligkeiten bewerkſtelligte er endlich eine Landung, nahm die Unglücklichen, nachdem ſie bereits drei Monate auf dem öden Felſenneſte mit unerhörten Schrecken und Leiden gekämpft hatten, in ſein Fahrzeug auf und kehrte mit ihnen nach Triſtan d'Acunha zurück.

Hier brachten ſie, überhäuft von Beweiſen der edelmüthigſten Gaſtfreundſchaft, drei Monate zu und begaben ſich dann bei einer ſich darbietenden Gelegenheit nach dem Kap der guten Hoffnung. Nur ein Matroſe, mit Namen White, welcher eine Neigung für ein junges Mädchen auf der Inſel gefaßt hatte, blieb zurück, verheirathete ſich und ward als Ehrenbürger der kleinen Gemeinde aufgenommen.

Ada,

eine Erzählung aus dem alten Griechenland.

(Mit einer Compoſition von G. W. Faſel. Tab. XXI.)

Kliſthenes, der Fürſt von Sicyon, einem kleinen Königreiche im Peloponnes, hatte eine einzige Tochter, mit Namen Ada, ſchön und lieblich wie ein Frühlingsmorgen. Da in jener Zeit Athen vor allen Städten Griechenlands den Ruf der feinſten Bildung und Sitte genoß, ſo beſchloß Kliſthenes die Erziehung ſeiner jugendlichen Erbin durch eine edle Frau in dieſer berühmten Stadt vollenden zu laſſen. Es wurde demnach Ada, im zarten Kindesalter ſchon mit einem zahlreichen Gefolge von Dienern nach Athen geſandt, und in dem Hauſe Piſanders, eines eben ſo vornehmen als reichen Mannes, aufgenommen. Die Gattin dieſes Athéners war unter allen Frauen der Stadt als die kenntnißreichſte und edelſte geprieſen. Da ſie ſelbſt keine Töchter beſaß, ſo behandelte ſie bald die junge Ada mit den Gefühlen einer Mutter und widmete ſich der Ausbildung ihres Geiſtes und Herzens mit unermüdeter Sorgfalt. Auch jene Kenntniſſe und Künſte, welche der äußern Anmuth die letzte Vollendung geben, wurden nicht vernachläſſigt, und ſo war Ada, als ſie endlich zu ihrem Vater in die Heimath wiederkehrte, die ſchönſte, gebildetſte und liebenswürdigſte unter allen Jungfrauen Griechenlands.

Noch während ſie im Hauſe Piſanders lebte, hatte ſie öfters den einzigen Sohn deſſelben, Appias, geſehen, welcher um einige Jahre älter war, als ſie. Der junge Athener hatte ſich bereits durch ſeine Körperkraft und Geſchicklichkeit im Gebrauche der Waffen und in athletiſchen Uebungen hervorgethan. Er war kühn und unternehmend, und ſchien ganz zu kriegeriſchen Großthaten geboren. Wenige von ſeinem Alter thaten es ihm im Gebrauche des Schwertes und des Wurfſpießes gleich. Er war immer der Erſte in den Kämpfen der Paläſtra, der beſte Ringer, Fauſtkämpfer und Wagenlenker, und verfehlte mit der Wurfſcheibe ſelten das Ziel. Kurz ganz Athen war von ſeinem Lobe voll, und Piſander wünſchte ſich oft mit Freudenthränen zu einem ſolchen Sohne Glück. Ja er dachte ſogar ſchon öfters daran, ihn mit der reichen Erbin des Kliſthenes zu vermählen und zweifelte keinen Augenblick, daß die ſchönen Eigenſchaften ſeines Sohnes das Herz des Fürſten von Sicyon und ſeine Einwilligung zur Verbindung mit ſeiner Tochter gewinnen würden.

Ada ſelbſt bewunderte zwar die hohe, männliche Geſtalt des Jünglings und freute ſich über den ihm gezollten Ruhm; aber doch machte er auf ihr Gemüth keinen tiefern Eindruck, ja ſein rauhes und wildes Weſen und die kriegeriſchen Fertigkeiten, auf die er ſtolz war, ſchreckten ſie eher von ihm zurück, als ſie ihr Herz anzogen. Dagegen hatte ein anderer, ſanfterer Jüngling ihre ganze Achtung gewonnen; er hieß Milenos, und war der Bruder eines ſchönen atheniſchen Mädchens, einer Freundin und Geſpielin Adas; ihre Seelen fühlten ſich verſchwiſtert und ſchon hatten beide für einander in einem Tempel der Stadt ihre Gelübde den Göttern dargebracht, als Kliſthenes den ſchönen Traum zerriß und ſeine Tochter zurück berief.

Als ſie nun dem Hofe ihres Vaters angekommen war, übertraf ſie alle Hoffnungen und Erwartungen deſſelben. Kliſthenes hielt ſich für den glücklichſten der Väter, und erklärte in dem Hochgefühle ſeines Herzens, daß ſie nur der edelſte und ausgezeichnetſte Mann Griechenlands als ſeine Gattin heimführen ſolle. Der Ruhm ihrer Schönheit und der Reichthum und das Anſehen ihres Vaters zogen eine Menge Bewerber um ihre Hand herbei, und unter andern ſandte auch Piſander eine feierliche Geſandtſchaft, um eine Verbindung mit ſeinem Sohne zu Stande zu bringen, deſſen kriegeriſche Tugenden er bis in den Himmel erhob. Aber Kliſthenes lehnte höflich alle Anerbietungen ab und ſandte namentlich dem Piſander die Antwort, daß er ſich gänzlich außer Stand fühle, ihm die Sorgfalt zu vergelten, die er der Erziehung ſeiner Tochter gewidmet habe; er wolle aber, weil die Verbindung mit einem ſo ausgezeichneten Jüngling, wie Appias, ihm ſo ſehr zuſage, dieſe Verbindung auf eine Weiſe bewerkſtelligen, welche ihm die höchſte Ehre bringe, und am wenigſten den Neid ſeiner

Digitized by Google

Mitbewerber erregte. Ueber den Plan, wie er dieß zu Stande bringen wolle, werde er Tisander weiter unterrichten.

Während dieß geschah, wurden in ganz Griechenland die Zurüstungen zur Feier der Olympischen Spiele getroffen. Nach dem alten Gebrauche ward an alle hellenischen Stämme ein Aufruf erlassen, und nun zogen von allen Enden der Erde, wo nur Griechen wohnten, Kämpfer und Zuschauer nach der Landschaft Elis, und versammelten sich in dem berühmten Olympia. Nachdem dem Jupiter Olympius die gebräuchlichen Opfer gebracht waren, verkündigten die Herolde in wiederholten Ausrufungen, daß die Spiele beginnen sollten. Die Kämpfer zogen in geordneten Reihen nach dem weiten Kampfraum, wo sie ihre Kraft bewähren sollten, und zugleich wurden zahlreiche Rosse nach der Rennbahn geführt. Die Wagen, von ihnen gezogen, boten einen entzückenden Anblick, sowohl durch ihre Schönheit, als durch ihre Menge dar. Vor einigen waren vier, vor anderen zwei Rosse gespannt. Als die Richter ihre Plätze eingenommen, und diejenigen, welche in früheren Kampfspielen Sieger gewesen waren, mit ihren Oliven-, Lorbeer- oder Fichtenkränzen um das Haupt, sich in die erste Reihe gesetzt hatten, nahm die übrige Schaar der Zuschauer ihre Sitze auf den Bänken ein, welche um den Kampfraum rund herumliefen. Die Kämpfer traten nun vor die Richter hin, und mußten einen feierlichen Eid schwören, daß sie die Regeln beachten wollten, welche für die verschiedenen Kampfweisen vorgeschrieben waren, und daß sie zu keiner unwürdigen Kunst noch zum Betruge ihre Zuflucht nehmen wollten. Hierauf begann der Kampf.

Zuerst zog der Wettlauf zu Fuß, in welchem zwanzig Bewerber auftraten, aller Augen auf sich. Der Sieger, ein Thessalier, empfing seine Belohnung, einen wilden Olivenzweig und einen Ast vom Palmbaum, aus den Händen der Richter, und wurde unter lautem Zujauchzen von seinen Landsleuten im Triumphe fortgetragen. Nun begannen die ersteren athletischen Uebungen. Mehrere Paare, deren Körper von Oel glänzten, schickten sich an zum Ringen. In diesem Streite besiegte alle seine Gegner Milo von Kroton und wurde unter tobendem Beifalljauchzen als Sieger ausgerufen; denn nie zuvor war der Preis mit solcher entschiedenen Schnelligkeit und Leichtigkeit gewonnen worden.

(Siehe die Abbildung.)

Der nemliche Milo warf auch am folgenden Tage die Wurfscheibe oder den Diskus weiter, als man es je gesehen hatte; bald darauf besiegte er auch im Faustkampf mit dem Cästus, oder eisernen Handschuh, drei Gegner, und wurde zweimal in einem Tage gekrönt, ein Umstand, der bei keiner früheren Gelegenheit sich ereignet hatte. Nachdem nun am zweiten Tage das Pferderennen geendet und die Versammlung im Begriff war, aufzubrechen, da stellte sich ihren Augen ein unerhörtes Schauspiel dar. Milo, einen zweijährigen Stier auf seinen Schultern tragend, erschien an dem Stadium, und lief damit der ganzen Länge der Rennbahn nach, nahm oben an der Krümmung den Rang, und kehrte wieder mit seiner riesenmäßigen Last zurück. Ein begeistertes Jauchzen des Entzückens brach von allen Seiten los und der Name Milo's hallte tausendstimmig wieder. Noch immer aber war die Wundersceene nicht vorüber, denn nachdem Milo den Stier von seinen Schultern herabgeboden, und auf den Boden gestellt hatte, schlug er ihm mit der Faust vor die Stirne, und streckte ihn mit einem einzigen Schlage todt hin. Dann hob er ihn wieder auf, und trug ihn unter dem lauten Beifallsdonner der Zuschauer hinweg.

Als nun diese Art von Kämpfen vorüber war, zogen die Wagenrennen die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich. Die Gespanne bestanden in leichten Wagen mit vier Pferden und bildeten das edelste und anziehendste von allen Kampfspielen; denn selbst Könige und Fürsten traten in die Reihen der Kämpfer. Gelon, der König von Syrakus, die zwei Könige von Sparta, Periander, der Herrscher von Corinth, Kliſthenes, Fürst von Sicyon mit fünf anderen Fürsten Griechenlands, zogen auf ihren Wagen in die Rennbahn. Die Dromnete erklang; schnell wie der Blitz eilten sie dahin, der Staub wirbelte von den Rädern auf. Die Geschicklichkeit der Wagenlenker richtete sich vorzüglich darauf, so nahe als möglich um den entferntesten Pfosten an der Krümmung der Rennbahn zu kreisen, und auf diese Weise ihre Gegner abzuschneiden, oder ihnen zuvorzukommen. Zwölfmal sollten sie das Stadium umrennen, und die Theilnahme an dem Wettrennen ward nicht wenig durch die verschiedenen Lagen und Stellungen gesteigert, in welche die Kämpfer geriethen. Beim zehnten Mal gewann der Wagen des Syrakusanischen Fürsten einen Vorsprung vor den andern und wollte schnell den Pfosten umkreisen, als er zu nahe daran gerieth, und mit einem Rade hängen blieb. Er splitterte in Trümmer, und der Lenker desselben ward von seinem Standpunkt geschleudert und blieb todt auf der Stelle. Rücksichtslos über sein Loos eilten die andern vorwärts, und nun gewann Kliſthenes den Vorsprung, umfuhr mit beispielloser Kühnheit den Gränzpfosten, und und eilte so weit voran, daß aller Wettlauf der anderen vergebens war, der Fürst von Sicyon ward demnach als Sieger gekrönt, und nach seinem Namen die diesmalige Olympiade bezeichnet.

(Fortsetzung folgt.)

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'schen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

THE TSCHERKESSIAN.

Digitized by Google

Karlsruher Unterhaltungsblatt.

Nr. 42. Vierzehnter Jahrgang. 1841.

Die Tscherkessen

in ihrer kriegerischen Rüstung.

(Mit einer Abbildung.)

Tab. XLII.

Das muthige Bergvolk, welches in den Schluchten des Kaukasus schon seit mehreren Jahren den Russen einen so tapfern Widerstand leistet, zieht in der neuesten Zeit die Bewunderung der Bewohner Europa's in so hohem Grade auf sich, daß unsere Freunde es uns gewiß danken werden, wenn wir es in einer Abbildung und Beschreibung ihrer Anschauung und Kenntniß näher bringen.

Die Tscherkessen, von welchen uns jetzt beinahe alle Zeitungen erzählen, sind eine der mannigfaltigen Völkerschaften, welche die Länder des Kaukasus bewohnen. Ihr Land zwischen dem 55° 32′ bis 65° 15′ östlicher Länge und 41° 53′ bis 45° 11′ nördlicher Breite liegt am nördlichen Abhange des genannten Gebirges und wird von den Flüssen Kuban und Terek durchströmt. Die ganze Provinz, ist ein russisches Schutzland. Doch zahlen die verschiedenen Völkerstämme, unter welche sie getheilt ist, keinen Tribut und sind überhaupt in Ansehung ihrer Regierungsformen von Rußland ganz unabhängig. Dieses hält blos die große Straße von Mosdok nach Tiflis über die Pässe des Hochgebirges besetzt. An dieser Straße liegen mehrere Festungen, von welchen Wladikaukas die wichtigste ist. Das Land ist gemäßigt und größtentheils fruchtbar und kann mit den schönsten Gegenden Italiens verglichen werden. Die Anzahl der Bewohner beläuft sich auf 51130 Familien. Sie selbst nennen sich Adige; der Namen Tscherkessen soll aus dem türkischen stammen und so viel als Wegabschneider, d. h. Straßenräuber bedeuten, was sie auch wirklich sind. Die Nation theilt sich in fünf genau unterschiedene Klassen: die Pscheh, Fürsten, Usden, Edle, die von Fürsten und Edlen Freigelassenen, welche dadurch auch Edle werden, ferner die von dieser dritten Klasse Freigelassenen, und endlich die Tschochotl, oder Leibeigenen. Jeder Fürst ist der Oberlehensherr seiner Edeln, wie diese wiederum die Herren ihrer Leibeigenen sind. Die edeln Familien können nach Belieben von einem Fürsten zum andern übergehen; die Bauern zahlen den Usden keine bestimmte Abgaben, sondern liefern ihnen blos die Lebensbedürfnisse. Uebrigens findet kein eigentliches Regierungssystem statt, sondern jeder thut im Grunde, was ihm gut dünkt.

Jeder Fürst pflegt von Zeit zu Zeit seinen Edeln Geschenke zu machen, welche in den Familien forterben. Die Hauptverpflichtung der Usden dagegen ist, den Fürsten, so oft er es verlangt, in den Krieg zu begleiten und zugleich so viele ihrer Unterthanen mitzubringen, als für nothwendig erachtet werden. Macht der Fürst Schulden, die er nicht bezahlen kann, so sind die Edeln verbunden, sie zu bezahlen. Ebenso so sind die Leibeigenen verpflichtet, die Schulden und Diebstähle ihrer Usden zu bezahlen.

Die Tscherkessen aller Stände sind im Allgemeinen wohlgestaltet. Die Männer zeichnen sich durch ihren hohen, schönen Wuchs aus, sind von muskulösem Körperbau und selten wohlbeleibt. Schultern und Brust sind breit, aber der untere Theil des Rumpfes sehr schmal; Sie haben braune Augen und Haare, einen hohen und schmalen Kopf und eine schmale gerade Nase. Die Tscherkessischen Mädchen stehen durch die ganze Welt in dem

Digitized by Google

Rufe die ſchönſten zu ſein und werden oft auf die türkiſchen Sklavenmärkte gebracht.

Beide Geſchlechter kleiden ſich ſehr reinlich und anſtändig, ja nach Verhältniß ſogar prächtig, meiſtens nach tartariſcher Art mit kurzem Oberrock, längerem Unterrock, langen, weiten Hoſen und einer melonenförmigen Mütze. Die Männer ſcheeren Kopf und Bart und tragen blos einen Schnurr- und Knebelbart. Der Leib wird über den Hüften durch breite Riemen zuſammengepreßt, um einen ſchlanken Wuchs zu erhalten. Sie lieben Putz und Pracht und wenden daher viel auf ſeine tuchene, baumwollene oder ſeidene, mit Gold und Silber durchwirkte oder geſtickte Kleider, auf Treſſen, Bänder, metallene Zierrathen, auf ſchönes Lederwerk, Pferdegeſchirr ꝛc. Sie tragen glänzende Panzer, Helme, Armſchienen von polirtem Stahl, koſtbare Gürtel, Köcher, Degengehänge, Flinten, Piſtolen, Dolche, ſo daß ein reich gelleideter Tſcherkeſſe ſchön ins Auge fällt.

Der gemeine Mann lebt meiſt von Hirſe, Reis und etwas Fleiſch. Die Vornehmen genießen auſſer dieſen Speiſen auch eingemachte Früchte und andere Leckereien und rauchen gerne Tabak. Die Uebden führen ein ſehr unordentliches Leben. Wenn ſie nicht auf Raub oder Jagd ausgehen, ſo beſuchen ſie einander und zechen Tage lang, entweder Meth, oder geſäuerte Pferde- und Kamelmilch, ſeltener Branntwein, der ihnen, ſo wie der Wein, durch die mahommedaniſche Religion, zu der ſie ſich bekennen, verboten iſt.

Die Häuſer der gemeinen Tſcherkeſſen ſind aus Weidengeflecht verfertigt, von auſſen und innen mit Lehm überzogen und haben Stroh- und Schilfdächer. Vierzig bis fünfzig Häuſer bilden ein kreisförmiges oder viereckiges Dorf. Während der Nacht wird das Vieh in den mittlern Raum geſtellt, wo auch einige Hütten ſtehen. Um das Dorf her ſteht man Heuſchober oder Kornhaufen, und um alles zuſammen wird, zur Abhaltung unvermutheter Anfälle eine Hecke gezogen. Die Häuſer der Vornehmen ſind ſehr geräumig und beſtehen aus mehreren Gemächern mit manchen Bequemlichkeiten, z. B. Polſtern, Teppichen.

Die Hausthiere der Tſcherkeſſen ſind das Pferd, der Ochs, der Büffel, das Schaf, die Ziege, der Hund und die Katze. Ihre Pferde werden nach den arabiſchen für die beſten gehalten. Der Ackerbau iſt ſehr einfach. Im Frühling verbrennen ſie das Unkraut, welches den zum Anbau beſtimmten Boden bedeckt. Man baut vorzüglich Hirſe, Waizen und die und da etwas Reis. Auch die Bienenzucht wird ſtark betrieben.

Die tſcherkeſſiſche Sprache weicht ſehr von den Sprachen der übrigen kaukaſiſchen Völker ab. Sie hat eine Menge Lippen- und Gaumenlaute, welche durch Schnalzen der Zunge hervorgebracht werden, was das Sprechen derſelben für die Fremden ſehr ſchwer macht. Eine eigene Schrift und Bücher haben die Tſcherkeſſen nicht. Wenn ſie Jemanden etwas ſchriftlich zu wiſſen thun wollen, ſo laſſen ſie ihn durch den Mulla (Prieſter) türkiſch ſchreiben.

Die Männer werden von Jugend auf zum Gebrauche der Waffen, zum Stehlen und Rauben erzogen. Jeder geſunde, wahrhafte Mann muß dem Fürſten auf ſeinen Zügen folgen. Feigheit iſt eine große Schande. Selbſt im Frieden verlaſſen die Männer ihr Dorf niemals, ohne Helm und Panzer anzulegen, den Säbel umzuhängen, Piſtolen und Dolch in den Gurt zu ſtecken, und die Taſchen mit Patronen zu füllen. Selbſt die gemeinſten und ärmſten Leute tragen wenigſtens immer einen dicken Stab mit eiſerner Spitze und einem ſolchen Knopf, um ſich deſſelben im Nothfalle als eines Wurfſpießes bedienen zu können. Alle ſind vortreffliche Reiter und Schützen. Ihre Kriegsmanöovers hat man vorzüglich an den Tſcherkeſſiſchen Reitern beobachtet, welche einen Theil der Garde des Kaiſers Nikolaus in Petersburg bilden. Bei der Revue ſorengt gewöhnlich der Anführer heran und wirft vor die Füße des Kaiſers ein Geldſtück oder ein Kartenblatt; darauf jagt er zurück zu ſeiner Schaar. Gleich darauf ſprengt dieſe im vollſten Carrière heran und jeder einzelne Mann feuert im Vorbeireiten auf das daliegende Geldſtück ſeine Piſtole ab, wobei faſt alle entweder treffen oder ganz nahe an das Ziel ſchieſſen.

(Siehe die Abbildung.)

Kaum haben ſie aber abgeſchoſſen, ſo ſcheinen ſie unter den Pferden zu verſchwinden; denn vermittelſt einer blitzſchnellen Wendung hängen ſie unter dem Bauche derſelben, ſo daß eine nachgeſandte Kugel ſie nicht leicht zu treffen vermag. Es läßt ſich leicht denken, warum die Ruſſen mit einem ſolchen Volke eben ſo wenig fertig werden können, als einſt die Römer mit den Parthern. Sie ſind fürchterlich im Angriff, halten aber nicht Stand und vertheidigen ſich noch im Fliehen. Auſſerdem kommt ihnen ihr gebirgiges Land, das bekanntlich höhere Berggipfel hat, als die Schweiz, und die vielen Schluchten und Höhlen in demſelben trefflich zu Statten. Schnell wie ein Sturmwind ſind ſie da und eben ſo ſchnell wieder verſchwunden. Wehe dem Ruſſen, der ſich in ihr Bereich wagt; ihre Kugeln treffen ihn ſicher, oder ehe er ſichs verſieht, iſt er gefangen und zum Sklaven gemacht. Ja oft übten ſie fürchterliche Grauſamkeiten an den Ruſſen aus, und der Verfaſſer dieſes hat aus dem Munde eines glaubwürdigen

Digitized by Google

Augenzeugen ſelbſt vernommen, daß ſie einen ſeiner Brüder, einen Arzt, gefangen und ihm lebendig die Haut abgezogen hätten.

Der Diebſtahl wird bei den Tſcherkeſſen zwar beſtraft, aber er hat doch, mit Geſchicklichkeit begangen, nichts Entehrendes, ja das Gelingen deſſelben gilt ſogar als vorzügliches Talent, und ein Mädchen kann einem Jünglinge keinen größeren Vorwurf machen, als den, er habe noch nicht einmal eine Kuh geſtohlen. Raubzüge im Großen werden theils gegen die Nachbarvölker des innern Gebirges, theils gegen die Ruſſen ausgeübt, mit welchen letzteren die Tſcherkeſſen in faſt unaufhörlichem Kriege leben. Sie rauben, wo es nur angeht, beſonders indem ſie den Reiſenden auflauern, Menſchen und Vieh. Das Vergeltungsrecht, welches die Ruſſen dafür ausüben, dient nur dazu, die gegenſeitige Erbitterung zu vermehren, welche bei den Tſcherkeſſen außerdem noch durch ihre Mollahs unterhalten wird. Die in Endery oder Thabaſſeran ſtudiren, d. h. ein wenig leſen und ſchreiben lernen und dann zurückkehren, um das Volk im mahommedaniſchen Glauben zu befeſtigen und dadurch immer mehr von einer Verbindung mit den ungläubigen Ruſſen zu bewahren.

Wegen dieſer Unbezwinglichkeit der Tſcherkeſſen ſind auch ihre Fürſten nur dem Namen nach Vaſallen des ruſſiſchen Reichs, ſie geben keinen Tribut, und manche erhalten ſogar noch Geſchenke von ruſſiſcher Seite.

Der Gewerbfleiß der Tſcherkeſſen iſt nicht bedeutend. Einige Stämme verfertigen wollene Tücher, Filz und Lederwerk. Die Mädchen kennen kochen, nähen, weben, ſticken, Matten und Körbe flechten, und Kleider verfertigen. Waffen und andere Geräthſchaften bekommen die Tſcherkeſſen größtentheils von den Türken und Perſern. Sie liefern dafür Felle, Wachs, Honig, Talg, Butter, Getreide, grobe Gewebe und Sclavinnen. Ihre Verwandten zu verkaufen, tragen ſie kein Bedenken, und Gamba erzählt eine Geſchichte, wo ein Tſcherkeſſe ſeinen Vater und ſeinen Bruder um ein Pud Salz verkaufte.

(Fortſetzung folgt.)

Ada,

eine Erzählung aus dem alten Griechenland.

(Fortſetzung von Seite 166.)

Kaum hatte das Beifallrufen aufgehört, als ein Herold in die Mitte trat, und in dem Namen des Kliſthenes die verſammelten Griechen einlud, dieſen Tag mit ihnen feſtlich zu feiern. Wiederholtes Freudengeſchrei gab die Annahme der großartigen Einladung zu erkennen, und als es wieder ſtille geworden war, unterbrach der Herold das Stillſchweigen abermals und rief: „Kliſthenes von Sicyon ſpricht alſo zu den Männern Griechenland: Alle diejenigen, welche die Vermählung mit ſeiner Tochter Ada ihrer Aufmerkſamkeit werth achten, werden erſucht, an dem ſechzehnten Tage nach dem heutigen, nach Sicyon zu reiſen, und nach Verfluß eines Jahres wird er ſeine Tochter dem würdigſten unter den Bewerbern geben. Für den ganzen Zeitraum dieſes Jahres wird Kliſthenes die Pflicht der Gaſtfreundſchaft gegen alle übernehmen, welche zu ihm kommen.“ Dieſer Aufruf ward zweimal wiederholt, der Herold zog ſich zurück, und hinterließ die ganze Verſammlung in der größten Aufregung.

Noch fünf Tage dauerten die Spiele von Olympia fort, zuerſt gewann unter den Athenern Alkmäon, der Vater des Milenes den Siegespreis im Wagenrennen, mit zwei Pferden; der junge Milenes leitete ſelbſt den Wagen ſeines Vaters und ſeine ſchöne, anſtändige und beſcheidene Haltung gewann ihm eben ſo ſehr den Beifall, als ſeine Geſchicklichkeit in der Führung der Zügel. Auch bewährte er ſeinen Ruhm im Gebrauche der Waffen, indem er den Siegespreis im Speerwerfen gewann. Vater und Sohn wurden daher bei ihrer Rückkunft nach Athen mit öffentlichen Ehrenbezeugungen empfangen, wie es bei den Siegern in den Olympiſchen Spielen gewöhnlich war. Dieſe Ehre erhob beſonders den Sohn von dem niedern Standpunkt, auf dem er durch ſeine Herkunft ſtand, zu einem der geachtetſten Männer Athen's und diente nicht wenig dazu, ſeinen Ausſichten in die Zukunft einen neuen Aufſchwung zu geben. Denn im alten Griechenland kamen diejenigen ſchnell empor und gewannen Rang und Reichthümer, die ihre Geſchicklichkeit im Ringen, Fauſtkämpfen, Wagenlenken oder in irgend einer der anderen körperlichen Uebungen bewährten hatten. Alkmäon ward daher von den Athenern begünſtigt; ſie erhoben ihn zum Amte eines Polemarchen, dem Dritten in dem Reiche der Archonier.

Die Erhebung Alkmaens zu einer ſo hohen Würde in ſeiner Vaterſtadt ermuthigte Milenes, offen um die ſchöne Ada zu werben. Wäre ſeine Familie unter den Athenern unbekannt geblieben, ſicher würde Kliſthenes ihn die Hand ſeiner Tochter verweigert haben; die Abſicht deſſelben war zugleich eine mächtige Verwandtſchaft, um dadurch überwiegenden Einfluß zu gewinnen. Nun aber hatte ſich die Lage der Familie ganz geändert. Als die vom Fürſten von Sicyon beſtimmten 16 Tage beinahe verfloſſen waren, begaben ſich verſchiedene edle Jünglinge auf die Reiſe nach dieſer Stadt, um ſich um den herrlichen Preis zu bewerben.

Digitized by Google

Appias, der Sohn Tisanders, zog aus mit einem zahlreichen Gefolge; ihm folgte Milenos, deſſen äußeres Erſcheinen durch die Sorgfalt ſeines Vaters ſo glänzend war, als die irgend eines ſeiner Nebenbuhler. Als ſie zu Sicyon ankamen, war bereits eine zahlreiche Menge ausgezeichneter Freier, ſowohl aus der Ferne, wie aus der Nachbarſchaft verſammelt, alle mit bewaffnetem Gefolge und einem prächtig geſchmückten Dienertroſſe.

Während Kliſthenes ſich alle Mühe gab, ſie in dem Verſammlungsſaal ſeines Palaſtes auf's Freigebigſte zu bewirthen, verbreitete ſich das Gerücht, daß ein vornehmer Gaſt in der Stadt angekommen ſey. Bei dieſer Nachricht ward die Erwartung und Neugierde Aller erregt, und ſie machten ſich auf, um der neuen Erſcheinung entgegenzugehen. Der Ankömmling ward von mehreren Männern auf den Schultern getragen und prangte in einem Gewande vom feinſten Tyriſchen Purpur, mit Gold und Edelſteinen. Als man ihn niedergeſtellt hatte, trat er auf Kliſthenes zu und kündigte ſich als Glaukus von Sybaris in Großgriechenland an, deſſen Ruhm ſowohl ſeines Reichthums, als auch ſeines ſtaunenerregenden Luxus wegen, in die weiteſte Ferne bekannt war. Sein Gefolge war ſo zahlreich wie ein Heer und darunter befanden ſich hundert Köche, hundert Vogelſänger und hundert Fiſcher. Auf die Frage des Kliſthenes, wie es ihm auf ſeiner Reiſe ergangen ſey, antwortete er, daß er unterwegs unerträglich viel ausgeſtanden habe, weil er auf harten Betten hätte ſchlafen müſſen, ſo daß ihm noch jetzt alle ſeine Glieder weh thäten. „Ich ſchlief in der letzten Nacht, fuhr er mit einer mitleidſuchenden Miene fort, auf einem Bette von Roſen, aber die Blätter ballten ſich unter mir zuſammen und ich erwachte mit fürchterlichem Lendenweh.“

Kliſthenes und ſeine Gäſte lächelten verächtlich über dieſe Weichlichkeit.

Da es die Abſicht des Fürſten von Sicyon war, ſich nicht nur den verſtändigſten und beſten Mann, ſondern auch den tapferſten, ſtärkſten und gewandteſten Krieger zum Schwiegerſohne zu erwählen, ſo hatte er ſich eine Pallaſtra und einen Hippodrom oder Circus bauen laſſen. Hier fanden an jedem Morgen Kämpfe und Wagenrennen ſtatt, welchen Kliſthenes als aufmerkſamer Beobachter beiwohnte. Die gewöhnlichen Kampfübungen beſtanden im Ringen, Fechten, Pfeilſchießen, Laufen, Discuswerfen und im Fauſtkämpfen. An jedem Vormittage ward über Dichtkunſt, Muſik, Philoſophie und Sittenlehre wetteifernd geſprochen, und dabei mußte Jeder, wenn die Reihe an ihn kam, irgend eine Probe ſeines eigenen ſchöpferiſchen Genies geben, deſſen Werth und Gehalt nun einer Prüfung unterworfen ward. Am Abend gab Kliſthenes ſtets ein glänzendes Feſt, bei welchem alle Gäſte gegenwärtig waren, und die Unterhaltungen des Tages wurden gewöhnlich mit einer von Thespis aufgeführten Tragödie geſchloſſen, den der Fürſt zu dieſem Zwecke von Athen nach Sicyon berufen hatte.

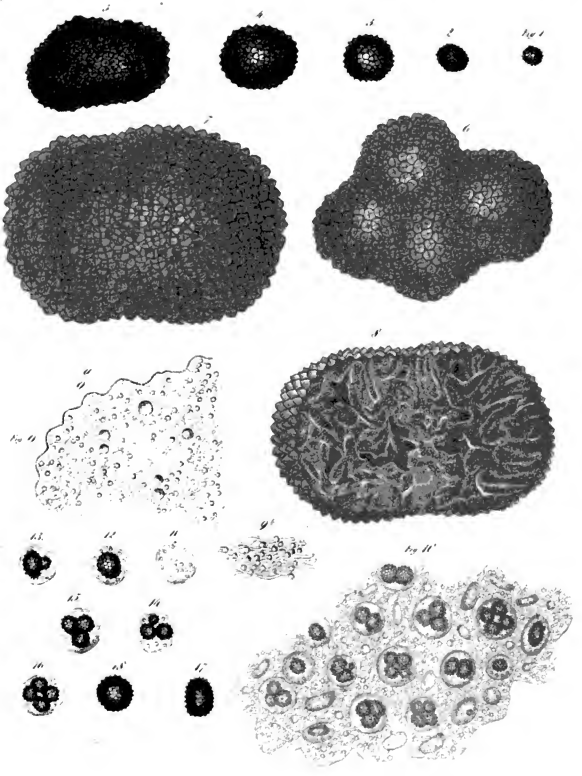
Nach der Sitte der Griechen wurde unterdeß die ſchöne Ada, um deren Beſitz jetzt ſo viele Nebenbuhler wetteiferten, eingeſchloſſen in der Verborgenheit gehalten. Die ſtrengen Begriffe von kindlichem Gehorſam, in welchem die jungen Töchter der Hellenen erzogen wurden, geſtatteten ihr nicht, bei der Wahl eines Gatten ihr eigenes Gefühl laut werden zu laſſen, nur der Wille ihres Vaters entſchied über ihr Schickſal.

Milenos beſaß ihre ganze Zuneigung, aber ſo groß war in jener Heldenzeit Griechenlands die Ehrfurcht vor dem Namen des Vaters, daß ſie des Jünglings, zu dem ſie ſich ſchon zu Athen unwillkührlich hingezogen fühlte, nicht einmal zu erwähnen wagte. Als ſie von dem Plane ihres Vaters, der ihr den achtungswertheſten Mann in Griechenland zum Gatten wählen wollte, unterrichtet ward, ſo fühlte ſie ſich geſchmeichelt, daß ſo viele ausgezeichnete Männer in die Reihen der Bewerber traten. Es ſchien ihr dieß ſo ehrenvoll und würdig, daß ſie weder die Liebe ihres Vaters, noch ſein Urtheil tadeln konnte. Sie ſtimmte alſo vollkommen mit den Entſchlüſſen ihres Vaters überein, und erklärte, daß ſelbſt Milenos ihre Hand nur unter der Bedingung erhalten ſolle, daß er ſich als würdiger Streiter im Wettkampf bewieſe. Trotz dieſes heldenmüthigen Entſchluſſes aber wallte doch immer ihr Herz in freudigen Schlägen auf, wenn ſie vernahm daß Milenos Name mit Beifall genannt wurde. Als das Jahr beinahe verfloſſen war, vernahm ſie mit der lebhafteſten Rührung von Kliſthenes, daß ſeine Wahl zwiſchen Appias und Milenos ſchwanke, da ihre Ueberlegenheit über die übrigen Bewerber entſchieden ſey. Den Ausſchlag zu geben, war indeß dem Geiſte des Kliſthenes noch ſchwer. Appias war offenbar ſeinem Gegner an Körperkraft und Gewandtheit in allen Waffenübungen und athletiſchen Kämpfen überlegen. Milenos aber übertraf dieſen in allen Künſten, welche den Geiſt ſchmücken, und in den Wiſſenſchaften, welche die Erkenntniß bereichern. Endlich entſchied der Einfluß, welchen äußere Bildung auf manche Menſchen ausübt, verbunden mit der Freundſchaft für Liſander die Frage zu Gunſten des Appias — und obwohl Ada dabei die tiefſte Betrübniß empfand, ſo war ſie doch zu ſehr Griechin, um ſich zu beſchweren.

(Der Beſchluß folgt.)

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google



Die Trüffeln

Digitized by Google

Karlsruher Unterhaltungsblatt.

№. 43. Vierzehnter Jahrgang. 1841.

Die Trüffeln.

(Mit einer Abbildung.)
Tab. XLIII.

Bei dem Anblick unseres heutigen Bildes wird manchem Leser der Mund wässern, und er wird nichts lebhafter wünschen, als daß die Figuren, die sie enthält, doch in einer Pastete gebacken in natura, nebst einer Flasche Bordeaux vor ihm auf dem Tische ständen. Herzlich gern würde das Unterhaltungsblatt seinen Appetit befriedigen, wenn die Steindruckpresse im Stande wäre, gemalte Dinge in wirkliche zu verwandeln. Da ihr aber eine so schmackhafte Metamorphose durchaus unmöglich ist, so müssen sich unsere Freunde damit begnügen, daß wir in beifolgender Beschreibung die gemalten Trüffeln gewissermassen — in einer Sauce präsentiren, die dann Jeder beliebig stehen lassen kann, wenn sie ihm nicht mundet.

Diese berühmten Produkte des Gewächsreiches, auf welche die Pasteten-bäcker, Garköche und Leckermäuler so unablässige Jagd machen, gehören in das Geschlecht der Schwämme oder Pilze und bilden eine eigene Gattung von mehreren Arten, deren charakterische Merkmale ungefähr folgende sind. Es ist ein fast runder fleischiger Schwamm, durch dessen Mark Adern laufen. Ihre Entstehung und allmählige Ausbildung ist so räthselhaft, wie die der Schwämme überhaupt. Ja sie sind um so wunderbarer, da sie nicht einmal auf der Oberfläche, sondern unter der Erde sich ausbilden.

An diesem äusserst sonderbaren Schwamme hatten bisher die sorgfältigsten Beobachtungen und Zergliederungen immer noch nichts weiter entdecken können, als daß sich inwendig gefärbte, marmorirte Zeichnungen befinden, welche ein netzförmiges adriges Gefüge darstellen. In den adrförmigen Gängen dieses Gefüges erblickt man kleine mit Schleim angefüllte Höhlen und in denselben kleine Körner, welche nicht wie andere Pflanzensamen beschaffen, sondern gleich bei ihrer Entstehung wahre Trüffeln im Kleinen sind, bald nach dem Absterben der Mutterpflanze die Gestalt und Größe derselben erlangen und sich wiederum auf dieselbe Weise vermehren.

(Siehe die Abbildung).

Von aussen betrachtet ist die Trüffel eine von allen übrigen Organen, als Blättern, Blüthen, Ausläuferwurzeln u. s. w. entblößte rundliche Masse, welche an allen Punkten ihrer Oberfläche Nahrung aufsaugt. Ihre normale Größe ändert von der Größe eines Hanfkorns bis zu der einer Faust ab. Die größten wiegen 8 bis 10 Unzen. Zuweilen findet man deren zwar von mehr als 1 Pfund Schwere; allein dieß sind Monstrositäten, die theils durch Verwachsung mehrerer Trüffeln, theils durch Entartung entstehen. So lange die jungen Trüffeln noch nicht die Größe einer Wallnuß erreicht haben, haben sie eine ziemlich runde Gestalt Fig. 1. 2. 3. 4. große Trüffeln aber haben Lappen, Knorren und Beulen, Fig. 5. 6. 7.

Die Oberfläche sämmtlicher Trüffeln ist immer tiefbraun gefärbt und besteht aus einer sehr großen Menge kleiner Wärzchen, welche bei jungen Individuen sehr gedrängt, kegelförmig und spitz sind. Fig. 1. 2. 3. Sobald jedoch die Trüffeln älter werden, treten diese Wärzchen weit auseinander, werden stumpf und erhalten gleichsam Facetten wie kleine geschliffene Diamanten. Fig. 5. 6. 7. Wenn die innere Entwicklung zu schnell vor sich geht und die

Digitized by Google

Oberfläche ihr also nicht schnell genug folgen kann, so entstehen daraus die Sprünge, welche man bei den großen Trüffeln häufig bemerkt.

Untersucht man eine junge Trüffel durch ein 450fach vergrößerndes Mikroscop, so erblickt man eine Masse, die aus blasenähnlichen Kügelchen von ungleicher Größe besteht, zwischen denen sich kleine Stielchen befinden, die sich von dem Mittelpunkte nach der Peripherie strahlenförmig ausbreiten scheinen. Fig. 9. Diese blasenähnlichen Kügelchen dienen zur Fortpflanzung und an ihren innern Wänden befinden sich eine Menge Reproduktionskörperchen, von denen aber nur eine sehr kleine Anzahl zur Reife gedeihen. Die an innern Hülfsquellen immer so reiche Natur bereitet nemlich, um zur Erzeugung von 5 bis 6 Trüffelchen zu gelangen, in jeder Muttertrüffel Milliarden von Bläschen, welche sämmtlich geeignet sind, der Mittelpunkt der Reproduktion zu werden, von denen aber nur die allerkräftigsten aufkommen, die übrigen dagegen verkümmern. Fig. 12. 13. 14. 15. 16. Die jungen Trüffelchen haben einen Durchmesser von ungefähr $\frac{1}{100}$ Millimeter und sind entweder kugel- oder eiförmig. Fig. 19. 20. Sie haben das Ansehen einer ganz jungen Roßkastanie, und ihre äussere Farbe ist schwarz, das innere Fleisch dagegen ist bei den jungen Trüffeln weiß, bei den ältern chokoladebraun.

Nachdem die Muttertrüffel durch alle Stadien ihrer Entwicklung gegangen ist, löst sie sich auf und fault. Ihre Masse bietet den kleinen Trüffelchen eine angemessene Nahrung dar und wird von denselben gierig aufgesogen.

Die braune Farbe des reifen Fleisches der Trüffeln, so wie der von den Gutschmeckern so geschätzte Duft wird von den Reproduktionskörperchen hervorgebracht und sind der hauptsächlich nährende Bestandtheil dieses Gewächses. Die ganze übrige Masse ist unverdaulich, und die besten Trüffeln sind daher die inwendig recht braunen, welche viele Trüffelchen enthalten.

Die Trüffel war schon bei den Alten geschätzt und findet sich in ganz Europa, in Asien und Nordamerika. Bei uns findet sie sich am häufigsten in Eich-, und Buchwäldern, wo nicht zu viel Gebüsch ist, ½ bis 1 Fuß tief in lockerem Boden, der aus Sand und Lehm gemischt ist. Im Frühling zeigen sie sich von der Größe einer Erbse, und erst gegen den Winter werden sie reif. Im Sommer schwärmen die blauen Trüffel-Mucken darüber und legen ihre Eier auf den Boden, worauf die Larven hinunterkriechen und die Trüffeln wurmstichig machen. So lang sie jung sind, werden sie nicht geachtet, im Spätjahr aber als eine angenehme Speise an Suppen, Ragouts und Pasteten gebraucht, auch in heißer Asche gebraten, abgezogen und mit Pfeffer, Salz und Baumöl gegessen. Am besten sind sie frisch. Sie sind ein Reizmittel, und darum ist es nicht rathsam, viele zu essen. Es sind die theuersten Pilze, und das Pfund kostet mehrere Gulden. Gewöhnlich werden sie von den Jägern an die Höfe geliefert.

Obschon die Erde gewöhnlich etwas erhöht ist, wo sie liegen, so ist es doch schwer sie zu finden. Man richtet daher kleine Pudel welche in Italien Putta und Barboni heißen, als sogenannte Trüffelhunde ab, indem man ihnen junggekochte Trüffelstücke mit Milch giebt und dann damit gerieben Brod. Dann gräbt man es ein und läßt sie es suchen. Im Walde schnuppern sie sodann herum und kratzen, wo sie Trüffeln finden. Da die Schweine sie gierig auswühlen, so führt man sie in Italien mit einem Seil am Hinterfuße in den Wald; in Frankreich legt man ihnen einen eisernen Ring in die Schnauze, damit sie dieselben nicht fressen können. Endlich kann man sie entdecken, wenn man Acht giebt, wo die Trüffelmucken schwärmen.

An manchen Orten legt man auch eine Trüffelzucht an, am besten in einem Park, wo der Platz vor der Sonne geschützt ist. Dieß geschieht, indem man gegen Ende des Sommers bei trockenem Wetter Trüffelnester aushebt, sie eingräbt und von Zeit zu Zeit begießt.

Da es in Italien, besonders im nördlichen, viel mehr Trüffeln giebt, als anderwärts, so werden sie in Scheiben geschnitten, an der Luft getrocknet und versendet. Auch bewahrt man sie in Sand, Oel, Essig und Wein auf. Pilzhändler verkaufen nicht selten den in Scheiben geschnittenen unreifen, gelblichen Buff, welcher aber sehr schädlich ist.

Die Tscherkessen

in ihrer kriegerischen Rüstung.

(Fortsetzung und Beschluß von Seite 169.)

Fast alle öffentlichen Angelegenheiten und Rechtshändel der Tscherkessen werden durch Versammlungen abgemacht, welchen die Aeltesten unter den Fürsten und Edlen, ja selbst die ältesten und reichsten Bauern beiwohnen. Die Entscheidung erfolgt nach den alten Gebräuchen, welche für die Tscherkessen heilige Gesetze geworden sind. Mord wird mit einer bedeutenden Geldbuße bestraft, wenn anders die Verwandten des Gemordeten nicht auf der Blutrache bestehen. Der Dieb muß den mehrfachen Betrag des Gestohlenen als Strafe erlegen. Wie seltsam zuweilen die Aussprüche der Volksversammlungen ausfallen, beweist eine von Klaproth mitgetheilte Thatsache. „Es sah Jemand auf seinem Felde eine Ziege und gab seinen Vasallen den Befehl, sie wegzujagen; dieser brach dem Thiere durch einen Steinwurf das Bein und umwickelte die Wunde mit Lein-

Digitized by Google

wand. Als die Ziege in das Haus ihres Herrn zurück kam, trat sie zu nahe an den Heerd, und der Verband fing Feuer. Dieß verursachte dem Thiere Schmerzen, es entlief, sprang durch ein an das Haus stoßendes Getreidefeld und zündete es an, so daß es in wenigen Augenblicken in Asche lag. Die Sache kam vor die Versammlung, und der, welcher den Befehl gegeben hatte, die Ziege von seinem Gute zu vertreiben, wurde genöthigt, den ganzen Schaden zu ersetzen."

Bei keinem Volke herrscht ein so hoher Grad von Adelsstolz, als bei den Tscherkessen. Der Fürst heirathet nur eine Fürstentochter von gleichem Range. Wird einem Fürsten ein Kind geboren, so giebt er große Feste. Ist es ein Knabe, so übertragt er die Erziehung desselben am dritten Tage nach der Geburt einem Edlen, welche sich natürlich um diese Ehre streiten. Das Kind wird hierauf einer Amme anvertraut, die ihm einen Namen giebt. Erst nach drei oder vier Jahren wird der Knabe beschnitten, und der Mullah erhält bei dieser Gelegenheit ein Pferd zum Geschenke. Der Vater sieht seinen Sohn nicht eher wieder, als bis zu dessen Verheirathung; eine Sitte, welche große Kälte zwischen den nächst Verwandten zur Folge hat. Die Söhne der Edlen bleiben bis in's dritte oder vierte Jahr im väterlichen Hause; alsdann giebt man ihnen einen Aufseher oder Erzieher. Diesem Erzieher liegt auch die Wahl der Gemahlin für den jungen Prinzen ob. Wenn der Vertrag in Beziehung auf das Geschenk, welches den Eltern der Braut gemacht werden muß, abgeschlossen ist, so begiebt sich der Bräutigam in Begleitung eines Freundes zu Pferd nach der Wohnung der Brauteltern, und entführt das Mädchen in vollem Galop nach seiner Heimath. Hier verbirgt sich unterdessen der Bräutigam in einem nahe gelegenen Walde, bis der Freund die Braut ihren neuen Schwiegereltern vorgestellt hat, und Alles zur Vermählung bereit ist. Wie hoch der Preis für ein Mädchen sein mag, läßt folgende Anekdote errathen: Ein junger Tscherkessenprinz machte in Petersburg einer schönen Russin seine Erklärung. Sie lächelte und gab ihm eine abschlägige Antwort. Da bot er ihrem Vater 300 Pferde als Geschenk für die Tochter — und er wunderte sich gewaltig, als abermals ein Korb erfolgte.

Obwohl die Tscherkessen sich jetzt zum Islam bekennen, so halten sie doch an vielen Ueberresten des ehemaligen Christenthums fest. Sie verehren noch die vielen Kreuze, die es in den Wäldern giebt, obgleich sie nicht wissen, was sie vorstellen. An gewissen feierlichen Tagen versammeln sich die Tscherkessen bei diesen Kreuzen. Die, welche das Priesteramt verrichten, treten vor das Kreuz und beten zu der Schutzgottheit Morissa um Erhaltung der Felder, Ergiebigkeit der Ernte und Bewahrung vor der Pest. Diese Morissa, wahrscheinlich das Griechische Melissa, ist die Beschützerin der Bienen. An dem Kreuze sind mehrere kleine Kerzen angebracht; eine wird abgenommen, um daran einige Haare des zum Opfer bestimmten Ochsen zur verbrennen. Den Beschluß des Festes macht Tanz und Spiel. Neben der Morissa verehren die Tscherkessen auch den Hirtengott Seossores und zwar unter dem Bilde eines von allen Aesten entblößten Birnbaums. Sein Fest wird im Herbste gefeiert. Man bringt ihn dann unter dem Klange verschiedener Instrumente und dem Freudengeschrei der Bewohner in das Innere des Hauses und schließt um den Stamm, welcher mit Kerzen bedeckt ist und am Gipfel einen Käse trägt, einen Kreis. Hierauf wird gegessen, Busa getrunken, und gesungen, und am Schlusse des Festes der hölzerne Götze wieder in den Hof gebracht, wo er, an eine Mauer gelehnt, den übrigen Theil des Jahres stehen bleibt, ohne weiter ein Zeichen der Verehrung zu erhalten. Auch bei den alten Kirchen und Kapellen versammeln sich die Tscherkessen an gewissen Tagen, besonders nach den großen Fasten im Frühjahre und opfern dabei Thiere. Ein Theil des Fettes und der Nieren wird unter die Umstehenden vertheilt, das Uebrige ins Feuer geworfen. Dieser Gebrauch erinnert an das Schlachten des Osterlammes bei den Juden. Die Tscherkessen glauben, wie andere kaukasische Gebirgsvölker an den Einfluß guter und böser Geister. Sie verehren außer dem Propheten Elias auch St. Georg, St. Michael und St. Nikolaus. Vom letztern glauben sie, daß er oft unter der Gestalt eines Adlers erscheine. Dieses letztere scheint im gegenwärtigen Augenblicke der Fall zu seyn. Es erscheinen ihnen wenigstens die Adler des großen Nikolaus; aber sie wollen sie nicht gastlich unter sich aufnehmen und kämpfen freiheitstolz gegen die russische Uebermacht. Ob sie ihr erliegen werden, ist kaum einem Zweifel unterworfen. Aber es wird noch viele Opfer kosten.

Ada,

eine Erzählung aus dem alten Griechenland.

(Beschluß von Seite 170.)

An dem Tage, an welchem Klisthenes seine Entscheidung verkündigen wollte, bezeichnete ein ungewöhnlicher Aufwand das zu Ende gehende Fest. Viele der ersten Bürger Sicyons waren zugegen und eine ungeheure Menge Wein ward dargeboten. Während der Unterhaltung erhob

Digitized by Google

ſich ein Geſpräch über den Vorzug der Muſik vor der Tanzkunſt, an welchem der unbeſcheidene Appias Antheil nahm und mit dem heftigſten Eifer die Tanzkunſt vertheidigte. Da dieſe Kunſt in keiner großen Achtung bei den Griechen ſtand, ſo fand ſeine Meinung viele Gegner. Erhitzt aber durch den Streit und durch den Wein, den er in reichlicher Menge getrunken hatte, hieß Appias ſogleich die Muſiker, welche am äußerſten Ende des Saales ſtanden, vorwärts treten und jene lebhafte Melodie ſpielen, welche unter dem Namen „Emmelia“ bekannt iſt. Dabei ſprang er in des Saales Mitte und rief: „Nun ſo überzeugt euch ſelbſt, ob Anmuth und Würde nicht vereinbar mit dem Tanze ſind!“ Mit dieſen Worten begann er, ſich nach der erwähnten Melodie mit einer Leichtigkeit zu bewegen, welche die Zuſchauer in Erſtaunen ſetzte. Noch nicht zufrieden mit dieſem Beweiſe ließ er einen Tiſch bringen, ſtieg darauf und tanzte in den zwei Weiſen, welche bei den Lacedämoniern und Athenern gebräuchlich waren.

Auf Kliſthenes machten indeß dieſe Kunſtſtücke nicht den berechneten Eindruck. Er war während derſelben eben ſo ſehr betroffen als ärgerlich über ſeine Verblendung; doch ſagte er nichts, obgleich ſeine Verſtimmung augenſcheinlich war. Nun aber folgte eine Scene, welche ſeinen Unwillen aufs Höchſte ſteigerte. Während Appias auf dem Tiſche tanzte, geriethen viele von den Gäſten über das Schauſpiel in Entzücken und klatſchten ihm lauten Beifall zu. Geſpornt durch dieſes unſinnige Lob, wollte der eitle Appias noch ein Meiſterſtück zum Beſten geben und ſtellte ſich auf den Kopf, indem er die verſchiedenſten Schwenkungen mit den Beinen in der Luft machte. Unfähig einen Anblick der ſein Anſtandsgefühl empörte, länger mit anzuſehen, rief Kliſthenes ernſt und ſtreng dem Appias zu, herabzuſteigen und ſprach dann folgendes zu ihm: „Sohn des Tiſander, du haſt dir deine Frau weggetanzt!“— und der übermüthige barſche Jüngling antwortete darauf: „Appias macht ſich nichts daraus!“—

Als das Aufſehen, welches dieſes Abenteuer verurſachte, nachließ, ſtand Kliſthenes auf und redete die Verſammlung an. Er drückte zuerſt ſeinen Dank gegen ſo viele edle Männer aus, von denen jeder ihm die Ehre erzeigen wollte, ſein Schwiegerſohn zu werden, aber da es doch nur Einer werden könne und er ſeine Wahl erklären müſſe, ſo kündige er hiermit an, daß dieſelbe auf Milenes, den Sohn des Alkmäon gefallen ſey, dem er nun ſeine Tochter nach den Athenienſchen Geſetzen zum Weibe gebe. Den übrigen Bewerbern ſchenkte er ein Talent Silber als ein kleines Zeichen ſeiner Achtung und zu glücklicher Heimreiſe.

Der weitere Erfolg unſerer Geſchichte läßt ſich denken. Ada und Milenos ſtanden auf dem Gipfel des Erdenglücks. Die Hochzeit ward auf das Prachtvollſte gefeiert und die ausgezeichnete Verbindung trug ſo viel dazu bei, die Würde der Familie des Alkmäon in Athen zu heben, daß die Nachkommen des Milenos zu den höchſten Ehrenſtellen emporſtiegen und ſpäterhin den größten Antheil an dem in den Schlachten von Marathon und Salamis erkämpften Heldenruhm hatten.

Heilſame Gehirnerſchütterung.

(Mit einer Compoſition v. G. W. Faſel. Tab. XXII.)

Mitten auf der volkbelebten Londonbrücke in der Nähe eines mit Bänken verſehenen Vorſprunges, von denen die ſpleenbehafteten Söhne Albions gar manchmal in's fühle Wellengrab der Themſe hinabſpringen, rannten einſt zwei Engländer mit ſtarken Schritten auf einander los. Der eine kam aus der City, wo die reichſten Leute wohnen und ſah von Kopf bis zu Fuß einem Gentleman gleich, der andere kam aus Southwark und trug einen ärmlichen abgeſchabten Ueberrock, der beim erſten Blick ſehr lebhaft an die Vergänglichkeit aller menſchlichen Dinge erinnerte. Beide ſahen einander nicht und wußten und wollten nichts von einander; aber doch rannten ſie ſchnurſtracks und blindlings auf einander los und ſtießen mit den Stirnen ſo heftig aneinander, daß ſie wie zwei Billardkugeln zurückprallten und die Köpfe hielten.

(Siehe die Abbildung.)

Alle Wetter, rief der Gentleman mit einem wüthenden Blicke auf den ärmern Landsmann, reitet Euch denn der leibhaftige T....., daß Ihr mir mit Eurem Elephantenſchädel beinahe den Hirnkaſten einſtoßet? —

Verzeihen Sie, Herr, Ihr Hirnkaſten iſt auch nicht mit Roßhaaren und Springfedern gepolſtert. Ah, wie das Ding ſchmilt, und mirs im Kopfe ſummt wie im Keſſel eines Dampfſchiffs. . . .

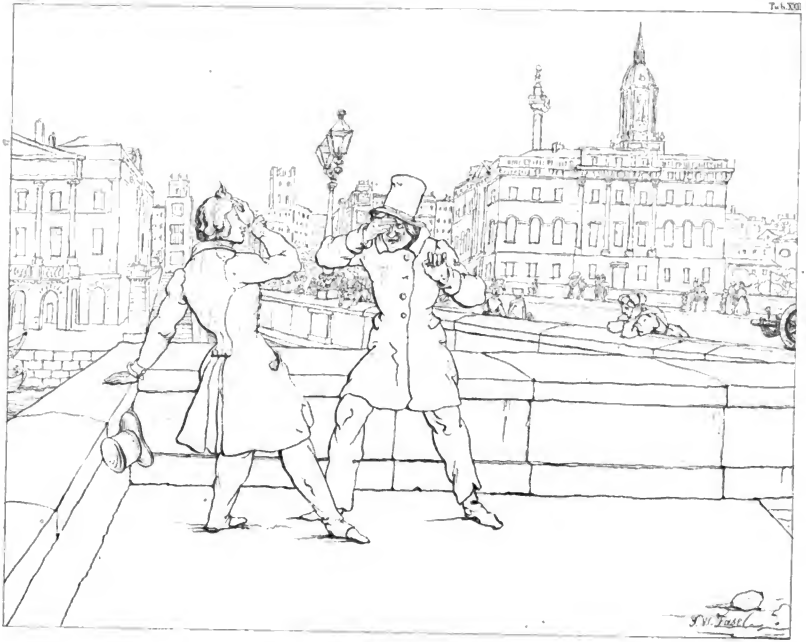
Wer heißt Euch denn, wie einen Beſeſſener daher rennen und nicht rechts und links ſchauen. Ihr müßt entweder beim hellen Tage träumen, oder ſchwere Gedanken in Eurem Hirnſchädel wälzen. Wo wollt Ihr denn hin? —

„Hinunter!“ antwortete der Arme ſeufzend mit einem Blick auf den Brückenvorſprung.

(Der Beſchluß folgt.)

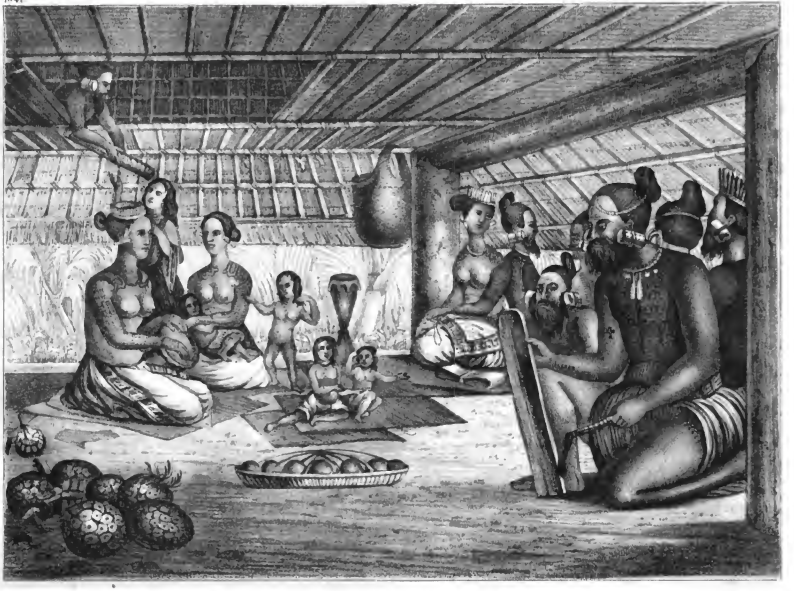
Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google



Heilsame Gehirnerschütterung.

Digitized by Google



Die Radack-Insulaner und ihre Bewohner.

Digitized by Google

Karlsruher Unterhaltungsblatt.

N°. 44. Vierzehnter Jahrgang. **1841.**

Die Radak-Inseln
und ihre Bewohner.

(Mit einer Abbildung.)
Tab. XLIV.

In dem unermeßlichen Austral-Ocean, zwischen dem Labyrinthe von Inseln und Klippen, welche den Lord Mulgrave's Archipel bilden, liegt eine Inselkette, die aus ohngefähr 24 Eilanden besteht und in der Geographie den Namen Radak-Inseln führt. Ihre Entdeckung verdanken wir dem berühmten Russischen Seefahrer Otto von Kotzebue. Es war im Jahre 1817, als dieser muthige Weltumsegler mit seinem vom Grafen Rumanzoff ausgerüsteten Schiffe Rurik von den Sandwich-Inseln hersteuernd in die Nähe dieser Eilande kam. Das liebliche Grün derselben gewährte einen so freundlichen Anblick und die darin emporsteigenden Rauchsäulen hatten etwas so Einladendes, daß er eine Landung beschloß. Als er sich der Südspitze auf ein Paar Meilen genähert hatte, überraschten ihn sieben Canots mit Eingebornen, die gerade auf ihn zugerudert kamen. Sie betrachteten das Schiff mit Aufmerksamkeit und Bewunderung; aber ihr Betragen war vernünftig und die Russen bemerkten weder das Geschrei, noch die lächerlichen Geberden, wodurch die Wilden bei ihrer ersten Zusammenkunft mit Europäern sich auszuzeichnen pflegen. Sie waren alle von langem und schmächtigem Wuchse; ihre ohnehin dunkle Leibesfarbe erschien in geringer Entfernung ganz schwarz, weil sie tatuirt sind. Auf jedem Bote befand sich ein Anführer, dadurch kenntlich, daß er, ohne zu rudern, nur Befehle ertheilte.

Obwohl die Russen durch wiederholte Einladungszeichen sie zu bewegen suchten, dem Schiffe näher zu kommen, so wagte dieses doch keiner von ihnen zu betreten. Dagegen folgten sie unverzüglich demselben, als es der Küste näher steuerte und begannen hier mit den Russen, die ihnen Eisen zeigten, einen lebhaften Tauschhandel, wobei sie sich haufenweise in's Wasser warfen und eine Menge Kokosnüsse, Pandanus-Früchte, Matten, Halsbänder von Muscheln und selbst ihre Waffen, Lanzen und Bogen anboten.

Kotzebue bewerkstelligte späterhin auf mehreren dieser Inseln die Landung, und seine Beobachtungen so wie die des ihn begleitenden Naturforschers Chamisso über dieselben lassen sich ohngefähr in Folgendem zusammenfassen.

Die Radak-Inseln nehmen sämmtlich den Raum zwischen 15° nördlicher Breite bis 3° südlicher Breite und 180° bis 195° östlicher Länge von Ferro ein. Sämmtliche Inseln gehören zu den sogenannten flachen Motous welche theils Lagunen umschließen, theils auch gleich einer Perlenschnur in einer Kette sich hinreihen. Sie sehen sich alle so ziemlich gleich, und man könnte sie Korallenkronen nennen, die auf unterseeische Bergspitzen aufgesetzt sind. Diese Riffe oder Kronen haben Oeffnungen, durch welche man, mitunter selbst mit größern Schiffen, in die Lagunen einfahren kann. Sie befinden sich auf verschiedenen Entwicklungsstufen. Einige sind neuer, andere reifer und ausgebildeter. Um im Innern vielleicht desto ungestörter zu leben, führen die Korallenthiere rund um die unterseeischen Berge einen Wall auf, der Stürmen und Wellen trotzt. Diese Baue reichen an die Oberflächen des Wassers. Ist der Wall fertig, so ziehen sich die Thierchen nach dem Innern und beginnen ihr Geschäft von Neuem. Während dessen nehmen zahllose Schaltthiere und Schnecken an den Wänden Besitz, und ihre zertrümmerten Leichen liefern den Muschelsand, welchen nebst den zerbrochenen Zacken der Korallen die Wellen auf die Spitze derselben aufschwemmen. Dadurch

Digitized by Google

entſteht eine wagerechte Schichte eines harten, ſchwer zu brechenden Kalkſandſteins, der meiſt dem Grund der Inſeln bildet, die ſich ringförmig auf dem Korallenwalle anſetzen und in ſteten Zunehmen begriffen ſind. Auf dieſe Weiſe ſind kreisförmig eſt 50 und mehr Inſeln durch ein einziges Korallenriff verbunden, was ſo weit geht, daß man zur Zeit der Ebbe auf den Riffen von einer Inſel zur andern gehen kann. Die Korallenthiere arbeiten indeſſen innerhalb des Walles fort, der Ring ergänzt ſich immer mehr, eine Inſel verbindet ſich mit der andern, die Fluthen ſchwemmen neuen Sand an, und ſo füllt ſich im Laufe der Zeit das Ganze aus und aus einer Inſelgruppe wird nach und nach eine einzige Inſel, die nach innen muldenförmig geſenkt iſt.

Was die Vegetation und die Produkte dieſer Inſeln betrifft, ſo hat es die Natur ſcheinbar dem Zufalle überlaſſen, ſie damit zu verſorgen. Das Meer ſchwemmt Saamenkörner an, Vögel und Seekäfer ſuchen Zuflucht auf ihnen und ihr Dünger ſchafft dem angeſchwemmten Saamen eine Dammerde, ſo wie er auch durch die unverdauten Saamen, die er enthält, zur Vermehrung der Naturerzeugniſſe beiträgt. Im Ganzen ſind dieſe Archipele nicht ſehr reich an mannichfaltigen Producten, und nicht alle Inſeln beſitzen die nemlichen. Theils ſind nicht alle Inſeln reif und ausgebildet genug, um gewiſſe Pflanzen zu beherbergen, theils fehlt es manchen an ſüßem Waſſer, wiewohl doch die meiſten mit Waſſer hinlänglich verſehen ſind. Wo indeſſen Pflanzen wurzeln können, ſind ſie auch in großer Ueppigkeit und Fülle. Der Pandanus iſt in einer Menge Arten vorhanden, und macht, daß er auch im dürrſten Sande fortkommt, eine der vornehmſten Naturgaben aus. Die faſerigen Steinfrüchte enthalten einen ſüßen, würzigen Saft. Sie werden weich geknopft und ausgedrückt. Auch bereitet man, indem man die Früchte in Gruben backt, ein unter dem Namen Mogan bekanntes Confekt daraus. Die Blätter des Pandanus liefern Faſern aus denen Matten und Zeuge gewebt werden *). Die Kokosnuß iſt ein köſtliches Geſchenk der Natur für die Südſeeinſeln; ſie liefert Nahrung und Kleidung, Oel und Gefäße, Tauwerk und Segel. Die Brotfrucht, die Tarowurzel, das Arrow, Pfiang und Nicoboren liefern Mehl und erſetzen das Brod. Einige Hibiskusarten geben einen ſtarken Baſt, aber auch einige ſchöne Liliaceen werden von den Eingebornen gepflegt, um ſich mit Blumen zu ſchmücken. Kotzebue hat dieſe Inſulaner mit Melonen, Mais, Yamswurzeln und mehreren andern nutzbaren Gewächſen beſchenkt, und beſonders ließ ſich Chamiſſo angelegen ſeyn, wo er konnte, Wohlthaten dadurch zu verbreiten, daß er Anpflanzungen von nützlichen Vegetabilien machte. Er lehrte mehrere Inſulaner ſie pflegen und gebrauchen, und als Kotzebue auf ſeiner zweiten Reiſe bei ſeinen Freunden auf Radak einſprach, hatte er das Vergnügen mit Produkten bewirthet zu werden, welche er acht Jahre vorher auf ſeinem Schiffe dahin geführt hatte, und zu hören, daß auf den benachbarten Inſeln Ziegen und Schweine, welche er ebenfalls auf dem Rurik dahingebracht, ſich ſchon ſo vermehrt hatten, daß ſie den Einwohnern bereits als Speiſe dienten. Solche Wohlthaten verdienen in der Kulturgeſchichte der Menſchheit einen Ehrenplatz; denn ſie ſind das wahre Mittel Naturvölker zu einer höheren Kultur emporzuheben; und gewiß iſt die Wiederbelung ſolcher Geſchenke das einzige Mittel, den Genius der Menſchheit zu verſöhnen für die vielen Gräuel, welche durch Branntewein und Schießpulver an ihren Kindern der Natur verübt wurden. Eine wahre Landplage auf dieſen Inſeln ſind die Ratten. Kotzebue brachte ihnen Katzen, die er bei ſeiner zweiten Reiſe bereits ziemlich zahlreich und verwildert fand. Obwohl nun dieſe Murner einzig von dem langgeſchwänzten Wildpret lebten, ſo iſt doch erſt von einer zukünftigen Vermehrung der Katzen die Verminderung der Ratten zu erwarten. Das Meer bringt eine Menge Fiſche, Krabben, Muskuken u. ſ. w. hervor; auch giftige Rochen; der Haifiſch lauert an den Oeffnungen der Korallenriffe; aber der fliegende Fiſch flottet ſeiner. Einige Eidechſen, Schildkröten, Spinnen, Scolopender, Scorpione und unſer gemeiner Regenwurm ſind dort auch einheimiſch.

Die Radakkette iſt eine von Norden nach Süden gedehnte Reihe von Inſeln, deren vorzüglichſte Bygar, Udirik, Eilu, Otdia, Rigielp, Gabon und Aur ſind. Die Anſicht aller dieſer Gruppen und ihrer einzelnen Inſeln hat eine ermüdende Einförmigkeit. Man möchte ſchwerlich vom äußern Meere, da wo die Kokospalme ſich nicht über den Korallenwall erhebt, die Gegenwart von Menſchen ahnen. Nur eine Inſel der Gruppe Otdia wölbt ſich wie ein ſchönbegrünter Hügel über den Spiegel der Wellen.

Je nachdem eine Inſel älteren oder jüngeren Urſprungs iſt, liefert ſie auch mehr oder weniger Unterhalt für eine zahlreiche Bevölkerung; daher findet man manche Inſeln ſehr ſtark, manche nur mit kleinen Anfängen einer Kolonie bevölkert. Die Bewohner der Radak-Inſeln gebören wohl zu der zarteſten Völkerfamilie des Menſchengeſchlechts. Sie ſind weder von großer Natur, noch von ſonderlicher Körperkraft, ſchlank und ſchmächtig, aber ſehr wohlgebildet und geſund und ſcheinen ein hohes Alter in heiterer Rüſtigkeit zu erreichen. Ihre Farbe iſt dunkelbraun, ihr Haar ſchwarz, ihre Geſichtszüge ſanft und angenehm, ihre Glieder zierlich gebaut. Beide Geſchlechter tragen ihr langes ſchönes ſchwarzes Haar ſauber und zierlich hinten aufgebunden. Bei Kindern hängt es frei und lockig herab. Die Männer laſſen den Bart wachſen, welcher lang aber nicht dicht iſt. Im Allgemeinen haben ſie ihre Zähne von der Art ihrer Volksnahrung, von dem Kauen der holzig faſerigen Frucht des Pandanus verdorben und die vordern ausgebrochen. Ihre ſchwarzen feurigen Augen geben ihnen ein geiſtvolles Anſehen, und bis in ihr höchſtes Alter behalten auf dieſen glücklichen Eilanden die Menſchen einen frohen Muth, eine Art fröhlichen kindlichen Leichtſinnes und eine Unbefangenheit, die ſie im höchſten Grade liebenswürdig und anziehend macht.

Ihre Bekleidung iſt ſehr einfach, aber hinreichend, um ſelbſt vor dem Europäer nichts Unehrbares zu haben. Die Männer tragen Gürtel mit herabhängenden Baſtſtreifen

*) Eine Abbildung und anſchauliche Beſchreibung dieſer nützlichen Pflanze haben wir früher geliefert.

Digitized by Google

oder viereckigen Schürzen; Knaben gehen, bis sie das männliche Alter erreicht haben, unbekleidet; die Weiber tragen zwei längere Matten mit einer Schnur über den Hüften befestigt. Beide Geschlechter schmücken sich mit Blumen- und Muschelkränzen, welche selbst auf einem europäischen Balle bewundert wurden, und in den durchbohrten Ohrläppchen tragen sie ein gerolltes Pandanusblatt, das oft 3 bis 4 Zoll im Durchmesser hat. Außerdem sieht man bei den Männern öfters einen Halsschmuck von gereiheten Delphinenzähnen und dünnen runden Muschel- und Cocosschalenscheiben. Eine allgemeine Sitte ist das Tatuiren, welches sich bei den Männern in zierlichen Formen über die Brust und die Schultern verbreitet; bei den Frauen sind nur die Schultern und Arme tatuirt. Die tatuirte Stelle ist sehr dunkel, scharf gezeichnet und über die Haut erhaben. Auffallend ist bei manchen die Figur eines römischen Kreuzes, welches auch bisweilen aus Stein geschnitten um den Hals getragen wird.

Die Häuser der Radaker bestehen blos in einem, von vier niedern Pfosten frei getragenen Dache, das mit einem Hängeboden versehen ist. Man kann unter demselben nur sitzen. Man klettert durch eine viereckige Oeffnung in den obern Raum, worin die kleine Habe verwahrt wird. Die Dächer sind von Cocos- oder Pandanusblättern; eine bloße Matte dient zum Bett und ein Holzstamm zum Kopfkissen.

(Siehe die Abbildung).

Obwohl die Polygamie unter ihnen herrschend ist, so wird das Weib doch immer als Gefährtin, nie als Sklavin des Mannes behandelt. Sie spricht in Gesellschaft der Männer mit und folgt ihrem Manne sogar in den Krieg nach und unterstützt seinen Angriff auf den Feind mit Gesängen und Steinen. Die Erziehung der Kinder ist ihnen allein anvertraut. Sie sind sittsam und züchtig, und außer der alten Mutter eines Häuptlings ist kein Weib an den Bord der europäischen Schiffe gekommen. Die Ehen beruhen auf freier Uebereinkunft und können, wie geschlossen, so auch aufgelöst werden. Chamisso berichtet, aber nur von Hörensagen, daß keine Mutter mehr als drei ihrer Kinder auferziehen dürfe; die folgenden Kinder müsse sie nach der Geburt lebendig begraben. Mangel an Nahrungsmitteln und Furcht vor Uebervölkerung soll die Ursache dieser schaudererregenden Unnatürlichkeit seyn.

Außer ihrer Sorge für Nahrung beschäftigen die Bewohner der Radak-Inseln nur ihre Schifffahrt und ihr Gesang. Ihr liebstes und einziges Gut sind ihre Boote und ihre Trommel, welche schon ihre Kinderspiele ausmachen. Sie führen besonders am Abend, im Kreis um ein helllodrendes Feuer versammelt sitzend, ihre Liedertänze auf. Beraufchende Freude ergreift dann Alle und Aller Stimmen mischen sich im Chor. Den Europäischen Fremdlingen kamen sie schüchtern, aber freundlich einladend entgegen, und das ihnen bewiesene Vertrauen machte sie nie zudringlich oder überlästig. „Die Vergleichung unseres überschwenglichen Reichthums und ihrer Dürftigkeit, erniedrigte sie nie zum Betteln, verführte sie selten zum Diebstahl und ließ sie nie die Treue brechen. Wie durchwandelten sagt Chamisso, täglich einseln ohne Waffen ihre Inseln, schliefen unter ihren Dächern und tauschten mit ihnen, von ihnen zuerst aufgefordert ihre Namen; Einzelne schienen an Geben die größte Lust zu haben und brachten uns noch mit seiner Sitte Geschenke, wenn Gegengeschenke nicht mehr zu erwarten waren. Einige Männer von diesen Inseln, wie Kadik, Lagediack und Kadu wurden wahre Herzensfreunde Kotzebues und seiner Gefährten, lehrten ihn ihre Sprache, und der letztere begleitete sie sogar auf ihrer fernern Weltreise und kehrte 8 Jahre später auf die Radak-Inseln zurück, wo er die Pflanzungen anlegte und den Kultuzustand der Insulaner auf eine beträchtlich höhere Stufe hob.

Ueberall trat den Entdeckern das Bild des Friedens entgegen. Sie sahen neue Pflanzungen, fortschreitende Cultur, viele aufwachsende Kinder bei einer geringen Menschenzahl, zärtliche Sorgfalt der Väter für ihre Erzeugten anmuthige leichte Sitten, Gleichheit im Umgang zwischen Häuptlingen und Mannen, keine Erniedrigung vor Mächtigeren und bei größerer Armuth und minderem Selbstvertrauen keine der Laster durchblicken, die die Völkerschaften des östlichen Polynesiens entstellen.

Die Spuren des malaischen Lehnwesens zeigen sich auch hier. Die Inseln stehen unter Häuptlingen welche wieder einem Oberhäuptlinge untergeordnet und dienstbar sind. Leider ist auch der Krieg nicht unbekannt, und obwohl die Schlacht sogleich endigt, sobald einer fällt, so ist doch die Scheu vor dem Menschenmorde bereits überwunden.

Religion ist diesen Völkern keineswegs fremd. Sie verehren einen unsichtbaren Gott im Himmel und bringen ihm ohne Tempel und Priester einfache Opfer von Früchten dar. Der Name ihres Gottes ist Anis. Es gibt auf verschiedenen Inseln heilige Bäume, auf welche sich die Gottheit niederläßt. Um den Fuß eines solchen Baumes sind vier Balken im Viereck gelegt.

Die Leichen der Verstorbenen werden in sitzender Stellung mit Schnüren ganz umwickelt. Die Häuptlinge werden auf den Inseln begraben. Ein mit großen Steinen abgemessener viereckiger Raum bezeichnet unter den Palmen am innern Strand die Ruhestätte. Die aus dem Volke werden in das Meer geworfen. Ein eingepflanzter Stab mit einsförmigen Einschnitten bezeichnet das Grab der Kinder, die nicht leben durften.

Durch Kotzebues Reise sind die Radak-Inseln nicht nur entdeckt, sondern gewissermaßen auch berühmt geworden, und es gereicht diesem menschenfreundlichen Seemanne zum höchsten Ruhme, daß er nie von den Europäischen Waffen gegen diese sanften Kinder der Natur Gebrauch machte. Dagegen stieg denn auch das Vertrauen gegen ihn so hoch, daß einer der Häuptlinge ihm in allem Ernste den Vorschlag machte, auf der Insel zu bleiben und als Herr der ganzen Kette aufzutreten. Nicht nur eine Krone, sondern auch das schönste Mädchen von Ormed sollte ihm zu Theil werden; und wahrlich, die Versuchung war nicht gering; denn es wäre ein entzückender Gedanke, ein Völkchen von so guter Art zu schützen und zu beglücken. Mit rührendem Schmerze trennte sich der Weltumsegler von diesen lieblichen Kindern einer paradiesen Zone."

Digitized by Google

„Oft noch, ſagt er, dachten wir an das liebenswürdige Völkchen auf Radack zurück, von dem wir auf immer Abſchied genommen hatten. Da es entfernt von den Wegen wohnt, welche die Befahrer der Südſee zu nehmen pflegen, ſo wird es nicht leicht wieder beſucht und vielleicht im Laufe der Zeiten wieder vergeſſen werden. Ob ihm dieß zum Glück oder Unglück gereicht, weiß nur der, der die Schickſale der Menſchen lenkt.“

Heilſame Gehirnerſchütterung.

(Beſchluß von Seite 174.)

„„Nun da gehen wir einen Weg, und ihr könnt mich mitnehmen.““

„Aber junger Herr, was haben Sie denn für Urſache, ſich zu erſäufen? Ihr ſeht ſo wohlgekleidet, ſo ſchmuck und faſhionable aus, daß Sie Jedermann für den reichſten und glücklichſten Mann halten ſollte, der je über Londonbrücke gegangen iſt.“

„„Das iſt eben mein Unglück, erwiederte der Gentleman ärgerlich. Es fehlt mir nichts und doch fehlt mir Alles! Da hab' ich einen reichen Onkel in Oſtindien gehabt, und der iſt geſtorben und hat mir ein Vermögen von 2 Millionen Pfund hinterlaſſen. Vor 6 Monaten trat ich meine Erbſchaft an und wußte mir vor dem vielen Gelde und den vielen Papieren nicht zu rathen und zu helfen. Ich kaufte mir Häuſer und Güter — die Königin ſelbſt hat ſie nicht ſchöner — ich ſchaffte mir Wagen, Pferde, Hunde, Lakaien und Kammerjungfern an, ich plünderte alle 5 Zonen um meine Tafel mit den köſtlichſten Speiſen und Getränken zu beſetzen — ich ſchmauſte, trank, ſchwelgte, wie der Großmogul, und werde doch jeden Tag unzufriedener und trübſinniger. Alle Lebensluſt vergeht mir, alle Vergnügungen ekeln mich an, alle Menſchen ſind mir widerwärtig und das ganze Daſeyn iſt mir ſo ſchaal, leer und öde, daß es mir der Mühe nicht werth ſcheint, die ich mir Morgens mit dem Anziehen und Abends mit dem Ausziehen meiner Kleider geben muß. Nur der Schlaf ſcheint mir noch etwas Gutes und Wünſchenswerthes, und um ihn recht und ungeſtört für eine Ewigkeit zu genießen, will ich mich ins Bett der Themſe legen.““

„Lieber Herr, entgegnete der Arme, da ſind Sie gerade im entgegengeſetzten Falle von mir. Ich bin ein armer Schlucker, habe eine Frau und ſieben Kinder und für ſie nichts zu beißen und zu nagen. Vorige Woche hat man uns alle aus einer Kattunfabrik verabſchiedet, wo wir bisher unſer Brod verdienten — eine Dampfmaſchine vertritt unſere Stelle, und wir haben nichts mehr zu arbeiten. Heute morgen ſchrien meine kleinen Kinder nach Brod, meine Mary, der gute Engel ſeufzte, meine Frau weinte und ward vor Hunger ohnmächtig. Ich konnte es nicht mehr aushalten — — da lief ich fort und wollte „hinunter!“ damit ſich die Gemeinde der vaterloſen Waiſen erbarme!“

„Armer Narr, dir kann ich helfen! das Erſäufen hat noch Zeit, komm' und führe mich in dein Haus!“

Und Arm in Arm gingen der Reiche und der Arme hinüber nach Southwark, bogen um manche Straßenecke und traten im äußerſten Ende dieſes Stadttheils in eine elende Hütte ein, die dem Zuſammenfallen nahe ſchien.

Der Hausvater öffnete die Thüre; in einem kleinen aber reinlichen Stübchen ſaß eine Schaar weißköpfiger Kinder um eine Mutter mit rothgeweinten Augen. Die Kleinen ſprangen auf, dem Vater entgegen.

„Bringſt du uns nichts zu Eſſen Vater? riefen ſie betrübt, als ſie ſeine Hände leer und ihn den Kopf ſchütteln ſahen.“ Nur die Frau und Mary, die älteſte Tochter, ein Mädchen von 17 Jahren blieben am Tiſche und neigten ſich ehrerbietig vor dem Fremden.

Eine kleine Weile ſtand der Gentleman ſtille betrachtend vor der ſeltſamen Gruppe — ein Gedanke ſchien in ihm aufzutauchen.

„Auf Wiederſehen, rief er, und ſtürzte raſch aus dem Zimmer. Beſtremdet ſah ihm die unglückliche Familie nach.

Nach einer halben Stunde hielt ein prächtiger Wagen mit zwei der edelſten Pferde vor der kleinen Hütte des Armen. Zwei Bediente ſprangen herab und halfen einem Herrn heraus, in welchem unſer Fabrikarbeiter ſeinen Freund von London-Bridge erkannte. Die Bedienten packten den Wagen aus und trugen eine Menge Lebensmittel und eine Anzahl Flaſchen voll vom köſtlichſten Wein in das Haus des Arbeiters.

„Da Kinder, eſſt eſſet und trinket und ſeid guter Dinge, rief der reiche Gentleman mit heiterer Miene. Jetzt weiß ich doch, wofür ich auf der Welt bin!“ —

In kurzer Zeit war der düſtre Ernſt im Hauſe des armen Mannes in die lauteſte Fröhlichkeit umgewandelt. Die Kleinen hüpften um den Tiſch und ſchmauſten und Mary und die Mutter weinten Freudenthränen. Unverwandt hing das Auge des Fremden an der lieblichen Geſtalt des jungen Mädchens, aus deren blauen Augen ein ganzer Himmel von frommer Unſchuld und kindlicher Liebe ſtrahlte. Plötzlich trat er hin zum Vater der Familie und rief: „Freund, wie heißt Ihr?“

„Ich heiße John Graham! Herr.“

„Nun John Graham, ich bitte Euch, gebt mir Eure Mary zum Weibe.“

Staunend blickte Graham den ſonderbaren Fremdling an und rief:

„Was wandelt Sie an? — Sie wollten ja.“ — — —

Seyd ſtille, ich will nicht mehr!

„Nun, dann will ich auch nicht mehr! Mary komm her, der Herr da will dich zur Gattin haben. Willſt du ihn nehmen?

Erröthend neigte ſich das blühende Mädchen, und die kleine Hütte umſchlog lauter Glückliche.

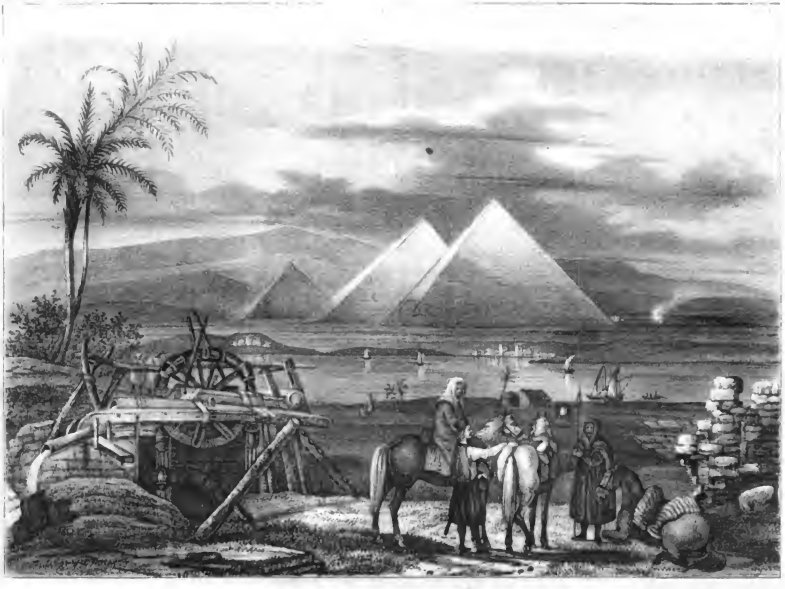
So läßt die allwaltende Vorſehung oft Menſchenköpfe und Weltkörper aneinander ſtoßen; um ſie auf die rechte Bahn zu leiten.

C. S.

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google



Die Pyramiden von Gizeh.

Karlsruher Unterhaltungsblatt.

Nro. 45. Vierzehnter Jahrgang. 1841.

Die Pyramiden von Gizeh.

(Mit einer Abbildung.)
Tab. XLV.

Aegypten gehört zu den Ländern des Erdbodens, auf welche die Welt mit einer eigenthümlichen Vorliebe blickt, nicht sowohl wegen deſſen, was es iſt, als wegen deſſen, was es war. Schon in den älteſten Altern der Weltgeſchichte glänzte es als die erſte Wiege der Cultur, und bis auf dieſe Stunde iſt es das Land der Wunder und Geheimniſſe. Solche gewaltige und erſtaunenswerthe Denkmäler der Vorzeit, ſolche Rieſentrümmer von Bauwerken, hat kein Land der Erde mehr aufzuweiſen. Hier iſt wahrer klaſſiſcher Boden, wo jeder Schritt ein neues Weltpanorama der Geſchichte aufdeckt, und den kein Gebildeter betreten kann, ohne von einem geheimen, ahnungsvollen Schauer durchbebt zu werden. Zwar iſt jene Zeit entſchwunden, in der Pythagoras, Herodot und andere Weiſe des Alterthums hierher pilgerten, um in die Geheimniſſe der Wiſſenſchaft eingeweiht zu werden, und kein Prieſter tritt uns mehr entgegen, um uns himmliſche Weisheit zu lehren; allein die Trümmer ſelbſt predigen noch von dem, was war, und gelingt es, wie zu hoffen iſt, dem Forſchungsgeiſte die Bilderſchrift zu enträthſeln, die dieſe Denkmale bedeckt, ſo werden wir wohl den Stein der Weiſen nicht verſtehen lernen, aber die Steine werden zu uns die Weiſen der Vorwelt ſprechen laſſen.

Was auch die Meinung von dem gewaltigen Geiſte ſein mag, der im Anfang unſeres Jahrhunderts Europa erſchütterte; die Wiſſenſchaft dankt ihm ein ſchönes Geſchenk, und Aegyptens Genius konnte ihm jenſeits nicht anders, als mit dankbarer Freundlichkeit begrüßen. Durch Bonaparte's Expedition nach Aegypten iſt der Wiſſenſchaft eine neue Welt erſchloſſen worden; die Denkmale der älteſten Civiliſation ſind aus der Dunkelheit hervorgetreten, und zum Gemeingute der europäiſchen gebildeten Menſchheit gemacht worden. Jenes große Prachtwerk, dem nun eine Menge ergänzender kleiner Prachtwerke folgen, legt uns jene Welt der Wunder vor Augen, und nicht anders, als glücklich, können wir das Volk preiſen, deſſen Denkmale nachdem ſie Jahrtauſende überlebt haben und endlich der zerſtörenden Gewalt der Zeit unterliegen müſſen, vor ihrem Verſcheiden von der Erde auf eine ſo großartige Weiſe gerettet wurden. Seit jener Expedition haben uns eine Menge Reiſende Nachrichten und Bilder aller Art aus dem Wunderlande heimgebracht — und eine recht willkommene Gabe eines ſolchen Wanderers iſt für unſere Freunde gewiß beiliegende Darſtellung der größten und berühmteſten Pyramiden.

Dieſe Rieſengebäude ſind meiſt von winkelrecht und glatt behauenen Werkſtücken, ohne die Anwendung eines Cements (Mörtels) aufgeführt, und ihre Höhe kommt fünf Siebenteln ihrer Breite gleich. Die Mehrzahl hat glatte Außenſeiten; bei wenigen ſind ſie treppenartig. Faſt alle ſind maſſiv; doch einige von gebrannten Ziegeln. Gegenwärtig ſtehen in Aegypten noch etwa 40 aufrecht, welche in 5 Gruppen vertheilt ſind. Alle ſind in der Nähe von Cairo, bei der Stätte des alten Memphis, auf einer vom Sande der libyſchen Wüſte haushoch bedeckten Ebene von etwa 2 Meilen Länge und geringer Breite verſammelt. Ihre Errichtung fällt in den Zeitraum von 1000 bis 1200 Jahre vor Chriſtus. In andern Theilen Aegyptens werden keine gefunden.

Digitized by Google

Die größten und beſt erhaltenen ſind die der Gruppe bei dem Dorfe Gizeh. Hier ragen drei rechtwinkelig nebeneinander ſtehende ungeheure Pyramiden hervor, unter welchen ſich ohne Zweifel die von Herodot beſchriebenen befinden. Die mittlere iſt die des Pharao Cheops, das höchſte und coloſſalſte Bauwerk auf der ganzen Erde. An ihrer Grundfläche mißt ſie 716 Fuß auf jeder Seite. Ihre ſenkrechte Höhe beträgt nach den ſorgfältigſten Meſſungen 468 franzöſiſche Fuß. Sie iſt folglich höher als alle ſonſt bekannten Werke, als die Kuppel der Peterskirche zu Rom, als die Thürme der Cathedralen von Straßburg, von Antwerpen und Wien. Das Gewicht der zahllos gebrochenen Felsmaſſen, aus denen ſie zuſammengeſetzt iſt, ſchätzt man auf 12 Millionen Centner. Genau nach den Weltgegenden geſtellt, ſteht jede ihrer vier Ecken gegen einen der vier Cardinalpuncte Nord, Oſt, Süd und Weſt. Die erſte der Steinſchichten, aus welcher die Pyramide beſteht, ruht auf dem Felſen ſelbſt, der die Ebene bildet; ſie iſt in einer vollkommen geraden und 7 — 8 Zoll tief in vertikaler Richtung eingegrabenen Linie auf denſelben geſetzt. Unter dieſer erſten in den Felſen eingelaſſenen Steinſchichte iſt dieſer als regelmäßiger Sockel zugehauen, der eine Höhe von 5 Fuß und 8½ Zoll hat. Der Felſen, welcher den Sockel bildet, hat eine natürliche Erhebung von beinahe 100 Fuß über die höchſten Gewäſſer des Nils, und geht ſo tief, daß man auf 200 Fuß Tiefe keinen Grund noch nicht erreicht hat. Seine Oberfläche iſt eine von aller Vegetation entblößte Wüſte.

Ueber der erſten eingelaſſenen Schicht zählt man 202 andere, welche allmählig, die obere gegen die untere, je um 2 Fuß, dem Mittelpunkt der Pyramide näher hineingerückt ſind, und eben ſo viele Stufen bilden. Oben am Gipfel endet ſie nicht in einer Spitze, ſondern in einer Fläche von 30 Fuß im Durchmeſſer.

Die Materialien zu dieſem coloſſalen Bau wurden aus den Steinbrüchen von Thorrah, auf dem rechten Niluſer, gerade gegenüber von Memphis bezogen. Sie beſtehen in weißem Kalkſtein, der zu den Zeiten der Pharaonen der Perſer, der Ptolomäer, Römer und Araber häufig aus den Steinbrüchen der arabiſchen Bergkette Mokkatam am rothen Meere ausgebeutet wurde. Merkwürdig iſt die Verwendung dieſer Materialien, denn nicht wohl könnten ſie ſorgfältiger zugerichtet, in geraderen Linien aufgeſtellt und vollkommener zuſammengefügt ſein, als bei dem innern Bau dieſes Rieſenwerkes. Jeder Stein iſt nemlich an ſeinen vier Kanten in den folgenden eingefugt; der untere Stein, welcher 2 Zoll tief ausgehöhlt iſt, nimmt einen gleich großen Vorſprung von dem obern auf, und jede Kante iſt alſo in ihrer ganzen Höhe eingelaſſen; auch bemerkt man auf keinem Punct die leichteſte Abweichung oder die geringſte Unregelmäßigkeit.

Die große Piramide iſt von den Franzoſen geöffnet. An der Nordſeite iſt die Eingangspforte, die in einen 100 Fuß langen Gang führt, welcher etwa 3 Fuß im Gevierte hält und einem Schlote gleicht, in welchem man auf Händen und Füßen vorwärts kriechen muß. Die Wände ſind glänzend abgeglättet. Nach beinahe halbſtündigem Kriechen nach verſchiedenen Richtungen gelangt man in ein mit weißem Marmor bekleidetes Gemach, dem man den Namen: Saal der Königin gegeben hat und am Ende der Galerie in dem Saal des Königs ſelbſt, der, wie die Pyramide, nach den vier Weltgegenden gerichtet iſt. Hier ſteht, etwas von der Wand entfernt, auf einem Piedeſtal, der letzte Zweck des ungeheuern Gebäudes, der Sarkophag des Königs Cheops. Er iſt aus einem Stück Jaspis gehöhlt, mit Hieroglyphen verziert, leer und ohne Deckel. Wahrſcheinlich ward die Mumie des königlichen Leichnams nebſt ſeinem vielleicht koſtbar verzierten Deckel von dem Kalifen Almamon, auf deſſen Befehl die Pyramide vor 1000 Jahren geöffnet wurde, weggenommen. Die Grufthalle iſt etwa 20 Fuß hoch und weit, ein viereckigter Saal aus orientaliſchem Marmor einfach, aber doch mit Geſchmack verziert. Auf der Mitte des Weges iſt ein Brunnen höchſt merkwürdig, der wohl 400 Fuß tief zum Grunde hinabdringt, auf welchem die Pyramide ſteht. Wirft man einen Stein hinein, ſo hört man nach einem donnerähnlichen Getöſe, das er an den Wänden verurſacht, deutlich das Platſchen auf dem Spiegel des Waſſers. Alle Gänge, die ſich in der Pyramide befinden, hat noch Niemand erforſcht; denn Schutthaufen verhindern das Weiterdringen; überall jedoch hallt es dumpf wieder.

Die zweite Pyramide iſt für das Auge ſo hoch, als die erſte; ſie war mit Marmor überkleidet, wovon die Spitze noch Reſte zeigt. Der Hof iſt höchſt merkwürdig; überall zeigen ſich Spuren, daß große Bauten daran gelehnt waren. An der Nordſeite ſind Hieroglyphen in die Felswand gehauen, mit dem Ringe des großen Rameſes, an der Weſtſeite mehrere Grabgemächer, deren Thüren mit Hieroglyphen verziert ſind. Der Italiäner Belzoni, deſſen wir ſchon im Jahrgang 1832 unſers Blattes erwähnt haben, hat den Eingang zu dieſer Pyramide erſpäht und eröffnet. Er ſpähte den alten Aegyptern ihr Geheimniß aus, daß ſie den Eingang nicht da, wo ſich Spuren zeigen, nämlich in der Mitte, ſondern 30 Fuß öſtlicher angebracht hätten. Hier durchbrach er die Pyramide und fand den Eingang. Ein Gang von 4 Fuß Höhe und 3½ Fuß Breite und 104 Fuß Tiefe öffnete

Digitized by Google

sich und führte schräg hinab in den Bauch der Pyramide. Das Ende dieses Ganges ist ein Saal von 23 ½ Fuß Höhe, und 46 Fuß Länge und 16 Fuß Breite. Die Wände sind aus großen Blöcken gebildet, welche gegen die Decke immer weiter vorspringen und in der Mitte sich vereinigen, so daß sie die Pyramide selbst nachbilden. Die Decke ist bemalt; an der Offseite des Saales war ein Sarkophag aus Granit eingegraben, dessen Deckel halb zerbrochen war; im Sarkophage fanden sich Steine und das Gebein eines Stiers. Es waren schon früher die Araber hier, hatten aber den Eingang wieder verschlossen. Dieses bezeugt eine arabische Aufschrift, die man vorgefunden hat. Die Erbauung dieser Pyramide schreibt man dem Bruder des Cheops Chephren zu.

Die kleine Pyramide war wohl die kostbarste; denn sie war sogar mit verschiedenen Gesteinen, nämlich Granit und Marmor, bekleidet. Die Granitverkleidung ist beinahe noch ganz erhalten, die Pyramide selbst wahrscheinlich noch nicht geöffnet. Das Gebäude ist aber nur klein, weil es neben dem großen steht; an sich betrachtet ist es ein wahrhaft riesiger Bau. Die Blöcke, aus denen die Umfangmauer besteht, sind die größten, welche man sehen kann, die meisten haben 14 Fuß Länge, 8 Fuß Höhe und dieselbe Breite. Alles um diese Pyramide deutet auf erhabene Bauten und großartige Monumente, die hier ausgeführt waren.

Der Zweck, zu welchem diese ungeheuere Gebäude errichtet wurden, entsprach ganz dem Aegyptischen Geiste und Religionsglauben. Sie sollten Grabstätten seyn für die Aegyptischen Könige. Dem Aegypter war das irdische Leben der Aufenthalt in einer Herberge; der Tod dagegen war ihm das Anlangen in der Heimath; seine höchste Sorge war daher auf ein anständiges Todtenhaus, auf eine würdige Ruhestätte gerichtet; daher die prachtvollen Todtenhöhlen der Thebaide und die Katakomben von Memphis ꝛc. für die Leichname aus dem Volke und die Pyramiden für die Leichname der Könige.

Einen andern Zweck der Pyramiden deutet der Engländer Madden und mit ihm einige Symboliker der neuesten Zeit an. Nach ihrer Meinung sind sie keineswegs Mausoleen für die Leichname der Fürsten, sondern mit dem Nil in Verbindung stehende mystische Tempel, den tiefsten Geheimnissen der ägyptischen Religion geweiht. Der Sarg in den Pyramiden stellt das Grab des Osiris vor; ꝛc.

Allerdings mag die Stellung der Pyramiden nach den Weltgegenden eine astronomisch-religiöse Bedeutung haben. Ueberdieß hat man durch neure Forschungen noch einen andern höchst beachtungswerthen Umstand entdeckt, der auf einen besondern Zweck der Pyramiden hindeutet. In der Nähe derselben liegt nämlich bis an den Hals in den Sand vergraben, die berühmte kolossale Sphinxgestalt, jenes bedeutungsvolle Sinnbild des ägyptischen Landes zwischen den Vordertatzen dieser Sphinx befindet sich der Eingang in einen kleinen Tempel, von dem wieder ein Gang 32 Stufen abwärts führt, der wahrscheinlich mit den unterirdischen Galerien der Pyramiden in Verbindung steht. Die überschwengliche Phantasie eines Symbolikers mag nun leicht in diese unterirdischen Felsengänge den Hauptsitz der ägyptischen Mysterien verlegen, und schauervolle Geheimnisse ahnen.

Wie Vieles mag nicht rings um diese ungeheuere und uralteſten Denkmale der Sand der Wüste verhüllen! Granit-, Basalt- und Marmortrümmer weisen auf Kunstwerke die hier bestanden haben, hier in Stücke geschlagen worden sind. Glaubenswuth und Goldgier, das waren die Zerstörungsteufel, hinter denen Barbarei und Unwissenheit nur als unvermögende Kinder Nachsicht halten.

Der Vater der Geschichte, Herodot, welcher diese Pyramiden noch in ihrer schönen Bekleidung sah, erzählt von denselben gar manches und nennt auch ihre Erbauer. Nach ihm ist der verhaßte König Cheops der Gründer der größten Pyramide. Er habe zu dem Ende von allen Aegyptern harte Frohndienste verlangt, und immer hätten hunderttausend Menschen drei Monate nach einander an dem Bau arbeiten müssen. Zuerst habe man die Steine in dem östlichen Gebirge gebauen, dann sie bis an den Nil geschleift, über den Fluß und dann an den Ort gefahren, wo die Pyramide aufgerichtet werden sollte. Hierauf sey ein Damm erbaut worden, ein nicht geringeres Werk als die Pyramide selbst, auf welchem die Steine zu der erforderlichen Höhe gebracht wurden. Alle diese Vorarbeiten haben 10 Jahre Zeit gefostet; dann habe man erst die eigentliche Pyramide zu bauen angefangen und bis zu ihrer Vollendung noch 20 Jahre gebraucht. Ferner erzählt Herodot, daß sich auf der größten eine Inschrift befand, die angab, was die Arbeiter bloß an Rettigen, Zwiebeln und Knoblauch verzehrt hatten — zwei Millionen Thaler nach unserm Gelde.

Die zweite Pyramide läßt Herodot durch Cheops Bruder und Nachfolger gebaut werden, die dritte durch Mykerinos, einen Sohn des Cheops. Andere Schriftsteller nennen andere Namen, und überhaupt läßt das Mangelhafte in der Zeitrechnung der ältern Pharaonen zu keiner Befriedigung gelangen.

Neuere Schriftsteller, angesteckt von unsern politischen Zeitideen, ereifern sich bei Gelegenheit der ägyptischen Pyramiden gewaltig über den Zustand, in welchem sich die damalige Menschheit befunden habe. Sie plaudern von

Digitized by Google

roden, barbariſchen Pyramidenmaſſen, und nennen ſie Monumente der Eitelkeit herzloſer Despoten und der Dummheit knechtiſcher Völker, die der Staab des Treibers wie eine Heerde Laſtthiere zuſammengetrieben habe, um hier Steine zu Bergen auf einander zu häufen, dort Berge auszuhöhlen zum Behälter einer Leiche, zu Todtenkammern ausgeſtopfter Stiere, Ibiſſe und Krocodile. — Der claſſiſche Boden der Vorwelt kann und darf nicht nach unſerm kleinen Maaßſtabe gemeſſen werden. Dort war der Egoismus des Einzelnen von der religiöſen Begeiſterung und von der Liebe zum Vaterlande und ſeinem Glanze weit überwogen. —

Der Beſuch der Aegyptiſchen Pyramiden iſt, ſeitdem unter Mehemed Ali's Scepter die Reiſenden in dieſen Gegenden Sicherheit gegen die raubgierigen Araber gewonnen haben, etwas ganz Gewöhnliches. Nähert man ſich der Stelle, wo ſie ſtehen, ſo ſcheinen ihre Maſſen ſich immer mehr auszudehnen und ihre Rieſenkörper in's Ungeheure zu wachſen, und in die Gefühle des Erſtaunens, welche ſich des Beſchauers bemächtigen, drängt ſich ſelbſt bei manchem Muthigen ein wenig Furcht vor dem Beſteigen.

Die Weiſe des Hinaufſteigens iſt folgende. Man ſtelle ſich eine Treppe vor, welche für Rieſen gemacht ſcheint; denn jede Stufe iſt 3 Fuß hoch und reicht einem Manne bis zur Hüfte. So groß aber dieſe Treppe iſt, ſo ſcheint ſie doch gegen die ungeheure Maſſe nur ein ſchmaler Gemspfad zu ſeyn und entzieht ſich ſchon auf halber Höhe dem Blicke ſpurlos. Eigentliche Gefahr iſt, wenn auch ja einmal ein Aufſchwingen zur nächſten Stufe nicht gelingen ſollte, wegen der Breite der früheren, die immer 2 Fuß breit trägt, nicht zu fürchten; nur durch Schwindel kann ſolche entſtehen, oder wenn der Aufſteigende auf verwitterte Stellen trifft, welche kein ſichres Fußen auf dem zerbröckelten Geſtein geſtatten. Bei der Anweſenheit der Napoleon'ſchen Heere in Aegypten verbanden ſich mehrere zu der Beſteigung der Pyramiden, und wer den Nationalcharakter der Franzoſen kennt, wird ſich leicht eine Idee von ihnen bei dieſer Gelegenheit machen können. Wo man hinſah, erblickte, man ein Häufchen Franzoſen, die wie die Ziegen an den abhängenden Seiten und Ecken dieſer Steinmaſſen herumkletterten. Einige ſchrezten, Andere ſchrien und lachten, noch Andere fluchten und kletterten, ſo viel ſie konnten, immer höher. Einige Thoren wollten ſogar hinauf reiten; allein die Pferde waren klüger als ihre Herren und blieben trotz Gerte und Sporen ſtehen.

Nach etwa ¾ ſtündigem Steigen erreicht man endlich die letzte Stufe und ſteht am Ziele. Eine kleine Platform von 32 Quatratfuß bildet den Gipfel, und auch die andern Pyramiden haben eine ſolche Platte, obgleich ſie dem Auge in einiger Entfernung zugeſpitzt erſcheinen. Der ganze Boden iſt mit hieroglyphiſchen, altperſiſchen, griechiſchen, römiſchen arabiſchen, türkiſchen Inſchriften und mit Namen in allen neuern Sprachen bedeckt. Die Steinwürfel, welche die Platform zuſammenſetzen, ſind vom härteſten Granit und ohne alle Bindemittel ſo dicht an einander gefügt, daß man vergeblich verſucht, eine Meſſerklinge zwiſchen ihre Fugen zu drängen. Einige der höchſten Stufen beſtehen aus Blöcken, welche mehr als 6000 Pfund wiegen. Welche mechaniſche Hülfsmittel mögen hier angewendet worden ſeyn, um ſo große Laſten auf ſo ungeheure Höhe zu ſchaffen und dort ſo vollkommen und genau zu fügen! —

Die Ausſicht, deren der Reiſende oben auf der Platte genießt, iſt höchſt eigenthümlicher Natur. Der ſtaunende Blick überſchaut auf- und abwärts zwanzig Stunden lang das ganze Nilthal, mit ſeinen fruchtreichen Gefilden und ſeinen zahlloſen Dörfern und Städten, unter welchen Cairo mit ſeinen tauſend Kuppeln und Minarets vor allen hervorragt, hier und da erheben die Reiſenden von vergangener Zeiten ihre Häupter empor und ſehen düſter auf die ſchimmernden, wogenden Gewäſſer des Stromes hin; unzählige Palmen breiten ihre Blätterkronen darüber, und Wälder erſcheinen inmitten des ſilberſpiegelnden Elementes wie ſchwimmende Inſeln. Zur Linken dehnen ſich bis in unabſehbare Ferne die Sandflächen der Wüſte aus, die gegen Weſten durch die ungleichen Gipfel der libyſchen Gebirgskette begränzt ſind. Am rechten Ufer des Fluſſes erglänzen am azurblauen Firmamente des Mokattams lichte Kalkfelſen und gegen Norden liegen in endloſer Ferne die fruchtbaren Gefilde des Deltas. Die großartigſte Parthie des ganzen Rundgemäldes aber macht die Pyramidenreihe aus, welche ſich bis Sakkara hinzieht und die man hier mit einem Blicke überſchauen kann.

Ringsum die gigantiſchen Maſſen der Pyramiden liegen in wilder Unordnung die Tempel und Grabmäler des alten Aegyptens. Vom Gipfel des rieſenbaſtelten aller Monumente, die des Menſchen Hand jemals geſchaffen, umfaßt man alſo mit einem einzigen Blick die weiten Einöden der Wüſte und Aegyptens fruchtbares Thal, das mit ſo vielem Rechte der Sammelplatz alles menſchlichen Ruhmes genannt wird. Das Auge ſchwebt über der Hauptſtadt der Araber und über den Trümmern der Pharonenreſidenz, über den Schlachtfeldern, die ein Cäſar und Bonaparte verherrlichten, und über dem Fluſſe, in deſſen Fluthen in der Zeitenwechſel bald Seſoſtris und Alexander, bald Cambyſes und Saladin den brennenden Durſt ihrer Krieger löſchten.

Digitized by Google

Das Mährchen.

(Mit einer Compoſition von G. W. Faſel. Tab. XXIII.)

Schach Adir war der größte Freund der Wahrheit. Nur wahrhafte Menſchen durften ihn umgeben, den verleumderiſchen Lügner traf ſein Zorn, den lügenhaften Schmeichler und den eiteln Großsprecher ſeine Verachtung. So kam es, daß ſein Reich glücklich war unter einem Herrſcher, der nie der Wahrheit ſein Ohr verſchloß und nur von Freunden der Wahrheit berathen ward. Und Schach Adir war hochgefeiert in ſeinem Volke und jeder ſtrebte dem Gebieter nach an Wahrhaftigkeit und am Haſſe der Lüge.

Damit aber ſein Sinn fortlebe unter ſeinen Nachfolgern, ließ Schach Adir ſeinen Sohn und Thronfolger Nirwan ſtrenge erziehen im Ernſte der Wahrheit, und die Lüge, auch nur zum Scherze, ward verbannt aus den Umgebungen des fürſtlichen Knaben.

Nirwan, der ſchon früher eine noch viel ernſtere Sinnesart entwickelte, als ſein Vater, wuchs heran in gleich guten Vorſätzen; allein es war dem Jünglinge ein geringeres Maaß von Weisheit zugemeſſen, als ſeinem Vater Schach Adir.

Der Jüngling blühte allmählig zum kräftigen Manne empor, während der Bart, der dem Herrſcher auf die Bruſt herunterwallte, immer weißer ward, und es kam die Stunde, daß der hochbetagte Greis die Augen ſchloß, tief betrauert von ſeinem Sohn und von ſeinem Volke.

Als nun Schach Nirwan den Herrſcherſtuhl beſtiegen hatte, und ſeinen Vater beigeſetzet mit allen Ehren, die ſeiner Würde und ſeinem Verdienſte gebührten, da beſchloß er alsbald der Wahrheit eine noch kräftigere Stütze zu verſchaffen, als ſein Vater es gethan, auf daß die Lüge nie mehr Boden gewinne in ſeinem Reiche.

Alſo ließ er aller Orten durch Herolde bei Trompetenſchall verkünden, wie er die Wahrheit kräftig zu ſchützen gedächte ſein Lebenlang, und ließ jede Lüge, ſelbſt die ſcherzhafte, bedrohen mit ſtrenger Ahndung, ja, damit die letzte Spur der Unwahrheit und der Liebe zu ihr vertilgt würde, verbot er jedermänniglich jede nicht ſtreng wahre Erzählung und erklärte die Erfindung und Verbreitung von Fabeln und von Mährchen als eine ſtrafbare That.

Mancher, der ſein Gebot überſchritten hatte, war hinausgewieſen worden über die Grenzen des Landes; denn Schach Nirwan ließ genau auskundſchaften, ob ſein Gebot gehalten werde. Eines Tages ritt der Herrſcher hinaus auf die Jagd allein, wie er zu thun gewohnt war. Dichte Wälder entlang, ſeinen Lieblingsweg, ritt er zu einer hohen Gebirgskette, wo ſtarre Felſen, wie unabſehbare Mauern dem Blick und dem Fortſchritt entgegen traten. Hier pflegte Schach Nirwan Vögel und Gewild zu erlegen mit Pfeil und Wurfſpieß.

Wie der Herrſcher in der gewohnten Gegend angelangt war, traute er ſeinen Augen kaum und hielt ſich für verirrt; denn die hohe Felsmauer ſchien jetzt durchbrochen, ein langer Höhlengang führte durch die Berge und jenſeits deſſelben ſchimmerte ein wogender Palmenwald im Abendlichte.

Schach Nirwan konnte dem Drange nicht widerſtehen, hinein zu reiten, denn der Durchgang war hochgewölbt, und ſich umzuſehen jenſeits der Felſen.

Am Ausgange des Gewölbes rechts und links ſtunden zween Zwerge von Jaspis.

Kaum hatte ſein Roß den jenſeitigen Raſen betreten, als der Ausgang der Höhle mit donnerndem Gepolter zuſammenkrachte und die beiden Zwerge herunter ſprangen aus ihrem Niſchen und ſich drohend dem Herrſcher nahten.

Schach Nirwan erſtaunt, aber nicht erſchreckt, zog ſein gutes Schwert und ſchlug dem einen auf den Schädel, aber das Schwert zerbrach und die Hälfte deſſelben flog klirrend über den Palmenwald. Jetzt fiel der eine Zwerg in die Zügel des ſcheuenden Pferdes, der andere aber ſchwang ſich mit Blitzesſchnelle hinauf und klammerte ſich feſt an den Schach.

Da zog der Schach Nirwan den Dolch aus dem Gürtel und ſtieß ihn in das Herz des Zwergen. Der Dolch drang tief ein, aber der Zwerg zog ihn lachend aus der ſchnell wieder zuwachſenden Wunde und ſchleuderte ihn tief in die Feldwand hinein, wie in weichen Thon.

Ohnmächtig, fernern Widerſtand zu leiſten, denn namenloſes Grauen ergriff ihn jetzt, ließ ſich Schach Nirwan feſthalten von dem häßlichen Begleiter und der andere führte mit Blitzesſchnelle das Roß einen Weg entlang, der in Schlangenwindungen den Palmenwald durchzog.

Neues Staunen ergriff den Gefangenen, denn die hohen Palmen, die im Abendwinde bebten und die Häupter an einander lehnten, ſangen mit vernehmlichen Menſchenſtimmen, und bunte durchſichtige Vögel von nie geſehenen Farben flatterten auf ihnen herum, und neckten Schach Nirwan, den ſie mit Namen nannten.

Wie ſie den Wald hinter ſich hatten, gelangten ſie an einen breiten Strom, mit ſilbernen Wellen, und an dem Strome ſaß ein ſchwarzer Rieſe, geſtützt auf eine eiſerne Keule und ließ die Wellen ruhig über ſeine Füße wegſpielen.

Wen bringet ihr, brüllte der Rieſe mit furchtbarer Stimme? als er die Ankommenden gewahrte.

Digitized by Google

Es iſt Schach Nirwan, ſagten die Zwerge, der Widerſacher unſerer Gebieterin.

Da lachte der Rieſe noch furchtbarer auf, und hob den gefangenen Herrſcher vom Pferde, die Zwerge aber ſprangen plötzlich in das Waſſer und der Strom nahm ihre Farbe an, die Kobolde aber ſtiegen weißgewaſchen am andern Ufer wieder heraus, und flogen auf zween großen Eulen davon.

Jetzt wies der Rieſe auf den dunkel gewordenen Strom und ſagte trotzig zu Schach Nirwan: Geh voran! und ſchwang eine furchtbare eiſerne Keule über dem Haupte des Strauchelnden, und Schach Nirwan, that, von den Wundern der jüngſten Stunde erſchüttert und ergriffen, und der Nutzloſigkeit jeden Widerſtandes bewußt, wie ihm befohlen war.

Allein, wie groß war ſein Erſtaunen, als er feſten Fußes auf dem Strome daher ſchritt und ebenſo hinter ihm drein der Rieſe, der dabei ſo laut und ſo luſtig aufſang, daß die Ufer wiedertönten, und allerlei Waſſergungebeuer aus der Fluth empor tauchten, und mit weit auflaffenden Rachen ſeinem Geſange zuhörten.

Am andern Ufer angelangt, hatten ſie kaum den grünen Boden betreten, aus deſſen weichem Raſen überall goldene Sterne als Blumen hervorblühten, als dieſer zu wallen und zu wogen anfing, wie ein kochendes Meer, ſo daß Schach Nirwan mit neuem Staunen erfüllt ward.

Schach Nirwan durchwandelte indeſſen den wallenden Raſen mit ſeinem Gefährten ohne weitere Beſchädigung.

So gelangten ſie in die Nähe eines hohen alabaſternen Pallaſtes, vor dem zwei große Drachen flüſſiges Feuer in zwei große Becken ausſpeien, in welchen wieder ſonderbare Geſtalten ſich bewegten und aus dem nie geſehene Flügelthiere ſich erhoben.

Sonderbare Geſtalten umgaben den gefangenen Schach, Zwerge und Gnomen von allen Farben, Waldmänner und halb menſchliche halb thieriſche Geſchöpfe, Vögel mit Menſchenköpfen, und drängten ihn in den von Greifen bewachten Pallaſt. „Vor den Thron unſerer Herrſcherin“ riefen ſie und bald ſtand Schach Nirwan, durch mehrere Hallen vorwärts gedrängt, in dem Thronſaale der Gebieterin. Die Halle ſchien aus einem tiefblauen Steine gearbeitet. Schimmernde weiße Halbſäulen trugen die blaue Decke, die mit funkelnden Sternen bekleidet war. Durch die Mitte der Wölbung fiel in bunte Farben ſich brechend, der Strahl der Sonne. Auf hohen Stufen ſtand der Thronſitz, von den weit ausgebreiteten Schwingen eines goldnen Adlers beſchattet.

Auf dem Throne ſaß, von purpurnem Gewande umfloſſen, einen demantnen Reif um die herabwallenden dunkeln Locken, einen demantenen Gürtel um das Gewand, einen demantenen Stab in der Rechten, eine Jungfrau, hehren, aber lieblichen Anblicks, und rings um den Thron ſtanden in zahlloſer Menge, mit Blumen ſpielend, liebliche Kinder.

(Siehe die Abbildung).

„Willkommen Schach Nirwan,“ ſprach die Herrſcherin „in meinem Reiche, obwohl du die Verbreiter meiner Gaben ächteſt und verfolgeſt, dennoch willkommen!“

„Wer biſt Du,“ ſprach Nirwan, „die ich anfeinden ſollte, ohne ſie zu kennen?“

„Ich bin das Mädchen“ ſprach die Herrſcherin! „Ueberall auf dem weiten Erdkreiſe“ ſo weit eine glückliche Jugend in frohem Kindertraume heranblüht und ſo weit noch kindlich geſinnte Völker froh dahin leben, bin ich es, die den Traum und das Leben mit ſchönen Blüthen ſchmückt, und die Wahrheit darbeut im güldenen Gefäſſe der Dichtung, die im gebrochenen Strahl den Augen den Strom des Lichtes beut, die ihn nicht zu ertragen vermöchten in ſeiner urreinen Stärke: Ich bin es, die die Lieblichkeit der Tugend zeigt und die Häßlichkeit des Laſters in lieblichen Bildern und ſchreckenden Geſtalten, die Lehrerin und Bildnerin der Kinderwelt, ausgeſtattet mit der Macht gewaltigen Zauberſs.“

(Der Beſchluß folgt.)

Verſchiedenes.

Ein franzöſiſcher Feldmarſchall, der dieſen Rang nicht ſeiner Tapferkeit ſondern nur beſonderer Gunſt verdankte, nahm einſt Abends im Theater mit einigen Freunden, ohne anzuſragen, Beſitz von der Loge eines angeſehenen Abbe. Dieſer über eine ſolche Beleidigung aufgebracht, führte bei dem Ehrengerichte *) Beſchwerde, und brachte ſeine Klage in folgender Weiſe vor:

„Ich komme nicht, mich über Admiral Suffrein zu beſchweren, der in Oſtindien ſo viele Schiffe nahm; ich beklage mich nicht über Graf de Grasse, der in manchen Feldzügen ſo rühmlich ſich aufzeichnete, eben ſo wenig über Herzog von Crebillon, dem wir die Eroberung Minorka's verdanken; nein, meine Herren, ich klage über Marſchall B . . . ., der meine Loge im Theater beſetzte, und nie in ſeinem Leben etwas anderes einnahm!“ Der Gerichtshof wies die Klage mit der Bemerkung ab, der Beleidigte habe ſich ſelbſt hinlängliche Genugthuung verſchafft.

*) Für derartige Fälle unter frühern franzöſiſchen Königen beſtehend.

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Das Märchen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Peking.

Digitized by Google

Karlsruher Unterhaltungsblatt.

№. 46. Vierzehnter Jahrgang. 1841.

Peking,
die Hauptſtadt des Chineſiſchen Reiches.

(Mit einer Abbildung.)
Tab. XLVI.

Am Ende des vorigen Jahrhunderts zog eine Schaar kühner Franzoſen, mit dem größten Kriegsmeiſter aller Zeiten an ihrer Spitze, die Mumienſärge Aegyptens aus dem ſchauerlichen Dunkel der Katakomben und Pyramiden an's Tageslicht und eröffnete der Wiſſenſchaft den Zugang in die ehrwürdigſten Heiligthümer der Vorwelt. Jetzt wollen es ihnen die Engländer noch zuvorthun; ſie wollen die größte aller eingeſargten Mumien,*) das ſeit Jahrtauſende ſchlummernde Chineſiſche Reich aus ſeinem Todesſchlafe wecken. Vor den Mauern der Hauptſtadt dieſes unermeßlichen Reiches, vor Peking ſelbſt, ſoll die Poſaune des Weltgerichts erſchallen und den großen Auferſtehungstag verkündigen. Mit geſpannter Erwartung blickt Europa nach dem äuſſerſten Ende des Oſtens hin und harrt der Dinge die da kommen ſollen. Der Diplomat ſteht mit geſpitzten Ohren und gehobenem Zeigefinger und macht eine bedenkliche Miene; der Kaufmann ſpeculirt auf wohlfeilen Thee und feines Porzellan; der Orientaliſt freut ſich auf neue Schätze der Chineſiſchen Sprache und Literatur; der Philoſoph hofft bald nähere Bekanntſchaft mit dem großen Amtsbruder Confucius zu machen; — und nun gar die Naturforſcher und Geographen!! — Das wird ein Leben ſeyn, wenn das himmliſche Reich des Weltalls aufgeſchloſſen iſt, und die Gelehrten an den Quellen des Hoangho oder Yant-ſe-kiang betanſiren dürfen.

Doch die Sache geht nicht ſo ſchnell. Vor der Hand ſteht die Engliſche Expedition, wenn den letzten Nachrichten zu trauen iſt, bald vor Peking. — Ehe ſie hineinkommen, müſſen ſie die Stadt erſt noch mit ihren Fernröhren ein wenig muſtern und allerlei mit den Mandarinen und Botſchaftern des Kaiſers verhandeln. Da geht es noch weit langſamer, bedächtiger und umſtändlicher her, als in unſern Gerichtsſtuben, und bis die Akten von Pontius zu Pilatus und dann wieder zum Pontius gehen, haben wir Unterhaltungsſchreiber Zeit genug, die ganze Stadt Peking mit Muße zu beſehen. Dies wollen wir denn auch bei einer dampfenden Taſſe Chineſiſchen Thees, der wahrlich nicht das ſchlechteſte Getränk auf der Welt iſt, redlich thun und einſtweilen die Engländer parlamentiren und bombardiren laſſen.

Peking, die Hauptſtadt der Provinz Petſcheli nicht nur, ſondern auch vom ganzen Chineſiſchen Reiche, heißt bei den Chineſen Schungtienfu d. h. die dem Himmel untergebene Stadt. Sie liegt in einer trockenen und von aller Waldung entblößten Ebene. Erſt zwei Meilen weſtlich ziehen ſich von Norden nach Südweſten Berge hin, von welchen einige kleine Flüſſe herabkommen, davon einer rund um Peking läuft, einen Kanal an die Stadt abgiebt der ſich in mehrere Arme theilt, und dann drei Meilen öſtlich in den Fluß Baiche fällt.

Die Umgebungen der Reſidenz des Himmelsſohnes ſind nichts weniger als heiter und ſchön. Ein ſonderbarer Geſchmack hat unmittelbar vor den Thoren, ſtatt eines an-

*) Herder nennt das Chineſiſche Reich eine eingeſcharrte Mumie, bemalt mit Hieroglyphen und eingewickelt in glänzende Seide.

Digitized by Google

muthigen Parks, eine kleine Wüste geſchaffen, die ein Drittel der Stadtmauer umgibt, und die wilde Natur der mongoliſchen Steppe täuſchend nachahmt. Von dieſer Seite betrachtet, macht das unermeßliche Peking einen wunderbaren unheimlichen Eindruck. Da es in einer vollkommnen Ebene liegt, ſo ſieht man nichts, als die, mit Baſtionen und Thoren verſehene, hohe Mauer, hinter der ſich die Häuſermaſſe gänzlich verbirgt. Blos die Spitzen der wunderlich geſtalteten vielen Thüren gucken aus einer dicken Dunſtwolke hervor, die dem Gewühle der Menſchen entquillt und das ganze Jahr über Peking lagert. Der Umfang der äußern Stadtmauer iſt 12 Stunden, ihre Höhe iſt 16 bis 18 Ellen bei verhältnißmäßiger Dicke, und ein trockner, nicht tiefer Graben, der ſie rundum umgibt, gewährt ihr keinen Schutz. Sie dient blos polizeilichen Zwecken und hat als Befeſtigung keinen Werth.

In dem Mauerkranze der Stadt ſind viele häuſerleere Stellen eingeſchloſſen, Gärten und ſogar Felder, ſo daß man bei Betrachtung der niedrigen, einſtöckigen Häuſer ſogleich begreift, daß Peking eine ſo unmäßige Bevölkerung, wie alte Schriftſteller angeben (4 bis 5 Millionen), niemals faſſen könnte. Faſt die Hälfte des nördlichen Stadttheils (die ſogenannte Tartarenſtadt) iſt von den Palaſten und Luſtgärten des Kaiſers eingenommen und der übrige Theil mit Regierungsgebäuden, Kaſernen und Tempeln angefüllt, die alle große, offene Höfe haben. Auch die ſüdliche Stadthälfte (die Chineſenſtadt) wird zum dritten Theil von den unermeßlich weitläufigen Gebäuden und Gärten bedeckt, wo der Kaiſer dem Himmel opfert und die jährliche Ceremonie des Pflügens u. ſ. w. vornimmt; die Küchengärten und Fiſchteiche für die Hofhaltung nehmen allein eine Quadratſtunde Raum ein. Zieht man alles dies in Berechnung, ſo kann die Einwohnerzahl Pekings 1¼ Million nicht überſteigen.

Im Ganzen iſt Peking gut gebaut. Die Hauptſtraßen, welche die verſchiedenen Thore mit einander verbinden, ſind meiſtens 100 Fuß breit, mehrere 1 bis 2 Stunden lang, jedoch nicht gepflaſtert; ein Uebelſtand, der bei kothigem Wetter äußerſt läſtig iſt und im trockenen, heißen Sommer durch fleißiges Sprengen mit Waſſer gemindert wird. Kutſchen ſind hier und in ganz China nicht gebräuchlich. Dagegen wimmeln die Straßen von Sänftenträgern und Leuten, die ihre Waaren an den Enden langer Stangen zum Verkauf tragen und den Fußgänger fortwährend zum Ausweichen nöthigen. Kommt, wie dies häufig der Fall iſt, ein Braut- oder Trauerzug, oder der eines hohen Staatsbeamten dazu, ſo wird auch die breiteſte Straße gedrängt voll, und wer den entgegengeſetzten Weg will, dem bleibt keine Wahl, als umzukehren, oder eine Seitenſtraße einzuſchlagen. Die Leichen werden in buntlackirten, viereckigen Kaſten getragen, über welchen ein Baldachin mit den ſchreiendſten Farben prangt. Jedem Leichenzug gehen eine Menge gedungene Leute mit vielfarbigen Fahnen voraus. Unmittelbar hinter dem Sarge folgen die weiblichen Verwandten des Verſtorbenen in weißen Palankins. Weiß iſt hier die Farbe der Trauer; ſchwarz die der Freude.

Die Hauptſtraßen beſtehen großentheils aus öffentlichen Gebäuden, deren Zahl Legion iſt, und die ſich alle an ihrem gelben Anſtrich erkennen laſſen. Gelb iſt nämlich die ausſchließliche Farbe des Kaiſers, des Staats. Die Dächer ſind gelb lackirt und überdieß auf die wunderlichſte Art bemalt. Im Sonnenſchein glänzen dieſe Gebäude wie Gold und ihre oft ſehr langen Fronten geben ihnen ein prächtiges Anſehen. Mehrere ſind ſo groß, wie kleine Städte. Die größern ſind die kaiſerlichen Magazine zur Verſorgung der Hauptſtadt mit Getreide und Reis in Zeit der Noth oder Theurung. Die Maſſe der hier angehäuften, ſorgfältig unterhaltenen Vorräthe grenzt an das Fabelhafte.

Die Polizei iſt in Peking, wie in allen chineſiſchen Städten, ſehr wirkſam, und Mord und Raubereien, wie ſie z. B. in London zur Tagesordnung gehören, ſind folglich Seltenheiten. 20,000 Polizeidiener ſind beſtändig wachſam. Ihre Waffe iſt eine lange Peitſche, die ſie bei jedem Anlaß rückſichtlos gegen das Volk handhaben.

Die Tartaren-Stadt iſt von der Chineſiſchen durch eine Mauer geſchieden und wird durch beſondere Thore geſchloſſen. Hier wohnen Alle, welche mit dem kaiſerlichen Hofe durch Gewerbe, oder Amt in Beziehung ſtehen; hier haben auch die Miſſionen ihren Sitz mit Kapellen für griechiſche und katholiſche Chriſten; hier ſind Buchläden, Buchdruckereien und die vorzüglichſten wiſſenſchaftlichen Anſtalten des Reichs, Hochſchule, Sternwarte, Seminar. Die Bevölkerung iſt faſt ganz tartariſch. Mubamedaner, die ſich durch ihre rothe Mützen unterſcheiden, ſind zahlreich. Die tartariſchen Frauen ſind ſchon durch ihren feſten, raſchen Gang und ihre Füße von natürlicher Form und Größe kenntlich. Häufig ſieht man die vornehmſten Damen neben ihrem Gatten zu Pferde. Chineſiſche Handwerksleute, welche Arbeit ſuchen und Kleinkrämer, die ihre Waare feilbieten, ſind übrigens hier ſo läſtig, als in der Chineſenſtadt. Alle Hauptſtraßen haben feſte Thore an beiden Enden, die von ihren Hütern bei den geringſten Ruheſtörungen geſchloſſen werden. In der Nähe der kaiſerlichen Reſidenz ſind überdieß die Straßen nicht

Digitized by Google

blos an Ausgängen, ſondern ſelbſt in der Mitte mit ſogenannten Triumphpforten verſehen, Thore mit eiſernen Flügeln, rechts und links mit kaſernenartigen Gebäuden, die im Fall eines Aufſtandes leicht vertheidigt werden können. Ungeheure Magazine für Lebensmittel und Kriegsvorräthe nehmen mit ihren unabſehlichen Fronten mehrere Straßen ein. Die Tempel ſind zahlreich, viele von impoſanter Größe.

(Der Beſchluß folgt.)

Das Mährchen.

(Beſchluß von Seite 184.)

„Viele haſſen mich,“ fuhr die liebliche Herrſcherin fort, „aus überklugem Mißverſtande, und ihnen ſind die Geſtalten, über die ich gebiete, wie ſie heute Dir es waren, ein Schrecken oder ein Gräuel.“

„Aber, laß uns Friede ſchließen,“ ſprach ſie ſanft, und näherte ſich dem Schach. Nach den wunderlichen, ſchreckenden Begebniſſen des Tages hatte die freundliche Erſcheinung der Herrin ihn ſchon wie mit ſtillem Frieden erfüllt.

Sie ergriff die Hand des ſinnenden Schachs und führte ihn durch mehrere Hallen, denen keine in Schach Nirwans Herrſcherſitze an wunderbarer Pracht ſich gleichſtellen durfte, in einen hinter dem Palaſte ſich ausdehnenden, unermeßlichen Garten.

Zwiſchen friſch grünenden Flächen, durchſchnitten von goldbeſandeten Pfaden und blauen Flüſſen und ſilbernen Bächen, blühten hier die Bäume und Pflanzen aller Erdſtriche, aber größer und ſchöner als irgendwo auf der Erde, und ſtatt der Schmetterlinge wiegten ſich liebliche Genien auf den Blättern und aus Blüthen quellen weiche Weiſen.

Liebliche Genien lagen in dem Graſe und lauſchten, dem aus den Blüthen dringenden erquicklichen Geſange, wunderbaren Inhaltes, aber immer endend mit dem Siege der Wahrheit und dem Preiſe der Tugend; und die ſüßen Düfte, die aus den Blüthen ſtiegen, verkörperten ſich, emporſteigend zu lichten Wolken, und die Wolken nahmen, emporgeſtiegen, Geſtalten an von Menſchen und Thieren, und ſtellten bildlich dar, was die Blumen ſangen, und Schach Nirwan labete Aug' und Ohr und Herz an dem noch nie zuvor gehörten und geſehenen Schauſpiele.

Empfange nun dein Geleite von meiner Hand, ſprach die Herrſcherin, und ergriff die Hand Schach Nirwans, als dieſer ſich geſättigt an dem Geſehenen und Gehörten, und führte ihn an die blumenumrankten Ufer eines kryſtallhellen Stromes. Ein Wink und eine goldene Muſchel wuchs aus dem Waſſer hervor. Beide beſtiegen die Muſchel. Ein friſcher Wind kräuſelte die Wellen des Stromes, in denen ſich Fiſche von allen Farben herumtummelten.

Bald gelangte man, an ſteilen Höhen und wechſelnden Thälern vorüber, an eine hohe Felswand. Sie ragte wie einſturzdrohend über das Waſſer hin, das eine tiefe Bucht hineingewühlt hatte in den Fuß des Felſens.

Die Muſchel landete. Wir ſind am Ziele ſagte die Herrſcherin. Eine leiſe Berührung der Felswand mit dem Demantſtabe, und beide traten in eine geräumige Halle, wunderbar beleuchtet von funkelnden Steinen.

Nimm deine Waffen von mir zurück, ſprach ſie weiter und zween Feuergeiſter traten herein, und brachten das Schwert des Schachs, mit neuer Klinge verſehen und ſeinen Dolch, und die Herrin übergab ihm Schwert und Dolch. Gedenke meiner in Frieden ſagte ſie, und ſchwang den Stab; da füllte eine Flamme das Gewölbe, die Herrin mit den Geiſtern war verſchwunden, der Eingang der Halle nach dem Strome zu, war nicht mehr vorhanden. Dagegen führte eine weite Pforte auf der andern Seite in den bekannten Wald hinaus, wo ſein Roß graſete. Schach Nirwan war kaum hinausgetreten, als ſich die Pforte ſchloß und alles war wie längſt zuvor.

Der Schach beſtieg ſein Pferd und trabte der Hauptſtadt zu. Vor dem Thore der Stadt, in einem Palmenwäldchen trieben ſich Kinder herum. Da gedachte der Fürſt deſſen, was er geſehen, und ſein Herz betrübte ſich, daß er der Kinderwelt ſo manche Freude entzogen hatte, durch ſein ſtrenges Gebot. Darum lenkte er in den Wald und rief die Kleinen um ſich, und erzählte ihnen eines der Mährchen, das er gehört und geſehen hatte in dem Zauberlande.

Gehet nun hin, ſagte der Schach, als er vollendet hatte, und erzählet weiter, was ihr gehöret, und ſagt von wem ihr's vernommen habt und werdet ihr die Herolde des Gebotes, daß künftig in Schach Nirwans Reich die Wahrheit im Gewande der Dichtung Bürgerrecht hat, all überall.

So hatte der Schach geſprochen und ſein Wort verbreitete ſich blitzſchnell im Lande, und das Mährchen trat in ſein Recht und ward wieder die Erzieherin der glücklichen Kinderwelt. Ueberall erregte das Geſchehene Freude und nur wenige gab es, die mit überſtrengem Ernſte darüber die Köpfe ſchüttelten.

Digitized by Google

Die Indianer und die Büffel in Nordamerika.

(Aus Catlin's Werk über die nordamerikaniſchen Indianer.)

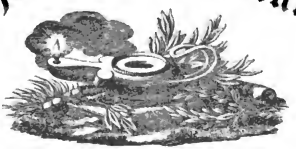
Einſt war der Büffel verbreitet über das ganze Land von dem Felſengebirge bis zum atlantiſchen Meere, jetzt iſt er auf die Prairien des fernen Weſtens beſchränkt. Das Männchen wächſt oft zu dem ungeheuren Gewicht von 20 Centnern heran. In manchen Jahreszeiten ſieht man ſie zu Heerden von Tauſenden, zu andern Zeiten zerſtreuen ſie ſich in einzelne Familien. Die beliebteſte Jagd der Indianer iſt die auf Büffel, die faſt immer zu Pferd mit Bogen und Lanze betrieben wird. Im tiefen Winter, wo der Büffel in den Schnee einſinkt, bedient ſich der Indianer der Schneeſchuhe, und der Büffel wird dann eine leichte Beute. Um dieſe Zeit iſt die Jagd am thätigſten, weil dann auch das Fell des Büffels am werthvollſten iſt. Es iſt jedoch ein trüber Gedanke, daß die Zeit ſicherlich nicht mehr ferne iſt, wo das letzte dieſer edlen Thiere der unklugen Raubgier der weißen und rothen Männer zum Opfer fallen wird; dann werden aber auch dieſe unermeßlichen Prairien auf Jahrhunderte hinaus eine öde Wüſte ſeyn. Dies iſt keine Uebertreibung, und man darf nur ſehen, wie die Indianer und Weißen verfahren, um ſich zu überzeugen, daß die Vernichtung der Büffel nicht lange ausbleiben kann. „Einſt kamen eine Abtheilung Sioux in eines der Forts an der Gränze, nur etliche Tage, ehe ich ſelbſt dorthin kam; ihre Zahl betrug 5—600 Mann, alle beritten. Am Mittag ſetzten ſie über den nahen Strom, da die jenſeitige Ebene mit einer unermeßlichen Büffelheerde bedeckt war, und am Abend kamen ſie wieder ins Fort zurück mit vierzehnhundert friſchen Büffelzungen, die auf einen Haufen geworfen wurden, und wofür ſie nur einige Gallonen Branntwein verlangten, die alsbald ausgetrunken wurden.“ Dieß geſchah zu einer Jahreszeit, wo die Felle ohne Pelz, und alſo das Abtreiben nicht werth waren. Hr. Catlin beklagt dieß aufrichtig und bemerkt, daß die Prairien der letzte Zufluchtsort der Büffel und der Indianer ſind, und daß die Gebeine von beiden mit einander daſelbſt bleichen werden. „Der Streif Landes, der ſich von Mexico bis zum Winnipegſee hinaufzieht, iſt eine faſt ununterbrochene Grasebene, die zum Anbau nichts taugt, und nie taugen wird. Hier namentlich hauſen die Büffel, und mit und neben ihnen hauſen und blühen die Indianerſtamme, welche Gott zum Genuß dieſes ſchönen Landes geſchaffen hat. Es iſt für denjenigen, der, wie ich, dies Land durchreiſt, und dies edle Thier in all ſeinem Stolz und ſeiner Pracht geſehen hat, ein trauriger Gedanke, daß daſſelbe ſo raſch von dem Angeſicht der Welt verſchwindet, und daß mit ſeinem Untergang auch der Friede und das Glück, wo nicht das Daſeyn der Indianer verloren iſt, die mit ihm dieſe unermeßlichen Ebenen bewohnen. Auf dieſen mit Büffeln ſo reichlich geſegneten Ebenen finden ſich die ſchönſten indianiſchen Stämme; hier erſcheint der Wilde in ſeinem reichſten Coſtume, und hier, nur hier allein ſind alle ſeine Bedürfniſſe, ſelbſt die des Luxus aufs reichlichſte befriedigt. Hier iſt er noch der ſtolze, ehrenhafte Mann, ohne angelernte Bedürfniſſe, die nur Niederträchtigkeit und Laſter erzeugen; hier iſt er noch geleitet von Gefühlen der Ehre und der Tugend, womit ihn die Natur nicht ſparſam ausgeſtattet. Hier befanden ſich noch vor kurzem 300,000 Indianer, die vom Fleiſch der Büffeln lebten. Die mannichfache Verwendung aller Theile des Thiers iſt für jeden, der nicht unter dieſem Volke gelebt und ſeine Sitten und Gebräuche genau kennen gelernt hat, faſt unglaublich. Jeder Theil des Fleiſches wird in einer oder der andern Form in Speiſe verwandelt, und davon nähren ſie ſich ausſchließlich. Der Pelz dieſer Thiere dient ihnen ſtatt der Mäntel, die gegerbten Felle zu Decken ihrer Hütten und zu Lagerſtätten, ungegerbte verwendet man zum Bau von Canoes, zu Sätteln, Zügeln, Riemwerk aller Art, wie Laſoo u. dgl.; aus den Hörnern macht man Löffel u. ſ. w., das Gehirn wird zum Gerben der Häute benützt, die Knochen zu Sattelbäumen und Kriegskeulen; andere werden zerbrochen, um das darin befindliche Fett zu erhalten, kurz alle Theile dieſes nützlichen Thieres wiſſen ſie aufs beſte zu benützen, und bei allen den Genüſſen, die ſie ſich daraus verſchaffen, und bei ihren mannigfachen Spielen ſind ſie glücklich in der Unwiſſenheit des traurigen Schickſals das ihrer wartet. Dieß intereſſante Volk mit ſeinen Jagden, ſeinen Wildniſſen, ſeinen Sprachen, mit allen ſeinen merkwürdigen Sitten und Gewohnheiten könnte fortdauern, und die Zahl der Büffel könnte ſich vermehren, und ihnen auf Jahrhunderte freies Leben und Unterhalt ſichern — wenn man den Verkehr mit den Weißen abſchneiden könnte. Aber dieß iſt nicht mehr möglich; des Büffels Schickſal iſt beſiegelt, und mit ſeiner Vertilgung müſſen auch die Bewohner dieſer Ebenen, die ſonſt keine andern Subſiſtenzmittel haben, in Elend und Verzweiflung verſinken, und endlich den Wölfen und Geyern, die ſonſt keine Knochen zu nagen haben, zum Opfer heimfallen.“

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Karlsruher Unterhaltungsblatt.



N°. 47. Vierzehnter Jahrgang. 1841.

Georg Cüvier.

(Mit einer Abbildung.)
Tab. XLVII.

Der Name Cüvier wird schon längst neben den eminentesten Geistern genannt. Seine umfassenden Leistungen im Gebiete der Naturwissenschaften waren für unsere Zeit das, was die Thätigkeit des großen Linné für die seinige war. Frankreich und Deutschland streiten darüber, welchem von beiden er eigentlich angehöre, und mit Recht. Denn streng genommen ist er ein Deutscher. Sein Geburtsort ist die kleine Stadt Mümpelgard, (Montbelliard) im obern Elsaß, ehemals die Hauptstadt einer Grafschaft, welche bis zum Jahre 1796 dem Hause Würtemberg gehörte. Das Jahr, in welchem er das Licht der Welt erblickte ist das nemliche, in welchem noch fünf große Geister unseres Jahrhunderts geboren wurden; Napoleon, Alexander von Humboldt, Wellington, Chateaubriand und Canning.

Georg Cüvier ist nemlich den 23. August 1769 geboren. Sein Vater war ein braver Offizier der damals im Solde Frankreichs stehenden Schweizergarde, der sich in seinem vierzigsten Dienstjahre mit einem kleinen Gehalt in seine Vaterstadt zurückzog. Hier heirathete er die Tochter einer achtbaren Familie, welche Cüviers Mutter ward und durch die vortrefflichen Eigenschaften ihres Geistes und Gemüthes den ersten Grund zu seiner Bildung legte. Der Knabe war von äusserst zarter Gesundheit, und um gleichermaßen seinen Körper, wie seinen Geist zu stärken, richtete die einsichtsvolle Mutter seine Aufmerksamkeit auf die Schönheiten der Natur. Bis zum letzten Tage seines Lebens war daher auch jede Erinnerung an sie ihm heilig, und in seinem spätesten Alter, als er in Frankreich die höchsten Staatsämter bekleidete und in den innersten Tiefen der Wissenschaft sich bewegte, bewies er jedem die wärmste Dankbarkeit der ihm einen Strauß von ihren Lieblingsblumen brachte. Einzig durch ihren Unterricht lernte Cüvier schon im vierten Jahre seines Alters fertig lesen. Auch unterwies sie ihn im Zeichnen und entflammte auf alle Weise den Eifer und das Verlangen nach gediegenen Kenntnissen in seiner jugendlichen Seele, indem sie ihm bald bisterische, bald naturwissenschaftliche Werke in die Hand gab. Selbst im Lateinischen unterrichtete sie den hoffnungsvollen Sohn und brachte es durch ihren unermüdeten Eifer dahin, daß er bald alle seine Schulkameraden weit übertraf. Schon in seinem zehnten Jahre ward daher der Knabe in eine höhere Schule, das Gymnasium, befördert, wo seine Fortschritte bald ein allgemeines Aufsehen erregten. Seiner Wißbegierde entsprachen die Fähigkeiten seines Geistes, besonders sein ausserordentliches Gedächtniß. Er merkte die trockensten Dinge, und was er einmal gefaßt hatte, vergaß er nicht wieder. Vor allen Schriftstellern, die er in seinen Mußestunden las und studierte, zog ihn Büffon am meisten an. Noch im zartesten Jugendalter zeichnete und malte er alle Bilder von dessen Naturgeschichte nach. Seine Kenntnisse in der Geographie, Mathematik und in Sprachen waren nicht weniger ausgezeichnet, und er trieb alle diese Studien mit einer Begeisterung, welche man mit dem Kindesalter kaum in Uebereinstimmung zu bringen vermag.

Cüvier war zum Geistlichen bestimmt, und erhielt, da seine Eltern arm waren, einen Platz in der Freischule

Digitized by Google

zu Tübingen. Hier gab er einen Beweis von dichterischem Talente, indem er eine Rede in Versen verfaßte und mit erstaunenerregendem Ausdruck öffentlich vortrug. Er hatte den Preis verdient; aber die Engherzigkeit des Rektors brachte ihn darum. Indeß blieben doch seine Verdienste und sein Streben nicht länger verborgen. Der Herzog Carl von Würtemberg wurde auf den talentvollen Jüngling aufmerksam und sandte ihn auf seine eigene Kosten auf das Carolinum nach Stuttgart, ein von ihm selbst gegründetes Seminarium, für welches er sich auf das Lebhafteste interessirte. Dieß geschah im Jahr 1784, als Cuvier gerade in sein fünfzehntes Jahr ging. Nun hatten seine glänzenden Talente Gelegenheit aus allen Quellen der Erkenntniß zu schöpfen. Denn die Zöglinge wurden in allen Zweigen des Wissens unterrichtet, vorzüglich aber in solchen, die dem künftigen Juristen zu Statten kommen. Viele derselben wurden daher auch in spätern Jahren hohe Staatsbeamte, nicht blos an den verschiedenen Höfen Deutschlands, sondern auch in Rußland und andern Staaten. Cuvier stand in keinem Fache den andern nach; aber von allen seinen Beschäftigungen wurde die der Naturgeschichte von ihm mit glühendem Eifer betrieben, der in eben dem Grade wuchs, als er Fortschritte machte. Er las den Linné, Reinhart und die besten andern Schriftsteller in diesem Fache, besuchte alle Museen, die ihm zu Gebote standen, legte Sammlungen von Pflanzen und Thieren an, und zeichnete und malte Schmetterlinge, Käfer, Vögel und Blumen, so oft er nur eine Mußestunde hatte. Schon jetzt erkannte er die großen Vortheile, welche das Studium der Entomologie (Anatomie der Insekten) seinen spätern Forschungen gewähren würde; er war daher darin unermüdet und gewöhnte sich, bei seinen Beobachtungen auch das Kleinste nicht zu übersehen.

Cuvier hatte erst vier Jahre zu Stuttgart verweilt, als die französische Revolution ausbrach und seinen fürstlichen Gönner zur Abreise aus seiner Residenz nöthigte. Der Jüngling war nun ohne Unterstützung und genöthigt, noch ehe er seine akademische Laufbahn vollendet hatte, das Seminarium zu verlassen, um eine Hofmeisterstelle bei einer adeligen Familie zu Caen in der Normandie anzunehmen. Diese Veränderung seines Wohnorts, seiner Umgebungen und Verhältnisse vermochten jedoch keinen Augenblick den beharrlichen Fleiß Cuviers zu dämpfen; ja der Uebergang aus dem Binnenlande in eine Seestadt trug nur dazu bei, seinen thätigen Geist auf neue Spuren der Forschung zu lenken. Er begann hier das Studium der Anatomie der Seethiere und Fische, verglich die fossilen Arten mit den lebenden und wurde durch diese Untersuchungen zu den großartigen Ansichten und Ergebnissen über das ganze Thierreich geleitet, wo er die physische Geschichte der Schöpfung stufenweise durch alle ihre Erscheinungsformen hindurch verfolgte. Und während er so damit beschäftigt war, seine Bemerkungen und Beobachtungen einzig und allein zu seinem eigenen Gebrauche niederzuschreiben, deckte er unwillkührlich die Fehler und Blößen aller seühern Systeme und aller naturgeschichtlichen Werke der Zeitgenossen auf.

(Der Beschluß folgt.)

Peking,

die Hauptstadt des Chinesischen Reiches.

(Beschluß von Seite 187.)

Fast im Mittelpunkte der Tartarenstadt befindet sich die kaiserliche Residenz, die man eine dritte Stadt aus Palästen und Gartenanlagen nennen kann. Sie ist durch einen freien Platz und eine hohe gelbkakirte Mauer von großer Stärke von den übrigen Stadttheilen geschieden, und innerhalb dieser Mauer darf sich, ausser den zum kaiserlichen Hause gehörigen oder sonst privilegirten Personen bei Todesstrafe Niemand betreten lassen. Der Raum, den die kaiserliche Residenz einnimmt, ist ein regelmäßiges längliches Viereck von mindestens zwei Stunden im Umfang. Im Mittelpunkte desselben stehen die Privatpaläste des Kaisers und der Kaiserin. Eine innerste Mauer durch die eine eiserne, schön vergoldete Pforte führt, umgibt sie. Diese Mauer heißt die heilige, die ganz verbotene. Ihr Inneres ist nur für die Privatdienerschaft des Kaisers zugänglich; selbst die höchsten Staatsbeamten dürfen es nicht wagen, den Kaiser in seiner eigentlichen Wohnung aufzusuchen.

Die ansehnlichsten übrigen Gebäude in Peking sind die meisten Tempel und Klöster, welche einen großen Raum einnehmen und mit Säulenreihen und Marmortreppen geschmückt sind. Einige dieser Tempel deren es mehr, als 33 gibt, liegen ausserhalb der Stadt. Bei dem Kloster der Choschanen, eines sehr strengen chinesischen Mönchsordens, befindet sich ein Thurm, auf welchem eine, bei den Chinesen sehr berühmte Glocke hängt. Sie ist aus Kupfer gegossen, aber vor Alter ganz schwarz geworden. Ihr Gewicht beträgt ungefähr 876 Zentner. Ausser den chinesischen Tempeln gibt es in Peking auch zwei römisch-katholische Klöster, eine griechisch-russische Kirche und eine mahomedanische Moschee. Von den zwölf

Digitized by Google

Vorſtädten hat jede im Durchſchnitt eine Ausdehnung von etwa einer Viertelmeile.

Ueber die Bevölkerung Pekings hat man ſehr verſchiedene Angaben. Manche Schriftſteller haben ſie zu 3 Millionen angenommen, was aber unſtreitig übertrieben iſt. Timkowski iſt geneigt, der Angabe des franzöſiſchen Jeſuiten Gaubil beizutreten, welcher 11 Millionen annimmt. Allerdings iſt die Hälfte der äuſſern Stadt faſt leer, die großen von Häuſern umgebenen Plätze Tängtang des Himmelstempels, und Sängmuntang, des dem Erfinder des Ackerbaues geheiligten Tempels, ausgenommen. Der übrige Raum beſteht aus Feldern, Gärten und Begräbnißplätzen. Dann ſind in der Thronſtadt, auſſer der großen kaiſerlichen Hofburg, viele Fürſtenhöfe, Vorrathshäuſer, Gerichtshöfe, Seen und Tempel. Die Straßen ſind breit und die Häuſer niedrig. Aber dagegen muß man auch bedenken, daß der wirklich bewohnte Theil von Peking weit volkreicher iſt, als ein ähnlicher Theil von Paris oder Petersburg. Die Chineſen ſind keine Freunde von vielen und großen Zimmern; ein Zimmer iſt hinreichend für viele. Zwanzig Chineſen finden bequem da Raum, wo es zehn Europäern höchſt enge ſcheint. Einem Europäer fällt beſonders die Volksmenge in einigen Straßen der Thronſtadt und überall in den äuſſern Theilen Pekings auf. Sie iſt ſo groß, daß vornehme Perſonen, wenn ſie durch die Straßen kommen, Leute zu Pferde voranſchicken, um den Weg frei zu machen.

Die Bevölkerung Pekings beſteht aus Gliedern faſt aller Nationen, welche in dem weiten Gebiete des chineſiſchen Reiches feſtſaßt ſind, am meiſten jedoch aus Mandſchuren und nächſt dieſen aus eigentlichen Chineſen. Die Nahrungsquellen der Einwohner, welche nicht zum Hofſtaate, dem Militär, den Beamten und Großen angehören, ſind Gewerbe und Handel. Die Geldſummen welche jene Stände in Umlauf bringen, ſind ungeheuer. Man kann in Peking Alles haben, was China Schönes und Koſtbares aufzuweiſen hat; auch viele engliſche Waaren werden hier verkauft. Ein Hauptgegenſtand der Gewerbe iſt der Handel mit Lebensmitteln. Faſt bei jedem Schritte ſtößt man auf Läden, oder Buden mit Reis, Mehl, Brod, Oel u. d. gl. Wegen dieſes großen Zuſammenfluſſes iſt Alles ſehr wohlfeil, und wenn auch im Innern des Reiches eine Hungersnoth entſteht, die Reſidenz leidet darunter nicht.

Bei den Tempeln ſind große öffentliche Plätze und Spaziergänge, wo ſich einigemal im Jahre viele tauſend Einwohner jedes Standes verſammeln. Im Frühlinge beſucht man die ſchönen Umgebungen der Stadt. In den ſechs Schauſpielhäuſern, welche ſich ſämmtlich in der äuſſern Stadt befinden, wird faſt täglich von Mittag bis Abend geſpielt.

An öffentlichen Anſtalten der Wohlthätigkeit ſcheint es der Reſidenz zu mangeln. Im Winter wird auf Befehl des Kaiſers unter die Bettler Reisbrei ausgetheilt.

Die Garniſon von Peking ſoll gegen 80000 Mann betragen. Der vornehmſte Theil derſelben beſteht aus den mandſchuriſchen Truppen, deren Offiziere auch höhere bürgerliche Aemter bekleiden. Die Bewaffnung dieſer Truppen, ſo wie der ganzen chineſiſchen Kriegsmacht überhaupt iſt ſchlecht. Die Infanterie hat nur zum kleinern Theile Luntenflinten von elender Beſchaffenheit, der größte Theil nichts weiter, als Pike und Seitengewehr. Die Reiterei iſt mit Helm, Panzer, Lanze und Säbel und Luntencarabiner ſchwerfällig gerüſtet. Die Manturen der chineſiſchen Truppen haben Aehnlichkeit mit der Kleidung aller übrigen Bürger, ausgenommen die Kurma oder den Spencer zum Ueberziehen, welcher von derſelben Farbe ſein muß, wie die Fahne, zu welcher der Soldat gehört. Die ausgenähten Weiberröcke, die atlaſſenen Stiefel, ſo wie der Fächer, mit dem der Soldat ſich, wenn es ihm zu heiß iſt, friſche Luft zuwedelt, geben ihm ein wahrhaft lächerliches Anſehen. Das Vorzüglichſte im Kriegsweſen, was chineſiſche Soldaten lernen müſſen, iſt das Schießen mit dem Bogen zu Pferd und zu Fuß. Allein der verzärtelte Chineſe iſt zum Spannen ſtarker Bogen zu ſchwach.

Der Flintenträger bedient ſich keines Laſtſtocks zum Feſtſtampfen, ſondern läßt die Kugel in den Lauf gleich dem Pulver hineinlaufen. Natürlich muß er alsdann, aus Furcht, daß die Kugel herausfallen möge, die Flinte ſtets zu hoch halten. Kanonen und Mörſer ſind bei den Chineſen in gleich ſchlechtem Zuſtande wie alles Uebrige. Sie ſtammen zum Theil noch aus den Gießereien her, die die franzöſiſchen Miſſionäre des Jeſuitenordens hier errichtet hatten. Dieſe Geiſtlichen hatten auch ehemals in Kriegszeiten die Verwendung und Leitung der Artillerie bei den chineſiſchen Heeren zu beſorgen.

Was die perſönliche Würde der chineſiſchen Soldaten betrifft, ſo kann von derſelben gar keine Rede ſeyn, denn ſie ſind in ihrem geſchwächten, unfriegeriſchen Zuſtande, ſo ſehr des Bedauern würdig, daß ſelbſt chineſiſche Komiker im Schauſpiele dieſe Helden auf der Bühne verſpotten.

Aus dem Bisherigen leuchtet ein, daß die Engländer, welche jetzt einen Feldzug gegen China unternehmen, wohl keinen allzuſchweren Stand haben werden, wenn nicht, wie es

Digitized by Google

bereits ſchon geſchehen iſt, die Meeresſtürme an den Küſten ſich ins Mittel ſchlagen und ihnen Abbruch thun. Dreißig tauſend wohlgeordnete Europäer können, wenn ſie glücklich gelandet ſind, der ganzen chineſiſchen Kriegsmacht, die ſich auf 800,000 Mann beläuft, zu ſchaffen machen, und es wird ſich, wenn nicht unvorhergeſehene Umſtände eintreten, bald zeigen, ob der Kaiſer von China ſeinen großſprecheriſchen Proclamationen den gehörigen Nachdruck zu geben und die Fremdlinge von Peking abzubalten vermag, oder ob dieſe ihm in der Hauptſtadt des himmliſchen Weltreiches den Frieden diktiren und befehlen dürfen, ſeinen Unterthanen die Köpfe durch Opium noch mehr zu verdummen als ſie bereits verdummt ſind.

Verzweifle nie!

Eine Erzählung aus den Zeiten der franzöſiſchen Revolution.

(Mit zwei Compoſitionen v. G. W. Faſet. Tab. XXIV.) u. XXV.

Es war am 15ten September des Jahres 1797, als Madame Michaud mit ihrem Gatten in einem Zimmer ihres Hauſes ſaß, von welchem man eine Ausſicht nach den Boulevards hatte. Der Abend war mild und angenehm; nur ein ſanftes Lüftchen kräuſelte die Wellen der Seine, und am weſtlichen Horizont ſank die Sonne im reichſten Gold- und Purpurglanze ihrem Untergange entgegen. Von den Straßen aus erſüllte kriegeriſche Muſik die Luft; denn am folgenden Morgen ſollten die Bürger von Paris das Schauſpiel einer großen Heerſchau genießen und die Truppen unter General Augereau marſchirten mit klingendem Spiel in die Hauptſtadt, um ihre Stellungen einzunehmen.

„Wie lieblich berühren dieſe Accorde unſer Ohr!“ ſagte Madame Michaud zu ihrem treuergebenen Gatten, der ſinnend in der tiefſten Rührung vor ihr ſtand. Ich liebe zu allen Zeiten die ſeelenerhebenden Töne der Muſik, aber zu keiner Zeit mehr, als wenn die vollen Harmonien einer kriegeriſchen Schaar mit rauſchendem Getöſe das Schweigen der Abenddämmerung unterbrechen. „Horch! fuhr ſie fort; und doch ſchaudert die Seele, wenn man daran denkt, daß ſolche himmliſchen Töne die Verkündiger von Krieg und Blutvergießen ſind.“

Michaud erſchrack, und eine Todtenblaſſe überzog ſeine Wangen. „Es iſt nur zu wahr, liebe Eulalia,“ rief er beſtürzt; „Sie ſind wirklich die Schergen des Todes! Und vielleicht gerade jetzt“ — fügte er eilig hinzu und maß mit ſtarken Schritten das Zimmer.

Du ſcheinſt betroffen, mein Lieber, ſprach die Dame, und umſchlang ihn mit einem Blicke der innigſten Zärtlichkeit — ich habe doch nichts geſagt, was dir mißfällt? —

Du Eulalia? O nein! antwortete Michaud; du warſt immer mein höchſtes Kleinod, und hätte ich deinem Rathe gefolgt .... Doch jetzt iſt es zu ſpät. Komme aber was da will, ich muß ihm entſchloſſen wie ein Mann entgegentreten.

Was fürchteſt du, mein Freund? fragte die Dame in peinlicher Unruhe. Trauſt du den Truppen nicht? Ich kann mir kaum denken, daß uns etwas bevorſteht. Es wäre ein tödtlicher Schlag für die Freiheit, welche wir uns ſo ſchwer errungen haben. Ach nein, dies Schauſpiel gilt nur uns Frauen!

Ich mag vielleicht mich irren, meine Liebe, erwiederte der Gatte und bot ſeine ganze Seelenkraft auf, eine Faſſung zu behalten, die er nicht beſaß. Denn Pierre Michaud war ein Conſtitutionaliſt, und hielt es alſo weder mit den königlichen Geſinnten noch mit der Schreckenspartei. Gegen ihn mußte, ſobald ſeine Geſinnungen nur bekannt wurden, die Rache der letztern nur ſchonungslos losbrechen, und die Hauptſtadt war für ihn daher der gefährlichſte Aufenthalt. Demohngeachtet aber wich er nicht von der Linie der Pflicht und ſuchte, aus Zartgefühl gegen ſeine Gattin, eine Heiterkeit zu erkünſteln, die ſeinem Herzen fremd war.

(Fortſetzung folgt.)

Der Flötenſpieler.

Eine Parabel.

Der kleine Theodor ergriff des Vaters Flöte und quälte ihr fürchterliche Töne ab. Niemand war in des Vaters Zimmer zugegen, der dem kleinen Dilettanten das Soloſpiel niedergelegt oder ihn wenigſtens um Barmherzigkeit gebeten hätten. Nur die beiden Hühnerhunde des Vaters, die in einer Ecke lagen, fingen an zu winſeln und zu heulen, wie ſie wohl auch bei beſſerer Muſik gethan hätten. Entzückt über den erſten Erfolg fuhr Theodor fort, das Inſtrument zu mißhandeln. Endlich kam der Vater herbei und ſteuerte dem Unfuge.

Aber, ſprach faſt gekränkt der Knabe, haben nicht ſelbſt die unvernünftigen Thiere vor Rührung geweint über mein Spiel.

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Waldscene in Borneo.

Karlsruher Unterhaltungsblatt.

Nr. 48. Vierzehnter Jahrgang. 1841.

Ansicht eines Urwaldes in Brasilien.

(Mit einer Abbildung.)

Tab. XLVIII.

Die Natur ist für ihre Freunde nirgends anziehender, als da, wo sie, unverändert von Menschenhänden, ihre ursprüngliche Gestalt trägt. Wohl entzücken die lachenden Gefilde angebauter Gegenden das Auge des Beschauers; denn auch da wo der Fleiß des Menschen das Antlitz der Natur nach seinen Zwecken umgestaltet hat, entfaltet sie, ihren inwohnenden Gesetzen getreu, noch immer ihren Reichthum und ihre Schönheiten. Aber was sind diese Schönheiten in Vergleich mit denjenigen, die der Wanderer in den Wäldern Südamerika's trifft, die noch kein menschlicher Fuß betreten zu haben scheint. Hier waltet die Schöpferkraft der Natur noch in ihrer ursprünglichen Freiheit, Fülle und Herrlichkeit; hier scheint der erste Schöpfungstag noch nicht vorüber zu seyn, und wenn uns beim Anblick einer schönen europäischen Landschaft Entzücken und Bewunderung ergreift, überwältigt uns beim Eintritt in einen Urwald Amerika's ein heiliger Schauer, und die Riesengröße und Mannigfaltigkeit der dortigen Pflanzen- und Thierwelt versetzt uns gleichsam in jene Tage zurück, wo der Mensch unter den Bäumen des Paradieses Hand in Hand mit der Gottheit wandelte. Mit Recht rief daher jener alte Missionär, als er die Wälder am Ufer des Amazonenstromes betrat, von Erstaunen hingerissen, aus: „O welche herrliche Predigt, diese Wälder!

Wir haben schon einmal im Jahrgang 1836 dieses Blattes S. 43 diesem Gegenstande unsere Aufmerksamkeit zugewendet. Was wir daher heute hinzusetzen, ist als Fortsetzung und Vervollständigung unserer damaligen Beschreibung zu betrachten.

Die hauptsächlichste Ursache des außerordentlichen Pflanzenreichthums in Brasilien ist zuerst die hohe Temperatur des Klima's, welche an den Küsten gewöhnlich 19—20° Reaumur und in Rio Janeiro 26—27° R. beträgt, alsdann aber die außerordentliche Menge der Gewässer. Die Pflanzenwelt hat aber in diesem Lande, je nach der Lage der Gegend, die man betrachtet, einen verschiedenen Character. An der Küste hin zieht sich eine 7 bis 10 Stunden breite Zone, wo die Sonnenhitze die riesenhaftesten Pflanzenformen schafft, und diese Erscheinung wiederholt sich auch tiefer ins Land hinein an den Ufern der Seen und Flüsse. Entfernt man sich mehr von den niedern feuchten Gegenden der Seeküste, so steigt der Boden allmählig sanfter an, und nach Maaßgabe des Steigens wird er trockener und der Wald niedriger. Dieselben Baumarten, welche in dem weiten Striche der hohen feuchten, dunkeln Küstenwälder einen schlanken, schäftigen Wuchs erreichen, bleiben hier weit niedriger. Die Oberfläche des eigentlichen Hochlandes hat einen weit weniger ergiebigen Boden, und bietet in ihren unermeßlichen Ebenen selbst nackte Sandwüsten(Campos Parexis) dar, ist aber an Gold und andern edeln Metallen, wie an Diamanten und andern ähnlichen Edelsteinen reich.

Wer die Küste des brasilianischen Oceans und die Wälder durchstreift und die Eindrücke dieser üppigen Natur schildern will, vermag mit keinen Worten die Verwunderung auszudrücken, die die Erscheinung dieser malerischen und neuen Pflanzenwelt einflößt. Der Geist, wenn man nur

Digitized by Google

einige Bildung hat, bemächtigt sich aller Gegenstände, die Phantasie verleiht ihnen einen unaussprechlichen Reiz; sie sieht ewige Fülle herrschen, wo die Natur so festlich angethan ist. Landet man am Strand, so hat die Wärme unbekannte Wohlgerüche entwickelt; man athmet neues Leben, die Sinne empfangen frische Regungen, das Herz schlägt in anderen Gefühlen, der Seele eröffnen sich größere Ideen. Eine unruhige Neugierde zieht den Wanderer von den majestätischen Bäumen zu den bescheidenen Blumen, von den Blumen zu den Vögeln, von den Vögeln zu den Insekten. Alles ist Leben unter diesen heißen Himmelsstrichen.

Prinz Maximilian von Neuwied, dessen Reise wir schon unsere frühere Schilderung eines brasilianischen Waldes entnahmen, beschreibt auch noch folgende Scene: „In dem dichten Gestechte und dem dunkeln Schatten dieses Waldes blühten schöne Gewächse und die majestätischen Stämme breiteten sich ihre Riesenkrone aus; unter ihnen fand man auf dem Boden die abgefallenen großen Blumen einer prachtvollen scharlachrothen Passionsblume, welche die Erde an vielen Stellen völlig überdeckten und rötheten. Der Stamm dieses schönen Gewächses verflocht dort in den höchsten Gipfeln jener Waldkolosse die dicht belaubte Krone zu einem Knäuel. Schöne Arten der prachtvollen Familie der Bignonien schmückten den Weg unserer Waldreise; rosenroth, weiß, lilla, violett, von allen Abstufungen lagen sie unter ihren Stämmen auf dem Boden und wie völlig in die reinste hochgelbe Farbe getaucht prangten die Stämme des selten zähen Puo d'Arco, von welchem mehrere Stämme der Uebewohner ihre Bogen verfertigen. Noch hatte dieser Baum hier seine Blätter nicht entfaltet, sondern seine Zweige waren nur mit Blumen überschüttet. Häufig wuchs hier an den Stämmen das Dracontium pertusum und andere Blumen, welche sämmtlich zur Verschönerung der Pflanzenwelt um uns her nicht wenig beitrugen, während eine leise Bewegung der Luft sogleich den herrlichen Geruch der Vanille uns herbeiführte. Dieses angenehme Gewächs ist überall häufig, wird aber höchst selten aufgesucht und benutzt; mehrere Thierarten, vorzüglich die Mäuse und Ratten, verzehren die unreifen, noch grünen Schoten besonders gierig. Die zahlreichen Arten der Farrenkräuter überzogen den Boden, und da sie oft 8 bis 10 Fuß hoch waren, so mußten wir uns durch ihre dichten Wedel mühsam hindurch arbeiten. Viele sind klein und suchen den Schatten, andere hingegen sind so stark, daß sie einem Reiter zu Pferd Schatten geben konnten. Von Dornen zerkratzt und zerrissen, vom Regen durchweicht und am ganzen Körper durch die von der Hitze bewirkte Transpiration ermattet, fühlt man sich dennoch zur Bewunderung jener erhabenen Pflanzenwelt hingerissen! Während ein lästiger Regen auf uns herabfiel, überraschte uns der laute sonderbare Ruf eines Raubvogels, welcher uns bis jetzt noch nicht zu Gesichte gekommen war. Seine Stimme war überaus durchdringend und schallend, ein kläglicher, lauter, allmählig herabsinkender Schrei, vor dem einige kurz ausgestoßene Töne hervorgingen, welche der Stimme einer eierlegenden Henne gleichen. Der Vogel selbst war ein schwarzer Wespenbussard mit weißem Unterleibe; er saß auf dem hohen Gipfel der Waldbäume und rief beständig seine klagenden Töne herab.

Eine Nacht in diesen Wäldern beschreibt Maximilian von Neuwied: „Während der Regenperiode wo der Himmel mit Wolken dicht bedeckt ist, herrscht bei Nacht in den hohen Wäldern eine unglaubliche Finsterniß, die bei dem hellen Scheine der Lagerfeuer nur noch auffallender erscheint. Eine unzählige Menge von Fröschen läßt oft ihre verschiedenartigen Stimmen von den Kronen der hohen Waldbäume, aus den dort oben wachsenden Bromeliastauden herab erschallen; einige sind kurz und rauh, andere klingen wie ein klopfendes Instrument, noch andere gleichen einem kurzen hellen Pfiff, einem klappernden Laut u. s. w. Leuchtende Insekten fliegen gleich Feuerfunken nach allen Richtungen umher, und dazwischen erschallen die mannigfachen Stimmen der Affenarten, der katzenartigen Thiere, der Faulthiere, der Eulen, Nachtschwalben und anderen Vögeln."

Nicht der Reichthum an Pflanzen-Gebilden allein ist es, wodurch die brasilianischen Wälder die Aufmerksamkeit des Beobachters fesseln: sondern auch die Menge und Mannigfaltigkeit der Thierarten, welche ihren Aufenthalt in den beschriebenen Wäldern haben, verdienen eine nähere Beachtung. Dringen wir in ein Gehölz der Ostküste, oder folgen wir den undurchforschten Ufern eines der Zuflüsse, des Maranchon, so sehen wir die verschiedensten Thiere ans Wasser kommen und ihren Durst stillen, und wir können mit dem Indianer, Humbolet's Wegweiser durch die Wälder des spanischen Guiana, ausrufen: „Es ist hier wie im Paradies!" Vor allem gewahren wir den massiven Tapir oder Anta mit seinem verlängerten Maule, das größte Thier Südamerikas, ferner den Jaguar, diesen schönen amerikanischen Panther, ferner die Jaguarete oder den schwarzen Tiger, den Cuguar, den man den amerikanischen Löwen nennt, und mehrere andere Raubthiere des Katzengeschlechts, welches eben so viele Feinde der verschiedenen Arten von Hirschen, der Pacas, der Agutis oder Cutias sind. Auch einige Fuchs- und

Digitized by Google

wolfartige Thiere werden durch ihre Raublust gefährlich. Zu den Merkwürdigkeiten unter Südamerikas Saugethiere gehört der bekannte Ameisenbär, der unermüdliche Vertilger einer Masse schadlicher und lästiger Insekten; dann das Faulthier, das lange nicht so träge ist, als alte Reisende und Naturbeschreiber wissen wollten, das Paka und Aguti, welche ein wohlschmeckendes Fleisch liefern und im Körperbau zwischen Stachelschweine und Hasen mitten inne stehen; dann das Tatu oder Gürtelthier mit seinem Knochenpanzer; das wilde Schwein, das man Pekari oder Tajassu nennt und das in großen Horden die Wälder durchstreift. Ausserordentlich mannigfaltig ist die Zahl der Affenarten, welche diese Wälder bergen, und nur die eigene Anschauung vermag davon einen richtigen Begriff zu geben. Von dem zierlichen Sahui der sich selbst in der Nähe der Städte sehen läßt, bis zu dem Guariba oder Brüllaffen, der die Tiefen der abgelegensten Wälder mit seinem unheimlichen Geschrei erfüllt, das oft wie der eintönige Ebergesang der Mönche klingt — welche Menge von Arten, verschieden in Gestaltung Größe, Farbe, Lebensweise und Stimme.

Unter dem Gefieder verdient der graue amerikanische Strauß oder Nandu wegen seiner Größe zuerst genannt zu werden, da er über 4 Fuß lang wird. Neben ihm stehen mehrere, dem Hühnergeschlechte angehörige Vögel, von denen einige durch ihr prachtvolles Gefieder sich auszeichnen. Der Geier- oder Adlerarten finden sich auch mehrere und durch Größe ausgezeichnete, und wahrscheinlich wird selbst der Condor in den Bergen des Innern, gegen die Anden hin, heimisch seyn. Adler von kleiner Art, Sperber, welche frei ihrer Beute nachgehen, sind in den meisten Gegenden eine gewöhnliche Erscheinung. Kommt man an die fast undurchforschten Ufer der großen Flüsse des Nordens oder zu den Seen und Teichen, so staunt man über die Menge von Wasservögeln, die mit melancholischer Gravität hier ihre Spaziergänge machen, als ob sie ahnten, daß man ihnen die Herrschaft dieser Einsamkeit bald entreißen wird. Da ist der Soco Boi oder Ochsenreiher, der Erste an Größe und Kraft, dessen mattes Gefieder absticht gegen die Pracht des Laubes und der Blüthen, da ist der Garza real mit fleckenlosem weißem Gewande, da sind die Flamingos, deren glänzender rother Putz alle Vögel des Ufers überstrahlt, die rosenfarbige Löffelgänse, der feuerfarbige Guana, mehrere Arten Enten unterbrechen durch die Schnelligkeit ihres Fluges oder den Ungestüm ihres Ganges, die traurige Stille dieser Ufer. Unsern an sumpfigen Plätzen läßt der Achemia oder Karaichi seine Trauertöne erschallen und mischt sich selten unter andere Vögel. Charakteristisch für die größern und kleinern brasilianischen Flüsse sind die zahlreichen Eisvögel (Alcedo.) Man sieht sie in verschiedenen Richtungen mit einem leichten Schrei an einander vorüberstiegen, ihr grünes Gefieder mit metallischen Reflexen vergoldet vom Sonnenstrahl.

Es lautet fast wie ein Gemeinplatz, bei einer Schilderung Brasiliens von den Papageien zu sprechen. Seit dem sechzehnten Jahrhundert hört man aus dem Munde der Reisenden und selbst der Dichter das Lob der Papageien mit den lachenden Farben; jedem Matrosen war es eine Herzensangelegenheit, sich ein solches Prachtstück mitzunehmen. Die wundervollsten Arten sind besonders drei große: der rothe Ara, der Ara mit blauen Flügeln und glänzend gelber Brust, Caninde genannt, und der Ara mit ganz blauen Flügeln, den man nur im Innern antrifft. Diese drei prächtigen Arten haben längst aufgehört sich in der Nähe der großen Küstenstädte zu zeigen; dagegen sieht man nicht selten die rothen Ara's und selbst die Caninde's in kleiner Entfernung vom Meere in den Gehölzen der Ostküsten, wo sie jedoch nicht immer eine sichere Freistätte haben. Nichts ist herrlicher, als an den Ufern der Flüsse die Stämme mit ihrem üppigen und malerischen Blätterschmucke, welche diesen Vögeln zum Aufenthaltsorte dienen: man könnte sie für Blüthen dieser riesigen Bäume ansehen. Sobald sie ein ungewohntes Geräusch hören, entfalten sie gleich ihre großen purpurnen Schwingen und stoßen, um ihr Nest kreisend, ihren markigen Laut in die Einöden. Scheint dann die Sonne auf sie, so umgeben ihre Strahlen diesen König der Wälder mit einer Glorie von Purpur und Azur. Einer der Vögel, die den Fremden in diesen Gegenden am meisten auffallen, ist der Tukan oder Pfefferfresser. Er ist eben so bemerkenswerth durch die Seltsamkeit seiner Gestalt, die besonders durch den übermäßig großen Schnabel ausgezeichnet ist, als durch den Schimmer eines Theils seines Gefieders, das von den Eingeborenen zum Putz verwendet wird. — Man darf natürlich nicht glauben, daß die große Zahl der Vögel mit glänzendem Gefieder, welche in Brasilien heimisch sind, sich auf einem Punkte in diesen prachtvollen Waldungen beisammen finden; sie sind vielmehr in den entferntesten Gegenden zerstreut. Doch reicht die zahlreiche Familie der Tongara's und der Cardinäle bin, um selbst die Umgebungen der Städte mit einer Menge allerliebster Vögel zu bevölkern, in deren Bewunderung die Europäer nicht müde werden, nur fast immer mit dem Wunsch, sie möchten einen etwas sanftern

Digitized by Google

Gesang haben, wiewohl es bloß ein freilich allgemein verbreitetes Vorurtheil ist, daß die Vögel der Aequinoctialzone, der auch Brasilien angehört, nicht singen könnten, sondern bloß ein widerliches Gekreisch von sich geben.

Unter den reizenden Bewohnern der Wälder und Felder ist einer, welcher Inn- und Ausländer gleich entzückt, — der Paradiesvogel. Die Indianer nennen ihn bald Sonnenstrahl, bald Sonnenhaar, bald den kleinen Blumenkönig. Sie vergleichen ihn in ihrer Sprache mit den glänzendsten und schnellsten Wesen der Schöpfung. Wenn die alten Reisenden seiner gedenken, erschöpfen sie sich in Formen der Bewunderung: da ist es eine kleine Himmelsblume, welche die Erdenblume herzt, oder ein Strauß von Diamanten, der in den Feuern des Tages schimmert, und die Portugiesen haben ihm, wie dem Kolibrie den Namen Bejaflor (Kußblume) geschenkt. In ganz Brasilien ist er heimisch und besonders um San-Salvador in ungeheuerer Menge verbreitet. — Dem Paradiesvogel steht die ungeheuere Menge der Kolibris würdig zur Seite, die mit ihrem glänzenden Farben-Colorit die köstlichste Metalle und Edelsteine überstrahlen und von Blume zu Blume gaukeln, um von ihrem Nektar zu nippen.

Auch an Reptilien oder Amphibien haben die Wälder Brasiliens einen großen Reichthum. Von der Riesenschlange, dem Kaiman oder amerikanischen Krokodil und der Riesenschildkröte bis zu den schlangengefärbten kleinen Eidechsen und den zahlreichen Froscharten giebt es eben so zahlreiche als bemerkenswerthe Formen von denen wir nur die gefährliche Klapperschlange, den Brüllfrosch mit seiner tiefen Stimme und die höchst widerwärtige gehörnte Kröte vom Umfange eines Hutes erwähnen.

Zum Schlusse unserer Schilderung des brasilianischen Waldlebens wenden wir uns zu einer kurzen Bezeichnung der bemerkenswerthesten Insekten. Kein Land in der Welt bietet dem Freunde der Insekten solche Reichthümer dar, wie dieses. So zahlreiche Schmetterlinge, so prachtvolle Käfer, so wunderbar gespensterartige Cicaden, Bienen, Ameisen und Muskiten, gibt es nirgens mehr. Einer der Schmetterlinge, die graue Phaläna agrippina hat 9¼ Zoll Breite; ein anderer der Nestor mit blauen, d'Neilus, mit schwarzen grüngesäumten Flügeln erinnern an den prächtigsten Sammt voll Goldstickereien. In der Nacht fliegen die leuchtenden Insekten in Moriaden umher und machen den Wandrer glauben, das Himmelsgewölbe habe sich auf die Erde herabgesenkt. Außer diesen dem Auge auffallenden Insekten hat Brasilien auch stachellose Bienen, zahllose Ameisen und eine Raupe, welche von mehreren Völkerschaften gierig gegessen wird und auf den Geist eine berauschende Wirkung ausübt. Dann den gefährlichen Sandfloh, der seine Eier unter die Nägel der Füße legt und fürchterliche Schmerzen verursacht.

Kurz Brasilien ist das Land der Naturwunder, und wessen Pulse hier nicht mehr von höherm Lebensgefühle schlagen, der ist überhaupt für alles Große und Schöne abgestumpft.

Unsere Abbildung stellt den Halt des Prinzen von Neuwied und seiner Reisegesellschaft an dem Rio de Cochoeira vor. Er errichtete dort einige Hütten von Stangen, die er gegen Regen und Thau mit Pattiotablättern bedecken ließ und sandte Leute auf ein benachbartes Dorf der Camacan-Indianer aus, von denen bald einige sich an dem Rastorte einfanden. Die Zusammenkunft mit diesen Wilden zeigt unsere Abbildung.

Georg Cüvier.

(Beschluß von Seite 190.)

Unter diesen anziehenden Forschungen eilten ihm sechs Jahre dahin, während welcher die französische Revolution ihre Schreckniße entfaltete. Endlich erreichte sie auch seinen Aufenthaltsort. Es sollte sich in der benachbarten Stadt Fécamp eine Gesellschaft oder ein Ausschuß bilden, gleich denen, welche in den andern Städten des Reichs Bürger gegen Bürger bewaffneten. Cüvier, der die drohende Gefahr vorhersah, machte seinem Gönner und den benachbarten Gutsbesitzern den Vorschlag, den Schreckensmännern aus dem Pöbelstande zuvorzukommen und diese Gesellschaft selbst zu gründen. In diesem Ausschuß wurde er zum Sekretär ernannt, und die Mitglieder desselben, widmeten, statt sich mit Blutscenen zu befassen, ihre Aufmerksamkeit lediglich der Verbesserung des Ackerbaues. Bei einer der Versammlungen machte Cüvier die Bekanntschaft des berühmten Abbé Tessier, der ein geistvolles Werk über die Agrikultur geschrieben hatte. Tessier erkannte sogleich nach dem ersten Gespräch seinen ausgezeichneten Geist und schrieb an den Botaniker Jüssieu in Paris. „Ich fühlte bei dem Anblick dieses jungen Mannes dieselbe Freude, die ein Philosoph empfinden muß, der, wenn ihn der Sturm an eine unbekannte Küste geschleudert hat, Spuren geometrischer Figuren im Sande erblickt. Herr Cüvier ist ein Weilchen, das unter gemeinem Grase ver-

Digitized by Google

borgen war. Er besitzt ausserordentliche Kenntnisse; er zeichnet Bilder für Ihr Werk und ich habe ihn ersucht im nächsten Sommer Vorlesungen über Pflanzenkunde zu halten. Er hat mir's versprochen und ich wünsche den Studirenden dazu Glück; denn sein Vortrag ist höchst geordnet, klar und geistvoll. Ich zweifle, ob es einen bessern Kenner der vergleichenden Anatomie giebt. Es ist wahrlich eine Perle die man nicht liegen lassen darf. Ich habe Ihnen zu Liebe dazu beigetragen, Herrn Delambre aus der Dunkelheit zu ziehen. Helfen Sie mir nun auch Herrn Cüvier ans Licht zu ziehen, denn er ist für die Wissenschaft geboren!"

Der unmittelbare Erfolg dieser warmen Empfehlung war die Uebersendung einiger Aufsätze Cüviers nach Paris, wo man alsbald ihren hohen Werth erkannte. Wenige Monate darauf wurde er als College des Hrn. Mortreid an dem neu errichteten Lehrstuhle der vergleichenden Anatomie zu Paris angestellt, wohin er sich in seinem 26ten Jahre begab.

Als sich Cüvier in dieser bessern Lage sah, richtete er seine ersten Sorgen auf seine unglückliche Familie. Seine Mutter war nicht mehr am Leben; aber seinen Vater und seinen Bruder lud er ein, nach Paris zu kommen und bei ihm zu wohnen. Sie folgten dem Rufe, und nachdem er ihnen ein sorgenfreies Leben bereitet hatte, widmete er sich wieder seinem Lieblingsstudium mit einem unausgesetzten Eifer. Man hörte seine Vorträge mit Entzücken und Ueberzeugung. Neben seinen öffentlichen Vorlesungen beschäftigte er sich zugleich mit der Abfassung naturwissenschaftlicher Schriften, in welchen er seine umfassenden und grossartigen Ansichten mit der größten Deutlichkeit und Ausführlichkeit darlegte. Vorzüglich empfahl er seinen Schülern das Studium der Entomologie und gab selbst im Jahre 1797 ein berühmtes Werk über die Ernährung der Insekten heraus, in welchem er die Respirationswerkzeuge dieser Thierklasse nachwieß und zeigte, wie der Nahrungssaft derselben allen Organen ihres Körpers zufließe.

Die Zeit der Versetzung Cüviers nach Paris, war glücklicher Weise diejenige, in welcher Künste, Wissenschaften und gesellschaftliche Ordnung nach den Convulsionen der Revolution wieder festen Fuß zu fassen begannen. Es wurde im Jahr 1796 das National-Institut, eine der edelsten Gesellschaften Europa's gegründet, Cüvier war ordentliches Mitglied und behauptete länger als dreißig Jahre den ausgezeichnetsten Rang in demselben. Seine Anstellung im botanischen Garten (Jardin des plantes) versetzte ihn gerade mitten in jene Gegenstände denen er sich aus Neigung gewidmet hatte, und von dem ersten bis zum letzten Tage seines Wirkens in demselben waren seine Bemühungen darauf gerichtet, Sammlungen zu veranstalten und zu vervollständigen, so daß der Anstalt bald keine andere gleich kam.

Wie sehr seine Verdienste anerkannt wurden, ergab sich im Jahre 1798. Um diese Zeit nemlich bereitete sich Bonaparte auf seine Expedition nach Aegypten vor und trug dem Naturforscher Berthollet auf, einige Gelehrte auszuwählen, welche den Heereszug begleiten sollten. Berthollet schlug vor allen Cüvier vor, welcher auch alsbald einen Ruf zu dieser Anstellung erhielt; aber in der Ueberzeugung, an seinem bisherigen Posten der Wissenschaft nützlicher werden zu können, als anderswo, lehnte er das ehrenvolle Anerbieten ab. Bald nachher bewies er die Aufrichtigkeit seiner Beweggründe. Er gab nemlich zuerst sein Tableau Elementaire, ein aus 710 Octavseiten bestehendes Werk, und alsdann sein Règne animal (Thierreich) heraus, in welchem er Daubenton's zwei große Eintheilungen in Wirbelthiere und wirbellose Thiere zum Grund legte. Jede der beiden Abtheilungen theilte er wieder in vier Hauptklassen und diese wieder in Ordnungen, Gattungen und Arten. Zu gleicher Zeit gab Cüvier seine erste Schrift über die fossilen Knochen heraus, einen Versuch, die merkwürdigen Ueberreste großer Vierfüsser der Urwelt systematisch zu ordnen. Die reichen Sammlungen urweltlicher Produkte, die unter ihm sich aufhäuften und im Jahre 1814 dem Zutritt des Publikums geöffnet wurden, weckten die Liebe zu ähnlichen Studien in andern Ländern, namentlich in England und Deutschland, so daß seitdem ein ganz neues Licht über die Schöpfungen der Urwelt und die Bildungsgeschichte der Erdoberfläche verbreitet wurde.

Den Erfolg der Arbeiten Cüviers begünstigten auch äußere Umstände. Wo nur französische Heere zogen, da suchten sie ihren Stolz darin, die anwachsenden Naturaliensammlungen zu Paris zu bereichern. Auf diese Weise wuchsen diese Sammlungen zu einer Vollständigkeit heran, wie keine andere auf der ganzen Erde. Der im Jahre 1799 erfolgte Tod Daubenton's öffnete für Cüvier die Stelle eines Professors am College de Franen. Er entsprach nur seinem doppelten Berufe, indem er Naturgeschichte in dieser Anstalt und vergleichende Anatomie an dem botanischen Garten las.

Diese vergleichende Anatomie, deren Vorlesungen Cüvier in fünf Jahren vollendete, kann als eine der interessantesten Charakterzüge unserer Zeit angesehen werden.

Digitized by Google

Sie dringt in die Geheimniſſe der Schöpfung ein, weiſet den verſchiedenen Theilen, aus denen die Geſchöpfe beſtehen, ihre Verhältniſſe und Merkmale an, erklärt ihre Lage und ihre Geſtalt und ſetzt den Forſcher in Stand, nach dem Anblick eines Knochens z. B. eines Fußknochens zu beſtimmen, ob das Thier, von welchem das Bruchſtück berührt, von Gewächſen oder vom Fleiſche lebte, welcher Ordnung, welchem Geſchlecht, welcher Art das Individuum angehörte.

Cüviers Schriften über dieſe und andere Gegenſtände ſind ſo zahlreich, daß wir hier nicht Raum genug haben, ſie aufzuzählen. Aber alle ſind gleichſam wie aus einem Guſſe und zeugen von den ungeheuern Kenntniſſen und der umfaſſenden Weltanſchauung des großen Geiſtes.

Nach Bonapartes Rückkehr aus Aegypten wurde Cüvier zu einem der ſechs Generalinſpektoren des öffentlichen Unterrichts ernannt und führte die Aufſicht über die Lyceen zu Bordeaux und Marſeille. Während er dort ſeiner Pflicht oblag, ernannten ihn ſeine Collegen im National-Inſtitut zum beſtändigen Sekretär für die Naturwiſſenſchaften.

Um dieſe Zeit (1803) vermählte er ſich mit Mad. Duvacel, der Wittwe eines im Jahre 1794 guillotinirten Generalinſpektors, die ihm vier Kinder zubrachte. Sie war in jeder Beziehung eine ausgezeichnete und vortreffliche Frau und verſtand, was ſo viele Frauen nicht verſtehen, ihrem geiſtvollen Gatten ſein Haus zum Mittelpunkte ſeiner Welt zu machen. Zu den vier Kindern kamen in dieſer glücklichen Ehe noch vier hinzu; leider aber ſtarben ſie ſpäter wieder bis auf eine Tochter.

Im Jahr 1808 wurde Cüvier zum Univerſitätsrath von Paris ernannt, und der Kaiſer Napoleon trug ihm auf, eine Geſchichte der Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes ſeit dem Jahre 1789 zu ſchreiben. Dieſes Werk, dem ſich Cüvier mit ſeiner ganzen Begeiſterung widmete, machte, als es in dem Staatsrathe in Napoleons Gegenwart vorgeleſen wurde, einen unbeſchreiblichen Eindruck. Der Kaiſer hatte nur einen Bericht verlangt, und unter dieſem anſpruchloſen Titel hatte der gelehrte Verfaſſer, nach dem Ausdruck des Baron Paſquier ein Denkmal gegeben, das wie ein Pharos zwiſchen zwei Zeitaltern daſteht, und das die Strecke der Bahn zeigte, die bereits durchlaufen war, ſo wie die, welche noch durchlaufen werden ſollte. Seine Stellung als Univerſitätsrath brachte ihn oft in die Gegenwart des Kaiſers und veranlaßte ihn, über Gegenſtände der Verwaltung mit ihm zu ſprechen. Während der Jahre 1809 bis 1811 erhielt er den Auftrag, Akademien in Italien und Holland zu organiſiren und vollzog denſelben mit ſo begeiſtertem und menſchenfreundlichem Intereſſe, daß Napoleon ihn zum Ritter und Requetenmeiſter im Staatsrathe ernannte. . Chevalier et maître des requetes.

Die außerordentliche Talente Cüviers, die zugleich mit dem würdevollſten Charakter und reichen Erfahrungen gepaart waren, ließen Frankreich erkennen, daß er ihm in allen Lagen und in allem Wechſel der politiſchen Verhältniſſe unentbehrlich war. Das Conſulat, das Kaiſerthum, die Reſtauration, die Julirevolution und die darauf folgende Monarchie wechſelten, und ſtets blieb die öffentliche Achtung gegen einen Mann ſich gleich, deſſen Beſtrebungen und Leiſtungen nicht einer Zeit, ſondern allen Zeiten angehören. Er war der Gegenſtand der Liebe und Bewunderung aller Partheien und von allen unabhängig. Erhaben über allen Wechſel, der ſein Vaterland betraf, war er nur immer mit deſſen wahrem Wohl, mit der geiſtigen Bildung und ſittlichen Veredlung des Volkes beſchäftigt, ohne welche durch alle politiſchen Inſtitutionen doch kein Heil kommt.

Nach der Reſtauration erhob ihn Ludwig XVIII. zur Würde eines wirklichen Staatsrathes und übertrug ihm einen beträchtlichen Zweig der innern Verwaltung, die Aufſicht über die Facultäten der proteſtantiſchen Theologie und die Leitung der Angelegenheiten des nichtkatholiſchen Gottesdienſtes. Dieſes Amt, das auch ein Anderer hätte verwalten können, verwickelte ihn in endloſe kleinliche Geſchäfte, wodurch ein wahrer Raub an der Wiſſenſchaft begangen wurde. Im Jahre 1818 beſuchte er England auf ſechs Wochen, und während ſeiner Abweſenheit ward ihm die ausgezeichnete Ehre zu Theil, zum Mitgliede der franzöſiſchen Akademie gewählt zu werden. Von nun an ſtand er auf der höchſten Stufe ſeines Ruhmes, und das Inland und Ausland wetteiferten, ihn zu ehren. Er ward Großmeiſter der Univerſität 1819, und in demſelben Jahre Baron; 1826 gab ihm Karl X. das Großkreuz der Ehrenlegion und ſein alter Souverain, der König von Würtemberg machte ihn um dieſelbe Zeit zum Commandeur des Kronenordens.

Wie aber in allen menſchlichen Dingen kein Stillſtand, ſondern ſteter Wechſel iſt, ſo konnte ſich auch Cüvier nicht auf dem Gipfel ſeines äußern Glücks erhalten. Noch in demſelben Jahre, in welchem ihn Karl X. ſo ſehr ausgezeichnet hatte, wollte er ihn zum — Cenſor der Preſſe machen, und da der edle Mann nicht ſtreichen wollte, was er ſtreichen ſollte, verlor er die Gunſt des Hofes. Noch

Digitized by Google

ein härterer Schlag traf ihn; ſeine einzige Tochter Clementine, ein ſchönes junges Mädchen ward ihm durch den Tod entriſſen.

Im Jahre 1830 beſuchte Cüvier abermals England und befand ſich gerade in London während der Julirevolution. Als er nach Paris zurückkam, wurde er auf eine höchſt freundliche Weiſe von Louis Philipp empfangen und im Jahr 1832 von demſelben zum Pair von Frankreich erhoben.

Aber er genoß dieſes Glück nicht lange. Schon am 9. Mai deſſelben Jahres wurde er von einer theilweiſen Lähmung der Arme befallen, und verfaßte, in der feſten Ueberzeugung, daß es mit ihm zu Ende gehe, ſeinen letzten Willen mit der größten Geiſtesruhe. Am 11. verbreitete ſich dieſe Lähmung auch über ſeine Füße. Zu Herrn Pasquier, der ihn am folgenden Tage ſah, äußerte er mit Bedauern. „Ich hatte noch große Dinge vor; Alles lag fertig in meinem Kopfe. Gern hätte ich nach dreißigjährigem Forſchen und Arbeiten dieſe Ideen noch niedergeſchrieben — und nun verſagen mir meine Hände den Dienſt und reißen den Willen mit ſich fort. Am 13ten verſuchte er vergeblich einen Mund voll Limonade zu ſich zu nehmen, und reichte das Glas mit wehmüthigem Lächeln ſeiner Stieftochter hin und ſagte: es ſey eine herzliche Freude für ihn, daß doch diejenigen, die er liebte, noch fähig ſeyen, zu trinken. Nach dieſer rührenden Aeuſſerung ſchlief er ſanft ein.

Was ſeine äuſſere Geſtalt betrifft, ſo zeigt ſchon unſer Bildniß, daß Cüvier ein ſehr ſchöner Mann war; ſein Wuchs war tadellos, ſein Geſicht ausdrucksvoll und auf den erſten Blick leuchtete aus ſeinen Augen der Geiſt und das Talent, durch das er ſich ſo ſehr auszeichnete. Sein Anſtand und Benehmen war edel und würdig; er war gütig und freundlich gegen Jedermann und ſeine Wohlthätigkeit und ſein Wohlwollen hatte keine Gränzen. Dabei beſaß er in vertraulichen Geſellſchaften in ſeinem Benehmen eine Naivität, welche einen ganz eigenthümlichen Reiz über die mannigfaltige und anziehende Unterhaltung verbreitete, worin er einen wahrhaft Alles umfaſſenden Geiſt entwickelte. Seine Thätigkeit war wahrhaft bewunderungswürdig. Niemals war er ohne Beſchäftigung, und ſeine einzige Erholung beſtand in dem Wechſel der Gegenſtände ſeines Studiums. Jede Viertelſtunde war ihm wichtig, und ſelbſt wenn er ſpazieren durch die Stadt fuhr, las oder ſchrieb er im Wagen. Er pflegte zwiſchen 6 und 7 des Abends zu Mittag zu ſpeiſen, und gleich darnach kehrte er, wenn er nicht ausgehen mußte, wieder zu ſeinen Geſchäften zurück, bei denen er bis 11 Uhr blieb. Mit der größten Leichtigkeit konnte er von einem Gegenſtand des Studiums auf den andern übergehen, und auch wenn er unterbrochen war, ſeine Geiſteskräfte mit ihrer ganzen Energie wieder auf unterbrochene Geſchäfte richten. Daher allein iſt es erklärlich, wie Cüvier mit ſeinem Geiſte ſo Vieles umfaſſen und zu einem der erſten Coryphäen im Gebiete der Naturwiſſenſchaften ſich heranbilden konnte.

Verzweifle nie!

(Fortſetzung von Seite 192.)

Die ganze Nacht bis zum frühen Morgen brachten die treu Verbundenen in immer ſteigender Angſt und unter traurigen Vorahnungen zu. Plötzlich unterbrach der dumpfe Knall einer Kanone das nächtliche Schweigen; Michaud erſchrack, umſchlang ſeine Gattin mit den Armen und drückte ſie mit einer Kraft an ſein Herz, als wollte er damit ausdrücken: „ſie ſollen uns nicht trennen!“ Einige Minuten lang herrſchte eine todtenähnliche Stille; beide athmeten kaum. Aber der Schuß ward nicht wiederholt, denn der Knall einer einzigen ungeladenen Kanone hatte die franzöſiſche Republik geſtürzt. Augereau hatte die Tuilerien umzingelt, die Wache übermannt und Beſitz von dem Palaſte genommen. Mehrere Mitglieder der Fünfhundert wurden arretirt und nach dem Temple abgeführt, in jenes Gefängniß, in welches viele von ihnen zuvor den unglücklichen König Ludwig gebracht hatten. Die Armee triumphirte; aber Pierre Michaud wußte nichts von allem dieſem, und am nächſten Morgen, als er ſich nach der Sitzungshalle begeben wollte, ward er bei dem Eingang ergriffen und zu ſeinen Gefährten in den nemlichen Kerker geſandt, in welchem der königliche Märtyr und ſeine Familie die letzten Tage ihres Lebens verſeufzt hatten. Alle erkannten und fühlten, daß ſie Opfer des Todes ſeyn würden. Aber in dieſer Zeit war es nicht mehr die Guillotine, durch welche die Opfer der Partheiwuth fielen, ſondern ihnen ward die grauſame Gnade zu Theil, auf ihr ganzes Leben nach Cayenne verbannt zu werden. Michaud ward nicht einmal vor Gericht geſtellt. Ohne auf ſeine Bitte, ſeiner troſtloſen Gattin nur noch Lebewohl ſagen zu dürfen, zu achten, wurde er nach Breſt geführt und ſammt vielen Andern an Bord einer Fregatte gebracht. Das Schiff verweilte noch einige Tage im Hafen; es kam der Befehl, abzuſegeln, der Wind war günſtig, die Anker wurden gelichtet und das Fahrzeug ſchwamm auf dem Wellenſpiegel des Atlantiſchen Meeres. Mit der Trennung von unſerm Hei-

Digitized by Google

mathlande ist ein Gefühl verbunden, das seine Macht selbst über die rauhesten Naturen bewährt. Das schöne Ufer, welches, so lange es nahe ist, sein Haupt stolz aus den Tiefen des Oceans zu erheben scheint, senkt sich allmählig immer tiefer und tiefer herab, je weiter das Schiff sich entfernt, für den Unkundigen scheint das Ufer zurückzuweichen und das Schiff stille zu stehen. Ueberwältigt von diesem Gefühle rief Michaud im tiefsten Schmerze aus: „Das Land verläßt mich, Geliebte meines Herzens, ich werde dich nicht mehr wiedersehen!“ Jeder glaubte, die Trennung sey auf ewig!

Pierre Michaud war ohngefähr sieben und zwanzig Jahre alt und Besitzer eines prächtigen Landgutes, als er die Verbindung mit seiner treuen Gattin schloß. Sie waren erst seit Kurzem vermählt, als er in die Strudel der Revolution gezogen und zum Deputirten des südlichen Frankreichs gewählt wurde. Hätte er die Wahl nicht angenommen, so hätte er sich verdächtig gemacht; da er überdies eine constitutionelle Regierungsform für die beste hielt, so begab er sich in Begleitung seiner Gattin nach Paris. Sein ganzes Verbrechen in den Augen der Terroristen bestand darin, daß er ein Constitutionalist war. Wäre ihm die Wahl frei gestanden, er hätte sich von den Gräuelscenen der Revolution, die sein Gemüth empörten, in die heimathliche Ruhe zurückgezogen. Er war nicht unter den Königsmördern gewesen. Er liebte sein Vaterland und glühte von Verlangen, die Wölfe, die es zerrissen, unterliegen zu sehen. Jetzt war er ein Verbannter.

Und was ward aus seiner treuen Gattin? Nachdem ihr Freund und Beschützer an jenem Morgen hinweggegangen war, beschäftigte sie sich mit kleinen Arbeiten, mit denen sie ihm bei seiner Rückkehr eine Freude zu machen und ein Lächeln abzuzwingen gedachte. Abermals schallte militärische Musik mit gellenden Tönen durch die Luft; aber mit ihr zugleich vernahm man Töne, welche sie mit Grausen erfüllten. Es waren die Stimmen von Tausenden, welche im wildesten Revolutionsfanatismus Rache gegen ihre Gegner brüllten. Eulalia war an diese Ausbrüche thierischer Leidenschaft nicht gewöhnt; ein unwillkührlicher Schauder durchbebte ihre Seele, und das Schmettern der Trompeten schien ihr mehr die vereinten Sterbeseufzer eines unterliegenden Heeres, als das triumphirende Freudengeschrei von Siegern zu seyn. Sie lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit, über die sie sich selbst keine Rechenschaft zu geben vermochte. Denn nie hatte sie Laute gehört, welche einen so seltsamen und fürchterlichen Eindruck machten. Sie wurden endlich immer lauter und verkündeten eine Annäherung an das Haus. Die Vorahnung eines Unglücks verdunkelte ihren Geist und verursachte ein plötzliches Erzittern ihres innersten Wesens. Plötzlich riß ein Freund ihres Gatten die Thüre auf und rief: „Fliehen, fliehen Sie, edle Frau!“ fliehen Sie, so lange noch Hoffnung zum Entrinnen ist. Die Bluthunde kommen, um ihre Wuth zu sättigen! Hören Sie, sie sind schon da! —

Und Pierre? — was ist aus ihm geworden? Wo ist mein Gatte, fragte Madame Michaud einer Ohnmacht nahe.

(Siehe die Abbildung Nro 1.)

„Es ist keine Zeit zum Reden mehr, entgegnete der Freund. Pierre ist ein Gefangener und bedarf ihrer Hülfe in der Nacht seines Unglücks.“

„Er soll sie haben!“ erwiederte die Dame, mit Festigkeit. Dieß ist sein Haus und Eigenthum, und ich werde es den Fremden nicht überlassen.

„Da vereiteln Sie ihre eigenen Abschlüsse, rief der Mann; wenn sie bleiben, kommen Sie um, und die Aussicht, ihren Gatten zu retten, ist dahin! Hilf Himmel! sie sind schon ganz nahe und vielleicht ist es schon zu spät. Ein Fiakre wartet, werfen Sie ihr Halstuch um — keine andere Kleidung und eilen Sie, ihr Leben zu retten.“

Madame Michaud gehorchte der feierlichen Warnung. Sie eilte in den Wagen und fuhr fort. Der Pöbel stürmte in die Wohnung; das Werk der Zerstörung begann, und in einer Stunde bot der Pallast nur den Anblick grauenvoller Wildheit und revolutionärer Vernichtungswuth. Die unglückliche Frau entrann zwar dem Tode, aber sie vermochte keinen Zufluchtsort zu finden. Sie war eine Frau von Geist und Tugend, zwei Eigenschaften, die der königsmörderischen Parthei gefährlich schienen. Darum ward sie proscribirt und mußte sich in dunkler Verborgenheit halten, in dem nemlichen Augenblick, da ihr Gatte aus dem Hafen von Brest nach den Pflanzungen von Cayenne fuhr.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Treffende Antwort:

Chateauneuf, Großsiegelbewahrer Ludwigs XIII. wurde als Knabe von 9 Jahren von einem Bischoff über mehrere Dinge gefragt, und gab treffende Antworten. Endlich sagte der Prälat: „Ich will dir eine Orange geben, wenn du mir sagst, wo Gott ist?“ „Und ich, erwiederte der Knabe, gebe dir zwei, wenn du mir sagst, wo er nicht ist.“

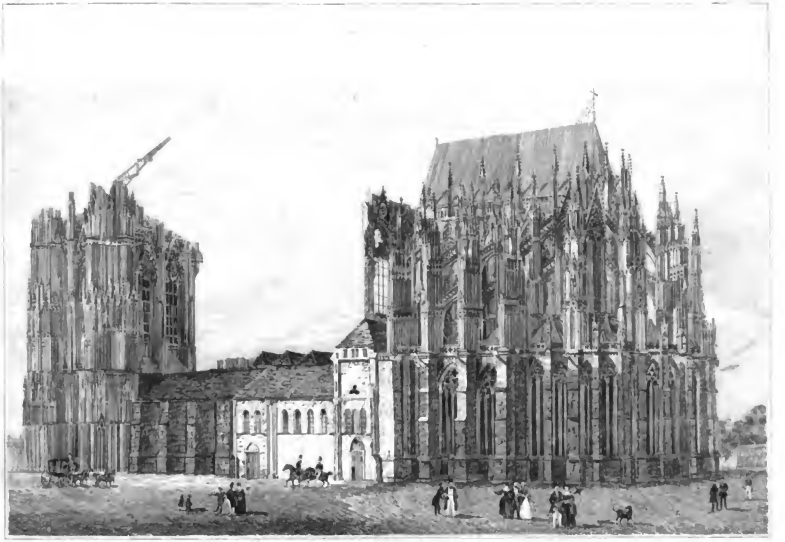
Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'schen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Verzweifle nie! N^ro 1.

Digitized by Google

Digitized by Google



Karlsruher Unterhaltungsblatt.

N°. 49. Vierzehnter Jahrgang. 1841.

Der Dom zu Cöln.

(Mit einer Abbildung.)

Tab. XLIX.

Wenn der Wanderer am Rheine ſich der berühmten Stadt Cöln von ferne naht, ſo erblickt er in der unüberſehbaren Menge von Häuſern und Kirchen eine ſchwärzliche plumpe Maſſe, welche bergähnlich über die höchſten Thürme emporragt. Kommt er allmählig näher, ſo gewinnt die ſcheinbar plumpe Maſſe eine für das Auge gefällige Form; er unterſcheidet einen Thurm, eine Kirche und einen Chor, mit unzähligen Knäufen, Thürmchen, Bogenfenſtern, Geländern, Kreuzen, Steinbildern und Gebäuſen, und endlich, wenn er vor dem immer anwachſenden Rieſengebäude ſteht, fühlt er ſich von einem heiligen Schauer der Ehrfurcht und Bewunderung durchhebt, und überzeugt ſich mit Erſtaunen und Entzücken, daß er das ehrwürdigſte und großartigſte Denkmal deutſcher Kraft und deutſchen Fleißes, den vielgefeierten Ebln'er Dom, vor Augen hat. Mag der Römer ſeine Peterskuppel, der Mailänder ſeinen Dom, der Londoner ſeine Paulskirche und der Straßburger ſeine Kathedrale als einzig in ihrer Art preiſen, der Dom zu Cöln iſt es nicht minder, ja vielleicht giebt es keinen Tempel mehr auf Erden, bei deſſen Anblick der Geiſt des Menſchen ſo ſehr ergriffen und zum Göttlichen emporgetragen wird, als dieſen. Jeder, auch der minder Gebildete, verliert ſich hier in Bewunderung und wird ſtumm, ehe er noch das Innere dieſes Heiligthums betreten hat. Denn es iſt das ewige Muſter der architektoniſchen Muſik, das Charaktervollſte der Deutſchheit und die erſtrebte höchſte Vollkommenheit, welche einem Werke menſchlicher Erfindung gelingen konnte. O, daß er vollendet wäre, dieſer Rieſenbau; Europa hätte nichts Größeres und Herrlicheres aufzuweiſen! — Es war eine Zeit voll religiöſer Wärme, welche die Ideen eines ſolchen Gottestempels verbreitete und glühend ergriff.

An der Stelle, wo der jetzige Dom ſteht, ſtand ſchon ſeit den Zeiten Karls des Großen eine Kirche, welche dem heiligen Petrus geweiht war. Als nun im Jahre 1162 der Kaiſer Friedrich I. Mailand eroberte, ſchenkte er dieſer Kirche, in deren Sprengel die Krönungsſtadt des Kaiſerreiches lag, die Gebeine der heiligen drei Könige, jener wandernden Weiſen des Morgenlandes, die als Schutzheilige der Reiſenden und Pilger verehrt wurden. Es war natürlich, daß in einer Zeit, da die ganze Chriſtenheit von unbarmherzigem Wandertriebe nach Jeruſalem ergriffen war, die Verehrung jener Reliquien aufs höchſte ſtieg und die frommen Wanderer zum gelobten Lande vor dem Antritt der heiligen Pilgerſchaft in ganzen Zügen nach Cöln kamen, um am Grabe dieſer Schutzheiligen zu beten. Zugleich wetteiferten Männer und Frauen aus allen Ständen, die Kirche, welche ſolchen Gnadenſchatz bewahrte, auf das Freigiebigſte zu beſchenken. Dadurch ward der Gedanke geweckt, dem Kleinode auch einen würdigen ſchönen Tempel zu erbauen, deſſen Größe und Pracht der Heiligkeit des Ortes und der hochgefeierten Kaiſerſtadt mehr entſpräche, als das alte Gebäude.

Erzbiſchof Engelbert, Graf von Altena und Berg, Reichsverweſer Kaiſer Friedrichs II., war der Mann,

Digitized by Google

möglich die Geſtalt einer vollſtändigen Kirche zu geben, errichtete man nahe an dem Giebel ein Dachthürmchen, das zu größerem Schmucke ganz vergoldet wurde. Später, wenn der Mittelthurm über dem Hauptgewölbe des Kreuzes würde aufgeführt werden, ſollte auch dieſes Dachthürmchen wieder abgetragen werden. Zuletzt bildete man oben in der Giebelſpitze noch einen goldenen Stern, um jenes Himmelslicht zu bezeichnen, das den drei Weiſen auf ihrem Wege zur Anbetung des göttlichen Kindes vorgeleuchtet hatte.

Von dem Tage der Einſegnung des Chors an erſchallte der wohlklingende Rann des Gebäudes täglich von Pſalmen und Geſängen. Die Freude über die ſo weit gelungene Vollendung flößte neuen Muth ein und man ging mit friſcher Thätigkeit an die Fortſetzung des Baues. Es wurden die Säulen des Kreuzes bis zu den Kapitälern der Nebengänge aufgeführt, die Thüre zu dem nördlichen Kreuzflügel angelegt und der Bau des ſüdlichen Thurmes bis zum dritten Geſchoſſe vollendet. Jetzt, im Jahre 1437, wurden die Glocken in den Thurm verſetzt und zu ihrer Bedeckung der Krahn, mit dem man die Bauſteine hinaufzog, mit einem Dache verſehen. Von den beiden größten Glocken wiegt die eine 22,400 Pfund, die andere 12,000 Pfund. Beide ſind noch vorhanden und jeder Fremde bewundert die ernſte, feierliche, tonreiche Harmonie des Glockengeläutes in ſeinen langen Schlägen und in ſeiner Tiefe.

Im ſechszehnten Jahrhundert war das Schiff bis zur Capitalhöhe der Nebengänge vollendet; man wölbte jetzt die nördliche Nebenhalle und ſchmückte ſie mit gemalten Fenſtern. Der Erzbiſchof Hermann von Heſſen, das Domkapitel, die Stadt und mehrere vornehme Häuſer vereinigten ſich, die Fenſter von den geſchickteſten Künſtlern verfertigen zu laſſen, und ſo kam, bei der damals auf's Höchſte ausgebildeten deutſchen Malerkunſt ein Werk zu Stande, das in jeder Hinſicht die Krone der Glasmalerei zu nennen iſt. Wie die Sonne am Abend eines gewittervollen Tages noch einmal ihren farbenreichen Glanz über die Erde verbreitet, ſo ſollte die ganze Zauberpracht der Glasmalerei noch über das große Bauwerk ſtrahlen.

Durchaus iſt dieſes Gebäude mit einer bewunderungswürdigen Weisheit in der poetiſchen Idee und mit einer ſeltenen Klugheit in ſeiner harmoniſchen Einrichtung entworfen. Es hat eine durch Religion geheiligte Zahl zu allen ſeinen Verhältniſſen empfangen, worin Raum und Idee zuſammentrafen. Die Zahl ſieben findet ſich nämlich mit einer hohen Reflexion in allen ſeinen Theilen angewandt. So zeigt ſchon der Halbzirkel des Haupteinganges und der Nebenthüren beiderſeits 7 Säulen für Standbilder umher; ſo ſind in der prächtigen Vorhalle eben ſo viele Plätze für Bildniſſe bezeichnet; ſo erblickt man 14 Eckbaernackel am ſüdlichen Thurme. So zählen die Säulen des Mittelſchiffes bis zu ihrem letzten Paare hinter dem Hochaltar jederſeits zweimal 7, ſo die Freiſäulen des innern Chors an jeder Seite 7, woran die Bilder Chriſti, Mariä und der zwölf Apoſtel in künſtlichen Vorſtellungen erſcheinen; ſo reihen ſich um den Bezirk des Hochaltars 7 hohe Bogen; ſo entſprechen jenen 7 Bogen noch eben ſo viele den Chor umgebende Kapellen, die nach dem Originalplane des Baumeiſters als ſo viele Chöre für ſich ihren erleuchteten Centralpunkt wie Planeten gegen ihre Sonne richten.

In eben dieſer Zahl 7 löſen ſich die Verhältniſſe der Höhen, der Längen und Breiten des Gebäudes auf; z. B. die innere Höhe des Chors und die mit ihr übereinſtimmende ganze Breite der untern Kirche zu 161 Fuß; die ganze Breite der vordern Weſtſeite an dem Boden und die mit ihr übereinſtimmende Höhe des vordern Dachgiebels zu 231; die zu vollendende Höhe der Thürme und die mit derſelben übereinſtimmende Seitenlänge der ganzen Maſſe, ſammt den ſie umgebenden hintern Wandpfeilern mit einander zu 532; die Höhe der innern Seitengänge zu 70; die Breite der Kreuzgewölben zu 105; die Tiefe der Vorhalle bis zum Innern des Tempels zu 56 u. ſ. w. Alles iſt hier mit ſtadtkölniſchem Fuß berechnet und ſein Eintreffen iſt hier durchgängig ſehr genau.

So ſteht der Kölner Dom da an einem der erhabenſten Punkte der Stadt, über alle ihre Kirchen und Thürme und über die Menſchenwohnungen zu ſeinen Füßen majeſtätiſch emporragend. Keine Beſchreibung erreicht dieſes Wunder, keine Berechnung gliche ſich aus mit den daran verwendeten Mitteln von Ideen und Kraft.

(Der Beſchluß folgt.)

Verzweifle nie!

(Fortſetzung und Beſchluß von Seite 200.)

Eilend flog das Schiff über die ſchäumenden Wogen dahin, das Schiff, das ſo viele trauernde, angſtvolle und verzweifelnde Herzen trug, und in welchem Seufzer, Klagen und Wehgeſchrei ſich fürchterlich mit dem Klirren der Ketten und Feſſeln miſchte. Jetzt glänzte die Sonne am

Digitized by Google

Tage und die Sterne in der Nacht immer heller. Das Azur des Himmels färbte sich immer tiefer und herrlicher, und keiner, der das stattliche Schiff über die Wogen dahingleiten sah, hätte denken können, daß es eine solche Ladung des furchtbarsten Elends trug. Es umfuhr mit dem günstigsten Winde die gefährliche Bai von Biscaya, und Cap Ortegal erschien. Eben brach der Tag an, als das dunkelblaue Land aus dem purpurnen Ocean emporstieg, und einige Minuten später ward von dem Verdecke aus ein fremdes Segel erblickt. Ferngläser und forschende Augen richteten sich auf den Gegenstand hin; manche Vermuthung darüber wurde ausgesprochen, mancher spöttische Scherz kam zu Tage. Aber Keines erklärte das Schiff für das, was es war — für eine britische Fregatte, voll feuriger, kampflustiger Gesellen. Da sie in der Nähe des Landes sich befand, so hatte sie den Vortheil vor den Franzosen voraus, den Feind zuerst gesehen zu haben; und als sie entdeckt wurde, war sie bereits mit vollen Segeln auf der Jagd begriffen. Aber der französische Kapitän kannte die vortrefflichen Eigenschaften seines edlen Schiffes genau. Es war einer der besten Segler in der französischen Flotte und trug seine Insignien mit dem Stolze eines Consuls. Die Britische Fregatte stand ihr indeß in keiner Beziehung nach, weder in Schnelligkeit noch festem Bau, und von dem Augenblick des Zusammentreffens am Morgen bis zum sinkenden Abend, als finstre Wolken den gegenseitigen Anblick in Nacht verhüllten, hatte man keine erhebliche Veränderung in der Stellung der beiden Fahrzeuge wahrgenommen. O welche schreckliche Momente für die armen Gefangenen im Schiffsraume! Sie wären es zufrieden gewesen, im Fall sie genommen worden wären, Gefangene zu seyn; denn sie wären alsdann doch in England geblieben, wo die Hand der Unterdrücker sie nicht zu erreichen vermochte.

Bisweilen versuchte es der kühne Brite während des Tages, durch verschiedene Manövres dem Franzosen in die Flanke zu rücken. Aber der Kapitän des letztern war ein guter Seemann und behielt immer einen gewissen Vorsprung. So lange beide daher nicht auf Schußweite kamen, brach keine thätliche Feindseligkeit aus. Gespannt lauerten die Augen der Wächter die ganze Nacht hindurch, und wenn der französische Kapitän unter Nebel, Gewölk und Dunkelheit seinem Verfolger entrounen zu seyn glaubte, da verzogen sich die Dünste, der unermüdliche Feind war wieder sichtbar und fuhr mit vollen Segeln zum Angriff daher. Während der Dunkelheit hatte die Britische Fregatte Raketen geworfen, blaue Lichter gebrannt und Stücke abgefeuert, um die Aufmerksamkeit irgend eines befreundeten Kreuzers zu erregen und als das Tageslicht über den Wassern aufging, stand eine andere große Fregatte ganz in der Nähe des Franzosen. Ein Gefecht schien nun unvermeidlich; aber der französische Capitän vermied es geschickt, indem er seinen Lauf änderte, und obwohl wechselsweise einige Schüsse fielen, so war doch der Schaden, den man sich dadurch that, nicht erheblich. Vier Tage und drei Nächte dauerte diese Jagd fort. Fing auch bisweilen die britische Fregatte den Wind auf und kam der französischen auf Schußweite nahe, so benutzte die letztere wieder denselben Windstoß und entkam glücklich. In der vierten Nacht endlich brach ein heftiger Sturm los, der fast eine Woche fortdauerte. Die wüthenden Elemente nahmen, obgleich sie die Leidenschaften der feindlichen Partheien nicht abkühlten, doch alle Aufmerksamkeit derselben für ihre eigene Rettung in Anspruch und die Schiffe wurden getrennt, um sich nicht wieder zu begegnen.

Kein Elend der Erde übertraf während des Sturms die schreckliche Lage der Staatsgefangenen. Sie erlitten von ihren Landsleuten die äußerste Unwürdigkeit und Unmenschlichkeit. Einige derselben kamen in der pestilenzialischen Schwüle des Schiffraums um und acht oder zehn endeten, nachdem sie unter sich einen feierlichen Rath gehalten hatten, ihr Leben durch Selbstmord.

Endlich kam die Fregatte in Cayenne an. Der Anblick des Landes in seiner reichen Fruchtbarkeit war überraschend und das frische Grün desselben erquickte die Augen und Herzen der unglücklichen Gefangenen. Aber schon bei der Landung erdrückte sie beinahe die schreckliche Hitze des Klimas, und bald riß unter ihnen das Fieber ein, daß sie in großer Anzahl dahin starben. Man wies ihnen ein Kaffeemagazin als ihr einstweiliges Gefängniß an, theilte ihnen nur geringe Portionen der elendesten Speisen aus und hielt sie unter dem strengsten Gewahrsam.

Pierre Michaud kämpfte mit männlichem Muthe gegen sein Verhängniß, obgleich der bitterste Schmerz beim Gedanken an seine Heimath und seine Gattin ihn niederdrückte, und sann zugleich mit vielen Andern darauf, wie er entrinnen könne. Schon hatten bereits mehrere ihre Leben durch den Versuch eingebüßt, Surninam, oder Barbados zu erreichen, oder in das Innere der Spanischen Colonien von Paraguay einzudringen. Einige waren nach unsäglichen Mühseligkeiten, wirklich so glücklich gewesen, nach Fernambuco zu gelangen. Michaud fand endlich durch die edelmüthige Hülfe eines Schweden, der als Pflanzer eine Zeitlang in Südamerika gelebt hatte, und jetzt seine kranke Gattin nach Europa geleiten wollte, Gelegenheit, unerkannt auf dessen Schiff zu kommen. Dieses Schiff sollte in Gothenburg landen, und ach, welches Entzücken durchströmte

Digitized by Google

das Herz des Verbannten, als sie die Mündung des Stromes erreichten und mit Flügelschnelle das Land verließen! Die von Orangendüften durchwürzte Luft, die in die Segel blies, war für ihn nur der Hauch der Freiheit und die Hoffnung umgaukelte seinen Geist in ihrer ganzen Lieblichkeit. Er war frei, frei und fühlte in ihrer ganzen Fülle die Seligkeit, die nach seinem Entrinnen aus der Sklaverei sein Innerstes erfüllte. Der Wind war günstig, das Wetter angenehm, und der Kapitän versprach sich eine schnelle Reise. Herr Berthollon, so hieß der Schiffsherr, gestattete seinem Freunde bei sich, seiner Gattin und Tochter zu wohnen. Die Zeit verfloß ihnen angenehm und schon nach zwei Monaten näherte sich das Schiff den Britischen Inseln und war im Begriffe, in den Kanal einzutreten. Aber Nordostwinde waren ihm entgegen; die Kälte wurde empfindlich, und zu ihrem Schrecken merkten sie, daß sie im höchsten Fall nur noch für eine Woche Lebensmittel besäßen. Tag für Tag verstrich, und immer noch dauerten die widrigen Winde fort. Allmählig verschwanden die Nahrungsmittel, bis ihre ganze tägliche Nahrung nur noch in einem einzigen Zwieback, einem Viertelpfund Pökelfleisch und einem Glase Wasser bestand. Von den Segeln waren bereits mehrere zerissen; die Brig ging tief im Wasser und da immer und immer die Wogen an ihr sich brachen, bekam sie einen Leck, so daß die erschöpfte und halb verhungerte Mannschaft sich beständig an die Pumpen halten mußte. Aber die Furcht, eine Beute des Hungers zu werden, überwog noch die Schrecken eines bevorstehenden Schiffsbruches; denn kaum ein Bissen Nahrung blieb für den Tag übrig; und auch das Wasser war bis auf eine kleine Portion, die die Mannschaft den Frauen überließ, ausgegangen. Aus allen Gesichtern schaute der Tod mit jenem fürchterlichen Blicke, welchen der wüthendste Hunger und der brennendste Durst erzeugt. Der Kapitän der Brig erfüllte mit unermüdetem Eifer seine Pflicht; plötzlich aber machte er die Entdeckung, daß er von seinem Wege ganz abgekommen war; ein kalter Schrecken übermannte ihn, und unfähig, seinen Dienst ferner zu versehen, mußte er nach der Kajüte gebracht werden.

Die Noth in dem Schiffe stieg nun auf das Höchste. Jeder las in den starren und wilden Blicken des Andern mit Schaudern die Verzweiflung und den Tod. Alles wurde zwar noch aufgeboten, um das Daseyn zu fristen, aber auch die letzte Quelle versiegte. Kein Schiff zeigte sich in der Ferne. Die Thore des Himmels schienen ihren heißesten Gebeten verschlossen, und die Verzweiflung triumphirte wiederholt über die Tröstungen der Religion; der Zahn des nagenden Ungeheuers, Hunger, vergiftete selbst die zärtlichsten Gefühle. Madame Berthollon besaß den vortrefflichsten und edelmüthigsten Gatten; sie verging ihre Krankheit ganz in der Sorge für ihn und ihr Kind, obgleich ihr Lager und ihre Kleider von der eindringenden Nässe ergriffen waren und ihr Zustand sich beträchtlich verschimmerte.

Plötzlich schlug der Wind in West-Nord-West um und trieb das Schiff mit reißender Schnelligkeit auf Englands Küste zu. Noch einmal lebte die Hoffnung in den Gemüthern auf, daß sie vielleicht in einen Hafen gelangen oder mit einem Schiffe zusammentreffen möchten, von dem sie Hülfe und Beistand erwarten kannten. Noch ein Tag und eine Nacht ging dahin und immer waren sie noch nicht so glücklich gewesen, einem Schiffe nahe genug zu kommen, obwohl sie mehrere am Horizonte gesehen hatten. Die getäuschte Hoffnung steigerte ihr Unglück; es war eine unnatürliche Wildheit in allem was die Schiffsmannschaft that. Sie zankten, sie fochten, ohne zu wissen warum; und es ergriff sie ein tigerähnliches Verlangen nach Fleisch. Ein kleiner Negerknabe, der dem Herrn Berthollon gehörte, verschwand; man berichtete, er sey über Bord gerissen worden und zwei oder drei versicherten, sie hätten ihn in den Wogen mit dem Tode ringen sehen. Es mag wahr gewesen seyn; aber die Leute hatten Speise — — und Keiner wollte gestehen, wo sie hergekommen war. — Am Schluß des folgenden Tages wehte der Wind noch mehr gegen Norden und war so wüthend, daß man alle Segel einziehen mußte. Jetzt erblickte die Mannschaft in nebliger Ferne Land. Wo sie waren, ob an der Küste von Irland, England oder Frankreich, vermochte Keiner zu sagen. Denn zehn Tage hindurch waren sie nicht im Stande gewesen, eine Messung vorzunehmen, um ihren Standpunkt zu erkennen. Obgleich aber das erscheinende Land den Reisenden Rettung zeigte, so sahen die Seeleute doch an ihm nur Schiffbruch und Tod. Denn eine lange, fürchterliche Nacht erwartete sie. Schwarze Finsternis oben am Himmel — schwarze Finsternis unten in der Tiefe. Das Wasser drang so schnell in den Schiffsraum, daß man es nicht mehr bemeistern konnte, und die schäumenden Wogen schlugen bereits über das Verdeck und spülten Alles hinweg, was sie ergreifen konnten.

Gegen zwei Uhr des Morgens entschied ein fürchterlicher Stoß das Schicksal des Schiffes; es war gestrandet und schwankte wie im Todeskampfe. Es war von einer berghohen Bruchwelle emporgehoben und mit unwiderstehlicher Schnelligkeit in den Abgrund geschleudert worden; und als es darauf wieder auftauchte, wurde es an die Felsen geschmettert, so daß Planke um Planke sich löste und in der Brandung verschwand. Die Mannschaft und

Digitized by Google

die Reisenden stürzten auf das Verdeck und klammerten sich an Alles an, wovon sie sich Rettung versprachen. Aber ihre Hände starrten von Kälte, und die immer wiederkehrenden Wellen schleuderten sie erbarmungslos in den gähnenden Abgrund oder auf den schroffen Felsen, an welchem die Brig festhing. Abermals rollte eine berghohe Welle brüllend und wüthend in fürchterlicher Gewalt daher. — Bei ihrem ersten Stoße hatte Herr Berthollen, unterstützt von seinem Freunde Michaud, seine Gattin und Tochter glücklich zu den Stützen des Fockmastes gebracht und wollte eben sich selbst dahin anklammern. Ach! da riß ihn eine zweite Woge aus der Umarmung der Seinen. Er ergriff ein Seil, aber es war nicht befestigt. Ein gellendes Jammergeschrei übertönte das Heulen des Sturms, als die dunkle Gestalt des Vaters mitten in einer schäumenden Woge schwebte und gleich darauf für immer verschwand. Pierre Michaud sah die fürchterliche Gefahr, aber er konnte ihr nicht vorbeugen. Kaum war er selbst im Stande gewesen, noch den Mast zu ergreifen; erschöpft von Müdigkeit und Schwäche versagten ihm alle seine Kräfte den Dienst; er fühlte eine Ohnmacht über sich kommen; seine schweren Augenlieder schlossen sich und er sank in Bewußtlosigkeit.

Der Osten öffnete nun seine Pforten und langsam brach die Dämmerung an, als Pierre Michaud von Kälte erstarrt zum Bewußtseyn seiner schrecklichen Lage erwachte. Er zitterte convulsivisch an allen Gliedern und fühlte daß sein Ende nahe sein müsse. Die Brig lag auf der Seite und unfern von ihm lagen die Mutter und Tochter mit verschlungenen Armen, die erste mit rückwärts gelehntem Haupte und starren Augen, die andere mit dem Angesichte auf der Brust, die ihr einst die erste Nahrung gereicht hatte. —. Beide waren todt. Zu seinen Füssen lagen zwei Matrosen im letzten Kampfe; zu seiner Linken der Kapitän, der, obgleich die Wellen über ihn schlugen, keine Bewegung mehr machte; denn auch er war entseelt. Das Ufer, eine felsige Küste, konnte deutlich unterschieden werden; aber da die zerstörende Wuth des Sturmes noch nicht nachließ, so durfte sich Michaud keinem Hoffnungsstrahl hingeben. Er ergab sich also in sein Schicksal, hielt sich auf sein Ende bereit und versank endlich aufs Neue in Bewußtlosigkeit.

Aber welch ein Wechsel stellte sich ihm dar, als er erwachte! Kein Heulen des Sturms kein Brüllen der Wogen, keine Todtengestalten mehr um ihn her! Er lag auf einem sanften Bette, unter warmen Decken; ein Kopfkissen war sorgfältig unter sein Haupt gelegt und die Vorhänge zugezogen, um die kalte Luft abzuhalten.

„Wo bin ich," rief der Erstaunte, als er sich mit Mühe aufrichtete und mühsam die Vorhänge zurückzog. „Allmächtiger Gott! — ist es denn nur ein Traum? Eulalia, meine theure Eulalia!" — denn sie saß an seiner Seite — Was ist das Alles? — Welche fürchterliche Erinnerungen! welcher Wechsel — Lebe ich denn noch? Komme, komme in meine Arme, und überzeuge mich, daß was ich sehe kein Trug ist. Madame Michaud schlang ihre Arme um ihren Gatten, küßte seine bleichen Lippen und weinte heiße Freudenthränen auf seine Brust. Ja, Pierre, sagte sie, du bist auf eine wunderbare Weise mir und der Heimath wiedergegeben. — Gesegnet sey der heilige Name dessen, der Heil und Rettung sandte!"

„Ich sehe, ich sehe, rief Pierre entzückt aus, wir sind in meiner väterlichen Wohnung. In diesem Zimmer erblickte ich das Licht dieser Welt; und hier Eulalia erwache ich zu neuem Leben. Aber wie hat dieses Wunder sich zugetragen?

Madame Michaud erzählte ihm nun kurz, wie das strandende Schiff an der Küste, nahe bei ihrem Landgute wahrgenommen worden und wie er mit vier andern von der Mannschaft vom nahen Tode gerettet worden sey. Trotz seiner abgemagerten Gestalt wurde er doch von Vielen, die ihn früher gekannt hatten, erkannt und die Papiere, die man in seiner Schreibtafel fand, hatten über ihn keinen Zweifel übrig gelassen. Er wurde schnell aufgeboben und zu seiner treuen Gattin gebracht, die nach schweren Unglücksfällen und Leiden wieder zu ihrem Eigenthume gekommen war.

(Siehe die Abbildung Nro. 2.)

„Aber das Direktorium? rief Michaud aus; meine Feinde, Eulalia, werden sie mich entdecken, wo ich bin und mich zu verfolgen fortfahren?

Das Direktorium existirt nicht mehr Pierre, antwortete die Gattin; die Ungeheuer sind gestürzt. Napoleon Bonaparte bewirkte eine Revolution am 18ten Brumaire und ist nun erster Consul. Durch ihn bin ich hier — und du, mein theurer Freund, bist kein Verbannter mehr."

Pierre zog sich nun von den öffentlichen Geschäften zurück und bebaute sein Landgut; und vor einigen Jahren noch pflückte ich köstliche Trauben in seinem Weinberge und sah ihn umgeben von einer Schaar froher und hoffnungsvoller Kinder, deren Herzen er tief die köstliche und erhebende Lehre einprägte, die wir in zwei Worte gebracht haben:

Verzweifle nie!

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'schen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Verzweifle nie! N° 2.

Digitized by Google

Digitized by Google

ARABER

Karlsruher Unterhaltungsblatt.

N°. 50. Vierzehnter Jahrgang. 1841.

Araber

aus der Ebene des Jordan.

(Mit einer Abbildung.)
Tab. L.

Die Araber, von denen uns seit der Expedition der Franzosen nach Algier die Zeitungen so viel berichten, fangen wieder an, eine so wichtige Rolle zu spielen, daß unsere Freunde gewiß nicht ohne Interesse das charakteristische Bild von denselben betrachten werden, das unsere diesmalige Beschreibung begleitet. Es war einst eine Zeit, wo vor diesen Söhnen der Wüste ganz Europa erzitterte, und wo sie ein Reich gegründet hatten, das die schönsten Länder dreier Welttheile: Arabien, Syrien, Palästina, Aegypten, die Nordafrikanischen Küstenländer und Spanien umfaßte. Doch nicht bloß durch ihre kriegerische Tapferkeit und ihre Eroberungen haben sie sich auf den Gipfel des Ruhmes emporgeschwungen; noch schönere Lorbeeren ernteten sie ein, weil sie zur Zeit ihrer Blüthe auch die Pfleger der Kultur waren, und Wissenschaften und Künste bei ihnen im höchsten Flor standen, während das christliche Europa in der Nacht der Barbarei versunken lag.

Ein neuerer Geograph ist durch das Studium der Eigenthümlichkeiten dieses Volkes und seiner Geschichte so sehr zur Bewunderung für dasselbe hingerissen, daß er behauptet: „Unter allen Menschen sei der Araber der „edelste; des größten Gedankens fähig, den der Mensch „fassen kann; zum Herrn der Welt geboren, mit leib„lichem und geistigem Leben, wie kein Volk der Erde, „ausgerüstet" —

Ein solches Volk verdient gewiß unsere Aufmerksamkeit im höchsten Grade, und obwohl wir schon einmal in einem frühern Jahrgange unserer Zeitschrift (1833 Seite 57) einen Blick auf sie geworfen haben, so haben wir doch noch sehr Vieles hinzuzufügen, wenn wir nur ein einigermaßen umfassendes Bild von ihnen entwerfen wollen.

Die Wüsten Arabiens und Syriens, so wie die ungeheure Sahara im nördlichen Afrika werden von wandernden Nomadenstämmen belebt und durchschwärmt, denen man den Gesammtnamen Beduinen gegeben hat. Es sind die Nachkommen jenes uralten Volkes, das in der Bibel den Namen: Söhne des Ostens führt, und dessen Ursprung von Ismael, dem verstoßenen Sohne Abrahams abgeleitet wird. In der That sind sie auch ihrem ursprünglichen Charakter so treu geblieben, daß das in der heiligen Schrift von ihnen entworfene Bild noch bis auf den heutigen Tag auf sie paßt. Alle verachten feste Wohnsitze und ziehen, nach ihrer Art zu reden, die Freiheit der Wüste dem sklavischen Frohndienste der Städte vor. Sie sind theils Hirten- theils Wanderstämme. Die letztern betrachten die Stämme der Hirten als einen ausgezeichneten Zweig ihres gemeinschaftlichen Baumes. Beide haben große Heerden von Kameelen, Büffeln, Rindern und Schafen. Dromedare aber und Pferde sind ihr edelster Besitz. Der Aermste besitzt 5 Kameele, aber es giebt deren, die tausend besitzen. Jeder Stamm zerfällt in Familien, jede Familie lagert für sich, und gehorcht dem Aeltesten. Die Familien eines Stammes, durch das Band der Abstammung gebunden, gehorchen dem Häuptling. Die Würde

Digitized by Google

iſt erblich, und geht nur durch außerordentliche Ereigniſſe verloren. Frei, wie die Wüſte, will auch der Beduine ſein; er erkennt keinen Oberherrn an, noch giebt er das Mindeſte von ſeinem Erwerbe und Beſitze ab, und betrachtet ſich ſelbſt mit der hohen Pforte nur durch das Band der Religion verbunden.

Ihrer körperlichen Geſtalt nach gehören ſie dem kaukaſiſchen Menſchenſtamme an und ſind größtentheils wohlgebaut, von mittlerer Größe, mager, braun, oft ſehr dunkel, ſo daß ſie, wenn das Uebrige ſie nicht unterſchiede, mit Negern verwechſelt werden könnten. Sie haben ſchwarze Augen, lange Haare, einen ſtarken Bart, eine gebogene Naſe und viele Muskelkraft und Gewandtheit. Der Beduine der Wanderſtämme hat eine ſtolze Haltung, iſt ruhig und ernſt in ſeinem Benehmen, karg an Worten, aber auch beſcheiden, und unterbricht niemals die Gegenrede, ſondern hört mit Aufmerkſamkeit zu, bis der Andere Alles vorgebracht hat. Ein treffliches Bild giebt hier das Buch Hiob. Seine Nahrung iſt äußerſt einfach und frugal: Datteln, Durrha, eine Art Getreide, aus deſſen Mehl eine Art ungeſäuerten, kuchenförmigen Brodes gebacken wird, und was ihm ſeine Heerde an Fleiſch und Milch giebt, ſehr ſelten Korn. Er haßt Wein (Jeremias 35, v. 5 — 11.), und iſt daher von unverwüſtlicher Geſundheit. Er ſchläft unter freiem Himmel und ſchweift von Wüſte zu Wüſte. Je weniger dieſe ihm Mittel an die Hand giebt, die Sinne zu zerſtreuen, deſto feſter hängt ſein Blick am Himmel; und wie der Urvater Hiob, ſo ſchauet auch heute noch mit froher Andacht das Auge des Zeltvaters nach dem ſchöngegürteten Orion und der ſorglichen Glucchenne, und preiſt mit dem Morgenſterne den Herrn, deſſen getreuer Anhänger er von Anbeginn war. Der Götzendienſt verabſcheuende Geiſt Abrahams ruht auch heute noch auf ihm; nur Einen Gott, den Herrn des Himmels und der Erde, betet der Araber an. Die reinen Sitten ſind ihr tauſendjähriges Erbtheil, die ſie unverletzt zu erhalten ſtreben, und Tod, zum mindeſten Verſtoßung aus dem Stamme, folgt jeder Uebertretung auf dem Fuße nach. Obwohl der Araber ein lebhaftes und feuriges Temperament beſitzt, ſo hat er doch viel Herzensgüte, Aufrichtigkeit, Zuvorkommenheit, und überhaupt einen achtungswerthen Charakter. Zugleich beſitzt er einen hellen, durchdringenden Verſtand und eine gute Gabe Witz und eine lebhafte Einbildungskraft, was ihn zu einem trefflichen Geſellſchafter macht. Wohl iſt er leicht zu erzürnen, aber auch bald wieder zu beſänftigen.

Ließ't man freilich die Nachrichten mancher Europäer, ſo ſind ſie nichts, als ein Raubgeſindel, das den Reiſenden plündert, und treulos, verſchlagen, mißtrauiſch und unverſchämt iſt. Ein Theil dieſer Beſchuldigung muß wohl zugegeben werden; denn nach dem älteſten, in der Welt üblichen Naturrechte, betrachtet der Araber Alles, was ſein Gebiet betritt, ohne ſicheres Geleite oder Gaſtfreundſchaft in Anſpruch genommen zu haben, als ſein Eigenthum. Sie ſind darin ſo ziemlich allen Naturvölkern gleich. Uebrigens ſind aber viele dieſer Beſchuldigungen theils dem Europäismus zuzuſchreiben, theils den obwaltenden Umſtänden zur Laſt zu legen. So z. B. plündert kein Beduinenſtamm die Karavane, welche einen dem Stamm beſreundeten Führer hat. Eben ſo ſicher lebt Jeder unter ihnen, der ſich ihnen auf Treu und Glauben anvertraut. Geplündert werden dagegen Reiſende, welche Araber eines feindlichen Stammes zum Führer haben, weil ſie als Verbündete des Feindes betrachtet werden.

Der Beduine iſt geborener Ritter; ſein Pferd iſt edel, von reinem arabiſchen Geblüte, leichtfüßig, ausharrend und ſcharfſehend, wie ſein Reiter. Das Dromedar iſt ſein im Bau, gewandt und von unbegreiflicher Ausdauer im Laufe. Es geht am häufigſten einen Paßgang, an den auch das verſchnittene Pferd gewöhnt wird. Die Waffen des Beduinen ſind Säbel, Meſſer, Piſtolen, oft ein Spieß und jederzeit eine Flinte mit Schloß oder Lunte, die über der Schulter hängt, wenn er zu Pferd ſitzt: Es iſt eben ſo ſeltſam, als überraſchend für den Fremden, wenn ihm ſo ein Corps beduiniſcher Reiterei am Saume der Wüſte begegnet. Der Barakan, eine Art Mantel aus weißer Wolle, von ihnen ſelbſt gewebt, umfaltet ihm maleriſch den wohlgebildeten Körper; leicht ſitzt er auf dem kleinen Sattel, und die Maſſe dieſer Reiterei erſcheint eben ſo gebietend, als romantiſch.

Weltbekannt iſt bei dieſem Volke die ſeit den älteſten Zeiten ihnen heilige Gaſtfreundſchaft. Wer in das Zelt des Beduinen tritt, er ſey wer er wolle, wird unentgeldlich als Gaſt aufgenommen, verpflegt, beſchützt, und ein einzelner Mann kann auf dieſe Weiſe das ganze bewohnte Arabien durchwandern, ohne für ſein Unterkommen beſorgt ſeyn zu dürfen. Ein ſehr treues Bild dieſer Gaſtfreundſchaft entwirft uns der geniale, den Geiſt der Völker mit ſo richtigem Blick auffaſſende Prokeſch. „Es geſchah, erzählt er, daß ich auf die Zelte des Stammes Jarajeh ſtieß. Ich war von einem Diener begleitet und nur mit einem Jagdgewehr be-

Digitized by Google

waffnet. Ein junger Mann, das Haupt der Familie, trat mir entgegen und lud mich freundlich in sein Zelt, wohin ich ihm folgte. Dort fand ich zwei junge Frauen, seine Mutter, ein Kind, eine schwarze Sklavin und im Nebenzelte andere Dienerschaft. Die Frauen richteten sich auf, da ich eintrat, und hießen mich willkommen. Sie trugen das Antlitz unverhüllt, ihre Züge waren angenehm und fein, ihre Körperform leicht und lieblich. Sie trugen das lange glänzend schwarze Haar in Zöpfchen um die Stirne geschlagen und über den Nacken rollend, worüber ein schwarzes Florstück als Schleier gelegt war. Um den Hals trugen sie Korallen, in den Ohren große Silberreife, an den Fingern Ringe von demselben Metall. Ihr Anzug bestand in einer Tunika von weißgrauem Wollenzeuge, ohne Aermel und an den Seiten offen, so daß die schöngeformten Arme entblößt waren. Jede Bewegung war fein und züchtig, ihr Benehmen ohne Zwang und Roheit."

„Das Zeltgeräth bestand aus hölzernen und irdenen Gefäßen zur Bereitung der Speisen, aus einer Handmühle, dem Sattelzeug für Kameele, einer Hängewiege aus Leder, sowohl für das Kind als die ungebornen Kameele, endlich aus einigen Schläuchen und Teppichen. Eine der Frauen wob Teppiche aus Kameelhaaren und Schaafwolle, die andere zerrieb Weizenkorn zu Mehl auf der Handmühle, um schmackhaftes Festbrod zu backen. Die Mutter bereitete das Mahl, das aus Schaffleisch in Butter geröstet, aus jungem Kameelfleisch, in Asche gebraten, aus Brod und Kameelmilch bestand, welche letztere als Trank diente."

„Ich kann die Herzlichkeit nicht genug rühmen, und den Takt in Ausübung der Gastfreundschaft, welcher dieses Mahl begleite. Wir Männer saßen im Kreise am offenen Eingang des Zeltes auf der Erde, zwischen uns lagen die Speisen, welche die Frauen auftrugen, der Milchkrug ging die Runde. Das Gespräch handelte vom Beduinenleben und Gesinnung. Die Leute scheinen mir so glücklich, als man seyn kann. Sie sind zufrieden." Man vergleiche mit dieser Schilderung 1. Buch Moses 18, wo Abraham im Haine Mamre sitzt; hier stehen die Zeiten still.

„Alle häuslichen Arbeiten besorgen die Frauen, die Kinder sammeln Kameelmist zur Feuerung und das reine glänzende Wüstensalz, das sich in Menge findet. Die Männer sind den ganzen Tag auf Streifereien zu Pferd und zu Fuß, sehen den Heerden nach und besorgen ihr Geschäft. Die Sitten sind eben so rein und streng, als im Alterthume. Der Beduine ist bescheiden, nie neugierig, nie bettelhaft; er lügt nie und beträgt keinen Fremden. Er verdammt nicht Andersdenkende und ist duldsam; auch ist die Uebung des Islams bei ihnen viel reiner und einfacher, obwohl der Beduine dafür vom fanatischen Oasenbewohner des Unglaubens beschuldigt wird."

Die Araber sind große Verehrer der Dichtkunst. „Derjenige Stamm, sagt Ritter, wird besonders glücklich gepriesen, dem ein Dichter zu Theil ward, da dieser der Verkünder von dessen Heldenthaten, der Herold für die Gegenwart und Erhalter des Ruhmes für die Nachwelt ist. Nirgends kann der Dichter und Erzähler willkommner sein, als in der Einsamkeit arabischer Steppen, wo er in den Trauerwüsten die Noth vergessen, die Zeiten schwinden macht und die Leere mit seinen Paradiesen füllt. Daher war schon im hohen Alterthume Arabien das Land der Erzählungen. Vor den Zelten und vor den Pforten der Wohnungen versammelt sich am Abend, zumal beim Mondschein, der Kreis der Familie und horcht den Sagen von den Thaten der Vorfahren, und den Mährchen von den Wunderbegebenheiten im Lande.

Der wohlhabende Araber kann als rechtgläubiger Mahommedaner vier rechtmäßige Frauen haben, der ärmere begnügt sich mit einer. Die Braut wird gekauft und der Preis in einem feierlichen Aufzuge aus dem Hause des Bräutigams nach der Wohnung des Brautvaters gebracht. Hinter den Geschenkträgern folgen in langer Reihe alle Verwandten und Freunde des Bräutigams im größten Staate. Die Frauen genießen manche Freiheiten und werden nicht so in Gewahrsam gehalten, wie bei den Türken.

Rührend sind ihre Begräbnisse, denn wo immer einer aus ihrer Mitte stirbt, wird er in die Wüste, dieser allgemeinen Mutter der Beduinen, gebracht. Männer tragen die Leiche, und heulend folgen Klageweiber nach, unter deren Lobpreisen er in das Grab gelegt, mit Palmblättern bedeckt und im Sande vergraben wird. Ein großer Stein bezeichnet oft die Ruhestätte. An gewissen Tagen kommen dann die Frauen, um auf dem Grabe zu beten. Oft sieht man deren in den menschenleeren Wüsten wie aus dem Grab gestiegene Gespenster an den Gräbern.

So wie sich aber die dem Menschen natürlichen Tugenden in diesem alten Stammvolke der Erde rein und scharf ausgeprägt darbieten, so sind sie auch den Verirrungen ihres Geschlechtes nicht fremd geblieben. Noch

Digitized by Google

immer ruht auf ihnen das Orakel der Vorwelt: 1 Mos. 16. „Ich will deinen Saamen also mehren, daß er vor großer Menge nicht soll gezählet werden. Er wird ein wilder Mensch seyn; seine Hand wider Jedermann und Jedermanns Hand wider ihn, und er wird gegen alle seine Brüder wohnen.“ Zu der Schattenseite des Charakters der Araber gehört eine gewisse Prahlerei und Großsprecherei, in Bezug auf die Vorzüge ihrer Herkunft und die Größe ihres Stammes. Auch Raubsucht ist ein gewöhnlicher Zug der Wüstenbewohner und scheint sich recht gut mit Gastfreundschaft zu vertragen. Derselbe Fremdling, der die Nacht vorher im Zelte seines Wirthes ruhig und sicher geschlafen und sich gepflegt hat, wird am folgenden Tage, wo er seinen Weg durch die Wüste fortsetzt, räuberisch, vielleicht von demselben Manne, der ihn gastlich aufnahm, überfallen. Auch herrscht unter mehrern Stämmen noch die Blutrache, von welcher wir im vorigen Jahrgange unsers Blattes in der Erzählung „der Bluträcher“ ausführlich gesprochen haben.

Die Sprache der Araber ist überaus gebildet, reich und wohlklingend, und eignet sich vorzüglich zur Poesie. In ihr haben sich die ältesten Stimmen der Vorwelt erhalten. Sie ist reine Naturpoesie in sich selbst und keiner gemeinen Prosa fähig, ein treues Bild des Volkes, aus dessen Geist sie tönt.

Der Dom zu Cöln.

(Beschluß von Seite 203.)

Nach der Darstellung des Domaues bleibt uns nur noch die Beschreibung des Innern übrig, wo sich wahre Pracht mit der erhabenen Gestaltung der Bogen und Säulen würdevoll paart. Wir betreten das Chor, erhellt vom magischen Licht, das durch der Scheiben lebendige Farben fällt. Die hohen Säulen steigen zu einer Höhe von 150 Fuß und vereinen sich im Dachgewölbe des Chores, in kühne Spitzbogen auslaufend. Das Dach des Chores gewährt den Anblick eines Zeltes, welches die Originalität des deutschen Baukünstlers am besten vor die Augen führt, indem er die Stiftshütte als das würdigste Gebilde sich dachte, wo er das Heiligthum aufstellen könnte. Bedeutsam schauen die Apostelbilder in die Höhe an Säulen gelehnt herab, gleichsam als wachten sie über die Erhaltung des Glaubens in diesem Gewölbe. Auch die Doppelreihe von Chorstühlen mit ihrer schönen und reichen Schnitzarbeit verdient die Aufmerksamkeit des Beschauers. Die Menge von Menschen und Thieren von Phantasiegebilden und Laubgewinden, gibt ein lebendiges Bild von dem Streben mit welchem man auf die Ausschmückung selbst untergeordneter Theile dieser Kirche bedacht war. — Auf fünf Stufen gelangt man zum Presbyterium, wo das Hochalter errichtet ist, das eine 6 Fuß lang und 8 Fuß breite Marmorplatte, ein Geschenk des Erzbischofs Wilhelm von Gennep († 1372) deckt, und lebendig tritt an dessen Vorderseite in weißem Marmor die Apotheose der h. Marie mit den Aposteln aus dem schwarzen Grunde hervor. Ein Aufsatz, von sieben marmornen korinthischen Säulen getragen, ist über diesem Altare erst im Jahre 1770 aufgestellt, geschmückt an beiden Seiten mit den Statuen der h. Maria und des h. Petrus. Vier große bronzene Leuchter, kunstvoll gearbeitet, ebenfalls vom Erzbischof Gennep dem Chore geschenkt, standen früher auf dem Presbyterium; ihre Stelle nehmen jetzt vier große Candelaber aus Kupfer ein. Zwei Nebenaltäre aus röthlichem und weißem Marmor mit vergoldeter Bronze bestehend, sind neben dem Hochaltar aufgestellt; sie sind von den Grafen Fugger, wie die Wappen an denselben andeuten, dem heiligen Patroklus und Antonius, dem Einsiedler, gewidmet. Zurückgekehrt vom Presbyterium fallen uns zunächst die köstlichen pariser Tapeten neben den beiden marmornen Grabmälern zweier Erzbischöfe und Kurfürsten aus dem Hause Schwarzenburg, Adolf's († 1556) und Antons († 1558), in die Augen.

Ein Kunstwerk, man möchte fast sagen ein Dom im Kleinen, erhob sich früher an der Stelle, wo jetzt der Sitz des Erzbischofs ist, zu einer bedeutenden Höhe: es war das Tabernakelgehäuse. Leider mußte es im Jahre 1769 zu einer Zeit, wo man überhaupt den Dom zu modernisiren strebte, von diesem Platze weichen, und nur ein Klagelied in lateinischen Rhetmoersen hat das Andenken an dasselbe aufbewahrt. Die trefflich gebaute Orgel und die kolossale Gestalt des Heilandes neben den beiden Aposteln Petrus und Paulus auf einem Throne sitzend an der hohen Giebelmauer, welche sich über das Schiff erhebt, sind die letzten Gegenstände unserer Betrachtung. Einen reichen Schatz von Kunstdenkmälern mancherlei Art enthalten die Kapellen: köstliche Arbeit in Silber, meistens von Meistern in Köln gefertigt, eine Anzahl trefflicher Gemälde aus der ältesten Zeit der deutschen Malerei. Als vorzüglichste

Digitized by Google

Kapelle gleich interessant durch die seltene Menge von Sehenswürdigkeiten, wie durch geschichtliche Momente, ist die der heiligen drei Könige.

An der hinteren Seite des Hochaltars befindet sich das Grabmal des Erzbischofs Theodorich, Grafen Meurs (Moris.) Zwischen zwei Engeln, welche das Wappen des Domstifters und des Erzbischofs halten, sitzt die h. Maria mit dem Christuskinde, dem auf der einen Seite die drei Könige ihre Gaben darbringen, während auf der andern der Apostel Petrus den Erzbischof der heiligen Jungfrau vorstellt.

Die Johanneskapelle birgt die Gebeine des Urhebers dieses Domes. Der Altar dieser Kapelle enthält ein sprechendes Zeichen von der ehedem in Köln blühenden Malerkunst. Der Altaraufsatz stellt die heilige Geschichte unseres Herrn bis zu seiner Himmelfahrt auf Goldgrund dar. In der Maternuskapelle sieht man das Grabmal des Erzbischofs Philipp von Hainsberg. Ein steinernes Monument mit natürlichen Stadtmauern und gekrönten Thürmen, auf dessen obere Räume der Erzbischof ruht. Die Engelbrechtskapelle umschloß früher die Gebeine des Erzbischofs Engelbrecht von der Mark, welcher im Jahre 1533 jedoch im Hochaltar beigesetzt ward. Ein vorzügliches Kunstwerk aus alter Zeit enthält die sogenannte Agneskapelle: das Dombild, über dessen Künstler die Meinungen sehr verschieden sind. Die Stephanskapelle ist dem ersten christlichen Märtyrer gewidmet; das Altarblatt, ein gutes Gemälde von der Hand Johann Hölzmanns, stellt die Steinigung dieses Heiligen dar.

Mit mancherlei Kunstschätzen war sonst auch die Schatz- oder goldene Kammer angefüllt. Vor allem erregt hier die Bewunderung der größtentheils silberne Prachtkasten, in welchem die Gebeine des Erzbischofs Engelbrecht ruhen. Von den andern Gegenständen erwähnen wir nur noch die Elfenbeinschnitzwerke, welche die Leidensgeschichte Christi darstellen, ferner das reich vergoldete und mit Edelsteinen gleichsam besäete, über 3 Fuß hohe Standkreuz, das mächtige Kapitelkreuz, das erzbischöfliche Prachtkreuz, den seltsam geformten Stab des zeitlichen Chorbischofs, das sogenannte Osculum pacis, das an hohen Festen während des Hochamtes gebraucht wird, den Kelch, welchen Clemens August dem Dome schenkte, und die prächtige Monstranz, einen Fuß hoch an der aus dem Golde heraus das edelste Gestein in allen Farben glänzt. Ausserdem sind noch sehenswerth der Kapitelsaal, die Vorhalle zur großen Sakristei und die Marienkapelle mit den Grabmälern des Erzbischofs Reinhold von Dossel n und des Gottfried von Arensberg.

Schließlich haben wir nur noch das mitzutheilen, was die Sage in den Kreis ihrer Ueberlieferung aufgenommen hat. Als der Bau des Doms zu Cöln begann, erzählt die Sage, war der Teufel neidig auf das stolze und heilige Werk, das Herr Gerhard, der Baumeister erfunden und begonnen hatte. Um doch nicht ganz leer dabei auszugehen, oder wo möglich die Vollendung des Domes ganz zu verhindern, gieng er mit Herrn Gerhard die Wette ein, er wolle eher einen Bach von Trier nach Cöln bis an den Dom geleiten, als Herr Gerhard seinen Bau vollendet haben, doch müsse ihm, wenn er gewönne, des Meisters Seele zugehören.

Wiewohl Herr Gerhard nicht säumte, ging der Teufel doch noch rascher zu Werk. Eines Tages stieg der Meister auf den Thurm, der schon so hoch war, als er heut zu Tage ist; das Erste, was er von hieraus gewahrte, waren Enten, die schnatternd von dem Bache aufflogen, den der Teufel hergeleitet hatte.

Da rief der Meister im grimmigen Zorne: „zwar hast du, Teufel mich gewonnen, doch sollst du mich nicht lebendig haben! damit stürzte er sich kopfüber den Thurm hinunter; in Gestalt eines Hundes sprang schnell der Teufel hinten nach, wie beides in Stein gebauen noch wirklich am Thurme zu sehen ist. Auch soll, wenn man sich mit dem Ohr auf die Erde legt, noch heute der Bach zu hören sein, wie er unter dem Dome wegfließt.

Eine zweite sehr charakteristisch auf die Endlosigkeit des Baues sich hinziehende Sage lautet also: Als der Bau des Domes zu Cöln begann, wollte man gerade auch eine Wasserleitung ausführen. Da vermaß sich der Baumeister und sprach: „Eher soll das große Münster vollendet sein, als der geringe Wasserbau; Das sprach er weil er allein wußte, wo zu diesem die Quelle sprang, und er das Geheimniß Niemanden als seiner Frau entdeckt, dieser aber zugleich bei Leib und Leben geboten hatte, es wohl zu bewahren. Der Bau des Domes fing an, und hatte guten Fortgang; aber die Wasserleitung konnte noch nicht angefangen werden, weil der Meister vergeblich die Quelle suchte.

Als die Frau des letztern nun sah, wie er sich vergeblich quälte, versprach sie ihm Hülfe, ging zu der Frau

Digitized by Google

des andern Baumeiſters und lockte von ihr durch Liſt heraus, daß die Quelle ihren Urſprung gerade unter dem Münſter habe, und mit einem Steine bedeckt ſey. Nun war ihrem Manne geholfen. Am Andern Tag ging er zu dem Steine, klopfte darauf und ſogleich drang das Waſſer heraus.

Als der Baumeiſter ſein Geheimniß verrathen ſah und mit ſeinem ſtolzen Verſprechen zu Schanden werden mußte, weil die Waſſerleitung ohne Zweifel nun in kurzer Zeit zu Stande kam, verfluchte er zornig den Bau, daß er nimmermehr ſollte vollendet werden, und ſtarb darauf vor Traurigkeit.

Von dem Thurme iſt erſt der dritte Theil des Ganzen vollendet. Erfreulich aber iſt es, daß von ihm der unbezweifelte Originalriß erhalten iſt. Er iſt auf Pergament gezeichnet, 15 Fuß hoch und 3 Fuß breit, und wurde von dem Oberbaurath Moller in Darmſtadt im Jahre 1817 dem Könige von Preußen verehrt. Seit jener Zeit iſt der Gedanke an Ausbeſſerung, Wiederherſtellung und Vollendung des ehrwürdigen Denkmals wieder aufgewacht; es wurden von vielen Seiten beträchtliche Beiträge geſandt und ein eigener Dombaumeiſter angeſtellt, unter dem ſich eine Steinmetzenbütte bildet. Nach der Schätzung dieſes Meiſters würden ſich die Koſten zur Vollendung beider Thürme auf 3 Millionen Thaler, für die Ausführung der Kirchenſchiffe mit ihren künſtlichen Wölbungen, Fenſtern und Portalen auf zwei Millionen belaufen, eine unerſchwingliche Summe, wenn ſie binnen kurzer Zeit und durch vereinzelte Kraft geſteuert werden ſollte, eine Kleinigkeit, wenn ſich die Liebe vieler Tauſende des Werkes annimmt. Und dazu iſt Hoffnung vorhanden. Es hat ſich in Cöln ein eigener Dombauverein gebildet, um mittelſt jährlicher Beiträge die Kräfte zahlreicher Domfreunde zu vereinigen, und daß Deutſchland nicht zurückbleiben will, davon zeugt das Schiff mit Steinen, das kürzlich aus Schwaben kam und von den Cölnern mit ſo großer Freude begrüßt ward. Die wollen durchaus an der ſüdlichen Seite, die das Chor mit dem Thurme verbinden ſoll, ein Fenſter bauen, und vielleicht erleben wirs, daß ſich dem „Schwabenfenſter“ die Namen der andern Stämme Deutſchlands anreihen. Dann wird der Deutſche, wenn er den majeſtätiſchen Rheinſtrom hinabfährt, nicht mehr koloſſale Bruchſtücke erblicken, ſondern die hohe Geſtalt des vollendeten Domes und mit Hochgefühl und Freude ſagen: „den Schluß hat unſere Zeit gemacht und an dieſe neuerſtandene Wand wölben ſich ſchöne Sinnbilder des neuerwachten Geiſtes, der Einigkeit, Kraft und Liebe der deutſchen Nation.“

Verſchiedenes.

Amerikaniſche Anekdote.

Old Francis, ein loſer Vogel, ſaß einmal in Washington mit ein paar Kameraden bei Tiſch. Da kam ſein Leibgericht, Früherbſen, und Old Francis, kurz beſonnen, ſtreute den Inhalt ſeiner Tabaksdoſe in die Schüſſel. „Was T . . . . treibſt du?“ riefen ſeine Gefährten. „Sie ſchmecken mir ſo am beſten“ war die Antwort. Er hatte natürlich das Gericht allein für ſich, und damit völlig zu Ende, rief er aus: „Ihr dachtet wohl, es war Schnupftabak, nicht wahr? Fehlgeſchoſſen, es war nur ſchwarzer Pfeffer.“

Gummi elaſticum.

Dieſe Subſtanz, früher nur gebraucht, um Bleiſtiftſtriche auszuwiſchen, erhält täglich mehr Wichtigkeit. Seiner Leichtigkeit ſowie der luft- und waſſerdichten Eigenſchaft wegen wird es ſeit einigen Jahren in Kleidungsſtücke aller Art, Schuhe, Stiefel, ſogenannte Luftkiſſen, Hoſenträger, Uhrketten, auch Handſchuhe und eine große Menge anderer Gegenſtände verarbeitet. Kürzlich wurde ſogar ein Boot daraus conſtruirt, das nur 20 Pfund wiegt, ungefähr 20 Centner führt und in ein tragbares Bündel zuſammengelegt werden kann.

Ein Landmann wurde von einem Geiſtlichen gefragt, warum er immer feſt ſchlafe wenn er predige, aber ſtets aufmerkſam ſei, ſobald ein Fremder die Kanzel betrete. „Na, das iſt doch ganz natürlich“ erwiederte der Bauer, „wenn Sie predigen, Herr Pfarrer, ſo weiß ich, iſt alles recht, wenn aber ein Fremder kommt, ſo kann ich ihm nicht trauen, und geb' drum recht ſcharf Acht.“

Erdbeben in den Pyrenäen.

Am 12. Januar, etwas vor Mitternacht, fühlte man auf der ganzen Linie der Pyrenäen von St. Girons bis Bagnerre-de-Bigorre ein Erdbeben, das vier Secunden dauerte, Kamine herabſtürzte, kleine Häuſer zerſtörte und großen Schrecken erregte. Vier Tage zuvor hatte man zu Bagnerre-de-Bigorre einen auffallenden Schwefelgeruch verſpürt. Ein Getöſe, das einem Orkan glich, begleitete die Erſcheinung.

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Das Känzeli auf dem Rigi

Digitized by Google

Karlsruher Unterhaltungsblatt.

Nro. 51. Vierzehnter Jahrgang. 1841.

Der Rigi

in der Schweiz.

(Mit einer Abbildung.)
Tab. LI.

Beinahe im Mittelpunkte des schönen Wunderlandes, das von Jahr zu Jahr von so vielen Naturfreunden besucht und stets auf neue Art gepriesen wird, befindet sich eine Stelle, wo der Schöpfer gestanden zu haben scheint, als er auf der neugeschaffenen Erde seine Werke betrachtete und fand, „daß Alles gut war.*)“ Diese Stelle ist der Gipfel des Rigiberges, an der Grenze des Luzerner-Gebietes im Canton Schwyz. Seine Gestalt ist die eines abgestumpften Kegels und sein Fuß wird von drei Seen umspühlt, so daß er nur von zwei Seiten mit dem festen Lande zusammenhängt. Hieraus schon läßt sich schließen, daß die Erscheinung dieses Berges, sowie die Aussicht auf demselben einzig in ihrer Art sein muß. In der That hat auch die ganze Schweiz nichts ähnliches mehr aufzuweisen. Denn der Rigi steht von allen Seiten frei, in seiner höchsten Spitze 5555 Fuß über die Meeresfläche empor ragend. Die Geologen wissen sich diese seltene Erscheinung nicht anders zu erklären, als daß sie annehmen, der Berg habe sich in Folge einer gewaltigen Naturrevolution frei aus der Erde emporgehoben. Seine Masse besteht aus wechselnden Lagen von Sandstein und Nagelflue und nur an seiner südwestlichen Seite aus Kalkstein. In der Nagelflue finden sich durch das Wasser rund gerollte Steine aller Größe, von 50 Fuß Körperinhalt, bis zur Sandkörnergröße, welche wie Nagelköpfe aus ihrer kalkartigen Verbindungsmasse herausstehen. Sie sind mannigfacher Art, theils Granit, Gneiß, Porphyr, Kieselschiefer, Hornstein, Feuerstein, Ur- und Flötzkalkstein und viele rothe, thonartige, eisenschüssige Geschiebe, welche durch ihre Verwitterung an manchen Stellen, besonders an der Westseite des Berges, die Felsmasse mit rothlicher Farbe durchdringen. Die Nordseite des Berges ist von seiner höchsten Spitze bis zum Zugersee senkrecht hinabgerissen, und hier läßt sich der Schichtenbau am besten beobachten. Das Innere scheint von tiefen Höhlen durchbrochen zu seyn, unter denen die Bruderhalm und das Kessisbodenloch, jene besonders ihrer Tropfsteingebilde wegen die merkwürdigsten sind. An seinem Fuße hat der Rigi 10 Stunden im Umfange, und 12 Dörfer liegen in seinem Umkreise. Wo seine Abhänge Erde tragen, da wuchert die üppigste Vegetation. Unten an der Basisregion sieht man Getreidefelder, prächtige Obst- und Gemüsegärten, herrliche Wiesen. Ueber diese erheben sich dichte Waldungen und höher hinauf liegen üppige Alpentriften, auf denen im Sommer an 3000 Kühe und zahlreiche Heerden von Schafen und Ziegen weiden, deren Milch in 150 hier zerstreut liegenden Sennhütten, in Käse und Butter verwandelt und wodurch jährlich mehr als 100000 Gulden gewonnen werden. Auf der Südseite des Berges, welche durch die höhern Felsenspitzen gegen den Nordwind geschützt ist und wo die Sonnenstrahlen mit voller Kraft wirken können, reifen die Traube, die Feige, die Mandel im Freien und werden die kleinen Besitzungen von Kastanienwäldern beschattet, wäh-

*) 1 Buch Moses.

Digitized by Google

rend die mitternächtliche Seite Bäume und Gesträuche des rauhen Nordens und der höhern Alpenregion trägt. Man zählt auf dem Rigi allein 1500 verschiedene Arten von Pflanzen, worunter auf der Südseite mehrere, die nur unter Spaniens und Italiens Himmel wild wachsen: Alpenrosen, Aconiten mehrere Arten, Viola grandiflora, die liebliche Gentiana und auf der Südseite unter andern Bromus gracilis. Auffallend große Farrenkräuter wachsen an seinem Fuß in Menge und werden zu Streu für das Vieh benutzt. Die Baumgrenze zeigt sich hier weit niedriger, als auf andern Schweizerbergen, und die ganze Kuppe ist baumlos.

Von allen Seiten führen Wege auf den Rigi. Die bequemsten sind die auf der Ostseite von Lauerz und Art hinaufführenden, weniger die von Immensee, Küßnacht und Wäggis. Auf dem Wege von Lauerz kann man bis auf den Giebel reiten; doch ist er für Pferde sehr ermüdend und schwer, da oft Felsenstufen von 2 bis 3 Fuß erklimmt werden müssen. Diese Straße und der Weg von Art vereinigen sich bei dem Wirthshause zum Dächli und geht von hier aus anderthalb Stunden durch die Bergsenkung der Rothenflue längs des Arabaches ohne Abwechslung einsam bis zum Hospitium. Hier steht in einem kleinen, rauhen Thale eine der heiligen Maria zum Schnee geweihte Kapelle, zu welcher jährlich eine Menge Pilger wallfahrten, besonders aber am 5. August, dem Feste der Schutzheiligen, von nah und fern die Gläubigen hinströmen. In der Nähe steht ein kleines, von 4 Capuzinern bewohntes Kloster und 5 Wirthshäuser. In diesen versammeln sich an Sonn- und Festtagen eine Menge Landleute aus den Dörfern am Fuße des Berges; in der Kapelle hören die Sennen die Messe und jährlich am 22. Juli wird hier ein Volksfest, die Sennenkilbe gefeiert, wo von den Hirten verschiedene gymnastische Uebungen getrieben werden.

Steigt man vom Hospitium aufwärts, so gelangt man zuerst zu dem Denkmal Herzogs Ernst II. von Sachsen Gotha, der lange in der Schweiz lebte und fast jeden Sommer auf dem Rigi zubrachte. Es besteht in einer in der Felswand befestigten Marmortafel mit einer Inschrift: 1805 vom Kriegsrathe Reichard errichtet. Gegenüber liegt die Höhle Bruderbalm. Höher hinauf bei der sogenannten Rigistaffel, einer Bergeinsattelung, wo den von Osten heraufsteigenden Wanderer zuerst die herrlichste Fernsicht überrascht, und wo alle Wege die auf den höchsten Gipfel, den Rigikulm führen, zusammentreffen, steht ein gutes Wirthshaus und ein Kreuz. In einer halben Stunde erreicht man von hier den Kulm.

Die Aussicht, welche man hier genißt, ist, nach dem Zeugniß aller Reisenden, die herrlichste, großartigste und umfassendste des ganzen Schweizerlandes. Aber sie kann eben darum nicht beschrieben, sie muß genossen werden; selbst der meisterhafteste Pinsel würde nur ein schwaches Schattenbild von dem großen Rundgemälde geben können, das sich hier dem Auge darstellt. Mit einem Blick umfaßt dasselbe eine Durchschnittslinie von nahe an siebzig Stunden, vom Jura bis zum Busen bei Bibrach in Schwaben; 11 Cantone und 13 Seen liegen zu den Füßen des staunenden Beschauers. Westlich schimmert aus dem Thale herauf der klare Spiegel des Vierwaldstätter Sees, östlich der Zuger und Lauerzersee; nördlich trennt an seinem Fuße ein kleiner Strich Landes zwischen Küßnacht und Immensee die beiden ersteren Seen von einander. Südlich zieht sich das Muotta-Thal hin und an seinem östlichen Abhange blicken zwischen dem Zuger und Lauerzersee die schaurigen Felstrümmer herauf, welche das unglückliche Goldau verschütteten.

Wer die Aussicht vollkommen genießen will, der muß den Kulm des Abends oder des Morgens besteigen, um die Wirkung der verschiedenen Beleuchtung zu sehen. Um auf ihm die Sonne aufgehen zu sehen, verläßt man zwei Stunden vor Tagesanbruch die Wirthshäuser von Maria Schnee, wenn man nicht lieber die Nacht auf der Plattform des Rigi selbst zugebracht hat, wo sich ebenfalls ein sehr besuchtes Wirthshaus findet. Der Führer der den Reisenden mit einer Laterne den Weg zeigt, trägt gewöhnlich Holz mit sich, um auf dem Gipfel wo der Wind schneidend kalt ist, Feuer zu machen. Nach und nach schwindet das Dunkel, das bisher die Gegend eingehüllt hatte und der Wanderer sieht zu seinen Füßen eine unabsehbare Landschaft, deren einzelne Gegenstände er eben so wenig zu fassen, als er alle die Schönheiten derselben zu unterscheiden vermag. In grauer nebliger Ferne, gegen Süd und Ost zieht sich das kolossale Amphitheater der Alpenmassen hin; geisterartig, schaurig schimmern ihre weißen Schnee- und Gletschermäntel durch die Morgendämmerung. Jetzt röthet sich allmählig der östliche Himmel und die ersten Strahlen der am Rande des Horizontes hervorbrechenden Sonne treffen die Riesenhäupter der Berge; sie erglühen in feurigstem Goldglanze, der sich immer weiter herab gegen die Thäler verbreitet, der Wanderer steht verloren in Entzücken und Andacht; sein Geist ist Eins mit dem Unendlichen und die Feierstunde der äußern Natur wird eine Feierstunde für sein innres Leben. Endlich weckt ihn der blendende Sonnenstrahl aus

Digitized by Google

ſeinem Traume. Er ſieht mit Entzücken, wie vor dem Licht des Himmels, das in goldenen Strömen in die Thäler hinabwallt, die Nebel entſtehen, wie ſie kämpfend und an den Abhängen der Berge auf und niederſchweben und zuletzt am heitern blauen Himmel als Wolken zerfließen. Nun erwacht rings um ihn her das fröhliche Leben der Natur; die Schaaren der Vögel begrüßen in tauſendſtimmigen Liedern die Königin des Tages; von den Bergen herüber ertönen die Alpenhörner, die ganze Landſchaft ſchwimmt im heiterſten Sonnenglanze. Der erweiterte Blick ſchweift über grüne Fluren und dunkle Wälder, zwiſchen denen ſich Flüſſe und Bäche wie Silberfäden hinziehen; die ſchimmernde Waſſerfläche von 13 größeren und kleineren Seen; unermeßliche grüne Wieſenteppiche, von fließenden Gewäſſern durchſchlängelt; Wälder in der Ferne, wie dunkle Flecken in dieſes ungeheure Panorama hineingeworfen; nah und fern Dörfer, Städte, Weiler, Sennen, Heerden. Dort ſchwebt auf dem fernen Züricher See ein Schiff — es ſcheint nicht größer, wie ein kleiner Nachen, welche Knaben ſpielend im Teiche ſchwimmen laſſen; dort ein Hirte mit der Heerde, den Figuren gleich, womit Nürnberg zu Weihnachten die Kleinen beſchenkt. Die dunkeln Haine, die grünen Matten, die wilden Felſen, von ſchäumenden Waſſerfällen umrauſcht, die einſamen Thäler mit ihren Fichtengruppen, die ſchwindelnden Abgründe und im Hintergrunde die gewaltigen Alpengipfel. Alles, Alles liegt vor dem freudetrunkenen Blicke wie ein himmliſches Traumbild, und dazu noch die reine, balſamiſche Bergluft, die wie ein Odem Gottes die Glieder erfriſcht und die Seele mit frohem Lebensgefühle durchſtrömt und der reine tiefblaue Himmel der wie ein hehres Tempelgewölbe über dieſem Rieſenaltare der Schöpfung ausgeſpannt iſt — wahrlich, hier fühlt der Menſch, daß das Paradies noch nicht verloren iſt; hier ſteht er in ſeinem ſchönſten Heiligthum! —

Intereſſant iſt es, mit einer Höhenkarte in der Hand die Höhen der von Rigikulm aus ſichtbaren Gebirge zu vergleichen. Die erhabene Jungfrau, das Finſteraarhorn, der Eiger, das Schreck- und Wetterhorn, der Döbi, der Titlis, Rothſtock, der Glärniſch, die Windzelle, der Mythen, die Döle, und wie ſie alle heißen mögen, die gewaltigen Hochwächter des Schweizerlandes, da liegen ſie alle umher, ein unabſehbarer bis in die Wolken ragender Wall. An dem hohen und mit finſterm Nadelholz dicht bewachſenen Pilatus liegt Luzern am See; und an der Emme, die wie ein Silberband von Entlibuch herabglänzt, während die Reuß ihre Wellenlinie in entgegengeſetzter Richtung beſchreibt, zieht ſich das liebliche Emmenthal hin, vorn Kißnacht mit der Tellskapelle, links der Zugerſee mit ſeinen blühenden Ufern und reizenden Dörfern.

Auf dem Rigi-Kulm hat man ein hohes Gerüſt von Balken erbaut, für Leute, denen der Rigi nicht hoch genug iſt. Man gewinnt dadurch kein Haarbreit Ausſicht mehr und kann füglich unten bleiben. Das vorhin ſchon erwähnte Wirthshaus ſteht einige hundert Fuß unter dem Gipfel, in einer Vertiefung, die es wie ein Wall umgiebt. Sein Dach iſt mit Felſenſtücken bedeckt, weil es ſonſt den ſtarken Stürmen nicht widerſtehen könnte, die hier oben wüthen und toben.

Vom Hospitium aus und auch von der Rigiſtaffel führen anmuthige Wege in einer halben Stunde nach dem kalten Bade, einer klaren Quelle, die aus einem wunderſam geſtalteten Felſen mit Geräuſch hervorſprudelt und von den Landleuten als Bad gebraucht wird. In der Nähe ſteht eine Kapelle, wohin man wallfahrtet und wo jährlich von den Sennen Wettkämpfe gehalten werden.

Ein intereſſanter Punkt auf dem Rigi mit herrlicher Ausſicht iſt auch das ſogenannte Känzeli, welches wir zum Gegenſtande unſerer heutigen Abbildung gewählt haben. Daſſelbe befindet ſich ganz in der Nähe des kalten Bades. Auch als Kurort iſt der Rigi bemerkenswerth und wird jährlich von einer Menge Perſonen beſucht, die an der reinen, geſunden Bergluft in der freien Natur erſtarken wollen.

Das Billard.

(Mit einer Compoſition von C. W. Faſel. Tab. XXVI.)

In einer jener hellen Dezembernächte, wo am wolkenloſen Himmelsgewölbe Millionen ſtrahlender Lichter, in mehr als gewöhnlichem Glanze funkeln, ging ein junger Mann mit ſtarken Schritten durch eine der Hauptſtraßen von Pittsburg. Wäre er ein Freund der Natur geweſen, ſo hätte die Herrlichkeit des Sternenhimmels ſeine Aufmerkſamkeit anziehen müſſen; aber er war viel zu ſehr in ſeinen eigenen Gedanken befangen und zu tief in ſeinen Mantel gehüllt, um nur einen einzigen Blick zu jenen zahlloſen Welten emporzuſenden, welche in hehrem Schweigen am dunkelblauen Firmamente hinzogen. Ein ſchneidender Wind wehte durch die Straßen, wehklagend und ſeufzend, als ob er die Pein fühlte, die er verurſachte. Die unerträg-

Digitized by Google

liche Kälte des Wetters hatte die gewöhnlichen Nachtschwärmer von ihren Vergnügungsorten im Freien vertrieben.

Als der junge Mann das Ende einer dunkeln Straße erreicht hatte, stand er stille, warf einen argwöhnischen Blick um sich her, als ob er beobachtet zu werden fürchtete, und verschwand alsdann in einer finstern Nebengasse. Hier stieg er mit raschen Schritten die Treppe eines alten baufälligen Hauses hinan, das dem Anscheine nach unbewohnt war oder nur als Waarenlage diente; denn der scharfe Nachtwind pfiff durch die zerbrochenen Scheiben und die geschlossenen Thore schienen Jedem den Eingang zu verbieten. Zwar lag das Gebäude mitten in der Stadt, aber so versteckt durch die umstehenden Häuser, daß es in der Tiefe des schweigenden Waldes nicht einsamer hätte stehen können. Eine schmale Treppe, die an der Außenseite des Gebäudes emporstieg, führte in das obere Stockwerk. Hier stieg der junge Mann hinan, öffnete die Thüre mit der Vertrautheit eines täglichen Besuchers und trat aus der dunkeln Nacht ein in ein hellerleuchtetes und belebtes Zimmer.

Es war, obgleich von beträchtlicher Ausdehnung, nur spärlich meublirt. Im Mittelpunkte stand der Billardtisch, dessen Reize an diesem Abend so Viele von den reinen Freuden des häuslichen Lebens und der tugendhaften Geselligkeit hinweg auf die Bahn des Lasters gelockt hatten. Sein schön polittes Gestell von Mahagonyholz, seine rein gebürstete grüne Decke, seine seidenen Täschchen und die glänzenden zum Theil farbigen Kugeln von Elfenbein bildeten einen auffallenden Contrast zu der Aermlichkeit des übrigen Zimmergeräthes. Ueber demselben verbreitete eine große Spiegellampe ihre hellen Strahlen über die grüne Fläche, während sie die umgebenden Gegenstände in magischem Helldunkel ließ. Wäre dieser lustige Zerstreuungsort menschenleer gewesen, so hätte man eher eine einsame Leiche als einen Tempel des Vergnügens hier vermuthen sollen.

Der schwarze, schmutzige Fußboden war mit Resten von Cigarren, Spielrechnungen und Nußschalen bewerfen und die von Rauch geschwärzten Wände zeugten von den Orgien so mancher durchschwärmten Nacht. Ein Paar Lichter, die bestimmt waren, die äußersten Winkel des Zimmers zu erleuchten, hingen vernachlässigt an den Wänden, und da die langen Dochte derselben sich überbogen, so liefen ganze Ströme von Talg herab und häuften sich unten, wo man sie viele Winternächte hindurch sich ansammeln ließ, zu kleinen Fetthügeln an. Die Decke war ganz von Spinnengeweben überzogen, vor welchen dicke Gewölke von Tabaksdampf auf und ab wirbelten; eine Reihe Bänke an den Wänden angebracht und hoch genug, den Billardtisch zu überblicken, dienten zur Bequemlichkeit der nichtspielenden Zuschauer, welche entweder lässig sich anlehnend ihre Cigarren schmauchten und gemächlich ihren mit Wasser verdünnten Branntwein schlürften oder geschäftig den Fortgang des Spiels berechneten. Alle aber beobachteten ein tiefes Stillschweigen, welches selbst einem beturbanten Divan oder einer Gesellschaft von Trappisten Ehre gemacht hätte. Kleinere Gruppen von fröhlichern Geistern lachten und schäckerten seitwärts oder flüsterten sich spöttische Bemerkungen über die Spieler in halblauten Tönen zu, da das laute Reden nur den Spielern erlaubt war. Zwischen allen hindurch bewegte sich der Marqueur, schrie die Zahlen aus und trug den Gästen Erfrischungen zu.

Herr St. Clair, so hieß der junge Mann, den wir am Eingang unserer Erzählung erwähnt haben, wurde bei seinem Eintritt am Tische mit Herzlichkeit begrüßt. Das Spiel gestattete eine unbestimmte Anzahl von Theilnehmern, daher wurde ihm sogleich erlaubt, einzutreten und da er mit Leidenschaft spielte, so war er auch alsbald von Allem, was im kleinen Zauberkreise sich ereignete, in Anspruch genommen.

Die ungemeine Kälte der Nacht ward allmählig in dem schlecht erwärmten Zimmer so fühlbar, daß die Spielpartie früher, als gewöhnlich, aufbrach. Einer nach dem Andern ging weg, so daß zuletzt nur noch St. Clair und einer der andern Spieler zugegen waren. Da beide mit großer Geschicklichkeit spielten, so vertieften sie sich so sehr, daß sie kaum die Abwesenheit ihrer Gefährten merkten, bis das Zimmer ganz leer war. Die Nacht war weit vorgerückt. Der Marqueur, dessen Dienste man nicht länger bedurfte, saß nickend in einer Ecke; die herabgebrannten Lichter flackerten erlöschend in den Wandleuchtern und obwohl von der Lampe aus ein immer gleich heller Schein auf das Billard fiel, so war doch der Hintergrund eben so dunkel, als einsam.

(Der Beschluß folgt.)

Verschiedenes.

Unglücksfälle durch Fahren in Paris.

Nach einer Durchschnittsberechnung kommen in Paris seit fünf Jahren jährlich 246 Unfälle durch Wagen vor, worunter 8 Todesfälle und 236 Verwundungen.

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'schen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Der sterbende Gladiator.

Karlsruher Unterhaltungsblatt.

Nro. 52. Vierzehnter Jahrgang. 1841.

Der sterbende Gladiator.

(Mit einer Abbildung.)
Tab. LII.

Nichts ist in dem Charakter der alten Römer empörender, als die Gleichgültigkeit und das grausame Vergnügen, mit welchem sie Menschenblut vergießen sahen. Bei einem Volke, das durch seine Heldenkraft und Tapferkeit sich die herrlichsten Lorbeern errang, und das durch so viele bewunderungswürdige Tugenden sich des Nachruhms aller Zeiten würdig machte, hätte man eine solche Eigenschaft nimmermehr erwarten sollen. Denn Grausamkeit ist wohl das Erbtheil der feigen Schwäche, nicht aber der muthigen Kraft. Demohngeachtet berichten uns glaubwürdige Schriftsteller, daß die vornehmen Römer öfters Fische, die sie für ihre Tafeln bestimmt hatten und in eigenen kostbaren Behältern unterhielten, mit dem Fleische und Blute getödteter Sclaven mästeten, ja daß sie unglückliche Kriegsgefangene zu Hunderten von wilden Thieren zerreißen ließen, oder zwangen, sich selbst unter einander vor den Augen des ganzen Volkes zu morden.

Dieses geschah in den sogenannten Gladiatorenspielen, zu deren Beschreibung uns die beiliegende Abbildung eines sterbenden Fechters Veranlassung giebt.

In den ältesten Zeiten war es beinahe bei allen Völkern gebräuchlich, bei der Leichenfeier gefallener Helden feierliche Spiele zu veranstalten, wobei Kriegsgefangene mit einander kämpfen, und sich zu Ehren des Verstorbenen und als Opfer für ihn gegenseitig schlachten mußten. So opferte Achilles an dem Scheiterhaufen seines Freundes Patrokles eine Anzahl junger Trojaner, so wurden bei den Begräbnissen der Aegyptischen Könige die pomphaftesten Kampfspiele angeordnet, wobei das Blut der Fechtenden in Strömen floß. Dieser Gebrauch, der, so schrecklich er ist, anfangs eine religiöse Bedeutung hatte, ging auch auf die alten Etrusker in Italien über, und von diesen erbten ihn die Römer. Das erste Beispiel einer solchen Feierlichkeit in Rom wird uns vom Jahre 490 v. Chr. G. berichtet, wo die Söhne des Brutus bei dem Leichenbegängnisse ihres Vaters Fechterspiele veranstalteten. In der Folge verloren dieselben ihre religiöse Beziehung und wurden von vornehmen und reichen Römern zum Vergnügen des Volkes gegeben. Wer sich den Weg zu Ehrenstellen bahnen oder die Gunst des Volkes gewinnen wollte, der mußte mit dem größten Aufwand entweder im Circus maximus oder in einem Amphitheater öffentliche Spiele anordnen. Insgemein aber wurden sie auf Kosten des Staates und in der Folge auf Kosten der Kaiser angestellt, besonders an ihren Geburtstagen, nach erfochtenen großen Siegen u. s. w.

Der Platz im Amphitheater, wo die Gladiatoren fochten, hieß Arena, weil er mit Sand bestreut war, damit die Kämpfer nicht ausglitschten und das vergossene Blut darein fließen möchte. Die Arena war mit einem Canal und mit einer Mauer umgeben, von welcher sich stufenweise die Sitze der Zuschauer erhoben.

In den ältesten Zeiten wurden nur Gefangene zu Gladiatoren genommen; in der Folge aber auch Sklaven und verurtheilte Verbrecher. Von diesen waren Einige unabänderlich dazu bestimmt, innerhalb eines Jahres ihr

Digitized by Google

Leben im Gefechte zu endigen. Andre konnten nach einer gewissen Zeit befreit werden. Es ließen sich aber auch freigeborne Leute, besonders solche, welche ihr Vermögen verschwendet hatten, für einen gewissen Lohn zu Gladiatoren gebrauchen. Sogar Personen von vornehmer Geburt und angesehene Frauen erschienen auf dem Kampfplatze.

Die Fechter wurden von gewissen Leuten, welche sie kauften und unterrichteten, in Schulen aufbehalten und ernährt. Ein solcher Unternehmer hieß Lanista, und die ganze Anzahl seiner Schüler hieß Familia. Sie wurden mit kräftiger Kost sehr reichlich gespeist, und beim Unterricht fochten sie mit hölzernen Schwertern.

Nach ihren Waffen und der Art zu fechten wurden die Gladiatoren in verschiedene Gattungen eingetheilt. Die erste Gattung hieß Secutores, welche mit Helm, Schild und Schwert bewaffnet waren. Mit ihnen wurden gewöhnlich die Retiarii zum Gefechte zusammengelassen. Diese trugen in der linken Hand eine Lanze mit drei Spitzen und in der Rechten ein Netz, in welches sie ihre Gegner zu verstricken suchten, indem sie es ihnen über den Kopf warfen, darauf schnell zusammenzogen und sie dann gewöhnlich mit dem Dreizack durchstachen. Verfehlten sie aber das Ziel, so ergriffen sie augenblicklich die Flucht und suchten das Netz zu einem zweiten Wurf zurecht zu machen, während der Gegner sie eiligst verfolgte und durch einen tödtlichen Streich ihnen zuvorzukommen suchte. Eine dritte Gattung hieß Mirmillones, welche einen Fisch auf ihrem Helm trugen, und mit einem Schild und einem krummen Schwert oder Dolch bewaffnet waren. Sie fochten gewöhnlich mit solchen, welche wie Thraeier bewaffnet waren und daher Thraces hießen. Endlich gab es Essedarii, welche nach Art der Briten oder Gallier auf Wägen fochten und Audabatae, welche zu Pferd fochten, so daß ihr Helm ihnen die Stirn und die Augen bedeckte.

Am Tage des Gefechtes eröffnete ein feierlicher Aufzug, vom Capitolium aus mitten durch die Stadt ziehend, die Festlichkeit. Die Gladiatoren wurden auf der Arena in Procession aufgeführt und paarweise zusammengestellt. Sie hielten zuerst, gleichsam als Vorspiel zum Kampfe, ein Gefecht mit hölzernen Schwertern, wobei sie ihre Arme mit großer Geschicklichkeit schwangen. Nach einem gegebenen Zeichen mit der Trompete legten sie aber die Scheinwaffen bei Seite und fochten mit ihren ordentlichen Waffen. Das Volk nahm dabei den lebhaftesten Antheil, einige setzten Wetten auf diesen, Andere auf jenen Kämpfer, und da diese oft sehr beträchtlich waren, so begleiteten die Zuschauer jede Bewegung mit der gespanntesten Aufmerksamkeit. Hier wurde geschrien, dort gelacht, hier Beifall gerufen, dort verwünscht, hier Muth zugesprochen, dort geschimpft. Wurde ein Gladiator von seinem Gegner schwer getroffen, so rief das Volk aus: Habet d. h. „er hat seinen Theil.“ Der Verwundete ließ seine Waffen sinken, zum Zeichen, daß er überwunden sei. Nun hing sein Schicksal von dem Willen des Volkes ab. Wollte dieses ihn gerettet haben, so drückte es den Daumen nieder; sollte er aber getödtet werden, so streckte es die Daumen in die Höhe, und befahl ihm, sein Schwert wieder zu nehmen. Der Gladiator raffte nun seine letzte Kraft zusammen und vertheidigte sich mit bewunderungswürdigem Muthe bis zum Tode. War ein Kämpfer gefallen oder tödtlich verwundet, so wurde er in eine Grube nahe am Amphitheater, welche man Spoliarium nannte, mit Haken geschleift.

Die Belohnungen der Sieger waren eine Palme, Gold und ein hölzernes Schwert, als ein Zeichen, daß sie nunmehr vom Fechten frei seien. Diejenigen, welche ein solches Zeichen erhielten, wurden Rudiarii genannt und hingen ihre Waffen im Tempel des Herkules auf. Aber sie wurden bisweilen nachher um einen großen Lohn wieder zum Fechten gedungen.

Eine unglaubliche Menge Menschen wurde jedes Jahr in Rom und in den andern Hauptstädten Italiens auf diese Weise geopfert. Der berühmte Cäsar ließ einmal an einem Tage 300 Reiter, 500 Fußgänger und überdies 20 Elephanten im Circus kämpfen. Die Römer konnten ohne solche Spiele gar nicht leben, und sie kamen ihnen sogleich nach dem Brode. Wenn auch nicht geläugnet werden kann, daß dieselben eine Uebungsschule der Tapferkeit und Standhaftigkeit waren und dazu dienten, den kriegerischen Geist des Volkes zu erhalten; wenn auch durch sie mancher todeswürdige Verbrecher aus der Welt geschafft, und manchem verarmten Bürger Gelegenheit zur Befreiung von seinen Schulden und zu gewinnreichem Erwerbe gegeben wurde, so bleiben sie doch eine Barbarei, vor der die Menschheit mit Recht erschaudert und die sich nimmermehr mit dem Geiste des Christenthums verträgt. Sie wurden deswegen vom ersten christlichen Kaiser Constantin im Jahre 330 nach Chr. G. verboten, und unter dem Kaiser Honorius 395 gänzlich abgeschafft.

Unsere Abbildung stellt einen Gladiator vor,

Digitized by Google

der die Todeswunde empfangen hat und bereits niedergesunken iſt. Er liegt auf dem Schilde; mit der einen Hand ſtützt er ſich noch auf die Erde, und ſcheint ſeine letzte Kraft anzuſtrengen, um ſich emporzuheben. Seine Augen ſind halb gebrochen und ſein ſterbendes Haupt ſenkt ſich nieder, um ſich nie wieder zu erheben. Das Original, nach welchem die Zeichnung genommen iſt, iſt eine aus dem Alterthume und aufbewahrte marmorne Bildſäule von unſchätzbarem Kunſtwerthe, welche ſich in der reichen Antikenſammlung auf dem Campidoglio (Capitol) zu Rom befindet. Man kann das herrliche Kunſtwerk nicht anſehen, ohne tiefes Mitleid mit dem Unglücklichen zu fühlen, der hier in der Blüthe ſeiner Kraft, im ſchönſten Mannesalter ein Raub des Todes wird, und bei ſeinem Anblick ſtellen ſich vor die Seele des Beſchauenden Tauſende, die mit ihm ein gleiches Schickſal hatten.

Das Billard.

(Beſchluß von Seite 216.)

Der ſorgloſeſte Beobachter würde die große Ungleichheit des Charakters wahrgenommen haben, welche ſich bei den Spielern kund gab, die jetzt in ihrer Geſchicklichkeit wetteiferten. St. Clair war ein hübſcher junger Mann von etwa 25 Jahren. Sein Betragen zeigte die Leichtigkeit und Freiheit eines Menſchen, der an die beſte Geſellſchaft gewöhnt iſt; ſein Geſicht war offen und einnehmend; ſeine ganze Haltung frei und männlich. In ſeiner Miene ſprach ſich eine ſorgloſe Fröhlichkeit aus, die ſehr glücklich mit einer zur Gewohnheit gewordenen Artigkeit und einem würdigen Anſtande gepaart war, der die natürliche Anmuth ſeiner Jugend und Liebenswürdigkeit ungemein erhöhte. Seine Geſichtszüge verriethen keine Spur von Geiſt oder Genie, denn St. Clair gehörte jener großen Mittelklaſſe von Menſchen an, die ohne Auszeichnung und ohne Talent gefallen und durch die Macht eines leichten Sinnes und eines gefälligen Aeuſſern ihr Glück weit beſſer in der Welt machen, als jene tiefer denkenden und feiner fühlenden Geiſter. Er beſaß nur ein kleines Vermögen und war glücklich mit einer jungen, liebenswürdigen Frau verheirathet, welcher er von ganzer Seele ergeben war und die ihm mit ihrer Hand zugleich den ganzen Beſitz eines edeln und vortrefflichen Herzens ſchenkte. Beide waren erſt kürzlich in Pittsburg angekommen und hatten ſich, in der Abſicht, ſich ſpäter in einem weſtlichern Theile des Landes anzuſiedeln, entſchloſſen, den Frühling und Sommer in dieſer Stadt zuzubringen, wo Frau St. Clair die Annehmlichkeiten einer guten Geſellſchaft genießen konnte, bis ihr Gatte ihren künftigen Wohnort zu ihrem Empfange vorbereitet hatte.

Sein Spielgefährte war ungefähr zwei Jahrzehnten älter, als er; ein kleiner, magerer und ſchmächtiger Mann mit einem ſtechenden Auge und gelb bleicher Geſichtsfarbe. Er gehörte zu jenen Geſtalten, wie man ſie öfters in den Tavernen und Spielhäuſern der großen amerikaniſchen Städte ſieht und die ſich in Poſtkutſchen und Dampfbooten mit Leuten aus der beſſern Geſellſchaft miſchen. Er war, wie er ſich auszudrücken pflegte, in der Welt herumgeſtreift und dieſe hatte dagegen wieder ſo viel an ihm abgeſtreift, daß er, gleich einer alten abgegriffenen Münze, nur wenig Spuren des urſprünglichen Gepräges trug, aus welchem man ſeine Herkunft und ſein Vaterland hätte errathen können. Aber wie bei einer ſolchen Münze, war nur die Oberfläche bei ihm verändert, das Metall, aus dem ſie beſtand, war daſſelbe geblieben. Kurz er war ein Spieler von Profeſſion, der ſich von Stadt zu Stadt umhertrieb und auf leichtſinnige junge Männer Jagd machte, wobei er ſo viel Kunſtfertigkeit bewies, daß damit ein halb Dutzend Mechaniker ihr Glück hätten machen können.

Das waren die beiden Spieler, die, wie die letzten Kämpfer eines Turniers, allein geblieben waren, und nachdem ſie alle ihre Gegner in den Sand geſtreckt, ihre Waffen gegen einander ſelbſt kehrten. Eine Zeitlang zeigten ſie gegen einander eine Höflichkeit, welche die Wirkung des Reſpekts vor ihrer gegenſeitigen Geſchicklichkeit zu ſein ſchien. Bei St. Clair war es Natur, bei dem Spieler Maske. Der Letztere, der jetzt die Gelegenheit gefunden hatte, die er ſo lange geſucht, begann alsbald die Kunſtgriffe ſeines Handwerks zu üben. Das Billardſpiel, das eine große Schärfe des Auges und Stetigkeit der Hand fordert, kann nur von einem ſolchen gut geſpielt werden, der vollkommen Meiſter ſeines Temperaments iſt; und der erfahrene Gegner St. Clairs verſuchte nun eine Finte, durch welche er oft ſein Glück gemacht hatte.

„Sie ſind verheirathet, nicht war?“ fing er an.

„Ja Herr“.

„Das war ſchlecht geſpielt; Sie hätten beinahe den Ball verfehlt“.

„Sie ſprachen zu mir gerade als ich ſtieß“, ſagte St. Clair wohlgemuth.

Digitized by Google

„O, ich bitte um Vergebung. Wo haben Sie das Billardſpiel gelernt?“

„In Philadelphia“.

„Spielt man dort gut?“

„Es gibt dort einige ſehr gute Spieler.“

„Mag wohl ſein. Aber ich zweifle, ob ſie es nach der Theorie verſtehen, Neu Orleans iſt dafür der einzige Platz. Dort haben ſie den rechten Takt. Sehen Sie doch! — was haben Sie doch wieder ſchlecht geſtoßen, — und gar den unrechten Ball getroffen. Ihr verheirathete Herrn ſeid an frühe Abendſtunden gewöhnt und werdet eher ſchläfrig, als wir Junggeſellen.“

„Ich glaube doch nicht eben ein Zeichen von Schläfrigkeit gegeben zu haben.“

„Nein, Nein, ich will damit keine Anſpielung machen. — Abermals ein ſchlechter Stoß. Was machen Sie denn?“

„Sie werden gefunden haben, daß ich doch bis jetzt erträglich gut geſpielt habe.“

„Gewiß; Sie ſpielen vortrefflich; aber ihr verheiratheten Herrn werdet eben ſchlaff, wenn es ſpät wird. Man kann unmöglich fein ſpielen, wenn man ſo ſehr nach Hauſe eilt. Ein Ehemann kann ſich nicht erwehren, an die ſauern Blicke und an die Gardinenpredigten zu denken, die ihn erwarten, wenn er nach Mitternacht zu ſeiner Ehehälfte kommt.“

„Ich hoffe, Sie machen dieſe Bemerkung nicht über mich, ſagte St. Clair; ich bin weder müde noch ſchläfrig und bereit, ſo lange mit Ihnen zu ſpielen, als Sie Luſt haben.“

„Das iſt ſchön! — Ich bilde mir gar nichts auf mein Spiel ein. Wollen wir den Einſatz verdoppeln.“

„Meinetwegen.“

„Wohlan. Jetzt nehmen Sie ſich zuſammen, ſonſt kommen Sie zu kurz.“

Im Aerger über dieſe Unverſchämtheit verlor St. Clair mehrere Parthien. Dieß ſteigerte noch ſeine Ungeduld, und ſein Quäler fuhr fort, ihn mit beißenden Bemerkungen zu ſtacheln, bis er ſeiner ſelbſt nicht mehr mächtig war. Er trank, um ſeine Nerven zu ſtärken; aber das Trinken entflammte ſeine Leidenſchaft nur noch mehr.

Er verdoppelte, verdreifachte, vervierfachte den Einſatz, um ſeinen Verluſt zu erſetzen. Vergebens! Jeder verzweifelte Verſuch beſchleunigten ſeinen Ruin, und es war noch ein Glück, daß ſein natürlich guter Verſtand ihn warnte, aufzuhören, ehe ſein ganzes Vermögen dahin war.

In bitterem Schmerz über ſeinen Unſtern verließ St. Clair das Haus der Zerſtreuung und ging nach ſeiner Wohnung. Sein langſamer, gedankenvoller Gang war jetzt ſehr verſchieden von der gewöhnlichen Leichtigkeit und Anmuth ſeines frühern Weſens. Nicht als ob er die Vorwürfe ſeiner geliebten Gattin fürchtete; denn für ihn war ihre Stirne ſtets wolkenlos und ihre Lippen athmeten nur Zärtlichkeit. Sie war eins jener edeln, ſeltſamen Weſen, deren himmliſche Güte nicht mit der Stunde oder Jahreszeit wechſelt, ſondern in allem Wechſel ſich gleich bleibt.

Es war gerade die Erinnerung an dieſe warme, innige Liebe die jetzt mit Zentnerlaſt auf dem Gewiſſen des jungen Spielers lag, wenn er daran dachte, wie viele unſchuldige Vergnügungen und Annehmlichkeiten das vortreffliche Weib ſich verſagte, während er bedeutende Summen in ſelbſtſüchtiger Zerſtreuung vergeudete. Da er nie zuvor ſo viel im Spiele verloren hatte, ſo war er auf einen ſolchen Fall auch gar nicht gefaßt geweſen; und mit Schlangenzähnen griffen Selbſtvorwürfe und bittre Reue ſein Gewiſſen an. Er gedachte der mannigfaltigen Entwürfe für häusliches Wohlbehagen, die jetzt durch ſeine Unklugheit geſcheitert waren. Noch an demſelben Abend hatte er mit ſeiner Gattin von der ländlichen Wohnung geſprochen, die ſie beziehen wollten, und Luiſens Geſchmack hatte eine Menge Hausgeräthe in Vorſchlag gebracht, mit dem ſie ausgeſchmückt werden ſollte. Als er ſie verließ, hatte er verſprochen, bald zurückzukehren; und nun kam er nach einer langen Abweſenheit als Bote nicht des gänzlichen Verfalls ihres Wohlſtandes aber doch der getäuſchten Erwartung. Die Wirkung des Weines und die Aufregung ſeines Gemüthes hatten die gewöhnlichen ſanften Gefühle St. Clairs zu einem höchſt leidenſchaftlichen Zuſtande geſteigert. Seine Einbildungskraft flog in die Vergangenheit zurück und in die Zukunft hinaus, und jedes Bild, das ſich ihm vor die Seele ſtellte, vermehrte ſeine innere Pein.

„Ich will zu meiner Louiſe gehen, ſprach er bei ſich ſelbſt, und ihr alles geſtehen. So ſpät es auch iſt, ſie wacht noch für mich. — Armes, armes Kind! ſie hat keine Ahnung davon, daß ich, während ſie die langen, trüben Stunden meiner Abweſenheit zählte, mich leichtſinnig vor mir ſelbſt herabgewürdigt, meinen Wohlſtand zertrümmert und ihr den bittern Kelch der Trübſal bereitet habe!“ —

In dieſer Zerknirſchung ſeines Herzens erreichte er ſeine Hausthüre und klopfte leiſe an. Es befremdete ihn, daß ſein gegebenes Zeichen nicht augenblicklich beantwortet wurde; denn die wachſame Sorgfalt ſeines Weibes hatte ſie immer zurückgehalten, ſich während ſeiner Abweſenheit

Digitized by Google

Das Billard.

zur Ruhe zu legen. Er klopfte wieder und wieder — und zuletzt, als seine Geduld beinahe erschöpft war, kam eine schläfrige Magd vor Kälte schnatternd an die Thüre. Er entriß ihr den Leuchter und ging in sein Zimmer hinauf. Es war verlassen und leer!

„Wo ist Frau St. Clair, fragte er die Magd, die ihm gefolgt war."

„Fort, — Fort!" —

„Wohin?"

„Warum Herr, — sie ist fort mit einem Herrn."

„Fort mit einem Herrn? Unmöglich!"

„Ja Herr gewiß, sie ist fort mit einem Herren im Wagen."

„Wann? — wohin ist sie gegangen?"

„Ich weiß es nicht, wohin sie gegangenist, Herr; sie hat kein Wort mit mir gesprochen. Sie ging unmittelbar darauf, nachdem Sie das Haus verlassen hatten."

„Hat sie keine Botschaft zurückgelassen?"

„Nein, Herr, keine! sie war in großer Eile."

St. Clair befahl der Magd, hinwegzugehen, und sank in einen Stuhl. Er starrte rings im Zimmer umher, und seine Wohnung, einst der Sitz des Glückes, schien ihm einsam wie das Grab. Er nannte den Namen Luise, und tausend Freuden erwachten in seiner Erinnerung. Alle — alle waren dahin! Er kämpfte, um seine Gefühle zu besänftigen und Alles vernünftig zu überlegen. Vergebens! Wer hätte in einem solchen Augenblick ruhig überlegen können? Er zog mechanisch seine Uhr hervor; es war zwei Uhr vorbei. Wo konnte Luise nur zu solcher Stunde sein? — sie hatte keine vertraute Freundinnen und nur wenige Bekanntschaften in der Stadt. Sollte sie vielleicht Jemand mit Gewalt entführt haben? Nein, nein, — die Wahrheit lag ganz nahe! Luise durch sein wiederholtes nächtliches Ausbleiben erbittert, war vielleicht zurück zu ihren Eltern gegangen — ein Schritt um dessentwillen er sie kaum tadeln konnte, und er war nun ein verlassener darniedergebeugter Mann! —

In einem fürchterlichen Kampfe seiner Empfindungen, verließ er sein Haus und wanderte zerstreut durch die Straßen, bis er an den Zusammenfluß der Ströme kam. An dieser Stelle war er mit Luisen auf ihrem letzten Spaziergange gewandelt. Alle seine Zärtlichkeit und Liebe erwachte, und traurig kehrte er nun mit einem gepreßten Herzen, entschlossen, seine Wohnung aufzusuchen, und so geduldig er es vermochte, zu warten, bis der anbrechende Tag ihm einigen Aufschluß über Luisens Handlungsweise brachte.

In diesem Augenblick traf sein Auge ein Lichtstrahl der von dem Saume des Alleghany gegen die Stadt hin schimmerte. Gleich darauf verschwand er — leuchtete aber wieder zwischen den alten Wellen des Fort du Quesne — und verschwand darauf gänzlich. Er ging vorsichtig auf das zerstörte Fort zu, kletterte über die Trümmer der Brustwehr in den innern Raum und untersuchte sorgfältig den ganzen Boden bei dem hellen Lichte des eben aufgehenden Mondes. Kein lebendiges Wesen war zu sehen; nur eine chaotische Masse von zerbröckeltem Mauerwerk und zerbrochenen Felsen stellte sich ihm dar — die Ueberreste eines mächtigen Bollwerkes, das die Stürme des Krieges verwüstet hatten.

Es ist wüste, sprach der gebeugte Mann, wüste wie mein eigenes, einst so glückliches Haus. Die Fahne ist fortgezogen, die Musik verstummt, die starken Thürme sind eingestürzt, und alles ist öde! —

Plötzlich drang wieder ein schwacher Schimmer des Lichtes in sein Auge und er schlich durchbebt von einer dunkeln Ahnung, als stehe es in irgend einer Beziehung zu seinem eigenen Schicksal, leise auf dasselbe zu. Bald erreichte er den Eingang eines Bogengewölbes, das ehemals als Pulvermagazin gedient hatte. Der Thürweg war durch einige neben einander gestellte Bretter verrammelt, die offenbar dazu dienen sollten, das darin Vorgehende zu verbergen. Aber eine Ritze, die man unbeachtet gelassen hatte, gestattete dem Lichtstrahl, der St. Clairs Aufmerksamkeit bereits angezogen hatte, einen Durchgang. Er kam von dem Wachslicht aus einer kleinen Blendlaterne. Vor derselben saßen zwei Gestalten, in deren einer der erstaunte Lauscher seinen Spielgefährten erkannte. Der andere war ein roher, schlecht gekleideter Kerl, mit einem wilden Unglück weissagenden Gesichte, in welches die Sünde und das Verbrechen tiefe Furchen gegraben hatten. Beide waren eifrig damit beschäftigt, eine große Anzahl von Schlüsseln, welche neu verfertigt zu sein schienen, probiren und nach der Unterhaltung die sie miteinander führten, schienen beide einen Einbruch im Schilde zu führen.

(Siehe die Abbildung).

St. Clair vermochte die Scene nicht länger anzusehen. Unter allen andern Umständen würde sie seine Neugierde erregt haben; aber die Entdeckung, daß er, durch einen ausgemachten Schurke betrogen worden sei, steigerte die Leiden, die bereits seine Seele erfüllten, bis zu einem solchen Grade, daß er weder Geduld noch Lust hatte, seine Entdeckungen weiter zu verfolgen.

Digitized by Google

„Also um eines solchen Schurken willen, rief er, als er traurig wieder den Weg nach Hause einschlug, um eines solchen Schuftes willen habe ich meine Luise verloren! Vielleicht mag sie die Wahrheit erfahren haben. Man hat es ihr wahrscheinlich gesagt, daß ich der Genosse von Spielern und Strauchdieben war, und entrüstet über meine Falschheit und Schuld floh sie vor Schande und Elend!

Er trat wieder in seine Wohnung. Wie verändert! Keine Hand streckte sich aus, ihn zu empfangen; kein Lächeln hieß ihn willkommen. Alles war öde, kalt, todtenstill. Ein halbausgebranntes Licht brannte in dem Sprachzimmer und warf einen bleichen Schein um sich her; aber der schöne glänzende Stern, der seiner kleinen Welt Licht und Wärme verliehen hatte, war erloschen! St. Clair schauderte, als er sich umsah. Jeder Gegenstand erinnerte ihn an die Glückseligkeit die er zerstört hatte und er klagte sich an als einen moralischen Selbstmörder. Halb todt von Kälte, Erschöpfung und Traurigkeit nahete er sich dem Feuer, — als ein auf dem Boden liegendes Billet ihm ins Auge fiel. Es war an ihn gerichtet und von Luisens Hand: „Die arme Frau B . ., schrieb sie, die uns so viele Freundschaft erwiesen hat, schickt eben nach mir. Sie ist sehr krank und meint, Niemand könne sie so gut pflegen, als ich. Ich kann ihr ihre Bitte nicht abschlagen und bedaure, daß ich auf einige Stunden mit meinem Bruder Karl mich entfernen muß. Gute Nacht, mein Lieber." Deine Luise.

Die Gefühle, die diese Zeilen in St. Clair erregten, lassen sich besser denken, als beschreiben. Es war der Uebergang aus der fürchterlichsten Ungewißheit und Verzweiflung zu der vollen Fluth der Freude. Er drückte das liebe Schreiben an seine Lippen und rannte bald jubelnd bald weinend wie ein Wahnsinniger im Zimmer auf und ab. Endlich ergab er sich zu Bette, wo sein erschöpfter Geist bald in Ruhe versank.

Am folgenden Morgen stand er frühe auf. Luise war schon im Wohnzimmer, um ihn freundlich zu bewillkommen. Der Kaffee stand dampfend auf dem Tische und während beide vertraulich kosend ihn tranken, erzählte er ihr die Abenteuer der vergangenen Nacht. Luisens liebevolles Gemüth fühlte ganz mit ihm die Angst, die er überstanden hatte, und Thränen stahlen sich an ihrer vom Wachen bleiche Wange herab.

„Sage mir nicht, rief St. Clair, daß ich nur gelitten habe, was du so oft ertragst. Nein, dumachst mir keine Vorwürfe; aber ich weiß, ich fühle es — und hiermit entsage ich dem Spiel für immer. Nimmermehr sollst du Grund haben, dich über meine Zerstreuungssucht zu beklagen."

Er hielt Wort; er war geheilt für immer und gestand, daß der Friede und das Glück seiner spätern Jahre wohlfeil erkauft seyen mit der Angst dieser verhängnißvollen Nacht.

Verschiedenes.

Entdeckung der Chinarinde.

Ein Indier, von einem heftigen Fieber befallen, wurde von seinen Gefährten an dem Ufer eines Flusses zurückgelassen, und trank zur Stillung seines brennenden Durstes das Wasser dieses Flusses in vollen Zügen. Es hatte scheint es die Rinde der am Ufer wachsenden Bäume dem Wasser etwas von ihrer guten Eigenschaft mitgetheilt, denn bald war das Fieber des armen Indiers gestillt und er kehrte vollkommen genesen zu seinen erkauften Freunden zurück, die ihn schon aufgegeben hatten. Das Merkwürdige der Sache erregte Erstaunen und bald auch Abergläuben unter ihnen. Die Kranken drängten sich zu dem heiligen Strome, wie sie ihn nannten und erfuhren bald seine heilende Kraft, ohne aber die Ursache errathen zu können. Die Weisen des Stammes jedoch fandrn endlich das Geheimniß aus und verbfientlichten diese wichtige Entdeckung. Im Jahre 1640 wurden die Amerikaner mit dem Gebrauch dieses vortrefflichen Arzneimittels bekannt und im Jahre 1649 gelangte sein Ruf nach Europa durch Cardinal Lugo und andere Jesuiten, die dessen wunderbare Wirkung an Ort und Stelle beobachter hatten.

Des Papagei's letzte Worte.

In Danzig lebt ein Herr Hewelke, ein wohlhabender Brauherrr, der unter andern Ausstaffirungen seiner Zimmer auch einen flattrlichen Käfig mit einrm schwagenden Papagri beshzt. Ein fast täglich für Herrn Hewelke sich wiederholendes Geschäft war es, daß Landtrute in dem Wohnzimmer erschienen, um wegen Gerstelieferung Abrechnung zu halten. Diese pflegten bei ihrem Abgange durch ein treuherziges; „Herr Hewelke, nun gehen wir!" sich in dem Gemühle als abgefertigt bemerklich zu machen; eine Redensart, die der aufhorchende Papagei also unzählige Male vernehmen. die ihm aber auch besonders aufgefallen seyn mußte. Eines Tages steigt Herr Hewelke nach seinem Wohnzimmer die enge finstere Treppe des Brauhauses hinauf, da stürzt ihm mit Sprüngen, die ein böses Gewissen verriethen, der große Hauskater entgegen, als sichere Beute im Maule den flatternden Papagei entführend, welcher als letzten Angstschrei noch die Worte ertönen läßt: „Herr Hewelke, nun gehen wir!"

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Muller'schen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google

K. Kiefer, Morgheim E-765/98/26.4.

ÖS 4245,80

Digitized by Google

Österreichische Nationalbibliothek